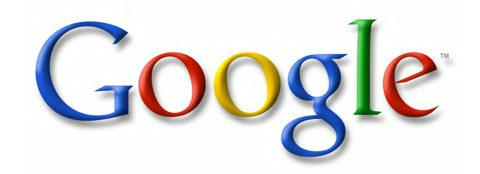


Neuer

NEKROLOG

der

Deutschen.

Zweiter Jahrgang 1824.



Zweites Heft.

Ilmenau 1826.

Gedruckt und verlegt bei B. F. Voigt.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Neuer Nekrolog der Deutschen.

Herausgegeben von

Friedrich August Schmidt,
Superintendenten und Oberpfarrer zu Ilmenau.



Zweiter Jahrgang, 1824.

Zweites Heft.

Ilmenau 1826.
[illegible] Voigt.

Dr. Carl Poppo Fröbel,

Professor und Besitzer der Hofbuchdruckerei zu Rudolstadt.

geb. den 2. November 1786,
gest. den 15. März 1824.

Er wurde zu Oberweißbach im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt geboren, wo sein Vater, Joh. Jacob Fröbel, ein gelehrter und achtungswürdiger Mann, Pfarrer war. Durch vielfältige Amtsgeschäfte verhindert, konnte dieser den Unterricht seines Sohnes nur bis zum zehnten Jahre besorgen; worauf er einigen Verwandten in Eisfeld anvertraut wurde, und die dortige Stadtschule besuchen mußte. Aber schon nach einem Jahre wurde der junge Fröbel seinem ältesten Bruder übergeben, der als Pfarrer zu Eiba lebte. Bei diesem legte er einen so guten Grund in der lateinischen und griechischen Sprache, daß er zu Ostern 1800 in die zweite Classe des Gymnasiums zu Rudolstadt aufgenommen werden konnte. Auf der Schule zeigten sich bald die Spuren seiner vortrefflichen Anlagen und von seinem unermüdlichen Fleiße und Scharfsinn hegte der um Geist und Herz so vieler Schwarzburger hoch verdiente Consistorialrath und Director F. Ludwig Hesse die schönsten Erwartungen.

Im Jahr 1805 zu Ostern verließ er das Gymnasium und bezog wohl vorbereitet die Academie Jena, um sich der Gottesgelehrtheit zu widmen.

Während seines Aufenthalts daselbst vernachlässigte er jedoch keineswegs das einmal lieb gewonnene Studium der besten Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums; indem er der festen Ueberzeugung war, daß Niemand, ohne Kenntniß und Verständniß jener, auf den Namen eines wahren und gründlichen Theologen Anspruch machen dürfe.

Nach Beendigung seiner academischen Laufbahn bewährte es sich, daß er nicht vergebens den Unterricht so vieler berühmten Lehrer, als eines Griesbach, Eichstädt, Ulrich u. a. genossen habe; und am 10. September 1807 wurde ihm der Grad eines Doctors der Weltweisheit ertheilt.

Nicht ohne Beifall hatte er einigemale schon die Kanzel bestiegen, da seine Predigten sich nicht allein durch Kraft und Gewandtheit der Sprache, sondern auch durch Klarheit und Gediegenheit im Vortrage rühmlichst auszeichneten. Allein die bisher betretene Laufbahn erhielt unerwartet eine andere Richtung. Ihm wurde nämlich am 1. October 1807 die Collaboratur am Gymnasium zu Rudolstadt zugleich mit der Inspection des fürstlichen Freitisches und der Verwaltung des nicht unbedeutenden Schulfiscus übertragen.

Nach dem Tode des gelehrten Conrector Voigt mußte Fröbel den Unterricht in der dritten Classe übernehmen, bis für dieselbe ein neuer Lehrer berufen und die Schule überhaupt dem Geist und den Anforderungen der Zeit gemäß neu organisirt seyn würde. Es bedarf gar keiner Erwähnung, daß jetzt Arbeiten auf ihn lagen, die zwar den Kräften angemessen waren, jedoch seine Geduld in vollem Maße in Anspruch nehmen mußten.

Bald wurde ihm auch der Unterricht der lateinischen, griechischen, hebräischen und französischen

Sprache *) und anderer Wissenschaften sowohl in der ersten als zweiten Classe des Gymnasiums übertragen, den er auch, obschon er vorher blos in den Anfangsgründen unterwiesen hatte, zu aller Zufriedenheit ertheilte. Sein Gehalt wurde zwar erhöhet, doch behielt er noch den Titel eines Collaborators bei. Als jedoch Abraham Voß von Heidelberg hierher zum vierten Professor berufen wurde, so erhielt Fröbel die dritte Professur, mit Abnahme nur weniger Arbeiten und Beschwerden der frühern Stelle.

Aber fast unter der Bürde seiner Geschäfte erliegend, wünschte er nichts sehnlicher, als von Verwaltung des Schulfiscus befreit zu werden, welche ihm mancherlei Verdrüßlichkeiten und unsägliche Mühe verursacht hatte, womit er außerdem die rühmliche Absicht verband, in seinen Nebenstunden griechische und römische Classiker bearbeiten zu können. Zuerst wollte er den Sallust, den er vor andern lateinischen Schriftstellern liebte, in einer neuen Recension des Textes mit einem reichhaltigen philologisch-critischen und historisch-ästhetischen Commentar und einem Glossar ausgestattet, herausgeben. Schon hatte er mit einem Buchhändler (Bertuch) unterhandelt und ihm seinen Plan mitgetheilt, über welchen er sich auch in der später erschienenen deutschen Uebersetzung des Sallusts kürzlich ausgesprochen hat **). Er sah aber

*) Wie mächtig er dieser zuletzt genannten Sprache und wie tief er in ihren Geist eingedrungen war, beweist unter andern die gelungene Uebersetzung des Schiller'schen Liedes an die Freude. Ode a la joie; trad. de l'allemand de Schiller par Ch. P. Froebel. à Rudolstadt 1810.

**) Sallustius Catilina, übersetzt von Dr. C. P. Fröbel. Rudolstadt 1821. 8. (Die erste Recension des Catilina erschien als Schulausgabe:

Bei seinem neuen Geschäft kam ihm die ausgezeichnete Kenntniß älterer und neuerer Sprachen gut zu statten. Nicht nur bei der Correctur, die auf das Sorgfältigste gelesen wurde, konnte er sie trefflich nutzen, sondern es war ihm auch möglich, selbst die Verfasser der Bücher, welche bei ihm gedruckt wurden, hie und da zu berichtigen. So erhielt von ihm z. B. die letzte Ausgabe des aus seiner Officin erschienenen deutsch-lateinischen Wörterbuchs von Bauer verschiedene Zusätze und Verbesserungen.

Seine Absicht, die französischen Classiker nach und nach herauszugeben, wurde von Mehrern höchst beifällig aufgenommen. *) Hätte er aber einen andern Plan, helleres Licht über den Ursprung und die wahren Erfinder der Buchdruckerkunst zu verbreiten, zur Ausführung bringen können, so würde sein Name sicher den Zeitgenossen bekannter geworden und der Nachwelt ruhmvoller aufbewahrt seyn. Schon hatte er eine Menge Vorarbeiten zu diesem Behuf beendigt; aber seine Gesundheit wurde von Tag zu Tag schwankender und bedenklicher; und die seinem Herzen nahe standen, konnten ihm nicht sowohl ein längeres Leben, als vielmehr ein baldiges und leichtes Ende wünschen. Dies erfolgte auch nach einem zehnwöchentlichen Krankenlager den 15. März 1824, an welchem Tag ein Ner-

*) Von diesen sind erschienen:

La Fontaine Contes et Nouvelles. Nouvelle édition corrigée et revue sur les meilleures copies, et suivie d'un dictionnaire des mots vieux et peu usités et des autres objets qui demandent éclaircissements. Par Ch. P. Froebel. 8. T. I. 1822. T. II. 1823.

Le Sage le Diable boiteux. Nouvelle édition, corrigée et revue sur les meilleures copies; avec des remarques par Ch. P. Froebel. T. I. II. 1821. kl. 8.





Neuer
Nekrolog
der
Deutschen.

Herausgegeben

von

Friedrich August Schmidt,
Superintendenten und Oberpfarrer zu Ilmenau.



Zweiter Jahrgang, 1824.

Zweites Heft.

Ilmenau 1826.
Gedruckt und verlegt bei Bernh. Friedr. Voigt.

Kaum war unser Möller in die erste Hälft[e] des vierten Lebensjahres eingetreten und hatte au[s] dem Schooße der Mutter eine jüngere Schwester, Magdalena Christiane Dorothea, erblühen sehn, als der Tod ihm plötzlich den Vater raubte. Nichts blieb in seiner jungen Seele davon zurück, als Bilder der Sarglegung und des Begräbnisses, deren er sich noch dunkel zu erinnern wußte.

Unter die ängstlich treue Pflege der gebeugten Mutter und der seit drei Jahren nun auch verwittweten Großmutter väterlicher Seits gestellt, erhielt der Knabe, in engen Kreisen festgehalten, eine eigenthümliche Richtung für sein ganzes Leben. Wie sein Körper, vor jeder möglichen Gefahr behütet und eben dadurch den stärkenden und erregenden Einflüssen der Luft und des freien Zusammenlebens mit jugendlichen Gespielen entzogen, eine gewisse Weichheit und Reizbarkeit annahm und beibehielt, so stimmte sich auch die Seele zu einer vorherrschenden Bangigkeit und Berührsamkeit nach Außen; und als für die Aufgaben der männlichen Jahre Selbstvertrauen und Entschlossenheit und ein erweiterter Gesichtskreis erfordert wurde, da konnte nur durch Willenskraft und Anspannung des Geistes geholfen werden — ein Ausweg, der um so mehr Ehre bringt, als er schwieriger und mit Kämpfen und Rückfällen verbunden zu seyn pflegt.

Eben jener weiblichen Erziehung hatte Möller nun aber auch den Sinn für Frömmigkeit, *) für

*) Mehr als ein Mal hörte der Knabe des Nachts mit tiefer Rührung und unter heißen Thränen zu, wenn die bekümmerte Mutter, in der Meinung, daß ihre Kinder fest schliefen, aufstand, auf ihre Knie sank und betete: „Herr Gott, Vater im Himmel! erbarme dich über mich und über meine armen Waisen und gib ihnen wahre Frömmigkeit und Gesundheit!“ —

Dr. Carl Poppo Fröbel,

Professor und Besitzer der Hofbuchdruckerei zu Rudolstadt.

geb. den 2. November 1786,
gest. den 15. März 1824.

Er wurde zu Oberweißbach im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt geboren, wo sein Vater, Joh. Jacob Fröbel, ein gelehrter und achtungswürdiger Mann, Pfarrer war. Durch vielfältige Amtsgeschäfte verhindert, konnte dieser den Unterricht seines Sohnes nur bis zum zehnten Jahre besorgen; worauf er einigen Verwandten in Eisfeld anvertraut wurde, und die dortige Stadtschule besuchen mußte. Aber schon nach einem Jahre wurde der junge Fröbel seinem ältesten Bruder übergeben, der als Pfarrer zu Eiba lebte. Bei diesem legte er einen so guten Grund in der lateinischen und griechischen Sprache, daß er zu Ostern 1800 in die zweite Classe des Gymnasiums zu Rudolstadt aufgenommen werden konnte. Auf der Schule zeigten sich bald die Spuren seiner vortrefflichen Anlagen und von seinem unermüdlichen Fleiße und Scharfsinn hegte der um Geist und Herz so vieler Schwarzburger hoch verdiente Consistorialrath und Director F. Ludwig Hesse die schönsten Erwartungen.

Im Jahr 1805 zu Ostern verließ er das Gymnasium und bezog wohl vorbereitet die Academie Jena, um sich der Gottesgelehrtheit zu widmen.

Unter den städtischen Volksschulen besuchte er eine der besten, die zu den Barfüßern; hinsichtlich der gelehrten Vorbereitung blieb keine Wahl: mit allen seinen Unvollkommenheiten stand das evangelische Rathsgymnasium allein da; und wenn dort, in jenen Elementarclassen, zu großer Plage der Knaben, mit der lateinischen und griechischen Sprache unnützer Prunk getrieben wurde, so war hier an eigentliches, bildendes Studium der Alten gar nicht zu denken. Daß in dieser Beziehung die nachfolgende Generation so viel glücklicher ist, daß auf jene Vernachlässigung eine Schwerfälligkeit der geistigen Hervorbringungen und des mündlichen Ausdrucks zu rechnen war, an welcher so viele, wackere Männer jener Zeitperiode leiden mußten: dies hat auch der Mann unsrer Geschichte sehr aufrichtig und mit fast zu großem Schmerz empfunden. Unter dem 9. August 1817 theilte er einem seiner Söhne eine gelehrte Abhandlung mit und schrieb dazu: „wenn auch diese Arbeit von der Art seyn sollte, „daß die guten Körner in derselben durch die Spreu, „das heißt, durch Gang und Einkleidung, denen „die logische Schärfe und die rhetorische Kunst fehlt, „verdeckt werden sollten; nun so lege ich diese Bogen zu den vielen, die euch, meinen Kindern, nach „meinem Tode noch sagen werden, daß euer Vater „zwar gut wollte, aber schlecht konnte, weil sein „Zeitalter, das ihn vorbereiten und seinem regen „Geiste die Entwickelung geben sollte, ihn jämmerlich verließ, und für seine Thränen und für seine „großen Anstrengungen keinen Sinn und kein Gehör hatte.“ —

Diese wehmüthige Klage — gewiß von großer Bedeutsamkeit für die Geschichte des Schulwesens im Allgemeinen, — hat in wenige Züge zusammengedrängt, was wir aus diesem Zeitraum

von M. zu berichten haben. Sein häusliches Leben hatte sich bis dahin nicht geändert; denn, wenn auch durch den Zutritt einer Mutterschwester, die, gleichfalls Predigerwittwe, mit einer Tochter und zwei Söhnen allein gelassen war, der Familienkreis erweitert wurde, so blieben gleichwohl Stille und Einförmigkeit vorwaltend unter den Genossen desselben, und darum konnte, was doch im Jünglingsalter von so großer Wichtigkeit ist — ein richtiger Maaßstab der Selbstschätzung nicht gefunden, der emporstrebende Geist mußte entweder durch den Beifall seiner kleinen Umgebungen auf Augenblicke zu sehr erhoben, oder, ein Fall, der bei ihm noch viel häufiger eintrat, durch unerwartete Berührung mit Männern, die eine andre Richtung genommen hatten, zu tief gebeugt werden. Auf diese Weise entstand ein unsicheres Schwanken in seinem Innern, so oft er dem Urtheile der Welt mit den Leistungen des Berufs gegenüber trat, und beinahe bis in die letzten Jahre seines irdischen Daseyns zeigten sich die Spuren davon, wenigstens in einer Art von Unzufriedenheit mit sich selbst, *) welche man bei einem so redlichen Arbeiter betrauern müßte,

---

*) In einem Manuscript, welches den Titel hat: Rechenschaft über mein Daseyn und Wirken, meinem Zeitalter abgelegt, vor meinem Abtreten vom Schauplatze des Lebens, sagt er selbst: „es lebte in mir ein sehr reger und thätiger „Geist, der aber seine Kräfte großentheils nicht anwenden konnte, um etwas vor sich zu bringen; mich durchglühte das heftigste Ehrgefühl: und dieses wurde ein „Mal über das andre von dem Ueberguß eigener Demüthigung entsetzlich gedämpft. Vor allen aber schadete „mir der oft nur täuschende und leere Beifall meiner Umgebung, und dann wieder allzustrenger, unbilliger Tadel von Außen. So war, bis auf einige Jahre daher, „die Geschichte meiner vorigen Tage.“ —

wenn sie nicht auch immer wieder Anstöße zu neuer Geistesanspannung und zu unablässigem Weiterstreben gegeben hätte.

Ihn davon frei zu machen hätte nur das academische Leben vermocht, in welches nun der — etwas schwere Schritt geschah. Allein, wer sich das siebente Jahrzehnt des vorigen Säculums zu vergegenwärtigen, wer es weiß, wie der Einfluß theils einer neuen Philosophie, theils des erwachenden classischen Studiums und der anbrechenden Geschmacksbildung eben um jene Zeit Bewegungen in der theologischen Welt, Anfälle der Critik auf den kirchlichen Lehrbegriff, und, mit einem Worte, neue und kühne Ansichten in Menge hervorbrachte, der wird sich lebhaft genug vorstellen können, wie der junge Mann, der bis dahin die Lehrsätze des Compendiums von L. Hutter, wenn auch nicht liebgewonnen, aber doch für unantastbar gehalten hatte, in dieser Periode Schwankungen von viel größerer Heftigkeit erfahren mußte und sich mit seinem Gemüth auf die Mitte eines stürmischen Meeres versetzt sah.

In den Jahren 1777 und 1778 besuchte er nur noch die Hochschule von Erfurt. Die dasigen Professoren der Theologie waren in der Regel zugleich Pfarrer und mit einer nicht unbedeutenden Seelsorge beschäftigt. Bei dem redlichsten Fleiße konnten daher solche Männer sich selten tief genug in der Wissenschaft begründen, und daher wurde in ihren Auditorien, mit wenigen Ausnahmen, entweder das Alte ohne lebendigen Geist, oder das Neue ohne besonnene Prüfung gegeben und genommen. *) In Jena, dessen Musensitz Möller

*) Ein etwas älterer Zeitgenosse Möllers, der um diese Zeit von Leipzig und Halle nach Erfurt zurück

1779 und 1780 bewohnte, hatte zwar die neue Theologie noch nicht, so wie in Halle, ihre Vorkämpfer gefunden; aber auch Döderleins und Griesbachs Tag war noch nicht angebrochen. Jener befand sich damals noch in Altdorf; dieser wurde gleichfalls erst einige Jahre später nach Jena berufen, und der Mann, dessen schauerliches Ende dem berühmten Critiker des neuen Testaments erst den Platz geöffnet hat: Dr. E. J. Danovius, der deutsche Herausgeber von Rousseau's Briefen, war damals, in der Exegese, Dogmatik, Moral, Symbolik und Polemik, Möllers vorzüglichster Lehrer; ja er war ihm zugleich Freund, Gönner und Hausgenosse. *) Wie viel indeß auch immer durch die Gelehrsamkeit und Treue seiner Lehrer, und durch den Fleiß und das redliche Fortarbeiten von seiner Seite angebaut worden war: sichere Begründung und innern Frieden, wahre Aufhellung des Geistes und practische Fähigkeit hatte er dem academischen Leben nicht, sondern nur dem eigenen, unausgesetzten Ringen zu danken. Dies zeigt sich wohl am deutlichsten aus einer zwölf Bogen starken, sehr nachdrücklich verfaßten Schrift, welche ursprünglich zum Druck bestimmt war und zwanzig Jahre nach seiner Rückkehr von Jena entstanden, alle Mängel solcher Anstalten mit den frischesten Farben schil-

---

kehrte und hier seiner Beförderung wegen noch einige Collegia hören mußte, sagt davon in seinem Curriculo vitae: mox intellexi, omnem spem in memet ipso, id est, in privato studio esse reponendam.

*) In einem sehr ehrenvollen Zeugniß, welches Danovius dem jungen Theologen von Jena mitgab, wünscht er, ut vir praestantissimus mihique admodum carus (siquidem communi etiam mecum domicilio et multa mea consuetudine uteretur) collectae apud nostrates bonae scientiae largissimos fructus referat.

dert. Sie führt den Titel: **über das Absterben der Universitäten und die daher zu hoffende, große Erbschaft für den Staat,** und ist lebendiges Zeugniß eines noch nicht besiegten Unmuths.

Also wieder auf sich selbst gewiesen, zu geistigem Schaffen aus innerer Kraft von neuem aufgefordert und mithin eigentlich auf wechselnde Versuche hingetrieben, deren Gelingen sich weit weniger von wissenschaftlicher Begründung, als von seinem eifrigen, unbescholtenen und für Menschen wohl entflammten Herzen erwarten ließ — kam er in die Vaterstadt zurück und trat, nach wohlbestandener Prüfung, in die Reihe der Candidaten ein. Schon im Jahr 1778 hatte er, am Charfreitage, seine erste Predigt zu Möbisburg bei Erfurt gehalten; in Jena hatte er den Uebungen des Predigerseminars zur Zufriedenheit seiner Lehrer sich angeschlossen: jetzt kamen die Aufforderungen zu heiligen Reden so häufig, daß er binnen vier Jahren nicht weniger als 150 Mal die Kanzel besteigen mußte. Aber auch hier erwuchsen aus örtlichen Verhältnissen Einwirkungen auf seinen Bildungsgang, welche höchstens nur in so fern wohlthätig genannt werden können, als sie des Mannes Kämpfe vermehrten. Die Candidaten übernahmen in der Regel ein Schulamt; auch Möller erhielt das Conrectorat zu den Augustinern und verwaltete dasselbe mit heiligem, unverdrossenem Eifer: aber das Herkommen brachte es mit sich, eine solche Stelle nur als Uebergangspunct zum Predigerberuf zu betrachten, und an pädagogische Vorbildung dieser jungen Männer dachte niemand; daher galt es schon wieder, sich selbst zu helfen.

Bei der Beförderung in ein geistliches Amt kam es auf Volksbeifall und auf die Gunst ange=

sehener Patricier an: Möller hatte sich jene durch ein angenehmes und lebendiges Aeußere, diese durch Bescheidenheit und Fleiß zu erwerben gewußt: aber durch beide konnte das wahre Verdienst nicht gemessen, der Lohn des Verdienstes nicht unwandelbar festgestellt und der innere Friede nicht gewonnen werden; daher das Wogen und Schwanken des innern Menschen sich noch vermehrte.

Nimmt man noch hinzu, daß damals Parteiungen der Rechtgläubigen und der Freidenker, aufgeregt durch öffentliche Streitigkeiten eines Stadtpredigers, sich selbst unter den Candidaten gebildet hatten, so mußte sich Möller auch in dieser Beziehung gerüttelt und umhergeworfen fühlen, und schon damals auf die zwei Grundansichten seines ganzen Betrachtens und Lebens sich hingeleitet sehn: daß Irrthum in der Aneignung fremder Gedanken das allgemeine Loos der Menschheit, und daß die besondere Aufgabe seines Daseyns keine andere sey, als, aus sich selbst zu schöpfen, zu bauen und zu erkämpfen, was er zur Nahrung seines Geistes, zur Befestigung seines Herzens und zur Erfüllung seiner Bestimmung bedurfte. —

Gewiß konnte es nun für einen solchen Mann nichts Wohlthätigeres geben, als der Eintritt in einen festen Berufskreis, der seine geistige Thätigkeit in Anspruch nahm, und die Gründung eines häuslichen Glücks, in welchem sein wogendes Herz Befriedigung fand; gewiß ließ sich von einem solchen Gemüthe für jenen der brennendste Eifer, für dieses die zärtlichste Hingebung erwarten: und mit beiden Geschenken trat ihm die gütige Vorsehung zeitig genug entgegen.

Im Juli 1784 wurde er, mit großer Beeife-

freie, beglückende Luft des Landlebens und den herzlichen Händedruck der Nachbarn, — und fanden sie nicht mehr.

Was der Hausvater bei seiner ersten Anstellung als Diaconus in Erfurt noch nicht so vermißt hatte: die alleinige, unbeschränkte Seelenpflege wurde nun bald genug ein Gegenstand vergeblicher Sehnsucht seines Herzens.

Was er früherhin in so gehäuftem Maße nie empfunden hatte: häusliche Trübsale, welche durch Krankheiten der Seinigen, durch eigne Schwächlichkeit und wirkliche Lebensgefahr herbeigeführt wurden, bittere Nahrungssorgen und, um ihret willen, niederdrückende Anstrengungen — das mußte er in der neuen Lage erfahren.

Und doch war auch bei dieser Wendung seines Schicksals eine väterlich leitende höhere Hand nicht zu verkennen; denn nicht nur verschaffte ihm die Nähe eines wohlwollenden und friedfertigen Amtsbruders und der gesellige Umgang mit einem engern Kreise treuer Freunde manchen bisher entbehrten Genuß, sondern eben jener Druck gab theils seinem Geiste einen neuen Anstoß zu innerer Erweiterung und Veredlung, theils wurde er die Veranlassung, daß, unter dem Streben sich zu helfen, Möller manches Gute ansäete und wirklich zum wachsen brachte, darauf er ohne jenes Ungemach wohl nicht gekommen wäre. Seine dürftige Einnahme nöthigte ihn nämlich, noch im November 1794, die Stelle eines Professors am evangel. Rathsgymnasium anzunehmen, welche sein Schwiegervater, der Professor Ritschl, ihm als seinem Adjunct theilweise überließ; und da er hier mehrere Stunden mit der Vorbereitung der Schullehrerseminaristen zu thun hatte, so fand er Gelegenheit, seinen lebhaften Wünschen für Schulverbesse-

rung gleich an der Wurzel vorzuarbeiten, und einer Classe junger Leute wohlthuend sich zu nähern, welche, nach der damaligen Verfassung von den Studirenden halb verächtlich behandelt, die aufmunternde Liebe und Hülfleistung ihres Lehrers mit dauernder Dankbarkeit anerkannten *). Zugleich wurde er aber auch durch dieses neue Amt und durch hinzukommende Privatstunden mit Gymnasiasten aufgefordert, sich aufs neue und gründlicher, als es in seiner Jugend geschehen konnte, mit der Sprache der alten Classiker vertraut zu machen, und davon sollten die Früchte noch einst seinen Söhnen zu Gute kommen, deren erste Vorbildung zum Studiren, bei dem nachherigen ländlichen Aufenthalte, in seine treuen Hände durch die Vorsehung gelegt ward.

Der *Aufenthalt in Erfurt* brachte ihn aber auch in nähere Verbindung mit dem verehrungswürdigen Dalberg, der Männer voll eifriger Bestrebungen für das Bessere und Gemeinnützige so liebreich hervorzuziehen wußte und Möllern in den bekannten Assembleen sehr huldvoll auszeichnete. Durch diese Verbindung gelang es ihm, einen Plan zu verwirklichen, der, obschon er auch zu einer kleinen Verbesserung seines Gehaltes führte, doch aus rein menschenfreundlichen Gesinnungen seiner Seele entsprungeu war.

---

*) Mit besonderer Beziehung auf diese Seminaristen verfaßte er noch bei seinem Abgange von Erfurt seine erste Anleitung für Kinder, mit Zahlen umzugehn, um sie zum Kopfrechnen vorzubereiten, Erfurt b. Beier u. Maring 1798) ein Buch, welches gewisse practische Kunstgriffe, zur Erleichterung des Fortschreitens in den natürlichen Zahlenreihen angibt, sonst aber der arithmetischen Begründung und der wissenschaftl. Behandlung ermangelt.

wenn sie nicht auch immer wieder Anstöße zu neuer Geistesanspannung und zu unablässigem Weiterstreben gegeben hätte.

Ihn davon frei zu machen hätte nur das academische Leben vermocht, in welches nun der — etwas schwere Schritt geschah. Allein, wer sich das siebente Jahrzehnt des vorigen Säculums zu vergegenwärtigen, wer es weiß, wie der Einfluß theils einer neuen Philosophie, theils des erwachenden classischen Studiums und der anbrechenden Geschmacksbildung eben um jene Zeit Bewegungen in der theologischen Welt, Anfälle der Critik auf den kirchlichen Lehrbegriff, und, mit einem Worte, neue und kühne Ansichten in Menge hervorbrachte, der wird sich lebhaft genug vorstellen können, wie der junge Mann, der bis dahin die Lehrsätze des Compendiums von L. Hutter, wenn auch nicht liebgewonnen, aber doch für unantastbar gehalten hatte, in dieser Periode Schwankungen von viel größerer Heftigkeit erfahren mußte und sich mit seinem Gemüth auf die Mitte eines stürmischen Meeres versetzt sah.

In den Jahren 1777 und 1778 besuchte er nur noch die Hochschule von Erfurt. Die dasigen Professoren der Theologie waren in der Regel zugleich Pfarrer und mit einer nicht unbedeutenden Seelsorge beschäftigt. Bei dem redlichsten Fleiße konnten daher solche Männer sich selten tief genug in der Wissenschaft begründen, und daher wurde in ihren Auditorien, mit wenigen Ausnahmen, entweder das Alte ohne lebendigen Geist, oder das Neue ohne besonnene Prüfung gegeben und genommen. *) In Jena, dessen Musensitz Möller

*) Ein etwas älterer Zeitgenosse Möllers, der um diese Zeit von Leipzig und Halle nach Erfurt zurück

an ihm gemacht wurden, auszuhalten, theils die boshaften Neckereien, mit welchen man ihn, ganz in der Nähe, durch anonyme Briefe zu foppen suchte, zu verachten; und so blieb auch dieser Versuch nicht ohne segensreiche, aber still erwachsende Früchte, was vorliegende Papiere, aus denen sämmtlich die Namen geschnitten sind, beweisen*), was aber auch daraus hervorgeht, daß M. im Jahre 1808 eine solche Humanitäts-Correspondenz wieder zu erneuern suchte. (Vgl. Reichs-Anz. 1808. Nr. 270.)

*) Ein öffentlicher Beleg, der sich in Nr. 82. des Hamburger-Correspondenten vom J. 1797 befindet, mag hier eine Stelle erhalten. „Derjenigen wohl„thätigen Anstalt, welche in dem Reichs-Anzeiger vom „J. 1795. Nr. 176. bekannt machte, daß Leidende und „Verirrte bei ihr, wie bei einem sichern Freunde, Rath „und Trost finden können, wenn sie derselben, unter der „Adresse: — An die Buchdruckerei des Erfurt. Intelli„genz-Comptoirs in besonderen Angelegenheiten — eine „genaue, schriftliche Anzeige machen, statte ich hiermit „den wärmsten Dank ab für die heilsamen Rathgebun„gen, wodurch die, in meiner Familie entstandenen Miß„verhältnisse und Zwist glücklich gehoben worden, so „wie auch mein Freund, der durch sie der Ungewißheit „und dem Zweifel entrissen worden, welche ihn, wegen „der Religion bisher beunruhigten, sich mit mir zu „gleichem Danke und dem herzlichen Wunsche vereint, „daß diese auf Menschenwohl gerichtete Anstalt noch „Vielen so heilsam werde." Oberndorf, im Januar „1797. Altmann, Oberamtmann. —

In einer Schrift: Kleine Beiträge zu einem Reformationsplane des neunzehnten Jahrhunderts, welche M. im Jahr 1800 erscheinen ließ, deutet er auf mehrere solche Erfahrungen hin. Unter andern heißt es dort S. 34: „ich kann nicht beschreiben, „wie viel rührende Auftritte ich gehabt, und wie ich mit „so Wenigem oft so viel Gutes gestiftet habe; welchen „Dank ich erntete!"

dert. Sie führt den Titel: über das Absterben der Universitäten und die daher zu hoffende, große Erbschaft für den Staat, und ist lebendiges Zeugniß eines noch nicht besiegten Unmuths.

Also wieder auf sich selbst gewiesen, zu geistigem Schaffen aus innerer Kraft von neuem aufgefordert und mithin eigentlich auf wechselnde Versuche hingetrieben, deren Gelingen sich weit weniger von wissenschaftlicher Begründung, als von seinem eifrigen, unbescholtenen und für Menschen wohl entflammten Herzen erwarten ließ — kam er in die Vaterstadt zurück und trat, nach wohlbestandener Prüfung, in die Reihe der Candidaten ein. Schon im Jahr 1778 hatte er, am Charfreitage, seine erste Predigt zu Möbisburg bei Erfurt gehalten; in Jena hatte er den Uebungen des Predigerseminars zur Zufriedenheit seiner Lehrer sich angeschlossen: jetzt kamen die Aufforderungen zu heiligen Reden so häufig, daß er binnen vier Jahren nicht weniger als 150 Mal die Kanzel besteigen mußte. Aber auch hier erwuchsen aus örtlichen Verhältnissen Einwirkungen auf seinen Bildungsgang, welche höchstens nur in so fern wohlthätig genannt werden können, als sie des Mannes Kämpfe vermehrten. Die Candidaten übernahmen in der Regel ein Schulamt; auch Möller erhielt das Conrectorat zu den Augustinern und verwaltete dasselbe mit heiligem, unverdrossenem Eifer: aber das Herkommen brachte es mit sich, eine solche Stelle nur als Uebergangspunct zum Predigerberuf zu betrachten, und an pädagogische Vorbildung dieser jungen Männer dachte niemand; daher galt es schon wieder, sich selbst zu helfen.

Bei der Beförderung in ein geistliches Amt kam es auf Volksbeifall und auf die Gunst ange-

sehener Patricier an: Möller hatte sich jene durch ein angenehmes und lebendiges Aeußere, diese durch Bescheidenheit und Fleiß zu erwerben gewußt: aber durch beide konnte das wahre Verdienst nicht gemessen, der Lohn des Verdienstes nicht unwandelbar festgestellt und der innere Friede nicht gewonnen werden; daher das Wogen und Schwanken des innern Menschen sich noch vermehrte.

Nimmt man noch hinzu, daß damals Parteiungen der Rechtgläubigen und der Freidenker, aufgeregt durch öffentliche Streitigkeiten eines Stadtpredigers, sich selbst unter den Candidaten gebildet hatten, so mußte sich Möller auch in dieser Beziehung gerüttelt und umhergeworfen fühlen, und schon damals auf die zwei Grundansichten seines ganzen Betrachtens und Lebens sich hingeleitet sehn: daß Irrthum in der Aneignung fremder Gedanken das allgemeine Loos der Menschheit, und daß die besondere Aufgabe seines Daseyns keine andere sey, als, aus sich selbst zu schöpfen, zu bauen und zu erkämpfen, was er zur Nahrung seines Geistes, zur Befestigung seines Herzens und zur Erfüllung seiner Bestimmung bedurfte. —

Gewiß konnte es nun für einen solchen Mann nichts Wohlthätigeres geben, als der Eintritt in einen festen Berufskreis, der seine geistige Thätigkeit in Anspruch nahm, und die Gründung eines häuslichen Glücks, in welchem sein wogendes Herz Befriedigung fand; gewiß ließ sich von einem solchen Gemüthe für jenen der brennendste Eifer, für dieses die zärtlichste Hingebung erwarten: und mit beiden Geschenken trat ihm die gütige Vorsehung zeitig genug entgegen.

Im Juli 1784 wurde er, mit großer Beeife-

rung und entgegenkommender Liebe, von der Regler Gemeine zu Erfurt, nach abgelegter Probepredigt, zum Diaconus erwählt *) und trat im August desselbigen Jahres mit unaussprechlich frohen Empfindungen diese Stelle an. Er konnte nun der schwächlichen Mutter, welche alle Freuden und Genüsse des Lebens sich willig versagt hatte, um ihre Kinder gewissenhaft zu erziehen, durch die Erfüllung ihrer heißesten Wünsche danken und ihre Stütze werden, da die Schwester bereits an einen Landprediger verheirathet und versorgt war. Er stand in einer Gemeine, die größtentheils aus Gärtnern zusammengesetzt, mit ländlicher Einfachheit und Treuherzigkeit seine liebreiche Seelsorge anerkannte und mit wohlthuender Milde sein sonst spärliches Einkommen zu ergänzen suchte. Er fühlte sich jetzt als öffentliche Person durch jeden Beweis der Achtung zehnfach beglückt — und als Aufseher über die Mädchenschule zum Nachhelfen, zum Verbessern und zu Entwürfen heilsamer Pläne aufgefordert: eine Beschäftigung, die immer zu den angenehmsten seines Lebens gehörte. In letzterer Beziehung übernahm er nicht nur gleich selbst freiwillig die Religionsstunden in jener Unterrichtsanstalt, sondern reichte auch, auf besondere Veranlassung im J. 1787, eine sehr ausführliche Schrift beim Stadtrathe ein, welche auf Mangel des städtischen Schulwesens, hinsichtlich der Lehrgegenstände,

*) In seinem Tagebuche vom 4. Juli des genannten Jahres stehen die Worte: „der Herr sey gelobet, sein „großer Name sey von mir Armen gepriesen, daß er „sich, nach so ziemlicher Unwahrscheinlichkeit, doch mei„ner erbarmet und mich durch beinahe 200 Stimmen ge„gen 12 hat erwählen lassen! Mein ganzes Leben sey „ihm ergeben, bis man mich einstens trägt ins Grab „hinein."

der Lehrbücher und der *Disciplin* aufmerksam machte, zu deren Entfernung man sich freilich noch mehr als zwanzig Jahre Zeit genommen *hat*, die aber damals schon dem denkenden Beobachter *einleuchtend und* im Jahr 1789 ein Gegenstand ermunternder Aufmerksamkeit für den Coadjutor von Dalberg waren.

So innerlich erheitert und erhoben schritt er im Herbst des Jahres 1786 zur ehelichen Verbindung mit Maria Regina, geborne Ritschl, fühlte sich durch dieselbe Wahl beglückt, und aufgerichtet am Sarge der bald darauf heimgegangenen, treuen Mutter, und hatte eben am 30. November 1787 seine erste Tochter mit Entzücken auf die Arme genommen, als die Gattin ohnmächtig zusammensank und das zarte Leben eines hülflosen Geschöpfs verwaist *in seinen Armen* ließ. Der Geburtstag dieses Kindes war *ihm bis ans Ende ein Tag* ernster Betrachtung und wehmüthiger Erinnerung, denn er hatte ihm den ersten bittern Kelch des wahren Seelenleidens kosten lassen.

Seine Tochter, die in den Händen einer wohlmeinenden, aber unverständigen Wärterin bleiben mußte, gab ihm die erste und dringendste Aufforderung, sich wieder zu verheirathen und er wählte dazu, im September 1788, die älteste Tochter des Archidiaconus und nachherigen Superintendenten Bernhard zu Saalfeld, Friederike Beate Christiane, deren treue, zärtliche Liebe ihn bis ans Grab begleitete, deren geistige Bildung ihm stets neue Quellen des stillen Genusses geöffnet hat. Doch die göttliche Vorsehung hatte ihm noch eine Aufrichtung und Stärkung andrer Art bereitet — die wirksamste, nach solchen Kreuztagen und Erschütterungen des Gemüths: eine neue Richtung seiner

Thätigkeit, durch Versetzen in ein andres Verhältniß des Lebens.

Im August 1790 berief ihn eine kleine, aber in Liebe für ihn ganz einmüthige Landgemeine des erfurter Gebiets, die Gemeine Schmiera zu ihrem Pfarrer, und er zog, nun auch von einem Sohne begleitet, im October bei der, durch sein Jawort beglückten Heerde ein, um dort drei seiner frohsten Lebensjahre zu verbringen. Eine ganz freie Stellung, eine ganz ungetheilte Seelsorge, ein unbegrenztes nie wechselndes Vertrauen, eine willige Empfänglichkeit für heilsame Rathschläge bei seinen Eingepfarrten und ein frisches Heranwachsen seiner Kinder (nur ein Knäbchen starb bald nach der Geburt): dies waren die Güter, welche diese Periode ihm unvergeßlich machten. Daß sie auch zu Schmiera in gutem Gedächtniß bliebe, dafür sorgte er, neben treuer und fruchtbarer Amtsführung, noch besonders durch einige Unternehmungen gemeinnütziger Art, wobei er nicht blos den thätigen und ihm befreundeten Amtmann Winkopp, sondern auch den Regierungsdirector von Bellmont, den Grafen Benzel-Sternau und den Coadjutor von Dalberg selbst auf seiner Seite hatte. Es gelang ihm nämlich, durch unverdrossene Unterhandlungen mit der Gemeine und der Commerciendeputation zu Erfurt, die Anlage einer Baumschule mit jungen Kernstämmen durchzusetzen, um auf diese Weise die Cultur des Orts zu fördern und die Jugend für die Geschäfte des Pfropfens, Oculirens u. s. w. zu gewinnen, wobei er Gärtnerarbeit, Aufsicht, Kostenvorschuß, kurz fast alle Mühe und Sorge auf sich nahm; und er hatte die Freude, einen Acker beinahe todtes Land auf diese Weise wohlthätig und nutzbar umgeschaffen zu sehn.

Damit verband sich um dieselbe Zeit (1792)

eine andere Anstalt, welche das väterliche Verhältniß des Predigers noch schöner beurkunden kann. Er gründete *nämlich* eine **wöchentliche Winter-Abendgesellschaft** zur practischen Ausbildung und zu zweckmäßiger Aufklärung der jungen, männlichen Dorfbewohner. Man kam in dem Schulzimmer zusammen, die Heizung wurde nach der Reihe abwechselnd von den Theilnehmern, die Beleuchtung und der sonstige Aufwand durch Beiträge weniger Pfennige bestritten; man las Fröbings Volkscalender, Salzmanns Krebs-Büchlein, Beckers Noth- und Hülfsbuch, den Calendermann, Sanders Naturgeschichte, unterhielt sich über die Geschichte Erfurts, über Erdkunde, Baumzucht, Gesundheitspflege und Policei — und Möller machte hier den Vorleser, Erklärer und Führer der bis zu dreißig Mitgliedern anwachsenden Versammlung, welche einstmals (d. 21 Nov. 1792) die Ehre genoß, den Herrn Grafen von Benzel in ihrer Mitte zu sehen.

Noch nicht hatte der trauliche Kreis die dritte Wiedereröffnung im Herbst 1793 begangen, als ein Ruf an das Diaconat der Michaeliskirche zu Erfurt, dem Vorsitzer zu einem andern Wirkungskreis, seinen Pfarrkindern zu einem schmerzlichen Abschied die Aussicht ganz in der Nähe zeigte. Diese Veränderung versprach keine Verbesserung seiner obgleich sehr spärlichen Einnahmen; nur der Erziehung seiner, um einen Knaben vermehrten Familie, und der Annäherung an Freunde und Bekannte der Stadt schien sie förderlich zu seyn, und so begab sich im Mai des Jahres 1794, von Thränen und Segenswünschen begleitet, die trauernde Möllerische Hausgenossenschaft, nicht ohne ein Vorgefühl der dunkler werdenden Zukunft auf den kurzen Weg nach Erfurt, und Mann und Weib und Kinder suchten in einer engen Straße die

freie, beglückende Luft des Landlebens und den herzlichen Händedruck der Nachbarn, — und fanden sie nicht mehr.

Was der Hausvater bei seiner ersten Anstellung als Diaconus in Erfurt noch nicht so vermißt hatte: die alleinige, unbeschränkte Seelenpflege wurde nun bald genug ein Gegenstand vergeblicher Sehnsucht seines Herzens.

Was er früherhin in so gehäuftem Maße nie empfunden hatte: häusliche Trübsale, welche durch Krankheiten der Seinigen, durch eigne Schwächlichkeit und wirkliche Lebensgefahr herbeigeführt wurden, bittere Nahrungssorgen und, um ihret willen, niederdrückende Anstrengungen — das mußte er in der neuen Lage erfahren.

Und doch war auch bei dieser Wendung seines Schicksals eine väterlich leitende höhere Hand nicht zu verkennen; denn nicht nur verschaffte ihm die Nähe eines wohlwollenden und friedfertigen Amtsbruders und der gesellige Umgang mit einem engern Kreise treuer Freunde manchen bisher entbehrten Genuß, sondern eben jener Druck gab theils seinem Geiste einen neuen Anstoß zu innerer Erweiterung und Veredlung, theils wurde er die Veranlassung, daß, unter dem Streben sich zu helfen, Möller manches Gute ansäete und wirklich zum wachsen brachte, darauf er ohne jenes Ungemach wohl nicht gekommen wäre. Seine dürftige Einnahme nöthigte ihn nämlich, noch im November 1794, die Stelle eines Professors am evangel. Rathsgymnasium anzunehmen, welche sein Schwiegervater, der Professor Ritschl, ihm als seinem Adjunct Theilweise überließ; und da er hier mehrere Stunden mit der Vorbereitung der Schullehrerseminaristen zu thun hatte, so fand er Gelegenheit, seinen lebhaften Wünschen für Schulverbesse-

rung gleich an der Wurzel vorzuarbeiten, und einer Classe junger Leute wohlthuend sich zu nähern, welche, nach der damaligen Verfassung von den Studirenden halb verächtlich behandelt, die aufmunternde Liebe und Hülfleistung ihres Lehrers mit dauernder Dankbarkeit anerkannten *). Zugleich wurde er aber auch durch dieses neue Amt und durch hinzukommende Privatstunden mit Gymnasiasten aufgefordert, sich aufs neue und gründlicher, als es in seiner Jugend geschehen konnte, mit der Sprache der alten Classiker vertraut zu machen, und davon sollten die Früchte noch einst seinen Söhnen zu Gute kommen, deren erste Vorbildung zum Studiren, bei dem nachherigen ländlichen Aufenthalte, in seine treuen Hände durch die Vorsehung gelegt ward.

Der Aufenthalt in Erfurt brachte ihn aber auch in nähere Verbindung mit dem verehrungswürdigen Dalberg, der Männer voll eifriger Bestrebungen für das Bessere und Gemeinnützige so liebreich hervorzuziehen wußte und Möllern in den bekannten Assembleen sehr huldvoll auszeichnete. Durch diese Verbindung gelang es ihm, einen Plan zu verwirklichen, der, obschon er auch zu einer kleinen Verbesserung seines Gehaltes führte, doch aus rein menschenfreundlichen Gesinnungen seiner Seele entsprungen war.

---

*) Mit besonderer Beziehung auf diese Seminaristen verfaßte er noch bei seinem Abgange von Erfurt seine erste Anleitung für Kinder, mit Zahlen umzugehn, um sie zum Kopfrechnen vorzubereiten, Erfurt b. Beier u. Maring 1798) ein Buch, welches gewisse practische Kunstgriffe, zur Erleichterung des Fortschreitens in den natürlichen Zahlenreihen angibt, sonst aber der arithmetischen Begründung und der wissenschaftl. Behandlung ermangelt.

In dem Bezirk der Pfarrpflege zu St. Michael lag das Zucht- und Policei-Haus, welches bis dahin keine besondere Seelsorge und Sittenaufsicht genossen hatte. Möller war längst ein begeisterter Verehrer des edelmüthigen Howard und ein fleißiger Leser der Nachrichten desselben, über den Zustand der Gefängnisse und Zuchthäuser geworden, und die Nachbarschaft mit jenem Aufenthaltsorte roher und verwilderter Menschen brachte schnell den Plan zur Reife, nach Kräften für das Seelenwohl dieser Verirrten zu wirken. Am 12. Mai 1797 erhielt er von einem Mitgliede der Regierung die vertrauliche Nachricht, daß er als erster Religions- und Sittenlehrer am Zucht- und Policei-Hause angestellt und dieses Amt fortan dem Diaconat zu St. Michael einverleibt sey, während für die Catholiken zwei Benedictiner-Mönche beauftragt worden; und mit einem Gefühl stiller Freude durfte er auf diese kleine Stiftung zurücksehn.

Daß aber ein uneigennütziges Bestreben, der leidenden Mitwelt Berather und Beistand zu werden, die Quelle dieses Unternehmens gewesen, geht am deutlichsten aus einem andern hervor, welches er damals im Verborgenen schon begonnen hatte. Bereits im Jahre 1795 erschien im Reichsanzeiger eine namenlose Aufforderung an Leidende und Verirrte, in welcher ihnen Rath und Trost bei innern Anliegen und gewissenhafte Verschwiegenheit zugesichert, und als Adresse das Intelligenz-Comptoir zu Erfurt bezeichnet wurde. Der Verfasser jener Anzeige war Möller, sein kampfreiches Leben hatte ihm die Erfahrungen dazu, sein menschenfreundliches Herz hatte ihm den Antrieb gegeben; sein Eifer Gutes zu wirken, war stark genug, theils die verkehrten Anforderungen, die in einer ziemlich lebhaften und weit verbreiteten Correspondenz seitdem

an ihm gemacht wurden, auszuhalten, theils die boshaften Neckereien, mit welchen man ihn, ganz in der Nähe, durch anonyme Briefe zu foppen suchte, zu verachten; und so blieb auch dieser Versuch nicht ohne segensreiche, aber still erwachsende Früchte, was vorliegende Papiere, aus denen sämmtlich die Namen geschnitten sind, beweisen*), was aber auch daraus hervorgeht, daß M. im Jahre 1808 eine solche Humanitäts-Correspondenz wieder zu erneuern suchte. (Vgl. Reichs-Anz. 1808. Nr. 270.)

---

*) Ein öffentlicher Beleg, der sich in Nr. 32. des Hamburger-Correspondenten vom J. 1797 befindet, mag hier eine Stelle erhalten. „Derjenigen wohl„thätigen Anstalt, welche in dem Reichs-Anzeiger vom „J. 1795. Nr. 176. bekannt machte, daß Leidende und „Verirrte bei ihr, wie bei einem sichern Freunde, Rath „und Trost finden können, wenn sie derselben, unter der „Adresse: — An die Buchdruckerei des Erfurt. Intelli„genz-Comptoirs in besonderen Angelegenheiten — eine „genaue, schriftliche Anzeige machen, statte ich hiermit „den wärmsten Dank ab für die heilsamen Rathgebun„gen, wodurch die, in meiner Familie entstandenen Miß„verhältnisse und Zwist glücklich gehoben worden, so „wie auch mein Freund, der durch sie der Ungewißheit „und dem Zweifel entrissen worden, welche ihn, wegen „der Religion bisher beunruhigten, sich mit mir zu „gleichem Danke und dem herzlichen Wunsche vereint, „daß diese auf Menschenwohl gerichtete Anstalt noch „Vielen so heilsam werde.“ Oberndorf, im Januar „1797. Altmann, Oberamtmann. —

In einer Schrift: Kleine Beiträge zu einem Reformationsplane des neunzehnten Jahrhunderts, welche M. im Jahr 1800 erscheinen ließ, deutet er auf mehrere solche Erfahrungen hin. Unter andern heißt es dort S. 34: „ich kann nicht beschreiben, „wie viel rührende Auftritte ich gehabt, und wie ich mit „so Wenigem oft so viel Gutes gestiftet habe; welchen „Dank ich erntete!“

Wie es ihm überhaupt um Förderung des Guten und Gemeinnützigen in allen Verhältnissen zu thun war, dies beweis't theils eine Schrift von größerem Umfange, welche er, unter dem Titel: Makrothymia, oder Versuche zur Ausbildung der Menschheit, erstes Stück, Erfurt bei Maring 1797 — herausgab und welche bei allen, von ihm selbst anerkannten Mängeln der Schreibart, sehr wichtige Ideen über Verstandsbildung, practische Unterweisung und milde Behandlung der Jugend entwickelt; theils durch eine Abhandlung ganz verschiedener Art: Ueber die Rettung der Meublen und des Hausgeräthes, welche ein Jahr vorher ans Licht trat und als eine von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift, in dem hannöverischen Magazine besonders abgedruckt steht *).

Auch diese Lebensperiode des Mannes war mithin stets anregend für sein inneres Leben und nicht unfruchtbar für sein irdisches Wirken gewesen. —

Doch die wachsenden Bedürfnisse der inzwischen wieder durch eine Tochter vermehrten Familie, und die unter übermäßigen Anstrengungen sinkende Kraft des Hausvaters machten nun eine veränderte Lage höchst wünschenswerth; und ungesucht wurde ihm die ersehnte Erleichterung zu Theil, als die ansehnliche Landgemeine Stotternheim, welche damals noch zum erfurter Gebiete gehörte, im August 1797 ihn zum Pfarrer begehrte. Freier athmete seine Brust, als er am 5. Septbr. dort anlangend, seine Kinder zum ersten Mal in den großen Garten führte,

*) Die darin ausführlich entwickelten Vorschläge zur Gründung von Vereinen, welche sich planmäßig in die Geschäfte theilen, sind seitdem, wenn auch modificirt, wirklich ins Leben getreten.

wo es nun bald recht viel zu pflanzen und umzuschaffen gab; voller schlug sein Herz, als er am 13. p. Trinitat. von den erhebenden Klängen der herrlichen Orgel empfangen, zum ersten Mal in die gefüllte Versammlung dieser kirchlich gesinnten Gemeine trat, wo er den wichtigsten Theil seiner Amtswirksamkeit noch durchleben und einst seinen Pilgerstab niederlegen sollte. Außer der sorgenfreien Aussicht in die Zukunft wirkte hier noch so manches Andere auf die Erheiterung seiner Seele. Die Pfarrkinder waren eifrig und anhaltend in äußerer Gottesverehrung und wenn auch die damit verbundene Anhänglichkeit an das Gewohnte ihn, bei wohlgemeinten Aenderungen, namentlich bei Einführung des neuen Gesangbuchs einige bittere Erfahrungen machen ließ, so hörte er doch bis an sein Ende nicht auf, jene Vorliebe als die Quelle vieles Guten und reicher Freuden zu segnen. Die greisen Schulmänner, die er antraf, waren wacker und ehrwürdig auf ihrem Posten; die jüngern, welche ihnen nachfolgten, waren, als ehemalige Schüler, ihm treu ergeben und für das Gute eben so eifrig als um seine Zufriedenheit besorgt. Die Nachbarn waren gefällig und ein Besuch Möllers hieß ihnen ein Ehrentag; ja eine adeliche Familie, welche dort ihren Landsitz hat, ließ ihm außer den Freuden des Umgangs zugleich das Glück einer ächten und unwandelbaren Freundschaft bis ans Grab zu Theil werden. Die Prediger der angrenzenden Dörfer schlossen um ihn einen Kreis, welcher oft einen willkommenen Ideenaustausch und noch öfter einen anmuthigen Wechsel des Lebens hervorrief, obschon der Tod bald genug anfing, darin seine Ernte zu halten.

Die Gattin gebar noch einen Sohn und eine Tochter, und der Blick auf das Gedeihen und die

Entfaltung seiner Kinder war noch ein beträchtlicher Zusatz zu seinen Freuden.

Wenn daher auch in den 26 Jahren seines dortigen Aufenthalts mancher trübe Monat mit unterlief; wenn seiner Gefährtin der freie Gebrauch der rechten Hand durch einen sehr schmerzhaften Zufall geraubt, ihm selbst durch ein beinah tödtliches Nervenfieber im Jahre 1806 der frische Zufluß der Lebensquelle ziemlich abgegraben wurde; wenn in der allgemeinen Noth des Kriegs auch seine Wohnung geraume Zeit ein Tummelplatz der Fremden und eine Stätte der Unruhe und Zerstörung war; und wenn die Theilnahme an den Schicksalen seiner, indessen zur Selbstständigkeit herangereiften Kinder, dem zärtlichen Vaterherzen auch manche Sorge aufdrängte: so lag doch auf dieser ganzen Lebensstrecke, als sie durchwandert war, der Sonnenschein freundlicher Erinnerung, und selbst die deutlichste Abnahme der Kräfte am Abende seiner Wallfahrt hinderte ihn nicht, am letzten Neujahrsmorgen das Geständniß abzulegen: „Ja, liebster Sohn, so viel hat Gott uns allen „Großes und Gutes gethan, daß wir es ihm nicht „genug verdanken, und uns gegenseitig nicht innig „genug dessen freuen können!" —

Wer an dem Leben Möllers bis hierher einiges Interesse gefunden hat, der wird gerade aus dieser lichteren Periode seines Erdendaseyns noch einige Nachricht über die Wirksamkeit desselben erwarten oder doch eine kurze Andeutung davon nicht überflüssig finden.

Die Erfahrungen, die M. bis dahin gemacht, und die Pflichten die er jetzt zu erfüllen hatte, bewogen ihn, von schriftstellerischen Versuchen je mehr und mehr, wenn auch mit einigem Kampfe, Ab-

schied zu nehmen *). Die ins wissenschaftliche Gebiet einschlagende Thätigkeit wurde von nun an theils der Vorbildung zweier, für den Gelehrtenstand bestimmter Söhne mit unermüdlichem Fleiße gewidmet, wobei jedoch ein benachbarter Prediger sehr wesentlichen Beistand leistete; theils bezog sich dieselbe auf innere Verarbeitung seiner Ideen, durch welche er seine Morgenstunden recht eigentlich mit der Feder zu verherrlichen wußte, wobei es aber nicht mehr auf öffentliche Verbreitung abgesehen war.

Immer umfassender und wärmer wurde dagegen von Jahr zu Jahr die Thätigkeit im eigentlichen Pfarramte. Daß er als Prediger ein Mann des Volks war, scheint schon aus den häufigen Berufungen hervorzugehn, welche den Schauplatz seines Wirkens bisher so oft verändert hatten, und in der That waren das feierliche hohe Gefühl mit welchem er stets auftrat, das andringend Lebendige seines Wesens und das eifrige Hervorziehen alles dessen, was zur Besserung und zum Frieden unter einander dient, verbunden mit der Gabe, durch liturgische Anordnungen die schönsten Tage des

---

*) Die schon erwähnten **Beiträge zu einem Reformationsplane des neunzehnten Jahrhunderts** (Erfurt 1800.) und die **Ankündigung eines Plans für Religiosität, Humanitat u. Selbstveredelung, nach eigener Ansicht von der Welt, den Menschen und den Dingen des Lebens, gegründet auf die Beschränktheit des menschl. Geistes**, (Erfurt 1810.) waren, mit Ausnahme einiger Aufsätze in Flugblättern, das Letzte, was von ihm gedruckt erschien, und seine stets festgehaltenen Ideen über Unsicherheit des menschl. Wissens und die daraus hervorgehende Pflicht der Schonung gegen Irrende und Fehlende ins Licht setzen sollte.

Herrn recht festlich zu machen, ein statthafter Ersatz für manche Mängel, welche der Sachkundige in der Anordnung und dem Style seiner Vorträge bemerken konnte; nur Schade, daß jene Vorzüge nicht vermochten, den frommen Selbstquäler zu beruhigen, der ohne Unterlaß mit neuen Versuchen gegen diese Unvollkommenheiten zu Felde zog. — Freier und glücklicher noch bewegte er sich in den Aufgaben der besondern Seelsorge: Irrende zu leiten, Fehlenden Vertrauen einzuflößen, Gefallene aufzurichten und Bekümmerte zu trösten — dazu besaß er, neben der gewissenhaftesten Bereitwilligkeit, zugleich die liebreichste Gesinnung und eine Geduld, welche zu behaupten, bei der Reizbarkeit seines Wesens ihm sonst schwer genug wurde.

Mit der eifrigsten Wärme nahm er sich besonders der anvertrauten Schulen an und nicht nur erstreckte sich seine Ansicht fortwährend auf den Eintritt, die Versetzung und den Schulbesuch der Kinder, auf Lehrplan, Lehrmittel und Zucht; sondern bis in die letzten Jahre seines Lebens hörte er nicht auf, thätig mit einzugreifen; wenigstens wurde eine Wochenbetstunde oder zwei, ganz zu Catechisationen angewendet, und der Confirmandenunterricht, den er in der Regel mehrere Wochen vor der gesetzlichen Zeit anfing, war ihm so heilig, daß er jedesmal sein ganzes Herz ausfüllte und alljährlich neu angelegt und schriftlich durchgearbeitet wurde. Der Wunsch, die sittliche Veredlung der Jugend wirksam zu befördern, brachte ihn auch im Jahre 1799 auf einen Versuch, durch Aufzeichnung in Bücher der Belobung und des Tadels Wachsamkeit und Eifer zu vermehren und eine Art von Sittengericht festzustellen. Da dies Unternehmen bald den gewöhnlichen Schwierigkeiten weichen

müßte; so würde es hier nur eine flüchtige Erwähnung verdienen, wenn es nicht Gelegenheit gäbe, die treffliche Beurtheilungsgabe des verewigten Fürsten Primas zu beurkunden. Dieser schrieb an Möller darüber:

Hochgeehrtester Herr Pfarrer!

„Ich danke Ihnen verbindlichst für den mit„getheilten Plan eines Sittengerichts. An sich „selbst ist die Sache gut, wenn sie mit kluger Be„hutsamkeit durch eifrige, geistvolle Männer aus„geführt wird. Kluge Mäßigung ist deshalb nö„thig, damit das so nützliche Feuer der Jugend „nicht gänzlich erstickt werde; damit der Tadel, „den sich der unbesonnene Jüngling zugezogen hat, „nicht künftig dem oft verdienstvollen Manne in „der Achtung seiner Mitbürger schade, wenn das „Andenken jugendlicher Fehler durch ein feierliches „Sittengericht verewiget wird. Ein edler, geist„voller Mann gehört gewiß zur Ausführung eines „solchen Planes, weil er sonst bald in Mißbräuche „ausartet und gänzlich mißverstanden wird. Da „solche Männer äußerst selten sind, so kann an „allgemeine Ausführung eines solchen Planes noch „nicht gedacht werden. Unterdessen wird es gut „seyn, wenn Ew. Hochehrwürden nach und nach und „ohne Aufsehn Ihren guten Endzweck in Stottern„heim zu erreichen suchen, welches Ihnen, mit „Ihrem Eifer und Einsichten, um so leichter seyn „wird, da Sie theils das Vertrauen Ihrer Ge„meinheit, und theils auch die verdiente Achtung „Ihrer Obern erworben haben. Ihr gutes Bei„spiel wird nach und nach hoffentlich auch von „andern befolgt werden. Ich bitte mir von Zeit „zu Zeit Nachricht über den Fortgang aus, und „würde sehr gern hierin, wie bei jeder andern

„Gelegenheit das Gute bestmöglichst zu befördern
„suchen. Ich bin mit besonderer Hochschätzung

Dero

Erfurt d. 21. Sept. 1799. ergebenster Diener
Dalberg."

Noch bleibt uns eine Art pfarramtlicher Thätigkeit zu beleuchten, welche Möller, weil sie so ganz aus seiner Eigenthümlichkeit das Leben empfangen konnte, mit ausgezeichnetem Glück betrieb. Von Jugend auf mit einer Liebe zur Ordnung erfüllt, welche auf seine Schriften und Umgebungen eben so, wie auf die Lebensweise sich erstreckte, und dabei doch zu Umgestaltungen und neuen Schöpfungen auf seinem Gebiete wie durch einen innern Zauber beständig hingezogen, wurde ihm jedes Bedürfniß nach besserer Uebersicht seiner Kirchenpapiere, Parochialverhältnisse und Ortsnachrichten eine willkommene Aufforderung, die mühsamsten Arbeiten zu übernehmen und Nachweisungen aufzustellen, wie sie sich gewiß in wenigen Pfarrarchiven finden lassen. Nicht zufrieden mit der saubersten und pünctlichsten Führung seiner Kirchenbücher und der Registrirung sämmtlicher Verhandlungen, legte er einen Situationsplan des Dorfs, ein bewegliches Seelenverzeichniß jedes Hauses, nach Alter, Stand und Geschlecht, und nebenher eine Ortschronik an, welche noch in den letzten Jahren ihn auf das angenehmste beschäftigte, und es war ihm ein sehr beglückender Gedanke, durch solche Leistungen seinem Nachfolger einst noch nützlich werden zu können. —

Doch sein Eifer für das Gute beschränkte sich nicht blos auf das eigentliche Pfarramt: auch als Mitbewohner eines und desselben Orts wollte er das Gemeinnützliche im nachbarlichen Wirkungs-

kreise befördern. Er begann mit einer großen sehr kostspieligen Baumanpflanzung auf einem Pfarrland von 5 Äckern, wozu mehrere hundert veredelte Stämme von den besten Obstsorten herbeigeschafft wurden, deren einstige Früchte ein Sicklerisches Wachscabinet in seinem Studirzimmer vor Augen stellte; und er erntete den Dank für unermüdliches Nachpflanzen zwar dann erst, als schon der Weg dahin Erschöpfung und Athemlosigkeit nach sich zog; aber der Schatten, den die frischwachsenden Stämme auf sein, der Erde zugewandtes Haupt noch warfen, und die wenigen fruchtbaren Obstlesen in den letzten Jahren reichten schon hin, ihm für sein Wollen zu belohnen.

Kaum war dieses Werk hingestellt, als er die Jugend des Orts zu einem andern zu verpflichten wußte, welches gleichfalls auf künftige Geschlechter noch ein Denkmal seines Strebens verpflanzen wird. Er brachte es nämlich dahin, daß seit dem Jahre 1799 *) bis zum letzten Osterfeste seines Lebens, jeder Confirmand, in einem festlichen Aufzuge, einen jungen Baumstamm nach dem sogenannten Teichdamme, einem unangebauten hohen Rande, trug, und ihn dort, als Gemeindegut, der Erde anvertraute; so daß jetzt jeder erwachsene Eingeborne unter vierzig Jahren unter den grünen Kronen jenes Hügels eine Schöpfung seiner Hände suchen, und wenn er sie zu bewahren wußte auch finden kann.

Genau um dieselbe Zeit weckte M. in der Seele Dalbergs eine Idee, zu deren Verwirklichung

*) In einem Schreiben vom 29. Nov. 1799 übersandte ihm die damalige kurfürstl. Commercien-Deputation eine Belobung dafür nebst einer Ehrenmedaille mit dem Bildnisse des Kurfürsten.

noch eine lange Reihe von Jahren, unter wechselnder Oberherrschaft, gehörte, die aber doch noch während seines irdischen Daseyns theilweise zur Ausführung gebracht, für die Landescultur im allgemeinen und für die Einwohner des Orts insonderheit von großer Wichtigkeit je mehr und mehr werden kann. Wie noch vorliegende Briefe des Coadjutor Dalberg vom 10. Septbr., vom 9. Octobr. u. 6. Novbr. 1799 beweisen, ging nämlich von diesem Prediger der Vorschlag aus, daß ein dortiger Bruch oder Sumpf von mehr als hundert Ackern, der bis daher nur dem Kibitz und der Rohrdommel einen Aufenthalt, auf höheren Stellen den Füllen eine Weide und zur Winterzeit den Armen etwas Rohr zur Heizung gegeben hätte, durch Abzugsgräben ausgetrocknet und durch eine Gemeinheitstheilung für den ärmsten Hintersättler oder Kothsassen fruchtbar gemacht werden könnte. Auf einem großen Theile jenes Moors wachsen jetzt schon Kartoffeln, Kopfkraut, Flachs u. s. w. — und mancher Jahn wird sich noch erheben, wenn der Grabhügel an der Kirchhofsmauer über Möllers Asche schon eingesunken und vielleicht — vergessen ist. —

Auch in weitern Kreisen des Lebens behielt der stille Landprediger immer noch einige Standpuncte, wo er theils durch Ideen-Sammlung und Austausch für eigene Fortbildung und Erheiterung sorgen, theils manches Gute anregen und bewirken konnte. Er hatte das eigene Schicksal, in Stotternheim viermal einen Wechsel der Oberherrschaft zu erleben, von Kurmainz an das Königreich Preußen, von da sieben Jahre an das französische Gouvernement, demnächst wieder an Preußen und endlich, abgetrennt von der Vaterstadt, an das Großherzogthum Weimar überzugehen, und

er fühlte das Glück der Befreiung vom fremden Joche eben so stark, als den Schmerz über zu häufigen Umtausch der Behörden und der Verfassung. Dabei lag es jedoch nicht blos in seinen Grundsätzen, sondern auch in einer eigenthümlichen, aus jugendlichen Eindrücken bewahrten und mit herübergenommenen Richtung seines Wesens, daß er jeder Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung abhold, die treueste Unterwerfung gegen die Obrigkeit bewies und mit einem warmen Vertrauen auf die Fürsten des Landes blickte. Schon dadurch trat er mit bedeutenden, einflußreichen Männern sowohl im Justiz- als im Verwaltungs-Fache in manche Verbindung, welche er, weniger für sich selbst, als für die Bedürfnisse und Anliegen seiner Eingepfarrten zu benutzen wußte. Noch inniger wurden diese Berührungen durch den Maurer-Bund, in welchen er, kurz vor dem unglücklichen, preußischen Kriege, mit Hoffnungen auf eine größere Ernte auf dem Felde der Humanität, den Zugang erhielt. Es ist der Verfasser dieser Biographie, als Ungeweihter, nicht im Stande, mit Zuverlässigkeit zu beurtheilen, ob Möllers Erwartungen befriedigt worden sind: daß aber manche sehr glückliche Stunde, und manches sehr wohlthuende Freundschaftsverhältniß mit höchst achtungswerthen Personen und manches Gute für des Mannes Umgebungen daraus hervorgegangen — dies weiß er doch.

Einen andern Beruf zur Thätigkeit nach Außen erhielt Möller in Stotternheim durch die von seinen Amtsbrüdern vertrauensvoll ihm übertragene Direction und Verwaltung des Landprediger-wittweninstituts, die er mit der gewissenhaftesten, ja mit einer fast ängstlichen Sorgfalt bis an den Spätabend seines Lebens führte, obwohl

er von Natur zum gewandten Rechner nicht gemacht war. Weniger Anforderungen zu mühsamen Arbeiten brachte ihm dagegen die Mitdirection der Thüringer-Bibelgesellschaft und die Theilnahme an dem Vereine zur Vertheilung der englischen Unterstützungsgelder, wozu er nur als Anverwandter des Urhebers dieser Institute, des Dr. Schwabe in London, sich gedrungen fühlte. Wenn ihn endlich ein Diplom d. d. Weimar d. 2. April 1822. noch zum Adjunctus der Superintendentur Großenrudestädt ernannte, so konnte der alternde Mann darin nur eine ehrenvolle Auszeichnung erblicken, und er hat sich auch in diesem Sinne derselben nicht minder gefreut als des 13. Trinitatis-Sonntags in demselben Jahre, wo die Gemeine Stotternheim, durch schöne Feier seiner fünf- und zwanzigjährigen dasigen Amtsführung, ihn zu Thränen des innigsten Dankes rührte.

Sein Tag hatte sich geneigt. Athemlosigkeit, Hustenanfälle, Entkräftung, Abmagerung waren schon seit längerer Zeit deutliche Vorboten des Abschieds. Eben schien, durch die zweite Verheiratung seines ältesten, und durch die Beförderung seines jüngsten Sohnes noch ein Lichtstrahl auf seine Wallfahrt gefallen zu seyn — als am 15. Decbr. 1822 ein Schlagfluß ihn traf. Er überwand diesen Anfall; der Blick ins nahe Grab stimmte ihn zu einer sanften Begeisterung, als sollte noch ein Mal von sonniger Höhe sein Auge das Vergangene und Zukünftige überschauen: so betrachtete er diese letzte Frist, und die reinste Hingebung des Glaubens in den väterlichen Willen Gottes erfüllte seine Seele. Gegen Ende Februars 1824 riß er sich — dies war die schwerste Aufgabe! — von der bis dahin fast nie ausgesetzten Verwaltung

seines Amtes los, weil er sein Unvermögen fühlte; aber getröstet durch die Nähe seiner Gattin und fast aller seiner Kinder, beglückt durch die Theilnahme seiner betrübten Pfarrkinder und selig durch fromme Aussicht in eine Zukunft, wo der Geist, von schwerempfundenen Schranken frei, seiner höchsten Bestimmung entgegenreift, überstand er die angstvollen Nächte, welche der März mitbrachte, und ließ die weinenden Zeugen seines Todeskampfes noch Stunden der Andacht und des Gebets mitfeiern, deren Gedächtniß nicht auf die Tafeln der Zeitgeschichte, sondern auf die Blätter ihres Herzens gehört.

Wenn der aufmerksame Leser schon auf die Vermuthung geleitet worden seyn mag, daß der 17. März 1824, an welchem M. seinen Lauf vollendete, auch für den Verfasser dieser Lebensbeschreibung ein Tag *wehmüthiger Trauer* bleiben wird; so kann nicht widersprochen werden. Vielleicht aber ist der nahe Antheil, den der Beobachter an dem Leben, das er schilderte, genommen hat, der treuen und psychologisch richtigen Darstellung mehr förderlich gewesen; denn, wenn irgend wer die Behauptung aufstellen wollte, daß die Liebe blind mache, so könnte Schreiber dieses eine noch tiefer geschöpfte Erfahrung entgegensetzen: daß man um so aufrichtiger und wahrhafter beurtheilt, je inniger man geliebt hat! —

Ferdinand Franz Wallraf,

Priester, Doctor und Professor zu Cöln am Rhein, Canonicus des hochadelichen weltlichen Stifts zu St. Maria im Capitol, so wie zu den heil. Aposteln in Cöln, Ritter des königl. preuß. rothen Adlerordens 3. Classe, der mineralogischen Gesellschaft in Jena, des Athenäums der französischen Literatur und der königlichen Gesellschaft der Alterthumsforscher Frankreichs in Paris correspondirendes, des Frankfurter Museums der Alterthümer, der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache, der niederreinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn ordentliches, und der Marburgischen Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften Ehrenmitglied.

geb. den 20. Juli 1748.
gest. den 18. März 1824.

Ein Mann von Geist, tiefen Kenntnissen, ungewöhnlichem Kunstsinn und lebendigem Eifer, die trefflichsten Kunstschätze zu sammeln, der es werth ist, in allen jenen Beziehungen der Welt bekannter und demnach auch, — nach einem Auszug aus dem interessanten „biographisch-panegyrischen Versuch Dr. W. Smets, Domcaplans und Religionslehrers des Gymnasiums zu Cöln am Rhein über Wallraf. (Cöln am Rhein, bei M. Du Mont-Schauberg 1825, nebst 3 Abbildungen)" — hier im Nekrolog mit aufgenommen zu werden.

Sein Vater, Caspar Wallraf, bemittelter Schneidermeister zu Cöln am Rhein, ein frommer,

schlichter Mann, der reichsstädtischen Verfassung sehr anhänglich, in den Geschichtbüchern und Ueberlieferungen seiner Vaterstadt nicht unbewandert, stammte wahrscheinlich aus dem alten consularischen Geschlechte der Wallraben, so wie die sanfte und liebreiche Mutter, Anna Elisabeth geb. Nettesheim, eines Brauers Tochter, von dem berühmten Arzt und Rechtsgelehrten, Geheimschreiber Maximilians I. Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, dem Cölner. Schon bei dem ersten Schulbesuch zeigte der Knabe Lernbegierde; sein wachsender Eifer suchte emsig alte Bücher zusammen, die er in einem Dachstübchen aufstellte, worüber ihn zuweilen die Mutter bei niedergebranntem Lichte am frühsten Morgen eingeschlafen fand. Dabei zeigte er die sanfteste Folgsamkeit und unbedingteste Ehrfurcht gegen seine Aeltern. Sein Kunstsinn ward früh geweckt durch das künstlerisch ausgeschmückte Haus der dasigen kunstgebildeten Domgrafen, zu welche den Vater sein Gewerbe oftmals führte, und sein wohlgefälliges Aeußere so wie Bescheidenheit und Geistesgaben empfahlen den Knaben allgemein, insbesondere einer edlen geistreichen Frau, der Gattin des Hofrath Menn, D. und Professor der Arzneikunde in Cöln, die in seiner Nachbarschaft wohnte. Der nachher so berühmte Künstler Caspar Hardy lernte ihn daselbst kennen und ward ihm befreundet. Im 16. Jahre bezog W. die Academie, doch selbst nicht zufrieden mit seinen Vorbereitungsstudien, weil die Lehranstalt, welche er besucht hatte, sehr unvollkommen war.

Nach vier Jahren verließ er die academischen Studien, welche besonders der Philosophie, römischen Sprachkunde und Geschichte gewidmet waren, wurde Magister der freien Künste und der Weltweisheit und disputirte kurz darauf, im 21.

Jahre seines Lebens in der Aula des Montaner Gymnasiums, um eine Professur an demselben zu erhalten. Geist und Verhältnisse bestimmten ihn ausschließlich für die Kunst, für die Wissenschaft des Schönen, dabei ihm Beredtsamkeit, ein richtiger Blick, treffendes Urtheil, reiche Erfindungsgabe und das fleißigste Studium der Alten, besonders der römischen Classiker, trefflich unterstützten.

Zu Erleichterung seiner finanziellen Lage kaufte der edle Hofrath Menn dem jungen Theologen einen Weihungstitel. Er benutzte, da der mangelhafte Unterricht der Academie nicht ausreichte, besonders die Vorlesungen in dem Augustinerkloster daselbst. Mathesis, Physik und Aesthetik waren seine Lieblingsbeschäftigung. Im Dcmbr. 1772 wurde er Priester und primicirte am Dreikönigsfeste des folgenden Jahres. Als Lehrer am Montaner Gymnasium erlitt er manchen Druck, sogar Mangel zum Nachtheil seiner Gesundheit. In derselben Zeit starben auch die geliebten Aeltern; doch trug sein Geist Alles mit Geduld und ließ sich in seinem hohen Schwung nicht hemmen, wie manche Proben seines einen eigenen Gang wandelnden Dichtergeistes beweisen. Sein erstes im Druck erschienenes Gedicht war ein Leichencarmen auf den Tod des cölnischen Bürgermeisters von Mülheim *). Bald

---

*) Von diesem nur wenige Zeilen:

> Hier senk' ich mich bei deiner Urne nieder,
> Freund, Vater, Liebling, Mäcenat!
> Zähren verfinstern mein Aug', ich stammle gebrochene
> Lieder;
> Zähren — sie fließen für dich; — Lieder, dem
> trauernden Staat. u. s. w.

darauf folgte sein „Hymnus an die Natur“ *), durch welchen er sich einen gefeierten Namen unter den vaterländischen Dichtern ersang. Aus ihm blickt ein der bildenden Kunst so ganz ergebener, und in ihre geheime Werkstätte so tief schauender Geist, daß einer der größten Naturforscher unserer Zeit gegen ihn äußerte, „daß er gleichsam als universaler Alchymist die Kräfte und Pulsirungen des Weltalls belausche und erkenne.“

Sein Bestreben, das Veraltete durch das bessere Neuere zu verdrängen, erregte ihm gehässige Gegner und erschwerte seine Amtslage sehr. Ihn

---

*) Ein Paar Strophen möchten zur nähern Würdigung dieses Hymnus, besonders für diejenigen, die ihn noch nicht kennen, nicht unwillkommen seyn:

— — — — — — —

In jenem Punkt, als dich ein Ausstrahl der Allmacht
Zum Daseyn weckte,
Ward Feuer dein Blut und Sonne dein Blick,
Dein Umdunst wehender Aether,
Und heilsam wallender Zephir dein Hauch.

— — — — — — —

Dem letzten Stein gibst du die Faser der Pflanze;
Die letzte Pflanze
Bewegt sich und greift, empfind't und ist Thier;
Und Thiere grenzen an Menschen;
Und Menschen steigen zu Engeln hinan.

— — — — — — —

O, nicht um Gold, nicht um die Würden der Thoren,
Die dich verkennen,
Gäb' ich, o Natur, das himmlische Glück,
Im Kreise deiner Gesalbten
In deines Tempels Geheimniß zu schaun.

— — — — — — —

Umneble dem nach Wahrheit ringenden Forscher
Nicht deinen Spiegel,
Enthülle dich, wann sein sprühendes Aug'
Am Himmel oder in Klüften
Auf deinen Wirkungen dich überrascht.

erheiterten indeß seine von Tag zu Tag sich mehrenden Kunstsammlungen und die Muse des Gesangs und Saitenspiels. Zu Ende der 70er Jahre stiftete er einen Singverein, den er mit einer deutschen Uebersetzung von Pergolesi's Stabat mater eröffnete und er wirkte durch diese Anstalt bedeutend auf die spätere musikalische Bildung in seiner Vaterstadt. Wie jeden Zweig der Kunst und Wissenschaft, studirte er die Tonkunst zunächst auf historischem Wege, dann in ihren innersten Tiefen, so daß der kunsterfahrene nachmalige Fürst-Primas von Dalberg lebhaft sich sehnte, mit ihm über manche Ideen von musikalischer Poesie und musikalischer Metaphysik sich näher besprechen zu können.

Im Jahre 1783 begleitete W. den damaligen Domgrafen, nachherigen Domprobst und Universitäts-Kanzler, regierenden Reichsgrafen von Oettingen-Baldern auf seiner Reise nach Schwaben. Hier boten ihm die herrlichen Rheingegenden und die Kunstschätze so mancher Städte und Palläste den reichsten Genuß dar; auch erfreute ihn besonders die Bekanntschaft des berühmten Malers Januarius Zick und des, um die Physik und Chemie so verdienstvollen Theologen Joseph Weber. Zu jener Zeit hätte er leicht an der unter dem Kurfürsten Maximilian Friedrich aufblühenden Universität Bonn Professor werden können; die Liebe zur Vaterstadt bewog ihn jedoch, es abzulehnen. Hochachtungsvoll übertrug ihm das Jahr darauf die Bonnische Universität bei dem Ableben dieses Kurfürsten die Inschriften zur Leichenfeier im hohen Dom zu Cöln anzufertigen, die nach v. Humboldts (damals zu Göttingen) Versicherung wegen des gedankenreichen Inhalts, der glücklichen Wendungen und des ächtrömischen Ausdrucks Heyne's entschiedenen Bei-

fall erhielten. *) Seine Meisterschaft im Lapidarstyl bewirkte, daß von mehreren Behörden und gelehrten Anstalten Deutschlands, Englands und Italiens, ja auch vom Großmeister der Pariser Universität, Fontanes, und dem Staatskanzler Talleyrand ähnliche Aufträge an ihn ergingen. Zum treffenden Belege dessen diene auch die auf den beiden Pfosten des Kirchhof-Thores vor Cöln befindliche Inschrift:

I. Have in beatius aevum seposta seges.

II. Transi non sine votis mox noster.

---

*) Die VII. und VIII. Tafel der Inschriften lauten also:

VII.

HAVE. AETERNUMQUE. VALE
QUI
SAECULI. QUOD. EUROPAE
MAXUMOS. IMPERANTES. EXHIBVIT
IN. NOBIS. FELICITATEM. CONSUMMASTI
PRINCIPUM. NESTOR
NUNC
VBI. TE. PATRES
TE. DIVEI. ANTECESSORES. EXSPECTANT
REQVIEM. OPTVMORVM. MERITORVM CAPE.

VIII.

DVLCISSIMAM. ANIMAM
EXVVIIS. MORTALIBVS. EXVTAM
TV. DEVS. OPT. MAX.
ET. MAGNA. MATER. SALVTIFERA
ET. VOS. IN. QVORVM. TVTELA. FVIT.
DIVEI. FELICESQVE. GENII
IN. BEATAS. SEDES. RECIPITE
VT. PATRIAE. TVTELARIBVS. ADAVCTA
NVNC. IN. SALVTEM. MAXIMIL. FRANCISCI
POPVLORVMQVE. SVORVM
NVMEN. VESTRVM. PROPICIVM
FAXIT.

und da für Jacobinismus auslegte, für da
der Universität bis zu ihrer völligen Auf
Im Jahr 1796 erhielt er als Belohnung f
der Kunst und Wissenschaft geleisteten Die
Canonicat zu den heil. Aposteln in Cöln u
Jahre darauf eine Professur der Geschich
der belles lettres an der neuerrichteten (
Schule daselbst.

Der berühmte Orgelspieler Vogler wan
nach W. Unterhaltungen über Philosop
Musik mit Dalberg, ebenfalls an ihn und
seine Aussprüche hoch, wie auch Eulogius
der seine Gedichte vor dem Druck W. zur
theilung übergab. Durch seine „Beschreib
cölnischen Münzsammlung des Domherr
Merle", ein als classisch anerkanntes Buch
er dem Auslande auch als Numismatiker v
haft bekannt, wobei er zugleich seine Ges
kenntnisse ungemein erweiterte. Die Result
ner Forschungen im Gebiete der Geschichte
legte er in den „monatlichen Beilagen zur
schen Zeitung" und in der „Geschichts-
und Sitten-Chronik von und für Cöln"
wodurch er die Liebe seiner Mitbürger in h
Grade gewann. Auch ordnete er das zu A
haltung und Würdigung deutscher Kunst und
che zunächst in Cöln und der dasigen Rhein
im Jahr 1799 erschienene „Taschenbuch der
lieferte zahlreiche Beiträge in Prosa und
und gab selbst oftmals dem berühmten, gel
Maler Hoffmann zu Cöln die Zeichnungen
Kupfern an. Im zweiten Bande dieses
aufgenommenen Taschenbuchs 1800, das f
1804 erhielt, lieferte er einen großen, sehr
essanten Aufsatz: „Agrippina, die Gemahli
Claudius, die Stifterin Cölns." 128 Duode

ten stark. Wallraf commentirte in diesem Taschenbuche vorzüglich eine Reihe von Gemälden aus den verschiedenen Schulen der Malerei, und Scharfsinn, Anmuth und Kraft leuchten aus allen diesen Arbeiten hervor, wie ganz besonders die Abhandlung über „Quellinus und Rubens" und „Rubens und van Dyck", zwei Gemälde, beide im Character des Dädalus und Icarus, trefflich beurkunden, so wie für seine didactische Diction seine Abhandlung „über die Wahl der Momente", (ebendaselbst) ein gleich empfehlendes Zeugniß gibt. Von seiner epigrammatischen Gewandtheit und Schärfe mögen hier unten noch einige Beispiele stehn *). An jenem literärischen

---

*) Das erste ist gegen die kleinliche, verschrobene und überhäufte französische Gartenkunst gerichtet. Taschenb. d. Ub., Jahrg. 1799, S. 245:

Freund! du hast nichts noch gesehn, wenn du hier nicht den Mäkler Orestes
Unweit der Börse besuchst. — Er zeigt dir den zierlichen Garten
Seines Hauses von eigner Erfindung — den Tempel der Juno
Mit dem chinesischen Pavillon, und das brennende Lämpchen
In der Grotte des Plato, von zwei Grenadierchen bewachet,
Den Obeliscus im Rosenhainchen, daneben das Berglein
Mit dem blanken Marmorruin auf dem Rasentapetchen;
Hier die Windmühl, im Wald und durch Labyrinthe von Buchsbaum
Viel der Bildchen von Heiden und Christen und Wunderthier' — item
Seen mit Schiffchen, und wie sich's gehört, auch die Heremitage
Sammt der Holzbrück' et caetera graeca — das alles vom Söller.

Institut, welches den schönwissenschaftlichen Verband mit dem durch den Lüneviller Frieden von dem linken Rheinufer getrennten deutschen Vaterlande zu erhalten geeignet war, nahmen bald auch Auswärtige Antheil. Solch' ein freimüthiges Unternehmen nöthigte den eingedrungenen Fremdlingen Ehrfurcht ab, wie überhaupt die Anhänglichkeit an den alten classischen Grund und Boden der Heimath und deren Kunstgebilde bei der französischen oberflächlichen Schulbildung in W. einen um so heilsamern Retter und Belehrer fand. Dahin wirkten gleichfalls seine Vorlesungen, der alle Stände und Facultäten beiwohnten, und ganz besonders seine Kunstschätze und anderweitigen Verbindungen. Mit Gefahr von Leben und Ehre rettete er manche Denkmäler seiner Vaterstadt in den politischen Stürmen, z. B. die Fenster der Domkirche, diese herrlichen Meisterstücke der Enkaustik und ließ Sarkophage, Urnen ꝛc. vor dem Angesichte französischer Commissarien zerschlagen, um

---

Verwirrung.
Ebend. S. 65.

Jetzt will ein jeder gar an Glaub' und Kirche meistern;
Woher entsteht doch diese Confusion? —
Den großen Geistern fehlt es an Religion,
Und der Religion an großen Geistern.

Classisch aber trat er in dem lateinischen Epigramme auf. Nachstehendes richtete er im J. 1795 an einen Freund, der ihm einige vor Cöln ausgegrabene römische Alterthümer, Geschirre u. s. w. zugeschickt hatte:

Brewero Wallrafius.

Qui pateras, urnasque scabra rubigine pulcras
Heic mihi de patrio mittis amice solo,
Grata dabas, meliora novis, munuscula, monstrans
Pectoris antiqui te fideique virum.
Auratis olim pateris bibe cum jove nectar,
Urnamque ingresso sit tibi terra levis.

die nachher wieder zusammengesuchten Bruchstücke zu retten, ob man ihm dies auch für Vandalismus auslegen mochte. Das Heil der Wissenschaften wie das Wohl seiner Vaterstadt stets im Auge, feierte er die wiederkehrende Ordnung durch Napoleon in Gesängen und Sprüchen, erklärte sich aber auch hinwiederum offen gegen den despotischen Gewalthaber, als die schöne Morgenröthe einer neuen Zeit anbrach. Vergleichenswerth ist eine der, bei Gelegenheit als Napoleon im September 1804 mit seiner Gemahlin in Cöln anwesend war, von W. verfaßten Inschriften mit derjenigen, welche er 1816 auf eine Statue Napoleons von Canova verfertigte, die nach London gebracht wurde, und bemerkenswerth durch den Wechsel der Schicksale und menschlicher Gesinnungen.

Der wackre Präfect des Roer-Departements, Mechin, bewirkte in demselben Jahre, daß W. ein seit Jahren von ihm bewohntes, dem Domcapitel gehöriges Haus, die Probstei, als lebenslängliches Eigenthum überlassen wurde, darin er seine Kunstsammlungen aufstellte und zweimal durch seine Geistesgegenwart den durch die im untern Geschoß befindliche Wache verursachten Brand dämpfte. In allen diesen wechselnden Perioden sorgte er eifrig für das politische Interesse seiner Vaterstadt, daher er einem Cölner, der dem Kaiser Napoleon irgend einen Dienst erwiesen, den Vorwurf machte: „Hätten Sie doch diese Gelegenheit benutzt und für Cöln gesprochen!“ Der Ruhm seiner Vaterstadt sollte überall glänzen. In dieser Absicht gab er einem seiner Schüler, der viele Jahre auf Reisen gewesen war, eine Abbildung des P. P. Rubens mit den Worten in die Hand: „Wenn Sie noch ein Mal eine so weite Reise ins Ausland machen, dann nehmen Sie dieses Bild in die Hand und zeigen es

allerall und sagen: „Rubens ist in Cöln geboren!" Die huldvolle Zuneigung der kunstgebildeten Prinzessin Marianne von Preußen, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, benutzte er ebenfalls nur zum Wohl seiner Mitbürger. Eben so sorgsam bewies er sich bei Zurichtung der in der Revolutionszeit profanirten Kirchen, durch die geschmackvollste Einfachheit und Entfernung alles Unwürdigen namentlich bei den Kirchenfeierlichkeiten und dem Gesang der Kirchendiener, dagegen er selbst in einem satyrisch-didactischen Gedichte in Alexandrinern in seiner „Beschreibung der renovirten Kirche Groß-St. Martin" scherzweise zu Felde zog. Um möglichst keine reiche Beute von Gegenständen der Kunst und Wissenschaft bei Gelegenheit aufgehobener Klöster und Stiftungen ins Ausland wandern zu sehen, nahm er damals von seinen Freunden 10,000 Thaler zum Ankauf dieser Seltenheiten auf.

Bei Ueberbringung des während der Revolutionszeit geflüchtet gewesenen berühmten Dreikönigenkastens sammt den Reliquien dichtete er in ächtem altem Kirchenstyle den bekannten Hymnus: „Salvete sacra pignora;" wozu er auch die ergreifend schöne Melodie gefertigt hatte. Vor allem strebte er aber auch als Naturhistoriker nach höherer Vervollkommnung. Wie sinnig sich übrigens W. auch in kleinen Gedichten auszusprechen vermochte, gab er durch inschriftmäßig gestellte Sprüche, durch welche er zu reichlicher Beisteuer für Erneuerung des Kirchthurms zu Melaten aufforderte und durch ein kleines Gedicht zu erkennen, auf den Tod eines Karthäuser-Paters, der in Cöln der berühmte Tulpenliebhaber hieß und im Jahr 1812 starb. Siehe beide unten A. und

B. *) Bei aller Geisteshöhe war jedoch W. aus übermäßiger Vaterlandsliebe so einseitig, nur wahrhaft zu schätzen, was sich nach Cöln nannte und aus Cöln hervorgegangen war, das Mittelmäßige dann als classisch zu erheben, und fremdes Verdienst nicht mit Gerechtigkeit anzuerkennen; doch regte er hiedurch auch manches Talent alsdann

---

*) A.

Glockenthurm
Zu Melaten,
Der du uns Alle rufest!
Du darfst nicht verstummen;
Oder
Wer käme dort sich bergen zu lassen
So ungefeiert
Unter den Staub?
Für die letzte Ehre, die du uns zutönst,
Womit du uns begleitest unter die Gebeine
Unsrer Brüder,
Daß sie hören,
Wie nahe wir ihnen sind,
Gebühret dir Herstellung,
Ehe noch Einer käme — und du schwiegest. —

B.

Hier zwischen Gänseln, Schwämmen, Scabiosen,
Liebstöckchen, Veilchen, Sonnenblumen, Rosen,
Soll eine Tulpe, rund und rein,
Auch Zierde nun in Gottes Garten seyn.
Sie spross' in jedem Jahr' hervor, als Grabesweiser,
Wo Pater Joseph der Karthäuser,
Der Tulpenkönig unsrer Stadt,
Den Ort der Ruhe zur Verwandlung hat.
Zur Freude aller Tulpenzunft-Verwandten
Wird neben seines gleichen Expectanten a)
Des großen Tages hieraus voll und schön
Ein Zwiebel, jährlich reif zum neuen Leben,
Des Kelches Pracht zum Quell des Lichts erheben,
Aus ihm Er endlich selbst als Triomphant b)
erstehn!

---

a) b) Aus der Tulpenterminologie.

ausgezeichnet sich erhebender Männer, eines Gau, der Maler Hoffmann und Begasse, des Architecten Gittorff und den Naturforscher Cassel daselbst zu vorzüglichen Leistungen auf. — Dabei verläugnete sich in ihm nicht der Eifer für seinen nächsten geistlichen Beruf. In allen seinen Vorträgen und Kunstleistungen herrschte das religiöse Princip hervor, besonders bestrebte er sich, der Liturgik ihre alte eigenthümliche Bedeutung mit Geist und Leben wieder zu geben. Wie Wallraf Kunst und Religion so schön verschwistert darzustellen wußte, gibt besonders seine Erklärung des herrlichen Raphaelschen Gemäldes: St. Margarita (Taschenb. f. K. u. L. 1802) zu erkennen, und oftmals erinnern seine Schilderungeu an diejenigen eines Winkelmann, an die Classicität eines Lessing. Auf gleiche Weise war er bemüht, die Würde und tiefe Bedeutung des catholischen Cultus darzustellen und alle diejenigen Mittel zu benutzen oder anzugeben, durch welche eine neue Belebung der ästhetischen Darstellung des Catholicismus könnte gewonnen werden. Auf ähnliche Weise suchte er auch eine neue, würdigere Einrichtung der Frohnleichnams-Procession einzuführen. Seine mannichfaltigen in iene Zeiten fallenden Schriften gebe Beweis für dieses Bestreben. *)

---

*) Es mag genügen, hier einige derselben an führen:

1) Corolla hymnorum sacrorum publicae devotioni servientium. Veteres electi, sed mendis, quibus it tis in editionibus scatebant, detersi, strophis ada Novi adsumpti. Recentes primum inserti. Colc Agrippinae. CIↃ. IↃ. CCCVI. Typis Haeredum Sc berg.

2) Ueber den neuen Stadtcölnischen Kirchhe Melaten. Critische Auswahl unter den dazu ge

Bei Erneuerung der Hauptkirche zum heil. Quirinus in Neus, in den Jahren 1806—8 wurde er zu Rathe gezogen, und gab dem nachher so berühmten Maler Peter Cornelius aus Düsseldorf die Idee zur Kuppel an, zur dankbarsten Anerkenntniß dieses Künstlers.

---

ten Inschriften, sammt der Darstellung einer Einrichtung desselben, wie sie für den Ort und den Geschmack der Zeit paßte. Cöln 1809.

3) Biographie des als Stadtcölnischer Hauptpfarrer zu St. Marien im Capitol im Jahr 1810 verstorbenen H. H. Peter Anth. Dem Andenken und der Pfarrgemeinde des Verklärten gewidmet. Cöln 1810.

Ein wahres Muster für Biographieen und fast durchgehends tacitisch gehalten. Zudem ist diese Schrift voller Winke für junge Geistliche zu ihrer schönwissenschaftlichen Bildung. Gerade Wallraf war der Mann, diese Seite der Bildung am catholischen Theologen darzustellen.

4) Ad clarissimum virum J. Mich. Du-Montium summo inter Ubios templo recenter datum pastorem maxime reverendum epistola poetica M. Gamandri aeditui sui, cum notis variorum. Sub exitum Decembris CIƆ. IƆ CCCVI. Eine Epistel, voll von jener indiscreten Satyre, die man Ironie nennt; wo er über kirchliche Mißbräuche, Unfug und Unwissenheit die Geißel schwingt. In Wahrheit verdient ihm diese Schrift den Beinamen des cölnischen Juvenal. Vom Consistorial-Rathe Dr. Kruch erschien eine Uebersetzung dieser Epistel.

5) a. Ein Wort wegen des Uebertritts des Herrn Professor Friedrich Schlegel zur catholischen Kirche.

b. Eine Recension über Chateaubriand's Genius des Christenthums.

c. Biographie des Vicarius Alfter.

Diese Arbeiten unter Nro. 5 sind in der cölnischen theol. Zeitschrift, Jahrg. 1808, enthalten; in den beiden ersten spricht sich ganz besonders einerseits die zartfühlend'ste christliche Duldsamkeit, andrerseits aber die freiige und unerschütterliche Anhänglichkeit an den alten Glauben der Väter aus.

Da er nun in die philosophische Facultät der Universität übergetreten war, so trug er die Theorie des Geschmacks in den schönen Künsten und Wissenschaften vor mehreren Fürsten und Grafen des hohen Domcapitels und andern angesehenen Bürgern und Fremden vor. Dies bewirkte seinen Austritt aus dem Gymnasium, er erhielt im Jahre 1786 die Aufsicht über den städtischen botanischen Garten und eine ordentliche Professur der Naturgeschichte und Botanik und der Aesthetik an der Academie, wurde auch in demselben Jahre Canonicus des hochadelichen freiweltlichen Stifts zu St. Marien im Capitol. Seinen Abschied aber vom Gymnasium bezeichnete er, für damalige Zeit auf ungewöhnliche Weise, durch die inhaltreichste seiner poetischen Leistungen, eine deutsche Weih-Ode: „Chrysostomus" zur Feier des Tages dieses christlichen Patrons der Redekunst.*) Für diesen neuen

*) Ein Bruchstück hiervon:

Als einst der Weltenvater den großen Plan
Zu seinem Kirchenhimmel auf Erden schuf,
Und die Gestirne erster Größe,
Jegliches reihet' in seine Sphäre;

Da löste schon die himmlische Weisheit sich
Den Strahlengürtel, goß auf die Sonnenbahn
Auch diesen Morgenstern, und freute
Bald sich der Zeit seines Aufgangs, pflanzte

In sein durchdringend Auge den Flammenblick,
Und Glut in seine goldene Lefze, sanft
Erwärmend auf fruchtbarem Boden;
Aber zerstörend auf Felsenherzen.

Und sie verwahrte zärtlich den Busensohn,
Tränkt' ihn so lange schlummernd mit Feuermilch,
Bis, wo der Gottesglaube nun ins
Dunkel zurückfiel, sie ihn hervorließ.

Standpunct war W. ganz geeignet; mit höchster Selbstverläugnung lebte er seinem Berufe. Den botanischen Garten bereicherte er binnen 2 Jahren aus eigenen Mitteln mit 2500 Pflanzen und nach Gerkens Bericht in seinen Reisen in den Jahren 1779—1785 war W. Sammlung von römischen Urnen, Thränengefäßen ꝛc., altdeutschen Alterthümern, vorzüglich eine wichtige Sammlung von Edelsteinen, Naturalien, Mineralien, Versteinerungen, alter Impressen und anderer seltener Bücher bewunderungswerth, höchst merkwürdig drei Globen, die ein alter cölnischer Astronom, Caspar Vopel Medelbach schon 1532 verfertigt hatte. Wachsende Kenntnisse und zunehmender Eifer vermehrten diese Sammlungen mit jedem Jahre.

Im Jahr 1786 nahm er den Grad eines Licentiaten der Medicin und zwei Jahre nachher das Doctorat der Medicin und Philosophie an derselben Universität an. Ihn traf hier die Auszeichnung, daß seit einem Säculum, im Jahre 1794, er als der erste Rector der Universität aus der Facultät der Medicin erwählt wurde. Nach vier Jahren legte er dieses mühselige Amt nieder, da er den durch die französische Regierung von den Priestern geforderten Eid: „Haß dem Königthume!" nicht schwören mochte, wirkte aber fortwährend mit Klugheit und Umsicht, welche man ihm hie

---

Er kam; da schielte Wollust und Neid auf ihn
Mit Eulenaugen; — schaudert, Unmächtige,
Verkriecht euch vor der Blendung, daß der
Blitz des Erwachenden euch nicht treffe! —

Der wie ein Riese dort über Wolken her
Den Schritt beginnt, ist Cherub Chrysostomus!
Es ist Johannis Bruderseele,
Oder Eliens in Menschenhülle — ꝛc.

und da für Jacobinismus auslegte, für das Beste der Universität bis zu ihrer völligen Aufhebung. Im Jahr 1796 erhielt er als Belohnung für seine der Kunst und Wissenschaft geleisteten Dienste ein Canonicat zu den heil. Aposteln in Cöln und drei Jahre darauf eine Professur der Geschichte und der belles lettres an der neuerrichteten Central-Schule daselbst.

Der berühmte Orgelspieler Vogler wandte sich, nach W. Unterhaltungen über Philosophie der Musik mit Dalberg, ebenfalls an ihn und achtete seine Aussprüche hoch, wie auch Eulogius Schneider seine Gedichte vor dem Druck W. zur Beurtheilung übergab. Durch seine „Beschreibung der cölnischen Münzsammlung des Domherrn von Merle", ein als classisch anerkanntes Buch, ward er dem Auslande auch als Numismatiker vortheilhaft bekannt, wobei er zugleich seine Geschichtskenntnisse ungemein erweiterte. Die Resultate seiner Forschungen im Gebiete der Geschichte Cöln's legte er in den „monatlichen Beilagen zur cölnischen Zeitung" und in der „Geschichts- Kunst- und Sitten-Chronik von und für Cöln" nieder, wodurch er die Liebe seiner Mitbürger in höherem Grade gewann. Auch ordnete er das zu Aufrechthaltung und Würdigung deutscher Kunst und Sprache zunächst in Cöln und der dasigen Rheingegend im Jahr 1799 erschienene „Taschenbuch der Ubier", lieferte zahlreiche Beiträge in Prosa und Versen und gab selbst oftmals dem berühmten, gekrönten Maler Hoffmann zu Cöln die Zeichnungen zu den Kupfern an. Im zweiten Bande dieses günstig aufgenommenen Taschenbuchs 1800, das sich bis 1804 erhielt, lieferte er einen großen, sehr interessanten Aufsatz: „Agrippina, die Gemahlin des Claudius, die Stifterin Cölns." 128 Duodez-Sei-

ten stark. Wallraf commentirte in diesem Taschenbuche vorzüglich eine Reihe von Gemälden aus den verschiedenen Schulen der Malerei, und Scharfsinn, Anmuth und Kraft leuchten aus allen diesen Arbeiten hervor, wie ganz besonders die Abhandlung über „Quellinus und Rubens" und „Rubens und van Dyck", zwei Gemälde, beide im Character des Dädalus und Icarus, trefflich beurkunden, so wie für seine didactische Diction seine Abhandlung „über die Wahl der Momente", (ebendaselbst) ein gleich empfehlendes Zeugniß gibt. Von seiner epigrammatischen Gewandtheit und Schärfe mögen hier unten noch einige Beispiele stehn *). An jenem literarischen

---

*) Das erste ist gegen die kleinliche, verschrobene und überhäufte französische Gartenkunst gerichtet. Taschenb. d. Ub., Jahrg. 1799, S. 245:

Freund! du hast nichts noch gesehn, wenn du hier nicht den Mäkler Drestes
Unweit der Börse besuchst. — Er zeigt dir den zierlichen Garten
Seines Hauses von eigner Erfindung — den Tempel der Juno
Mit dem chinesischen Pavillon, und das brennende Lämpchen
In der Grotte des Plato, von zwei Grenadierchen bewachet,
Den Obeliscus im Rosenhainchen, daneben das Berglein
Mit dem blanken Marmorruin auf dem Rasentapetchen;
Hier die Windmühl, im Wald und durch Labyrinthe von Buchsbaum
Viel der Bildchen von Heiden und Christen und Wunderthier' — item
Seen mit Schiffchen, und wie sich's gehört, auch die Heremitage
Sammt der Holzbrück' et caetera graeca — das alles vom Söller.

Institut, welches den schönwissenschaftlichen Verband mit dem durch den Lüneviller Frieden von dem linken Rheinufer getrennten deutschen Vaterlande zu erhalten geeignet war, nahmen bald auch Auswärtige Antheil. Solch' ein freimüthiges Unternehmen nöthigte den eingedrungenen Fremdlingen Ehrfurcht ab, wie überhaupt die Anhänglichkeit an den alten classischen Grund und Boden der Heimath und deren Kunstgebilde bei der französischen oberflächlichen Schulbildung in W. einen um so heilsamern Retter und Belehrer fand. Dahin wirkten gleichfalls seine Vorlesungen, der alle Stände und Facultäten beiwohnten, und ganz besonders seine Kunstschätze und anderweitigen Verbindungen. Mit Gefahr von Leben und Ehre rettete er manche Denkmäler seiner Vaterstadt in den politischen Stürmen, z. B. die Fenster der Domkirche, diese herrlichen Meisterstücke der Enkaustik und ließ Sarkophage, Urnen ꝛc. vor dem Angesichte französischer Commissarien zerschlagen, um

---

Verwirrung.
Ebend. S. 65.

Jetzt will ein jeder gar an Glaub' und Kirche meistern:
Woher entsteht doch diese Confusion? —
Den großen Geistern fehlt es an Religion,
Und der Religion an großen Geistern.

Classisch aber trat er in dem lateinischen Epigramme auf. Nachstehendes richtete er im J. 1795 an einen Freund, der ihm einige vor Cöln ausgegrabene römische Alterthümer, Geschirre u. s. w. zugeschickt hatte:

Brewero Wallrafius.

Qui pateras, urnasque scabra rubigine pulcras
Heic mihi de patrio mittis amice solo,
Grata dabas, meliora novis, munuscula, monstrans
Pectoris antiqui te fideique virum.
Auratis olim pateris bibe cum jove nectar,
Urnamque ingresso sit tibi terra levis.

die nachher wieder zusammengesuchten Bruchstücke zu retten, ob man *ihm* dies auch für Vandalismus auslegen mochte. Das Heil der Wissenschaften wie das Wohl seiner Vaterstadt stets im Auge, feierte er die wiederkehrende Ordnung durch *Napoleon* in *Gesängen* und Sprüchen, erklärte sich aber auch hinwiederum offen gegen den despotischen Gewalthaber, als die schöne Morgenröthe einer neuen Zeit anbrach. Vergleichenswerth ist eine der, bei Gelegenheit als Napoleon im September 1804 mit seiner Gemahlin in Cöln anwesend war, von W. verfaßten Inschriften mit derjenigen, welche er 1816 auf eine Statue Napoleons von Canova verfertigte, die nach London gebracht wurde, und bemerkenswerth durch den Wechsel der Schicksale und menschlicher Gesinnungen.

Der wackre Präfect des Roer-Departements, Mechin, *bewirkte in demselben* Jahre, daß W. ein seit Jahren von ihm bewohntes, dem Domcapitel gehöriges Haus, die Probstei, als lebenslängliches Eigenthum überlassen wurde, darin er seine Kunstsammlungen aufstellte und zweimal durch seine Geistesgegenwart den durch die im untern Geschoß befindliche Wache verursachten Brand dämpfte. In allen diesen wechselnden Perioden sorgte er eifrig für das politische Interesse seiner Vaterstadt, daher er einem Cölner, der dem Kaiser Napoleon irgend einen Dienst erwiesen, den Vorwurf machte: „Hätten Sie doch diese Gelegenheit benutzt und für Cöln gesprochen!" Der Ruhm seiner Vaterstadt sollte überall glänzen. In dieser Absicht gab er einem seiner Schüler, der viele Jahre auf Reisen gewesen war, eine Abbildung des P. P. Rubens mit den Worten in die Hand: „Wenn Sie noch ein Mal eine so weite Reise ins Ausland machen, dann nehmen Sie dieses Bild in die Hand und zeigen es

überall und sagen: „Rubens ist in Cöln geboren!“ Die huldvolle Zuneigung der kunstgebildeten Prinzessin Marianne von Preußen, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, benutzte er ebenfalls nur zum Wohl seiner Mitbürger. Eben so sorgsam bewies er sich bei Zurichtung der in der Revolutionszeit profanirten Kirchen, durch die geschmackvollste Einfachheit und Entfernung alles Unwürdigen namentlich bei den Kirchenfeierlichkeiten und dem Gesang der Kirchendiener, dagegen er selbst in einem satyrisch-didactischen Gedichte in Alexandrinern in seiner „Beschreibung der renovirten Kirche Groß-St. Martin“ scherzweise zu Felde zog. Um möglichst keine reiche Beute von Gegenständen der Kunst und Wissenschaft bei Gelegenheit aufgehobener Klöster und Stiftungen ins Ausland wandern zu sehen, nahm er damals von seinen Freunden 10,000 Thaler zum Ankauf dieser Seltenheiten auf.

Bei Ueberbringung des während der Revolutionszeit geflüchtet gewesenen berühmten Dreikönigenkastens sammt den Reliquien dichtete er in ächtem altem Kirchenstyle den bekannten Hymnus: „Salvete sacra pignora,“ wozu er auch die ergreifend schöne Melodie gefertigt hatte. Vor allem strebte er aber auch als Naturhistoriker nach höherer Vervollkommnung. Wie sinnig sich übrigens W. auch in kleinen Gedichten auszusprechen vermochte, gab er durch inschriftmäßig gestellte Sprüche, durch welche er zu reichlicher Beisteuer für Erneuerung des Kirchthurms zu Melaten aufforderte und durch ein kleines Gedicht zu erkennen, auf den Tod eines Karthäuser-Paters, der in Cöln der berühmte Tulpenliebhaber hieß und im Jahr 1812 starb. Siehe beide unten A. und

B. *) Bei aller Geisteshöhe war jedoch W. aus übermäßiger Vaterlandsliebe so einseitig, nur wahrhaft zu schätzen, was sich nach Cöln nannte und aus Cöln hervorgegangen war, das Mittelmäßige dann als *classisch* zu erheben, und fremdes Verdienst *nicht* mit Gerechtigkeit anzuerkennen; doch regte er hiedurch auch manches Talent alsdann

---

*) A.

Glockenthurm
Zu Melaten,
Der du uns Alle rufest!
Du darfst nicht verstummen;
Oder
Wer käme dort sich bergen zu lassen
So ungefeiert
Unter den Staub?
Für die letzte Ehre, die du uns zutönst,
Womit du uns begleitest unter die Gebeine
Unsrer Brüder,
Daß sie hören,
Wie nahe wir ihnen sind,
Gebühret dir Herstellung,
Ehe noch Einer käme — und du schwiegest. —

B.

Hier zwischen Günseln, Schwämmen, Scabiosen,
Liebstöckchen, Veilchen, Sonnenblumen, Rosen,
Soll eine Tulpe, rund und rein,
Auch Zierde nun in Gottes Garten seyn.
Sie sproß' in jedem Jahr' hervor, als Grabesweiser,
Wo Pater Joseph der Karthäuser,
Der Tulpenkönig unsrer Stadt,
Den Ort der Ruhe zur Verwandlung hat:
Zur Freude aller Tulpenzunft-Verwandten
Wird neben seines gleichen Exspectanten a)
Des großen Tages hieraus voll und schön
Ein Zwiebel, jährlich reif zum neuen Leben,
Des Kelches Pracht zum Quell des Lichts erheben,
Aus ihm Er endlich selbst als Triomphant b)
erstehn!

---

a) b) Aus der Tulpenterminologie.

ausgezeichnet sich erhebender Männer, eines Gau, der Maler Hoffmann und Begasse, des Architecten Gittorff und den Naturforscher Cassel daselbst zu vorzüglichen Leistungen auf. — Dabei verläugnete sich in ihm nicht der Eifer für seinen nächsten geistlichen Beruf. In allen seinen Vorträgen und Kunstleistungen herrschte das religiöse Princip hervor, besonders bestrebte er sich, der Liturgik ihre alte eigenthümliche Bedeutung mit Geist und Leben wieder zu geben. Wie Wallraf Kunst und Religion so schön verschwistert darzustellen wußte, gibt besonders seine Erklärung des herrlichen Raphaelschen Gemäldes: St. Margarita (Taschenb. f. K. u. L. 1802) zu erkennen, und oftmals erinnern seine Schilderungeu an diejenigen eines Winkelmann, an die Classicität eines Lessing. Auf gleiche Weise war er bemüht, die Würde und tiefe Bedeutung des catholischen Cultus darzustellen und alle diejenigen Mittel zu benutzen oder anzugeben, durch welche eine neue Belebung der ästhetischen Darstellung des Catholicismus könnte gewonnen werden. Auf ähnliche Weise suchte er auch eine neue, würdigere Einrichtung der Frohnleichnams-Procession einzuführen. Seine mannichfaltigen in iene Zeiten fallenden Schriften geben Beweis für dieses Bestreben. *)

---

*) Es mag genügen, hier einige derselben anzuführen:

1) Corolla hymnorum sacrorum publicae devotioni inservientium. Veteres electi, sed mendis, quibus iteratis in editionibus scatebant, detersi, strophis adaucti. Novi adsumpti. Recentes primum inserti. Coloniae Agrippinae. CIƆ. IƆ. CCCVI. Typis Haeredum Schauberg.

2) Ueber den neuen Stadtcölnischen Kirchhof zu Melaten. Critische Auswahl unter den dazu geliefer-

Bei Erneuerung der Hauptkirche zum heil. Quirinus in Neus, in den Jahren 1806—8 wurde er zu Rathe gezogen, und gab dem nachher so berühmten Maler Peter Cornelius aus Düsseldorf die Idee zur Kuppel an, zur dankbarsten Anerkenntniß dieses Künstlers.

---

ten Inschriften, sammt der Darstellung einer Einrichtung desselben, wie sie für den Ort und den Geschmack der Zeit paßte. Cöln 1809.

3) Biographie des als Stadtcölnischer Hauptpfarrer zu St. Marien im Capitol im Jahr 1810 verstorbenen H. H. Peter Anth. Dem Andenken und der Pfarrgemeinde des Verklärten gewidmet. Cöln 1810.

Ein wahres Muster für Biographieen und fast durchgehends tacitisch gehalten. Zudem ist diese Schrift voller Winke für junge Geistliche zu ihrer schönwissenschaftlichen Bildung. Gerade Wallraf war der Mann, diese Seite der Bildung am catholischen Theologen darzustellen.

4) Ad clarissimum virum J. *Mich. Da-Montium* summo inter Ubios templo recenter datum pastorem maxime reverendum epistola poetica M. Gamandri aeditui sui, cum notis variorum. Sub exitum Decembris CIↃ. IↃ CCCVI. Eine Epistel, voll von jener indirecten Satyre, die man Ironie nennt; wo er über kirchliche Mißbräuche, Unfug und Unwissenheit die Geißel schwingt. In Wahrheit verdient ihm diese Schrift den Beinamen des cölnischen Juvenal. Vom Consistorial-Rathe Dr. Bruch erschien eine Uebersetzung dieser Epistel.

5) a. Ein Wort wegen des Uebertritts des Herrn Professor Friedrich Schlegel zur catholischen Kirche.
b. Eine Recension über Chateaubriand's Genius des Christenthums.
c. Biographie des Vicarius Alfter.

Diese Arbeiten unter Nro. 5 sind in der cölnischen theol. Zeitschrift, Jahrg. 1808, enthalten; in den beiden ersten spricht sich ganz besonders einerseits die zartfühlend'ste christliche Duldsamkeit, andrerseits aber die freudige und unerschütterliche Anhänglichkeit an den alten Glauben der Väter aus.

Tief beugte ihn im März 1812 der Tod des trefflichen Geschichtsmalers Joseph Hoffmann, in seinem 48. Lebensjahre, bei dessen Trauerrede den innigen Freund der Schmerz überwältigte. Dies und so manches trübe politische Ereigniß, das auch auf seine geliebte Vaterstadt nachtheilig einwirkte, machte ihm eine Zerstreuung nöthig. Mit Widerstreben zwar gegen den Geist der Franken entschloß er sich doch endlich, den 1. October dieses Jahres Cöln zu verlassen und nach Paris zu reisen. Welch eine Welt voll Herrlichkeiten eröffnete sich vor den Augen des großen Kunstkenners! Da war des Sehens und Forschens kein Ende, bis zu Thränen war er zuweilen bewegt über den hohen vielseitigen Kunstgenuß, der ihm hier geboten wurde; doch kehrte er noch vor Jahresschluß nach Cöln zurück.

In Auftrag der Mairie sorgte er mit großem Aufwand von historischen und philologischen Kenntnissen für eine der Geschichte gemäße Benennung der Straßen und Plätze der Stadt Cöln; doch machte man ihm seine wenige Beachtung des Mittelalters so wie oft gewagte Conjecturen zum Vorwurf; das ganze Unternehmen ließ aber einen guten Erfolg zurück.

Mit dem Anfange des Jahres 1814, da die besiegten Franzosen Cöln verließen, begann für den bald 70jährigen Greis eine neue Lebensperiode. Seine Wohnung war zu einer Kaaba geworden, in welcher die Völkerherrscher, die Helden und Staatsmänner, von welchen diese neue Zeit ausgegangen war, und Künstler und Gelehrten, die dazu mitgewirkt hatten, sich einfanden. Göthe, Werner, Niclas Vogt, Fiorillo, Wiebeking u. A. schlossen sich innig an ihn und gaben ihm unzweideutige Beweise ihrer Hochachtung,* die insbesondere Göthe noch schrifflich zu erkennen gab.

F. J. Waitzenegger, jetziger Herausgeber des Felder'schen Gelehrten- und Schriftsteller-Lexicons der deutschen catholischen Geistlichkeit, ersuchte ihn um *eine* Autobiographie, die er aber bei aller angeschuldigten kleinen Eitelkeit nicht lieferte. Seine letzten Anstrengungen als öffentlicher Lehrer äußerte er bei dem durch ihn eröffneten prropädeutischen Cursus der schönen Künste und Wissenschaften, nachdem in diesen Landen wieder deutsche Kunst und Rede frei gelten durfte. Nach ein Paar Jahren aber wurde ihm der öffentliche Vortrag zu schwer und er zog sich als emeritirter Lehrer mit Pension vom Lehramte zurück.

Ausgezeichnet war seine Aufnahme in Aachen, als er von Seiten des damaligen General-Lieutenants Grafen von Gneisenau und des geheimen Staatsraths Sack zur Huldigungsfeier dieser Länder an die Krone Preußen, den 22. April 1815 eingeladen worden war, und innig freute sich W., da mit dieser Periode Cölns schönste Hoffnungen wieder auflebten.

Der Schwanengesang seiner Leistungen über die Kunst war der treffliche, wenn auch in seiner Hypothese lebhaft bestrittene Aufsatz: „Das berühmte Gemälde der Stadtpatrone Cölns, ein Werk altdeutscher Zeit und Kunst von 1410, in der hohen Domkirche daselbst" im Taschenbuche für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst, dessen er sich übrigens thätig annahm.

Im J. 1816 machte er eine Reise nach Göttingen, wo er sich besonders an den großen Naturforscher Blumenbach anschloß. Die Ernennung zum Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften früher und bis zu jetziger Zeit erweiset hinlänglich, wie sehr man auch im Ausland die Tiefe seiner Kunst und wissenschaftlichen Kenntnisse zu schätzen wußte.

Vom J. 1818 an näherte sich jedoch W. irdische Laufbahn mit starken Schritten ihrem Ende. Ein bösartiges Fieber drohte ihn, nachdem ihn schon mehrere Krankheiten befallen hatten, der Welt zu entreißen. Da gedachte er seiner Vaterstadt ein besonderes Zeichen seiner Liebe zu hinterlassen; er setzte Cöln zur Erbin seines so reichen und vollständigen, oft mit bedeutenden Opfern gesammelten Museums ein, er stiftete ein Wallrafianum, nur unter der einzigen Bedinguug, daß seinen wenigen unbemittelten Verwandten ein jährliches Einkommen zugesichert bleiben solle. Doch genas er wieder und der erkenntliche Stadtrath bewilligte ihm eine jährliche Pension von 1050 Thlr., wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sorgenfrei zu leben und seine Sammlungen zu vermehren. Dies letztere befolgte er treulich und kaufte die vorzüglichsten Stücke einer Sammlung römischer Antiken — darunter sich ein von Kennern oft bewundertes colossales Medusenhaupt befand — welche durch Cöln gebracht wurden um in London dem königlichen Museum zum Kaufe angeboten zu werden; er wies dem Eigenthümer seine städtische Pension auf mehrere Jahre an. Ja auf ähnliche Weise setzte er sein übriges Vermögen daran und lebte dann längere Zeit, selbst seinen besten Freunden unbewußt, in wahrer Dürftigkeit, ließ es sich sogar an Heizung im Winter ermangeln.

Für den 93jährigen berühmten Künstler Hardy, zu dessen mit nicht wenig Kosten verknüpfter Pflege, verwendete sich der dankbare W. auf das eifrigste und der Oberpräsident, Graf zu Solms-Laibach, that viel zu Erfüllung seines gerechten Wunsches. Den 11. November 1818 empfing er durch die Huld seines Königs den rothen Adler-Orden 3. Classe und eine Pension von 650 Thlr. Seine

Körperkraft verließ ihn jedoch immer mehr; aber voll Regsamkeit noch für das Schöne und Verdienstvolle bewirkte er, daß Rubens, der hier geboren wurde und Maria von Medicis, welche hier starb und zwar beide in demselben Hause, nicht ohne Denkmal blieben. Er selbst errichtete es ihnen auf eigene Kosten, indem er an dem betreffenden Hause zu beiden Seiten des Thores einen großen Stein mit von ihm verfaßten Inschriften einmauern ließ.

Auch auf das Handwerk, insofern dasselbe im Allgemeinen einen Bezug auf Bau- und Bildhauerkunst hat oder als Hülfsgewerbe zu derselben zu betrachteu ist, richtete er sein aufmerksames Auge. Zu bestimmten Tagen ging er von einer Werkstätte in die andere; munterte zum Fleiß und zu Ablegung des Eigensinnes hinsichtlich des Herkömmlichen auf, mit welchem er sich gegen das Neuere und Bessere sträubt; zeigte manchen erleichternden und verschönernden Handgriff und theilte zum Nacheifer mit dem ihm eignen heitern Geiste Characterzüge von Werkmeistern früherer Zeiten mit. Besonders nahm er sich der von dem Maler Mengelberg gestifteten Baugewerk- und Professionistenschule an, ließ sich noch in spätesten Jahren bei aller Entkräftung zu dieser 87 Stufen hoch liegenden Anstalt führen und faßte noch kurz vor seinem Tode mannichfaltige Plane zu ihrem Gunsten.

Mit Rath und That war er geschäftig zur Anordnung und Ausschmückung der 50jährigen Priesterjubelfeier seines Freundes und Mitschülers, des würdigen Dr. Brouhung, Präses des erzbischöflichen Seminars in Cöln, im Frühling 1822. Diese liebreiche Geschäftigkeit richtete aber plötzlich die Blicke Aller auf die Vergangenheit zurück, und es fand sich, daß der geliebte W. selbst als öffent-

licher Lehrer sein Jubiläum schon erreicht habe und es in wenig Monaten als Priester erreichen werde. Dieser Gedanke begeisterte alle Herzen und im Stillen ward der 20. Juli 1823 zu W. Jubelfest festgesetzt und der allgefeierte Jubelgreis nur einige Tage vorher von dieser Veranstaltung im Allgemeinen benachrichtigt.

Ein feierlicher Zug aller Behörden, Lehrer, Künstler, Kunstfreunde und zahlreicher Bürger begab sich vor die Domkirche, wo er eben für seine funfzigjährige Priesterwürde Gott seinen Dank darbrachte. Auf den Stab der Jubilarien gestützt, trat er hervor und ward mit einem Lebehoch jauchzend empfangen, auf dem Rathhause unter einen Baldachin geführt, den das cölnische Stadtpanier bildete mit der Jahrszahl 1723, das also auch seine Säcularfeier hielt; Wallrafs Bildniß von Mengelberg war über dem Sitze angebracht. Zunächst ward ihm ein Eichenkranz, dann ein Lorbeerkranz und endlich ein Blumenkranz mit sinnigen Worten auf das Haupt gesetzt und ein kunstreich geschnitzter elfenbeinerner Pocal, mit kostbarem Rheinwein angefüllt, dem Greis dargebracht, aus welchem er den Feiertrunk that auf das Wohl seiner Mitbürger mit dem altlandschaftlichen Ausruf: Alaf Cöln! (es lebe Cöln!) darauf jeder Einzelne sich bestrebte, aus diesem Kelche dem Gefeierten zuzutrinken. Auch von Seiten der evangelischen Geistlichkeit wurden ihm herzliche Glückwünsche eröffnet, und die bekränzten Büsten Wallrafs und die Beleuchtungen vieler Häuser und lauter Jubelruf und Bekränzung von Seiten aller Bürger, wo sie seiner irgend ansichtig werden konnten, zeigten von einem Enthusiasmus der Cölner, welcher den glücklichen Greis auf das innigste rührte. Gedichte in jeder Sprache und Glückwünsche von nah und fern vermehrten seine heitere

Stimmung. Er fühlte sich wie neuverjüngt und entschloß sich den 27. August zu einer Reise in die unteren Rheingegenden, dahin er von seinen Freunden eingeladen worden war. Wohin er kam, wurde er festlich und herzlich empfangen. In Cleve ordnete er mit Gewandtheit und Thätigkeit die Trauerfeier für Pabst Pius VII. an und besuchte überall fleißig die Werkstätte der Künstler, Antikensammlungen und die größern Denkmäler jener Gegenden aus den Zeiten der Römer und des Mittelalters. Nicht ohne bedeutenden Zuwachs für sein Museum kehrte er in die Mauern Cölns zurück.

Damals sandte ihm auch die königliche Gesellschaft der Alterthumsforscher Frankreichs seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede derselben.

Kaum hatte er jedoch die Inschriften vollendet, welche am Tage der Vermählungsfeier des Kronprinzen von Preußen an seinem Hause sollten aufgestellt werden, so befiel ihn eine bedenkliche Krankheit und ein Schlagfluß lähmte den 30. Nov. die rechte Seite. Allmälig dehnte sich diese nachtheilige Einwirkung auch auf die Geisteskräfte aus. Zuweilen zeigten sich wieder helle Blicke und kurz nach dem Genuß des heil. Abendmals konnte er mit ungewöhnlicher Heiterkeit und Kraft: Alaf Cöln! noch jauchzend verkündigen. Des folgenden Tages aber waren die Kräfte gänzlich gesunken und er entschlief den 18. März in der ersten Morgenstunde.

Auch im Tode ehrte man den Entschlafenen. Die geräumige Hausflur wurde auf das passendste und geschmackvollste zum Trauersaal umgewandelt, die Seitenwände waren nebst Attributen zeitlicher Vergänglichkeit und den Abzeichen überirdischer Be-

stimmung mit den Namen geschichtlich berühmter Schriftsteller, Künstler, Alterthumsforscher rc. der Vaterstadt verziert. In der schwarz behängten von einer Alabasterlampe mild beleuchteten Haupthalle sah man auf die geistigen und Hauptbestimmungen des Verklärten hindeutende Gegenstände: Kelch, Eichenkranz und Palmenkrone, mit den Erklärungsworten: „Religion, Bürgertugend, Gelehrsamkeit. Die linke Wand war mit den verschiedenen Fächern seines vielseitigen Wissens und seiner Leistungen, die rechte mit seinen vorzüglichsten Character-Eigenschaften bezeichnet. Schwebende Votivthränen und glänzende Sterne so wie das Ganze umkränzendes Oellaub versinnbildeten den vollgültigen Lohn hienieden und dort oben für den Verewigten. In der Mitte der hintern Wand war auf einem Untersatze zwischen zwei Lichtern ein Crucifix und über ihm das Wort: Glaube; links daneben ein Anker, mit der Inschrift: Zuversicht; und rechts ein Palmzweig mit der Inschrift: Erlösung, angebracht. Voran stand der geöffnete Sarg. — Die theuern Ueberreste des Entseelten, dessen Züge sich geistig veredelt zu haben schienen, wurden, nachdem sie 2 Tage lang ausgestellt worden waren, feierlichst beerdigt, und jemehr seine Freunde hierauf mit Verzeichnung, Ordnung und Aufstellung seiner in mehreren Gebäuden bisher vertheilt gewesenen Sammlungen aus dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft beschäftigt waren, da sich binnen 10 Monaten immer wieder etwas Neues und Unerwartetes vorfand, je mehr auch stimmten sie ein in die Worte des Prologs zu Wallrafs Jubelfeier:

„Unglaublich, traun! wird es der Nachwelt scheinen,
Daß Einer so in Allem Alles war,
Daß Einer konnte alle Kunst vereinen,
Und legen auf des Vaterlands Altar.“

W. war von mittlerer Größe, wohlgestaltet, und sein Gang war fest und stattlich, ohne geziert oder hoffärtig zu seyn. Selten mochte man einen schönern Kopf gesehen haben; Gall sagte aus, er habe keinen mit Goethe's Schädel ähnlichern gefunden. Seine Gesichtszüge, mild und ernst, aus denen etwas Großsinniges hervorblickte, regelmäßig gebildet und männlich schön zu nennen, sahen in seinem Leben denen der Büste des großen Haller, die sich auf der Göttinger Bibliothek befindet, täuschend ähnlich. Als Leiche soll er eine auffallende Aehnlichkeit mit Dante gehabt haben. Von ihm gibt es mehrere Bildnisse. Sein Organ war rein und sanft; doch in den letzten Lebensjahren sprach er sehr leise. Seine Schriftzüge waren fest und groß, fast gleich denen des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. Seinem Lehrvortrage fehlte es an Klarheit, der Reichthum der Gedanken zerriß oft den Zusammenhang. Im geselligen Verkehr war er unterhaltend, heiter und herzlich, ohne Stand oder Gelehrsamkeit absichtlich zu zeigen. Fromm von Herzen vermied er abergläubige Frömmelei und scheinheiliges Kopfhängen, doch desto gewissenhafter beobachtete er die Vorschriften der catholischen Kirche und sein Lebenswandel war ein Muster von Nüchternheit und Mäßigkeit. Desungeachtet, und ob er ein reichliches Einkommen besaß, hatte er selten einiges Geld in Vorrath; alles verwendete er auf sein Museum zum Nutzen und Ruhm der Vaterstadt. Auch reichte er Armen mit milder Hand, besonders seiner Hülfe irgend bedürftigen Künstlern. Seine fast unbegrenzte Wißbegierde scheuete es nicht, von tief unter ihm Stehenden sich belehren zu lassen; eine einmal vorgefaßte Meinung aber konnte er zuweilen auch bis zur Erbitterung festhalten. Ein ächter Bürger Cölns

würde er, so er eine gründlichere und von den Fesseln des Pedantismus und der Halbheit freiere ursprüngliche Bildung genossen und sich nicht blos auf seine Vaterstadt beschränkt gehabt hätte, den Namen eines ausgezeichneten, wo nicht eines großen Mannes in der Welt davon getragen haben. Desto theuerer ist sein Andenken seinen Mitbürgern und allen denen, welche wahre Religiosität, Kunst und Wissenschaft und hohe Bürgertugenden zu schätzen wissen.

Ernst Aug. Anton v. Göchhausen,

großherzogl. Sachsen-Weimar-Eisenachischer Geheimer-Rath und Comthur des weißen Falkenordens.

geb. den 15. Juli 1740,
gest. den 23. März 1824.

Er war geboren zu Weimar, wo sein mit Sophie Helene geb. Jacobi verheiratheter Vater, Joh. Anton Friedrich von Göchhausen auf Buttelstädt und Nermsdorf, als Rittmeister und Cammerjunker angestellt war.

Seine früheste wissenschaftliche Bildung bekam er durch Hauslehrer, und entwickelte schnell so glückliche Anlagen, daß er bereits in seinem vierzehnten Jahre die Anwartschaft auf das v. Göttfahrt'sche academische Stipendium erhielt, welches auf jenen, einige Jahre zuvor dem Herzog Ernst August v. W. verkaufsweise überlassenen, Familiengütern haftete. — Daß der Knabe für diese Vergünstigung dem herzogl. Minister v. Mandelsloh, in Mitte einer großen Versammlung des dortigen Adels, seinen Dank in einer feierlichen lateinischen Rede abstatten mußte, ist bezeichnend für den conventionellen Character jener Zeit.

Die, mit dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges zusammentreffende und auf die Vermögensverhältnisse seiner Aeltern höchst ungünstig einwirkende Versetzung seines Vaters nach Eisenach, als dasiger Schloßhauptmann, gab jedoch auch seiner eigenen Lebensbahn auf ein Decennium hinaus eine ganz andere als die früher bestimmte, nun, aus Mangel an den erforderlichen Unterstützungsmitteln,

nicht weiter zu verfolgende, Richtung. Er mußte sich entschließen, in preußische Dienste zu treten, und kam zunächst (1758) als Page zu dem Prinzen Heinrich von Preußen, dem klugen feinsinnigen Bruder des großen Friedrichs, von denen beiden er mehrere merkwürdige Characterzüge in seinen nachgelassenen Handschriften aufbewahrt hat. Ein Jahr später rückte er als Officier in das Regiment Anhalt-Bernburg ein, und machte bei diesem den ganzen übrigen Theil jenes denkwürdigen Krieges, und unter andern auch die mörderischen Schlachten bei Züllichau und Liegnitz mit, in welchen er mehrere Wunden, und in der erstern eine so sehr gefährliche erhielt, daß er nur mit Mühe vom Tode gerettet ward.

Mit dem Regimente, in dessen Garnison — Halle a. d. Saale — zurückgekehrt, fand er hier die erwünschteste Gelegenheit, seine vorherrschende Neigung zu den Wissenschaften auf alle Weise zu befriedigen, und selbst seine Aufnahme in den engern geselligen Zirkel der geistreichen Prinzessin von Anhalt ward dieser Neigung nur um so günstiger, als sie ihn zugleich in genauere Verbindung mit mehrern der dortigen Gelehrten — Klotz, Tiede, Krause, Meyer u. a. brachte, von denen besonders der edle Tiede ihm ein warmer und treuer Herzensfreund ward.

Wichtiger in mehr als einer Hinsicht, und ungleich größer, war jedoch eine andere Verbindung in die er damals trat, und welche eben zu jener Zeit eine ihrer merkwürdigsten Epochen erlebte; die des Freimaurerordens. Wir erwähnen seines Eintritts in diese Verbindung nur darum, weil sie auf seine nachherigen Lebens- und Schriftstellerverhältnisse nicht ohne bedeutenden, jedoch hier nicht weiter zu erörternden, Einfluß gewesen

ist, der Orden selbst aber in ihm nicht nur eins seiner ältesten, sondern auch seiner vielkundigsten Mitglieder verloren hat.

Auf diese Weise mochten ihm einige Jahre in Halle vergangen seyn, als er für die königliche Armee auf Werbung, und zwar, zufolge besonderer Vergünstigung des weimarischen Hofes, nach Eisenach gesendet ward. Mit herzlicher Liebe empfingen ihn hier seine ehrwürdigen Aeltern, und bald fanden sich nun auch einflußreiche Freunde, die ihm günstige Aussichten zu einer annehmlichen Anstellung im Civildienste des Vaterlandes eröffneten. Er ergriff sie mit Freuden. Das Kleinliche und Peinliche, welches damals noch auf dem Militärdienste — zumal auf dem preußischen — in Friedenszeiten lastete, war ihm, bei seinem hochstrebenden und gebildeten Geiste, seiner feurigen Seele, und seiner humanen Denkungsart, schon längst zuwider geworden.

Er bat um seinen Abschied. Der Prinz von Anhalt und dessen, vorhin erwähnte Gemahlin, einen der ausgezeichnetsten Officiere des Regiments nicht gerne missen wollend, erschöpften sich in freundlichen Vorstellungen und lockenden Verheißungen, um ihn von seinem Gesuche abzubringen; er blieb jedoch standhaft, und selbst die nun folgende Drohung des Prinzen, ihn auf die Festung zu schicken, vermochte nicht, ihn zur Zurücknahme seines Gesuchs zu bewegen.

So erhielt er denn endlich — 1769 — seine Entlassung aus preußischen Diensten und trat in weimarische; zunächst als Cammerjunker und Assessor c. v. bei dem Cammercollegium in Eisenach. Wenige Jahre später ward er zum wirklichen Rath, und 1784 zum Geheimen-Cammerrath befördert.

Ungemeine Kenntniß seines Faches, leichter

und sicherer Ueberblick der Geschäfte, Ordnungsliebe, Thätigkeit, unerschütterliche Redlichkeit und Pflichttreue bezeichnen vorzugsweise seinen Werth als Staatsbeamter. Und diesem hatte er es zu danken, daß ihm sein Fürst im Jahr 1802 das Directorium der eisenachischen Cammer anvertraute, welcher er bis zu ihrer, 1809 erfolgten Vereinigung mit der weimarischen Cammer vorstand. — Er hatte sonach bei jener gerade 40 Jahr gedient, und übernahm nun, zum Geheimenrath befördert, die Besorgung der eisenachischen Schloßhauptmannsgeschäfte, die er auch, 1819 sein Dienstjubiläum feiernd, und in den letzten Jahren seines Lebens von einem ihm beigegebenen Gehülfen sublevirt, bis zu seinem Tode behielt.

Wenige Jahre vor dem letztern war er noch von der eisenachischen Bibelgesellschaft mit der Würde ihres Präsidenten beehrt worden: ein schönes Anerkenntniß seiner ächtchristlichen, für alles Gute und Löbliche nach Kräften thätigen, Gesinnung.

Das Ritterkreuz des weißen Falkenordens war ihm kurz nach der Erneuerung dieses alten weimarischen Hausordens, das Comthurkreuz ein Paar Jahr später, zu Theil geworden.

Er hatte sich im Jahr 1777 mit der jüngsten Tochter des S. weimar. Cammerjunkers und Majors von Roden, Juliane v. Roden, vermählt. Aus dieser höchst glücklichen, aber bald nachher durch den Tod seiner, von ihm bis zu seinem Ende betrauerten, Gattin wieder aufgelös'ten Ehe war ihm nur ein Sohn zurückgeblieben, der jetzt als Cammerherr und Cammerrath in Gotha angestellt ist.

Von den zahlreichen, meist ins Fach der Aesthetik, der practischen Philosophie, der Politik und des geheimen Ordenswesens gehörenden, Schriften, die er von 1772 — 1798 herausgab — und von

denen die Enthüllung des Systems der Weltbürgerrepublik, nebst dem dazu gehörigen Aufschluß rc., 1786 und 1787, wohl das meiste Aufsehen gemacht haben dürfte — ist nur eine einzige unter seinem Namen erschienen: der zweite Theil von M.... R.... 1798. Der erste, 25 Jahr früher erschienene und in kurzer Zeit mehrmals aufgelegte Theil hatte seinen literärischen Ruf zunächst, und auf eine vortheilhafte Weise, begründet. Mit dem zweiten — der, unter Anderm, interessante Confessionen über sein Leben und über seine schriftstellerischen Bestrebungen enthält, und den er selbst seinen literärischen Schwanengesang nannte — schloß sich seine Laufbahn als Autor für das Publicum.

Er hat jedoch vielerlei Handschriftliches, und unter diesem werthvolle Beiträge zur Geschichte seiner Zeit, so wie auch *autobiographische Fragmente* hinterlassen, deren Ergänzung und Mittheilung — so weit ihr Inhalt sich für das größere Publicum eignet — von seinem vorhin erwähnten Sohne zu erwarten steht, und auf die wir hier um so lieber verweisen, je interessanter eine vollständige Biographie des, an Trefflichkeit des Geistes und des Herzens wie an reicher Lebenserfahrung und Charactereigenthümlichkeit ausgezeichneten Mannes seyn würde, dessen Lebensskizze wir kaum mit einem schönern Zeugniß für seine Würdigkeit hier beschließen können, als mit dem: daß die, nicht wenigen, Freunde, die er sich unter den Besten und Edelsten seiner Zeitgenossen erworben hatte, so wie überhaupt Alle, die seinen innern Werth auch nur einigermaßen zu begreifen vermochten, ihm mit treuer Liebe, Achtung und Anhänglichkeit ergeben blieben bis zum Tode.

Schon der Name *) deutet auf seinen holländischen Ursprung; aber die Verwandten des in Breslau lebenden van der Velde wohnten wirklich in Amsterdam, und zeigten auch dort thätige Liebe zu der in Schlesien neu wiedererwachten Gemeine der Reformirten. Der Vater, van der Velde, war Rendant der königl. Stempelcammer zu Breslau, wo auch Franz geboren wurde, und hatte den Titel eines Kriegscommissarius. Ein Mann, welchen wissenschaftliche Bildung, ein wohlwollendes Herz und ein heitrer Sinn auszeichnete, mußte nothwendig einen wohlthätigen Einfluß auf die Bildung seines Sohnes haben; leider, daß die Vorsehung es ihm nicht lange gönnte, sich demselben zu widmen, denn schon im dreizehnten Jahre seines Alters (1792) verlor der Knabe seinen trefflichen Vater. Länger genoß er die mütterliche Leitung. Seine Mutter, eine geborne Gartschock, erwarb sich sowohl durch ihr sanftes, liebevolles Betragen, durch ihr frommes Herz und durch ihren edeln, gebildeten Geist, als auch durch ihre körperliche Schönheit die Achtung und Liebe aller derjenigen, welche sie näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Außer dem Sohne überlebte den Vater noch eine ältere Tochter, Charlotte, welche bei einem kränklichen Körper der Aeltern treues Herz geerbt, und durch Unterricht, Umgang und Lectüre Bildung des Geistes sich erworben hatte. Obgleich unsers Veldes Vater auch, wie die Tochter, welche daher unverheirathet 1810 starb, von Natur ungesund und schwächlich war: so erreichte er doch bei der liebreichen Pflege seiner Gattin und bei einem regel-

*) Der Kürze wegen und besonders bei seinen ersten schriftstellerischen Versuchen unterzeichnete er sich blos: Velde.

mäßigen Leben ein Alter von zwei und siebenzig Jahren. Dahingegen war der Sohn gesund und kräftig, wenn auch in seiner Physiognomie mehr dem Vater ähnlich, und dem Anscheine nach also wohl für ein längeres Leben bestimmt, als er erreicht hat.

Ein solches Aelternpaar war für talentvolle und gutgeartete Kinder gewiß ein ausgezeichnetes Geschenk Gottes; denn mit christlichem Sinn und ächter Bildung, worin Vater und Mutter ihren Kindern Muster waren, verband sich im Veldeschen Familienkreise eine Häuslichkeit, welcher man jetzt seltner begegnet. Unsre Zeit schreitet, wie im öffentlichen, so auch im Privatleben, meist auf den beiden Endpuncten: Lärm und Stille einher. Entweder lodert überall des wilden Krieges verzehrende Flamme empor, oder es sinken die Völker in erschlaffenden Frieden — auch im Frieden die Gemüther zu bewegen, die Kräfte zu beleben, und die Menschen, wie das beruhigte Meer, durch Salz vor Fäulniß zu schützen, auch die friedlichen Menschen vor Entnervung zu bewahren: zu dieser Gottähnlichkeit haben wir uns im Allgemeinen noch nicht erhoben. So gehts auch im Privatleben; nur zwischen täglich wechselnden Gesellschaften und rauschenden Lustbarkeiten oder einer stillen, fast klösterlichen Eingezogenheit wissen die Menschen zu wählen. Sie bedenken nicht, daß jene unser Selbstbewußtseyn uns rauben, eigentliche Freude entfernen, und daß diese unsre Bildung aufhält und unser Herz verengt. Wie ganz anders wars im Veldeschen Hause! Ein kleiner Kreis froher, gebildeter Menschen versammelte sich freudig daselbst; denn Veldes (des Vaters) Alter und schwankende Gesundheit erlaubte ihm, außer den Amtsgeschäften, welchen er in seiner Wohnung obliegen konnte, nur selten aus-

zugehn. Da wurde nicht durch kostspielige Mahlzeiten die Freude herbeigezaubert, nicht durch bedeutungsloses Glücksspiel die Zeit getödtet; muntre und lehrreiche Unterhaltung, sinnige Spiele, Lectüre im willkürlichen Wechsel füllten angenehm die langen Winterabende aus, und Genügsamkeit würzte die frugale Tafel. Jene Spiele waren meist dramatischer, manchmal auch pantomimischer Gattung, und wurden den festlichen Tagen in der Familie angeknüpft; denn immer verstand es der alte Velde, sich und seinen Freunden heitre Stunden zu bereiten, und glückliche Ereignisse in seinem Hause so auszuzeichnen, oder seine Feunde zu ehren.

So verlebte Franz eine sehr fröhliche Jugend; so entschied des Vaters Sinn auch die spätere Neigung des Sohnes. Doch hatte gerade dies Verhältniß und daß Franz der einzige Sohn war, und dem Vater schon im vorgerückten Alter geboren wurde, auch einen Einfluß auf seinen Character, welchen ich nicht anders, als mit Empfindlichkeit und Reizbarkeit bezeichnen kann — ein Characterzug, welcher Velden nie verlassen hat, und durch seine spätern Schicksale sich noch immer mehr ausbildete. Alles wurde gestattet, was der oft herrische Knabe verlangte, und Alles angewendet, um den geliebten Sohn nur nicht zu betrüben. Kaum der Kinderstube entwachsen, erhielt Franz schon ein eignes Zimmer, um seine Jugendgenossen bei sich bewirthen zu können; einen besondern Führer, welcher aber, in einer untergeordneten Lage, mehr des Knaben Diener und erwachs'ner Spielcammerad, als Lehrer oder Aufseher genannt werden konnte. Indem sich dadurch in dem kindlichen Gemüthe ein gewisser Grad von Herrschsucht und Rechthaberei bildete: so mußte dies, da Andre sich dergleichen nicht gefallen lassen durften und auch nicht gefallen

ließen, zu der schon angedeuteten Empfindlichkeit werden. In spätern Jahren, schon zum Manne erwachsen, äußerte sich dieselbe durch auffallendes Gesichterschneiden, durch einen stillen Unmuth und durch den beharrlichen Entschluß, nicht mehr in derjenigen Gesellschaft sich sehn zu lassen, wo er entweder keine ihn ansprechende Unterhaltung anknüpfen konnte, oder wo er nicht den Faden des Gesprächs führte. Als Franzens Vater gestorben war, übernahm die Mutter des Sohnes weitere Leitung, wenn man dies so nennen kann; denn die natürliche Sanftheit derselben, verbunden mit der mütterlichen Liebe, welche in Franzen die einzige Stütze und Freude ihres Alters erblickte, beförderte den aufkeimenden Charakterzug mehr, als sie ihn zum Bessern zu leiten vermochte. So wie aber jedes Fehlerhafte in der Welt auch seine gute Seite hat: so entsprang auch aus Franzens gebieterischem Wesen und kindischem Trotze eine Festigkeit des Gemüths, welche, je mehr er selbst sie sich gegeben hatte, desto kräftiger seine spätere Jugend beschützte. Nur blieb das empfindliche Wesen ihm eigen, welches da besonders sich zeigte, wo seine Eitelkeit etwa gereizt wurde.

Kurze Zeit nur besuchte der Knabe das Gymnasium zu Maria Magdalena in Breslau, und ging bald in das Fridericianum über; wahrscheinlich entschied nur die Nähe der ehemaligen Stempelcammer, wo Velde wohnte, für jenes, so wie Anhänglichkeit an seine Freunde, von welchen mehrere Lehrer und Vorsteher der damaligen Friedrichsschule waren, später für dieses, dessen Zögling Franz bis zu Ostern 1797 geblieben ist. Comödie, Sprichwörter, Gedichte waren im Veldeschen Hause eine Lieblingslectüre, und die Darstellung der beiden erstern nicht ungewöhnlich; Räthsel zu entziffern,

Charaden aufzulösen oder auch neue zu bilden, gehörte zu den unterhaltenden Spielen in allen Freistunden — besonders war Franzens Schwester, Charlotte, darin glücklich. Ein kleines Theater, welches in jedem Zimmer aufgestellt werden konnte und einen Saal, eine Stube, einen Wald enthielt, war natürlich eine nothwendige Sache, und wurde von einem gewissen Brühwein, dessen sich Franzens Aeltern menschenfreundlich angenommen hatten, leicht erbaut. Der Geschmack jener Jahre an Ritter- und Räubergeschichten ist bekannt; nach ihm war also auch dies kleine Theater decorirt, und die darauf gegebenen Stücke eingerichtet, welche meist nach Veit Webers Sagen componirt wurden. Schon hier mußte der 10 — 12jährige Franz stets die Hauptrolle haben, sich stets im besten Costüme zeigen; schon hier entwickelte sich sein Hang zum Dirigiren, welcher in der Folge nicht nur in ähnlichen Spielen hervortrat, sondern auch im häuslichen und bürgerlichen Leben sich äußerte.

Nach des Vaters Tode mußte die Mutter die Amtswohnung ihres Gatten verlassen, und zog mit ihren Kindern in den weißen Hirsch (schweidnitzer Gasse, wohl eine der lebhaftesten Hauptstraßen in dem sehr volkreichen Breslau), wo sie ihren Freunden und der Schule, welche ihr Sohn besuchte, bedeutend näher war; hier lebte sie anständig und bequem von ihrer Pension und von den Interessen des nicht unbedeutenden Vermögens ihres verstorbenen Mannes. Franzens Spiele hörten deshalb nicht auf; im Gegentheil erweiterte sich seine Direction, da die Zahl der Mitglieder seines kleinen Theaters, je größer seine Schulbekanntschaften mit den Jahren wurden, desto mehr heranwuchs. Aber auch hier waren Fräuleins, welche aus dem Burgverließe befreit werden sollten, Ritter, welche sich

mit orientalischen Schönen in Palästina verbunden hatten, Räuber, welche in ihren Wäldern Recht und Gerechtigkeit nach ihrer Weise handhabten, Vehmgerichte, welche überall Furcht und Schrecken verbreiteten, an der Tagesordnung.

In der Schule konnte sich dies freilich nicht äußern; theils war die Disciplin streng, theils waren die Schüler nur nach Fleiß und Aufführung geordnet, so daß ein andrer, etwa eingebildeter Vorzug oder eine häusliche Verwöhnung nicht geltend gemacht werden konnte. Aber auch hier trat Veldes Eigenthümlichkeit, wenn auch nur in den wenigen Minuten, welche zwischen jeder Stunde frei waren, sprechend hervor; denn, statt in dieser Zeit sich auf dem Schulhofe gleichfalls zu erholen, sammelte er seine nähern Bekannten um sich im Schulzimmer, legte ihnen seine Pläne zu neuen Ritterstücken vor, theilte ihnen wohl gar Scenen daraus mit, oder zeichnete ihnen Burgen mit Thürmen und Capellen, und in den waldichten Thälern am Fuße jener Felsennester Ritter und Knappen im Kampfe, mit der Feder vor. Dabei belebte er durch seine Darstellung die rohe Zeichnung so sehr, daß seine Freunde es zu sehen und zu hören glaubten, wie die hellpolirten Stahlrüstungen schimmerten, die Flamberge blitzten und klirrten und die sich bäumenden Dänenrosse wieherten. Lebendigkeit, Interesse und Derbheit zeichnete damals schon alle seine Darstellungen aus; und waren sie auch nur erborgt und schülerhaft; so ließ ein frisches Colorit und eine anziehende Abenteuerlichkeit uns gern alle ihre Mängel und Gebrechen vergessen. Den Stoff zu diesen dramatischen Darstellungen und ritterlichen Zerrbildern fand Velde in des verstorbenen Vaters kleiner Büchersammlung, welche an dergleichen Prachtstücken reich war, und von

Iffland, Kotzebue und Schiller auch nur das enthielt, was in jenem Geschmacke des überspannten Ritterthums und Libertinerwesens oder besser Unwesens geschrieben war.

In dem Kreise, welchen Velde damals oft um sich versammelte, gehörten auch noch die Kinder des verstorbenen Advocaten Uber und ein gewisser Barchewitz. Erstere, zwei Söhne und eine Tochter, waren, wie ihre Aeltern, sehr musikalisch, und haben dadurch auf den in der Musik völlig fremden Velde wenigstens in so weit eingewirkt, daß er Sinn und Geschmack dafür erhielt, ob er sie gleich niemals sehr lieb gewann und ausüben lernte. Letzterer, der jüngste Sohn eines von Schmiedeberg in Schlesien nach Warschau versetzten, später unglücklich gewordenen Kaufmanns, hatte die ersten 12 — 14 Jahre seines Lebens in der damals eben so eleganten, als üppigen Hauptstadt der Republik Polen zugebracht, und, bei aller Oberflächlichkeit seines Wissens, einen feinern Anstand und höhern Ton des geselligen Treibens sich erworben und beibehalten, so daß er in allen Gesellschaften Breslaus, an welche er empfohlen war, gern gesehen wurde. Durch das Fridericianum, welches auch Barchewitz besuchte, kam er mit Velde zusammen, und wußte sich durch sein einschmeichelndes Wesen in des Sohnes Herzen eben so festzusetzen, als der Mutter Zutrauen und Anhänglichkeit zu gewinnen. Letzterer war diese Bekanntschaft um so werther, je mehr sie hoffte, daß ihr Sohn dadurch im Geselligen eine feinere Bildung sich aneignen werde, da Velden ein höherer Tact des Umgangs abging. Eine besondere Freude war es daher für die gute, sorgsame Mutter, daß beide zugleich die Universität Frankfurt an der Oder beziehen konnten; ja sie hat den Sohn vielleicht

mit orientalischen Schönen in Palästina verbunden hatten, Räuber, welche in ihren Wäldern Recht und Gerechtigkeit nach ihrer Weise handhabten, Vehmgerichte, welche überall Furcht und Schrecken verbreiteten, an der Tagesordnung.

In der Schule konnte sich dies freilich nicht äußern; theils war die Disciplin streng, theils wären die Schüler nur nach Fleiß und Aufführung geordnet, so daß ein andrer, etwa eingebildeter Vorzug oder eine häusliche Verwöhnung nicht geltend gemacht werden konnte. Aber auch hier trat Veldes Eigenthümlichkeit, wenn auch nur in den wenigen Minuten, welche zwischen jeder Stunde frei waren, sprechend hervor; denn, statt in dieser Zeit sich auf dem Schulhofe gleichfalls zu erholen, sammelte er seine nähern Bekannten um sich im Schulzimmer, legte ihnen seine Pläne zu neuen Ritterstücken vor, theilte ihnen wohl gar Scenen daraus mit, oder zeichnete ihnen Burgen mit Thürmen und Capellen, und in den waldichten Thälern am Fuße jener Felsennester Ritter und Knappen im Kampfe, mit der Feder vor. Dabei belebte er durch seine Darstellung die rohe Zeichnung so sehr, daß seine Freunde es zu sehen und zu hören glaubten, wie die hellpolirten Stahlrüstungen schimmerten, die Flamberge blitzten und klirrten und die sich bäumenden Dänenrosse wieherten. Lebendigkeit, Interesse und Derbheit zeichnete damals schon alle seine Darstellungen aus; und waren sie auch nur erborgt und schülerhaft; so ließ ein frisches Colorit und eine anziehende Abenteuerlichkeit uns gern alle ihre Mängel und Gebrechen vergessen. Den Stoff zu diesen dramatischen Darstellungen und ritterlichen Zerrbildern fand Velde in des verstorbenen Vaters kleiner Büchersammlung, welche an dergleichen Prachtstücken reich war, und von

sondern auch Addisons Zuschauer, Amusemens philologiques, Hirschfelds Landleben und Winter rc. — aber leider meist, um ihren Lehrern Sand in die Augen zu streuen, und durch ein unverdientes Lob eine falsche Ehrliebe in Bewegung zu setzen.

Eines Zuges muß ich aus Veldes Jugendzeit noch gedenken — der Liebe zum Geheimnißvollen; wir wären auch gern Freimaurer gewesen, und forschten nach dem Geheimniß und ahmten es nach, ohne es zu kennen. Hätten wir doch lieber nach dem Geheimniß uns erkundigt, wie wir zu einer gründlichern und höhern Erkenntniß gelangen möchten! Was kann der Knabe aber thun, dessen Lehrer und Führer sich nur auf die Schulstunden beschränken, ohne sich um seinen Privatfleiß zu bekümmern? Die Begierde nach dem Höhern erwacht in seiner Seele, und gewöhnt, in seinen Freistunden nur zu spielen, vermag er sie auch nur in Spielereien zu befriedigen. Ein rothes Maltheserkreuz, mit dem Todtenkopfe geziert, war unser Orden; ein Schwur auf ein blankes Schwert unser Bindemittel; ein schwarz behangner Tisch mit Todtenkopf zwischen zwei Schwertern und mit zwei Lichtern versehn, war unser Altar; ein Keller in einem Hause an der Riemerzeile zu Breslau, und als wir durch eine alte Ladenjungfer dort vertrieben wurden, ein offenes, halbverfallenes Gruftgewölbe auf dem ehemaligen Christophorikirchhofe eben daselbst, unser Versammlungsort; und auf dem Kirchhofe selbst, wenn die Nachtwächter uns nicht störten, suchten wir oft vergeblich Abenteuer auf. Die Zeit der Versammlung war unbestimmt, denn sie hing entweder von der Entfernung oder von der Erlaubniß unsrer Aeltern zum Ausgehn ab, und oft entbehrten wir gern das Abendbrot, um nur

an unsern geheimnißvollen Spielen, oft bei empfindlicher Winterkälte, uns im Freien zu ergötzen. Und wenn wir Alle halb erfroren zitterten, so tadelte Velde in enthusiastischem Feuer unsre Schwächlichkeit, und forderte uns zur Ausdauer kräftig auf; denn auch hier war er der Erste, der Präsident des Bundes für Freiheit und Recht. Vorher Ritter und Räuber, jetzt geheime Bundesbrüder, eingebildete Freiheitskämpfer! Die Verwandlung war natürlich; auch wußten wir Beides gut zu verbinden. Unsere Lectüre, Veldens Liebhaberei hatte uns zu Rittern und Räubern gemacht, unter welchen gleichfalls die geheime Vehme spukte; aber diese Spiele waren nur auf den Brettern und in der Stube möglich, und wir wünschten sie auch hinaus ins Leben zu tragen. Dazu kam die französische Revolution, welche wir nur nach ihrer schönen Seite auffaßten, ohne ihre Gräuel zu beachten, welche uns ja auch so fremd und entfernt waren: wie entflammte sie nicht unsre jugendlichen Gemüther! Wie gern wären wir losgebrochen, und hätten in unserm Kreise ein wenigstens unblutiges Nachspiel gehalten! Aber die ängstliche Warnung unsers Lehrers in den französischen Sprachübungen, wenn wir gar zu frei uns herausließen: on vous mettra en prison, schreckte uns bald wieder ab, und zerstörte unsre schönsten Entwürfe. Der Eifer für die Umwälzung der alten Dinge in Frankreich war in uns so groß, daß Einer unsrer Mitschüler, ein gewisser Hanisch aus Breslau, ausgezeichnet durch Talente und Kenntnisse, heimlich die Seinigen verließ, nach Frankreich eilte, und dort, nach spätern Nachrichten, keine unbedeutende Anstellung sich erworben hat. Vorzüglich waren diejenigen unter uns dafür eingenommen, welche, wie Hanisch besonders, mit größerer Strenge von den

Ihrigen behandelt wurden; daher war Velde, bei seiner großen häuslichen Freiheit, nie sehr begierig nach dem Eldorado der französischen Freiheit. Unsere Vorliebe paßte in seine Pläne, und erhob ihn leicht zu unserm Anführer in Allem, was wir unternahmen; so waren wir ihm geschickte Werkzeuge für seine Lieblingsspiele.

An Ostern 1797 bezog nun van der Velde die Universität Frankfurt a. d. O., welche damals vorzüglich geeignet war, einen practischen Juristen zu bilden; daher auch unter den fast 400 Studenten weit über drei Viertheile derselben sich der Jurisprudenz widmeten. Wer eine gründlich wissenschaftliche Bildung, eine genauere Kenntniß der alten classischen Literatur nicht mitbrachte, vermochte sie hier sich nicht zu erwerben. Von Veldes academischen Leben weiß ich aus seinen Erzählungen, aus den Nachrichten unsrer Freunde und aus den Protocollbüchern der schlesischen Landsmannschaft, zu welcher er gehörte, nur so viel mitzutheilen, daß er ein ziemlich stilles, fleißiges Leben in der Collegienstraße zu Frankfurt geführt habe, und durch Lustpartieen sich nur selten stören ließ, auch, außer etwa nach Berlin und Küstrin, keinen entferntern Ausflug gemacht hat. Schon nach dritthalb Jahren, Michaelis 1799, kehrte er nach Breslau zurück.

Er wurde nun, nach überstandner Prüfung, Auscultator am Stadtgericht zu Breslau. Wie wenig genügend ihm der Besuch der Hochschule gewesen sey, bekannte mir Velde selbst kurz vor seinem ersten Examen: „Gott gebe, „rief er aus,“ „daß meine Herrn Examinatoren nur nicht mehr „Stroh von mir verlangen, als ich im Stande gewesen bin, zu verzehren!“ und vier Jahr später „äußerte er mir: „alle Vorlesungen, alle Hefte,

„ja selbst der gute Höpfner, welchen ich bis auf „die Bretter zerarbeitet habe, waren mir nur in „dem vierstündigen Examen, aber für meine nach„herigen practischen Arbeiten von gar keinem Nutzen; „denn ich hatte nicht einmal gelernt, ein Protocoll „zu dictiren, als ich wohlbestallter Auscultator ge„worden war."

Van der Velde wurde Referendarius nach einem zweiten Examen, und so fand ich ihn, als ich von Halle Michaelis 1802 nach Breslau zurückkehrte. Doch sollte unsre Vereinigung nur von kurzer Dauer seyn; denn 1804 ging Velde, als Stadtgerichts-Director nach Winzig in Schlesien. Das kleine, wasserarme und thurmlose *) Städtchen von noch nicht 2000 Einwohnern hatte damals in seinen Mauern eine ansehnliche Zahl gebildeter Familien, und war durch viele junge, wohlerzogene Fräuleins aus dem Adel und Bürgerstande, und, ein Paar Jahr später, durch mehrere inactive preußische Officiers, welche nach der Schlacht von Jena hier ihren halben Sold verzehrten, sehr lebendig und angenehm zum Aufenthalt.

Niemand also besser, so schien es wenigstens, passe sich, als erste Justizperson, hierher, als van der Velde; überdies brachte er selbst eine junge, liebenswürdige und höchst achtungswerthe Frau mit. Kurz vor seiner Anstellung in Winzig hatte er

*) Winzig liegt im Fürstenthum Wohlau, in einer reizenden Gegend, welche sich zu einer so bedeutenden Höhe erhebt, daß der Eingang in die dasige lutherische Kirche mit der Spitze des hohen Elisabeththurms zu Breslau parallel läuft. Daher ist diese Kirche, ohngeachtet sie keinen Thurm hat, in der Runde von mehrern Meilen zu sehn.

diese, seine nachmalige Gattin, Philippine Schleyer aus Frankenstein in Schlesien, auf dem Zobtenberge kennen gelernt. Ein sehr schweres Gewitter, dessen Donnerschläge das Echo in den Bergen tausendfältig wiedergab, dessen Blitze die uralten Bäume des ehrwürdigen Sabothus zu zersplittern drohten, hatte ihm seine Pinchen noch interessanter gemacht, und kaum ein Jahr später führte er die Geliebte, als Gattin, heim. Ungern verließ Velde seine Vaterstadt, wo ein Theater ihn anzog, wo ein großer Kreis ihn liebender, ihm ergebner Freude ihn umgab, ein Kreis, welchem er sich gleichsam selbst gebildet hatte, nach seinen Wünschen lenken konnte, und in welchem, wie in seinen frühern Jugendgeschäften, dramatische Spiele, Lesen der neuesten Schau- und Trauerspiele von Kotzebue oder Schiller mit Vertheilung der Rollen, unterhaltend abwechselten. Dergleichen konnte er freilich in Winzig nicht ahnen, obgleich er es später selbst dort hervorrief, aber er wurde doch in Winzig die erste, angesehenste Person in der Stadt, und dies war vielleicht von nicht geringem Werthe für ihn. Jedoch war's wohl größtentheils mütterlicher Antrieb, daß Velde jetzt schon ein festes Amt suchte und einen eignen Heerd sich baute. Doch wurde der gerechte Wunsch bei ihrem Sohne noch manche glückliche Jahre zuzubringen, leider nicht gewährt; ihr Körper sollte neben ihrem vorangegangenen Gatten ruhen, so wie ihr Geist, mit ihm vereint, jetzt schon den Lohn für ihre Treue ernten; sie starb wenige Monate vor ihres Sohnes Amtsantritt und Verheirathung.

In dem ersten Jahre seines Aufenthaltes in Winzig befand sich Velde sehr wohl daselbst; theils lebte er in der Rosenzeit seiner Ehe, theils war es ihm geglückt, eine kleine Schauspielergesellschaft sich aus den jungen Herrn und Damen der Stadt

zu bilden, welche nun fleißig spielte, theils beschäftigte ihn auch sein neues Amt, wo er mehrere alte Reste abzuarbeiten fand, und von Dingen Kenntniß nehmen mußte, an welche er früher gar nicht gedacht hatte. Aber die Rosenzeit entfloh zu schnell, denn schon im ersten Wochenbette erkrankte seine treffliche Gattin, und obgleich sie ihn noch mit zwei Kindern beschenkte; so erhielt sie doch nie mehr ihre völlige Gesundheit wieder, und konnte gewiß nicht fürchten, ihn zu überleben. So suchte Kummer ihn schon frühzeitig heim, und ist nur immer auf kurze Zeit von ihm gewichen! Mit seinen Theaterfreuden ging's nicht viel besser. Die kleine Schauspielergesellschaft gab größere und kleinere Stücke von Kotzebue, Iffland und Andern. Anfangs sollte dies auf dem Saale in Rothschloß, einem romantisch gelegenen Gütchen in der Vorstadt Winzig geschehn; aber kleinliche Zwistigkeiten trennten die Freundschaft Veldens mit dem damaligen Besitzer desselben, Hack, obgleich dessen liebenswürdige, sechzehnjährige Tochter Henriette selbst mitspielte. Nun wurde der Schauplatz in die Stadt verlegt, in das Haus des nachmaligen Bürgermeisters Fölkel; aber auch hier dauerte die Lust nicht zu lange, denn Velde wollte befehlen, ließ den Director des Theaters zu stark hervortreten, und zertrümmerte dadurch selbst, was er so mühsam gebaut hatte. Seine Amtsgeschäfte fesselten ihn nun noch allein, und diese verrichtete er mit einer Pünctlichkeit, mit einer Rechtlichkeit, welche um so lobenswerther waren, je weniger dieselben anerkannt wurden, und je häufiger man ihn zum Gegentheile zu verführen versuchte. Dadurch wurde Velde jeder, auch der entferntesten Art Bestechung so gram, wurde so mißtrauisch, daß er selbst das absichtsloseste, nur gut gemeinte Geschenk schnöde

zurückwies. Er erhielt in seinem Aeußern und Innern dadurch etwas, ihm vorher fremdes; ein mürrischer Ernst lagerte sich nun auf seinem Antlitz; eine Strenge, welche an Härte grenzte, zeichnete seine Amtsführung aus; eine Verschlossenheit, welche mit seinem Hange zu herrschen verbunden, seinen Untergebnen desto gefährlicher schien: dies Alles entfernte jeden Umgang von ihm, verleidete ihm Winzig, und machte bald den Seinigen eine Veränderung seines Amtes und Wohnortes wünschenswerth.

Doch Winzig wurde von den Franzosen Ende 1806 besetzt, und mit dem Kummer und der Noth, wovon die Stadt und ihre Umgegend jetzt heimgesucht wurde, vermehrte sich auch die Arbeit, welche nicht selten mit Gefahr verbunden war, für ihren Director, van der Velde, der nun, so lange der Feind Schlesien besetzt hielt, bis zum Jahr 1809 an alle seine häuslichen Leiden, an alle seine kleinern und größern Aergernisse nicht denken konnte, und, bei seiner lebendigen Vaterlandsliebe, sich freudig und ohne Rückhalt an alle seine Leidensgefährten anschloß.

Aber so lebhaft Winzig in jener Unglückszeit gewesen war, so todt wurde es jetzt; die alten Verhältnisse kehrten wieder, die alten Reibungen fanden sich wieder ein, und Velde sah kein Mittel, dies zu hindern, vermochte keine Saite des Einklangs anzuschlagen. Freilich war noch viel aufzuräumen in seinem Amt von der französischen Invasion her; aber ein geübter Geschäftsmann, ein fleißiger Arbeiter, ohne Zerstreuung, ohne literärische Abhaltungen wußte auch die größten und verwickeltesten Sachen schnell und leicht zu beendigen. Seine ältere Schwester, Charlotte, welche überhaupt wenig gesunde Tage in ihrem Leben gehabt hatte,

litt unbeschreiblich, aber mit einer Engelsgeduld, und scheute sich vor nichts mehr, als davor, bei ihren unsäglichen Schmerzen ihrem Bruder durch Klagen beschwerlich zu fallen. Seine Gattin kränkelte beständig; sein Schwager, welcher mit ihm zugleich am Wohl der Stadt arbeiten sollte, bereitete ihm oft Verdruß, und begann schon damals die Grube sich zu graben, in welcher er zwölf Jahre später schrecklich untergegangen ist; auf sich allein hingewiesen, fand er Niemanden, der ihn angesprochen, der ihn aufrecht erhalten hätte, und doch hielt er aus, Hülfsquellen genug in sich findend, welche seinen Kummer zerstreuen, seinen Unmuth verscheuchen und seine einsame Lage ihn vergessen lassen konnten. Oeffentlich trat Velde zwar erst vier Jahre später, als Schriftsteller auf; aber daß er jetzt schon daran gedacht, jetzt schon dafür gearbeitet habe, beweisen seine Unterhaltungen, und ward dies auch aus seiner Stimmung ganz erklärbar.

In dieser Zeit besuchte ich Breslau häufig und meinen alten Jugendfreund; hier nahmen wir einen freundschaftlichen Streit wieder auf, der uns schon früher oft beschäftigt hatte — den Streit über den Werth einiger dramatischen Classiker Deutschlands, und besonders Kotzebues, Schillers, Göthes und Schlegels. Ich erwähne ihn blos, um Veldens Eigenthümlichkeit auch in diesem Stücke zu zeigen. Velde war für Kotzebue so sehr eingenommen, daß er ihn ohne Weiteres Göthen und Schlegeln vorzog, und hielt meine Lobpreisungen Kotzebues, nach welchen er den Theatereffect vollkommen in seiner Gewalt habe, die Scenerei völlig verstehe, zu unterhalten, durch unerschöpfliche Witze und die lustigsten, frappantesten Situationen den Zuschauer zum Lachen zu zwingen wisse, diese hielt Velde für eben so viele Herabsetzungen seines Lieblings; denn, wer

Charaden aufzulösen oder auch neue zu bilden, gehörte zu den unterhaltenden Spielen in allen Freistunden — besonders war Franzens Schwester, Charlotte, darin glücklich. Ein kleines Theater, welches in jedem Zimmer aufgestellt werden konnte und einen Saal, eine Stube, einen Wald enthielt, war natürlich eine nothwendige Sache, und wurde von einem gewissen Brühwein, dessen sich Franzens Aeltern menschenfreundlich angenommen hatten, leicht erbaut. Der Geschmack jener Jahre an Ritter- und Räubergeschichten ist bekannt; nach ihm war also auch dies kleine Theater decorirt, und die darauf gegebenen Stücke eingerichtet, welche meist nach Veit Webers Sagen componirt wurden. Schon hier mußte der 10 — 12jährige Franz stets die Hauptrolle haben, sich stets im besten Costüme zeigen; schon hier entwickelte sich sein Hang zum Dirigiren, welcher in der Folge nicht nur in ähnlichen Spielen hervortrat, sondern auch im häuslichen und bürgerlichen Leben sich äußerte.

Nach des Vaters Tode mußte die Mutter die Amtswohnung ihres Gatten verlassen, und zog mit ihren Kindern in den weißen Hirsch (schweidnitzer Gasse, wohl eine der lebhaftesten Hauptstraßen in dem sehr volkreichen Breslau), wo sie ihren Freunden und der Schule, welche ihr Sohn besuchte, bedeutend näher war; hier lebte sie anständig und bequem von ihrer Pension und von den Interessen des nicht unbedeutenden Vermögens ihres verstorbenen Mannes. Franzens Spiele hörten deshalb nicht auf; im Gegentheil erweiterte sich seine Direction, da die Zahl der Mitglieder seines kleinen Theaters, je größer seine Schulbekanntschaften mit den Jahren wurden, desto mehr heranwuchs. Aber auch hier waren Fräuleins, welche aus dem Burgverließe befreit werden sollten, Ritter, welche sich

mit orientalischen Schönen in Palästina verbunden hatten, Räuber, welche in ihren Wäldern Recht und Gerechtigkeit nach ihrer Weise handhabten, Vehmgerichte, welche überall Furcht und Schrecken verbreiteten, an der Tagesordnung.

In der Schule konnte sich dies freilich nicht äußern; theils war die Disciplin streng, theils waren die Schüler nur nach Fleiß und Aufführung geordnet, so daß ein andrer, etwa eingebildeter Vorzug oder eine häusliche Verwöhnung nicht geltend gemacht werden konnte. Aber auch hier trat Veldes Eigenthümlichkeit, wenn auch nur in den wenigen Minuten, welche zwischen jeder Stunde frei waren, sprechend hervor; denn, statt in dieser Zeit sich auf dem Schulhofe gleichfalls zu erholen, sammelte er seine nähern Bekannten um sich im Schulzimmer, *legte ihnen* seine Pläne zu neuen Ritterstücken vor, *theilte ihnen wohl gar* Scenen daraus mit, oder zeichnete ihnen Burgen mit Thürmen und Capellen, und in den waldichten Thälern am Fuße jener Felsennester Ritter und Knappen im Kampfe, mit der Feder vor. Dabei belebte er durch seine Darstellung die rohe Zeichnung so sehr, daß seine Freunde es zu sehen und zu hören glaubten, wie die hellpolirten Stahlrüstungen schimmerten, die Flamberge blitzten und klirrten und die sich bäumenden Dänenrosse wieherten. Lebendigkeit, Interesse und Derbheit zeichnete damals schon alle seine Darstellungen aus; und waren sie auch nur erborgt und schülerhaft; so ließ ein frisches Colorit und eine anziehende Abenteuerlichkeit uns gern alle ihre Mängel und Gebrechen vergessen. Den Stoff zu diesen dramatischen Darstellungen und ritterlichen Zerrbildern fand Velde in des verstorbenen Vaters kleiner Büchersammlung, welche an dergleichen Prachtstücken reich war, und von

nicht unbedingt dem Dichter des Wirrwarrs, der Kreuzfahrer rc. die Palme des Sieges darreichte, der fand vor Veldens Richterstuhl keine Gnade. Wie hätte man nun Kotzebues Octavia, nun gar ein frostig Trauerspiel nennen dürfen! Aehnlich gings auch in diesem Streite mit Iffland; wer seine Schauspiele für langweiliges Familiengeschwätz erklärte, der mußte auf Veldens Umgang sicher verzichten. Später trat Schiller bei Velden in großes Ansehn, obgleich er nie vermochte Kotzebue zu verdunkeln, oder Ifflanden ihm von der Stelle zu rücken; an Göthen lobte Velde nur die schöne Sprache, und war von Schlegeln die Rede, so recitirte er als Einwand nur die Worte aus dem Alarcos: „aus Furcht zu sterben war er gar gestorben.“

Und in dies bisherige Stilleben Veldens, in welchem er sich mit der Vorarbeit zu seinem künftigen Berufe als Schriftsteller beschäftigte, brachte nur der Rückzug von Moskwa und der Landsturm von Winzig, den er als Hauptmann thätig bildete und kräftig anführte, einige Schattirungen hervor. Wie öde ihm in dieser Zeit sein Exil (denn anders nannte er in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Winzig denselben nicht) wurde; wie unmuthig er seine Geschäfte selbst verrichtete; und wie beglückt er sich bei der Nachricht seiner endlichen Erlösung fühlte: dies wird ein Brief an mich aus jener Zeit am besten schildern.

„— Solltest du“ schreibt Velde am 14. März „1814 aus Winzig, „es noch nicht wissen, daß ich „nun endlich nach zehnjähriger Verbannung, als „Criminalassessor, in meine Vaterstadt zurückkom„me? Deinem Vater und Deinem Schwager von „H. danke ich gewiß größtentheils die Erfüllung „dieses meines liebsten Wunsches, für den sich frei-

„lich auch mein früherer Chef, der Director M.
„verwendet hat, den würdigen Präsidenten St. nicht
„zu vergessen. Ende kommenden Monats denke ich
„in Breslau anzulangen." Deine Bitte, „fuhr
„Velde in demselben Briefe fort," „erfülle ich eben
„so gern," (ich hatte ihn nämlich eingeladen, mich
sowohl in der Herausgabe, als auch als Mitarbeiter
eines damals in Breslau erschienenen Wochenblat-
tes: Erhebungen, später Zeitblüthen, freund-
schaftlich zu unterstützen). „Ich habe mich in mei-
„nem Exil oft durch Schriftstellerei ergötzt, und es
„fehlt mir in diesem egoistischen Zeitalter auch nicht
„an Selbstgefühl, damit an das Licht zu treten,
„um so weniger, als die mir gefällig mitgetheilten
„Nummern der Erhebungen mir Muth gemacht ha-
„ben, da sie mich, ehrlich gestanden, sehr wenig
„befriedigen. W . . . . l, den ich recht gut kenne,
„und den allerdings deine Benennung: unglück-
„licher Romanenscribent, treffend bezeichnet, und
„seine Gedichte sprechen mich durchaus nicht an,
„sie sind geziert, confus und unverständlich. Ich
„wünsche und hoffe, daß das Blatt unter Deiner
„Redaction zu bessern Erhebungen werden möge,
„und was ich dazu beitragen kann, das will ich
„gern thun."

„Hier schicke ich Dir zuvörderst einen Bogen
„Kleinigkeiten, und einen Act aus meinem Manu-
„script: Die Weiber von Weinsberg, der
„aber in zwei Nummern wird vertheilt werden müs-
„sen. Brauchst du mehr, so laß dir von Steinberg
„die Gedichte bei dem Tode seiner Mutter und
„seiner Braut (die bekannte Sängerin Lina Rellstab.
„S. Anhang zur Biographie V.), von denen ich be-
„sonders das letzte für nicht schlecht halte, zum
„Abdruck (doch ohne Namenbeifügung) geben." —
— „Auch hat er mein Siegslied von der

„Schlacht bei Leipzig, aus dem du, weil es „etwas lang gerathen ist, die besten Strophen ex„trahiren kannst. — Auch einen Act von Cor„neilles Cid habe ich in Jamben übersetzt, und „bin zu andern Uebersetzungen aus dem Französi„schen nicht abgeneigt. Ferner stehen aus unvollen„deten Stücken, als Wlaska, Stephano Co„lonna noch passable Scenen zu Dienst. Für phi„losophische Aufsätze (er meinte wohl nur die in der „Schulsprache verfaßten und dem Laien unzugäng„lich), glaube ich verdorben zu seyn. Sie ennuyiren „mich schon beim Lesen; dagegen würde ich gern „historische Aufsätze liefern, wenn mir hier nicht „Bücher und Zeit fehlten. Diese halte ich für „das Ergötzlichste, wenn sie nicht zu lang sind, und „wenn sie besonders in psychologischen Hinsicht „geschrieben werden. Dazu rathe ich ganz vor„züglich; dadurch gewinnt das Blatt wirklich soli„den Gehalt, und das ist doch aller Ehren werth, „und selbst den poetischen Blüthen weit vor„zuziehn. Sobald ich nach Breslau komme, wol„len wir mehr darüber sprechen." — Stehn dir „ähnliche Anecdoten aus unsrer Schmachzeit, wie „die übersandten, (welche jedoch die Censur nicht „passirten) an, so melde es; ich bin damit „versehn, und es versteht sich, daß ich keine schicke, „für deren Aechtheit ich nicht bürge. Auch eine „Erzählung der Schicksale Winzigs, während der „ersten Invasionszeit, würde nicht arm an Interesse „seyn; sie könnte etwa in pikanten Briefen vor„getragen werden. Vor der Hand bitte ich, bis „auf weitere Anweisung, blos ein V. unter meine „Producte zu setzen."

„— Ihn (er sprach eben von einem jungen „Freiwilligen) beneide ich! — Es hat manchmal „in mir gezuckt und gekämpft fürs Mitgehn —

„aber Weib und Kind! — besonders erstere, die „meine Campagne nicht überlebt hätte! So habe „ich also militärisch für das Vaterland nichts wir- „ken können, als daß ich meine Landsturm-Compagnie „organisirte.“ —

Nur in Breslau blieb Velde Mitarbeiter von der schon erwähnten Zeitschrift; denn sein verdrieß- liches Amt raubte ihm später Zeit und Lust dazu. Schon am 2. April 1814 schrieb mir Velde wie- der aus Winzig: „Das muß ich gestehn! Unsre „Correspondenz ist so im Gange, wie sie kaum „zwischen Steinberg und mir in der Periode war, „wo ich seinen Merkur machte. Es sieht aus, „als wollten wir, da ich nun bald in deinen Wohn- „ort ziehe, und der Briefwechsel aufhört, das in „der Geschwindigkeit nachholen, was wir in so „langen Jahren versäumten. Leider ist meine Zeit „zu beschränkt, und ich bin durch die bevorstehende „Veränderung zu zerstreut, um schon Redacteur- „Hülfe leisten zu können. In Breslau will ich „auf jede Art für dein Blatt wirken.“

„Dein Plan scheint mir sehr gut, und auch „die Idee der Publication gefällt mir. Du mußt „aber auch nach deinem Plane die Ankündigung „ausarbeiten, und zwar selbst. Ist's blos eine Ar- „tigkeit für **mich**, daß du mir diesen Auftrag „machst, so nehme ich sie als empfangen an; ists „Mangel an Selbstvertrauen, so gehst du zu weit „darin. Ich dächte doch, daß du den Styl in „deiner Gewalt hättest, und was brauchts denn „mehr? nur so gedrängt, als möglich.“ —

„Bin ich in Breslau, so stehe ich für den „Theaterartikel, dem ich mich gewachsen fühle, zu „Dienst.“ — In demselben Briefe schrieb er mir: „— weniger begreife ich seine (er hatte eben von „Einem unsrer gemeinschaftlichen Freunde gespro-

„chen) Liebe für's Spiel, das mir eigentlich ein „Gräuel ist, obwol ich hier häufig mit der Damen-„Noblesse spielen muß. Aber ich dächte, es müßte „dieser Leidenschaft für's L'hombre, ungeachtet ein „sehr gescheutes Wort mit ihm zu reden seyn, und „und habe das auch schon selber gefunden." —

Seine Briefe schloß Velde gewöhnlich ganz kurz: „vale et fave. Totus Tuus Velde."

Drei Tage später schrieb er mir unter demselben Couvert: „ich muß doch nach der Damen-„Weise noch ein Postscript machen, weil ich das „Nöthigste vergessen habe. Deine Idee, Neubeck „und Oswald zur Theilnahme aufzufordern, ist „sehr glücklich. Ersterer hat classische Sachen, z. B. „die Gesundbrunnen geschrieben, und Letzterer macht „auch einen sehr guten Vers und trefflichen prosai-„schen Aufsatz. Noch schlage ich dir den Stadt-„richter Walther zu Sagan vor, der die dir viel-„leicht bekannte Cyane geschrieben, und in den Orpheus treffliche ossianische Nachbildungen ge-„liefert hat." —

„Das Gedicht an Steinbergs Mutter habe ich „gefunden, schicke es aber nicht, weil es mir gar zu „fromm ist. Juristische, staatswissenschaftliche Auf-„sätze sind wol nichts für dich; sonst könnte ich „auch damit aufwarten. Sie sind aber doch zu „trocken. Du willst lustige Sachen. Ich schicke „dir einen tollen Roman Liebespossen; aber ge-„gen den Abdruck der mit angehängten Comödie „protestire ich feierlich."

„Ich lese jetzt la guerre des Dieux par Parny, „ein tolles, frivoles Ding, das nur ein Franzose „schreiben konnte. Die Deutschen sind zu honett „dazu."

An die Stelle der brieflichen Mittheilung zwischen uns Beiden trat nun gegen das Ende Aprils

1814 die mündliche; und von dieser Zeit datirt sich auch seine bis Ende 1815 fortgesetzte Theilnahme an den Zeitblüthen. Velde war in Breslau, und strebte nun bald, denselben Kreis um sich her zu bilden, wie vor dem Jahre 1804; aber die Zeiten und die Menschen hatten sich geändert. Jene waren drückender geworden durch die Nachwehen der Kriegsjahre von 1806—1809 und von 1812 und 13, und diese standen in Aemtern, hatten Familie und schon andere Verbindungen, und, was vorzüglich beachtet werden muß, die sanfte, liebende Mutter war nicht mehr, auch die glückliche Friedensstifterin, die gute Schwester Charlotte, war (am 6. Julius 1810) gestorben, und Niemand war da, welcher Veldens starren Tact im Geselligen mildern, und die durch seine Empfindlichkeit herbeigeführten Zwiste ausgleichen konnte. Indeß fanden sich doch einige Freunde zusammen, welche aus alter Anhänglichkeit Veldens Fehler liebreich übersahen und das Treffliche in ihm dankbar anerkannten; auch er selbst fühlte, daß sich so Manches anders gestaltet habe, und daß es besser sey, Etwas aufzuopfern, um nicht Alles zu verlieren.

So war der Kreis seines freundschaftlichen Umgangs wohl gesichert, ein Kreis, welcher mit Allem, was gebildeten Menschen einen frohen Lebensgenuß gewährt, sich gern und eifrig beschäftigte. Die Mitglieder desselben waren: die schon früher erwähnte Tochter des Advocaten Uber, nun verwittwete Litzmann, Justizdirector Grüning, Schauspieler Fischer (ein alter Schul- und Universitätsfreund von uns), Dr. Hermann — Alle mit ihren Gattinnen und Büschenthal. Man erlaube mir, dieselben etwas näher zu bezeichnen, um die geselligen Freuden Veldens dadurch besser kennen zu lernen. Die Wittwe Litzmann besaß, außer ihren

musicalischen Talenten, eine seltne belletristische Bildung, viel Geschmack, kleine Feste zu veranstalten, und einen feinen Tact in der Gesellschaft. Grüning, voll Laune und Heiterkeit, machte herrliche Verse und schrieb eine Prosa voll des pikantesten Witzes. — Fischer, als Sänger und Schauspieler geachtet, als Freund geliebt, als Verfasser von Peter Blast ausgezeichnet, trug durch seine Gutmüthigkeit und durch seinen frohen Sinn viel zur Belebung und Festigkeit unsrer gesellschaftlichen Freuden bei. Hermann, du hattest dich aus dem profanen Treiben eines landwirthschaftlichen Beamten herausgerissen, und mit kräftiger Ausdauer dich zu einem höhern Wirken emporgearbeitet; deine dramatische Trilogie des Nibelungenliedes versprach schon einst etwas bessers, dein Carlsbrunn war gewiß nicht ohne Interesse, und dein eiserner Fleiß hätte weit noch unsere Erwartungen übertroffen, als du, mitten in deinem Streben, und wohl eben durch dasselbe Verstand und Leben verlorst! Büschenthal, wer kennt nicht den Verfasser von Salomons Zauberring, den gemüthlichen Dichter der blinden Mally, den würdigen Mitarbeiter der Heinemannischen Jedidja? Aber wer den genialen Mann nicht persönlich gekannt hat, wird kaum aus seinen Werken sich ein vollständiges Bild von ihm machen können. Er kam 1814 nach Breslau aus Leobschütz eben so geschickt als Lithograph wie glücklich in poetischen Versuchen, an uns empfohlen, nachdem der Winter 1813 ihm zwischen Olmütz und Brünn schon das halbe Leben geraubt hatte; und der oberschlesische Freund machte uns ein herrliches Geschenk. Selbstgefühl ohne Anmaßung, ein freundlich geselliger Ton, eine höchst anziehende Declamationsgabe, ein glückliches Gedächtniß, nach welchem er keine seiner Arbeiten aufgeschrieben hatte,

ern sie auswendig hersagte, und Monologe,
räche aus drei Trauerspielen in Versen, mit
Scenerei, ganz nach Willkühr vortragen konnte.
wurde später deutscher Prediger an der israeli=
en Synagoge zu Breslau, wo er unter mehrern
hlvollen Predigten besonders auch eine herrliche
enrede auf den Medizinalrath Dr. Breinersdorf
und drucken ließ: darauf ging er in derselben
schaft an die Synagoge zu Berlin, wo er in
Blüthe seiner Jahre an den Folgen jenes für
o unglücklichen Winters gestorben ist. —
Das war Veldens vorzüglicher Umgang, und
einem Kränzchen wechselten die Versamm=
örter ab. Dramatische Spiele, welche auf=
rt wurden; Gedichte, welche ihre Verfasser
sen: prosaische Aufsätze, deren Stoff aufgege=
wurde; Endreime, welche aus dem Stegreife
mmengesetzt werden mußten, und andere beleh=
und ergötzliche Unterhaltungen kürzten uns
Zeit, und ließen von überhäuften und drücken=
Amtsgeschäften uns erholen, zu neuer Thä=
t uns ermuntern, und durch die Lectüre der
ten, ins Fach der schönen Literatur einschla=
n Werke uns in der Bildung nicht veralten.
neidenswerther Kreis, welchen wir ausmach=
und in welchem nicht Einer herrschte; sondern
ung und Humanität den Reigen führte; Ge=
gab es nicht, weil gute Sitten und gegensei=
Liebe sie unnöthig machten. Zwei herrliche
e, welche wir verlebten, aber dann riß auch
wieder Trennung ein, und mit ihr wich die
be und zerriß das Band der Harmonie; es
als wenn nicht ein Glied hätte fehlen dür=
n der Kette unsres Vereines, ohne diesen nicht
zu zerstören.
„Drückende Dienstverhältnisse," schrieb mir

Velde im Frühjahr 1818 nach Pleß in Oberschlesien, „nöthigen mich, Breslau zu verlassen; — „ich gehe als Stadtrichter nach Zobten, an den „Fuß des Berges, auf welchem ich vor funfzehn „Jahren mein treues Weib kennen lernte." Ich vermag diese drückenden Dienstverhältnisse nicht näher zu bezeichnen; daß aber seine Amtsgeschäfte zu den unangenehmsten gehörten, wird Jeder gern glauben, wenn er hört, daß der arme Velde mit seinem regen Sinn für Kunst und Wissenschaft sich täglich unter abgefeimten Spitzbuben, gefährlichen Mördern und anderm herz- und geistlosen Gesindel im Stockhause befinden mußte, um dasselbe zu verhören. Nun die Trennung jenes Kreises, der ihm Erleichterung geboten und ihn aufgeheitert hatte! Daß er sich mehr in den Kreis seiner Familie, in seine Arbeitsstube zurückzog; davon zeugen schon die Werke, welche er im Jahre 1817 schrieb, nämlich Axel, Asmund Thyrsklingurson, die Flibustier, Gunima und die Tartarschlacht, die zuerst in der Abendzeitung, deren würdiger Herausgeber ihn ermunterte, sich vorzugsweise dem erzählenden Fache zu widmen, dann unter dem Titel: Erzstufen besonders herauskamen. Auch vollendete er noch in Breslau 1818 den Prinz Friedrich. Außer den schon erwähnten frühern Romanen schrieb er schon 1813 oder vorher Darthula und die Trude Hiorba, welche zuerst in den Erhebungen abgedruckt wurde; sowie 1814 das wilde Heer, welches er für unser oben erwähntes Kränzchen geschrieben hatte.

Schon vor seiner Abreise nach Zobten fing er an zu kränkeln, — Verkältung auf einer Berufsreise war die erste Veranlassung — und er mußte daher auf den Rath der Aerzte ins Bad nach Landeck in der Grafschaft Glatz gehn, wo er den Malthe ser

schrieb. Am dritten Julius 1818 langte er wenig gestärkt in Zobten an. Wie viel Wohlthätiges für seinen Geist und Körper versprach er sich nicht vom ungestörten Genusse der schönen Natur und von der lieblichen Erinnerung an seine erste Myrthenzeit! Aber wie konnte der Mann, dem ein gebildeter Umgang unentbehrlich geworden war, der auch literärische Hülfsmittel zu seiner Fortbildung bedurfte, sich in Zobten glücklich fühlen! Die Rosenzeit war vorüber, und seine Phantasie wirkte nicht mehr in seinem Leben, sondern hatte sich in den Roman zurückgezogen, welchen er dem Buchhändler überließ. Damals schrieb er mir von Zobten aus: „— Pastor Peters in Rogau (bei Zobten) ist „ein Mann, wie geschaffen für mich, mit welchem „ich manche köstliche Stunde verplaudere; Doctor „Hufeland in Markdorf (Gutsbesitzer) ist gleichfalls „sehr umgänglich, doch spricht mich Ersterer mehr „an. Schade nur, daß der Umgang mit beiden „äußerst gebildeten Männern durch die Entfernung „einigermaßen gebunden wird; denn in Zobten „gibt's selbst unter den Honoratioren keine Seele, „die mit mir gleichgesinnt wäre." —

Es gab also für Velden auch in seiner gegenwärtigen Lage wenig Abwechselung und höhere Freude im Leben; nach den Amtsarbeiten blieb ihm nur seine Schriftstellerei übrig. Wenn der Verewigte gewiß nicht nur von seinen nähern Freunden, sondern auch von allen, welche ihn aus seinen herrlichen Erzählungen kennen, innig bedauert wird wegen seiner bedrängten Amtslage, wegen seiner, seinem Genius so heterogenen Amtsgeschäften und wegen des in ihm herrschenden und wohl meist daraus entspringenden Unmuths: so ists auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß nur diese Um-

stände einen Mann, welcher so viel Liebe und Sinn für gesellige Freuden hatte, nöthigen konnten, in dem kurzen Zeitraum von etwa zehn Jahren die Lesewelt mit fünf und zwanzig Bändchen so höchst interessanter und belehrender Romane und Mährchen zu beschenken. Hier in Zobten schrieb er die Lichtensteiner (dazu die erste Idee in ihm rege wurde, als er Adersbach 1819 besuchte) die Wiedertäufer und Guido, so wie die Patricier, zu welcher letztern ihn theils der anziehende Stoff, theils die Nähe der Stadt Schweidnitz veranlaßt hatte, von woher er durch Gefälligkeit Befreundeter die Acten erhielt, welche die Hinrichtung des Tausdorf betreffen, ferner den köstlichen Arved Gyllenstierna; den Wunsch des Kanfu und das höchst lebendige Liebhabertheater; beendigte die Eroberung von Mexico, und nahm außerdem die alte Wlaska wieder vor, arbeitete sie als böhmischen Mägdekrieg um, vollendete sie aber erst 1823 in Breslau. Das Vergnügen, welches er am Theater fand, hatte ihn übrigens auch zu mehrern dramatischen Arbeiten veranlaßt, von denen einige, z. B. die Heilung der Eroberungssucht, der 19. October, die böhmischen Amazonen und etliche Prologe, welche auf den Theatern zu Breslau, Wien, Prag, Magdeburg aufgeführt worden sind; andere wollte er noch kurz vor seinem Tode herausgeben, z. B. Walter von Brienne und der geheime Oberfinanzrath. Ohne mir ein Urtheil über die einzelnen Erzeugnisse seiner Muße anzumaßen, und ohne das eigne Urtheil des Verstorbnen hier meistern zu wollen, nach welchem er die Lichtensteiner und Arved Gyllenstierna für seine besten Arbeiten selbst erklärte: so halte ich sein Liebhabertheater für sein eigenthümlichstes, ihm

allein angehöriges Werk. Rein aus seinem Leben gegriffen, hat er sich in dem Assessor Wespe selbst gezeichnet, und sein Wirken und Treiben, seine Freuden, kurz seine ganze Individualität so treu dargestellt, daß wir nur die Jahreszahlen hinzusetzen, die Namen ändern dürfen, um, wenn auch nicht eine vollständige Selbstbiographie von ihm, doch treffliche Scenen aus seinem Leben zu besitzen. Statt aller nähern Beurtheilung seiner Werke, welche ich lieber dem gebildeten Leser, um ihm die Freude des Genusses durch ungehöriges Vorgreifen nicht zu stören, überlassen will, stehn hier ein Paar Strophen aus meinem Envoi an den kranken van der Velde (siehe Abendzeitung Nr. 46. vom 13. Februar 1824):

Ueberflügelt hast Du schon weit den herrlichen Britten,
Der uns Ivanhoe sang, mit dem Piraten beschenkt.
Vorzeit hat er belebend gestellt vor's schauende Auge,
Hat in Vaterland selbst treu die Natur uns gemalt.
Sah'st des Nordens Eis Du, seine starren Gebilde,
Als Gyllenstierna du schufst, köstlich im Wesen und Form?
Hast du die glühenden Farben, welche in Mexicos Zone
Blühen, selber gesehn; hast aromatischen Duft, —
Jeder Halm ihn verkündet, — eingeathmet Du selber?
Nein, von heimischer Flur schwang sich der kräftige Geist,
Und erschuf beim Knistern des Schnees, beim Pfeifen des Windes,
Was uns das reizende Thal schenkt, von den Andes beschirmt.
Nur in Einem erscheint mir ganz Dein freundliches Leben;
Wie Caledonien malt Jener mit treffender Hand,
Steht dein Wespe vor mir, der vielgewandte Assessor,
Welcher ergötzlich uns gibt wieder dein ähnliches Bild.

„Von Jahr zu Jahr," schrieb mir sein ältester Sohn Arnold (der Rechte Beflissener auf der Universität Breslau), „wuchs meines leider so früh

„dahingeschiedenen Vaters Unzufriedenheit mit sei„ner Lage, bis er endlich, nach vielen vergeblichen „Planen, sein ersehntes Ziel erreichte, und Justiz„commissarius in Breslau wurde, wohin er am „dritten April 1823, nach fast fünfjährigem frei„willigem Exile freudig zurückkehrte." —

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, daß Velde wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte, und daß er auch gerade diesen Posten, für welchen seine Individualität sonst wenig paßte, erhielt. Er ergriff ihn aber nur zuletzt, um bei verminderter Last der Amtsarbeiten wieder in seine alten breslauischen Verhältnisse zurückkehren zu können, und weil er einsah, daß bei dem Rufe, welchen er sich durch seine Schriften erworben habe, vor Absatz, und im Besitz von einigem Vermögen vor Mangel ihm nicht mehr bangen dürfe.

Er wurde Mitglied des evangelisch-reformirten Kirchen-Presbyteriums und hätte hier im Andenken an seine Aeltern und ihre Freunde, die früher um die neu erweckte Kirche und Schule sich sehr verdient gemacht hatten, gewiß gleich thätig für beide gewirkt, wenn ein längres Leben ihm von der Vorsehung vergönnt worden wäre. Auch in den Bund der Freimaurer war er getreten, worüber ich jedoch nur bemerken will, daß in Weib und Kindern, in seinem rechtlichen Sinne und in der Kraft seines Characters, die ihn in jeder Lage seines Lebens aufrecht erhalten hatte, der schönste salomonische Bau wirklich schon von ihm aufgeführt worden war.

Während seines letzten Lebensjahres in Breslau schrieb Velde noch das Horoscop (de la Gardie über die Zeit der innern Kriege Frankreichs und Itineraire de l'empire français gaben den Stoff hiezu), Königin Christina von Schweden

und ihr Hof, und die Gesandtschaftsreise nach China, welches sein letztes Werk gewesen ist. Außer diesem Allen wäre gewiß noch eine interessante, nicht unbedeutende Nachlese theils aus seinen Brouillons, theils aus dem Orpheus, theils und vorzüglich aus den Zeitblüthen zu halten.

„Am 21. December 1823," schrieb mir sein Sohn Arnold „erkrankte mein geliebter Vater „durch eine plötzliche Lähmung; nach und nach ent„wickelte sich daraus die Brustwassersucht, und am „6. April dieses Jahres (1824) verschied er ruhig „unter den Seinigen, nachdem er fast acht Tage „lang kein Wort mehr hatte sprechen können. Ich „und meine Geschwister, wir verloren mit ihm all' „unser Glück; denn mit seinem Tode begann auch „leider die unglückliche Gemüthskrankheit unserer ge„liebten Mutter." —

Die innigst liebende Gattin, die treueste Hausfrau, die sorgsamste Mutter war sie, durch so viele Prüfungen in ihrem eignen Hause und im Kreise ihrer Geschwiste, heimgesucht, bei einem schwächlichen Körper in die tiefste Schwermuth gefallen; doch zum Glück ihrer vaterlosen Waisen ziemlich wiederhergestellt, wird ihr Gott hoffentlich durch die Freude an ihren vielversprechenden Kindern ein gesundes und heitres Alter bereiten. Außer seinem, schon erwähnten ältesten Sohne Arnold hat er noch einen Sohn Otto, welcher erst die niedrigern Classen des Friedrichsgymnasiums in Breslau besucht, und zwischen beiden eine Tochter Bertha, hinterlassen, welche sich jetzt schon, als glückliche Erzählerin auszeichnet, und von welcher der verewigte Vater selbst in freudiger Ahnung urtheilte, daß sie sein Talent geerbt habe.

Doppelt, verewigter Freund, hast Du gewirket im Leben,
Hast gesichert Dir schon hier die unsterbliche Welt;
Denn dein Genius wird noch leben im blühenden Worte,
Was den Freunden ertönt, bist Du entrücket uns gleich.
Deinen Namen wird dir die liebende Tochter bewahren,
Neu, im eignen Ruhm, kränzen mit Epheu Dich einst.

Carl Wunster.

Anhang.

1. Theatercritiken von van der Velde — aus dem Jahre 1814.

1) **Der Cosak und der Freiwillige von Kotzebue.** Die niedliche Musik von Weber; dies Kinderspiel ist ein reines Gelegenheitsstück, wahrscheinlich sehr schnell gedichtet. Die Probe, auf welche der Jäger die Geliebte stellen läßt, ist sehr absurd. Der gemeine, feige Egoist Plattfuß ist gut gezeichnet. Einige gar zu platte Späße hatte, wie wir zu Kotzebues Ehre glauben wollen, der Schauspieler aus eignem Schatze freigebig hinzugethan, der übrigens, aller Mühe ungeachtet, nicht zum wahren Komischen gelangen konnte. Iwan Leontiew (Herr S.) fiel oft aus dem Cosakencharacter, besonders blieb sich sein gebrochenes Deutsch nicht treu; seine Geliebte (Fräulein B.) sang recht angenehm, aber noch zu schwach. Desgleichen die Jägerbraut (Fräulein K.), die bei einem lieblichen Aeußern viel zu schüchtern und steif war, und den Platz auf der linken Seite der Zuschauer, den wir sie schon als Elvire im unterbrochnen Opferfeste behaupten sahen, nicht mit solcher Hartnäckigkeit hätte

festhalten sollen. Des Jägers (Herr R.) schon früher gerügte unbildliche Handaction hatte sich nicht gebessert. Doch kann wirklich auch die Agirkunst des geübten Schauspielers in der Oper, besonders beim eignen Vortrage einer Solopartie, verzweifeln.

Die russischen Sänger haben uns bei aller Vorliebe für die weltbefreiende Nation, zu der sie gehören, sehr gelangweilt. Ihre Melodien waren zu einfach, um, so lange gehört, als Kunstgenuß nicht zu ermüden. An der Spitze eines braven russischen Regiments im Waffenschmuck einziehend, hätten sie uns gewiß ergötzt. Eine Adagio-Partie war recht angenehm. Der Chorführer wurde mit seiner gar nicht dem russischen Nationalcharacter entsprechenden, ächt französischen Selbstgefälligkeit und Affectation höchst widrig. Einige russische Nationalpieçen trug das Orchester sehr brav vor.

2) Die Ueberbildeten nach Moliere von Robert. Einen ganz vorzüglichen Genuß gab diese Posse voll Zerrbilder dem Publicum. Man kennt Herrn Devrients Talent für das Komische nicht, wenn man ihn nicht in der Rolle des Bedienten-Grafen gesehen hat. Das heißt Costüme und Spiel, das höchste Komische auf der letzten Grenzlinie, die es vom Indecenten trennt, wie es in dieser Rolle nicht anders möglich ist, aber nie jene Grenzlinie überschreitend. Das gesungene Sonnet war wohl unnachahmlich. Die Hauptnärrin (Frau Hendel-Schütz) ergötzte uns eben so. Sie war auch trefflich decorirt. Einige Sprünge in der Gavotte und das Losgehn des Haarthurms dabei waren wohl nur Zufall. Die Sentimentale (Frau Unzelmann) war eine sehr angenehme Erscheinung, und man bedauerte, daß der Dichter diese Rolle so wenig ausgeführt hatte. Herr B. als Baron

Heldberg, mißfiel uns ganz. Wir haben weder das französische Original, noch die deutsche Bearbeitung zur Hand, aber das versichern wir, daß Moliere und Robert über diese Carricatur die Hände über den Kopf zusammenschlagen würden. Eine solche breite Gemeinheit ist nicht belustigend, was sie doch seyn soll, sondern ekelhaft. Eine neue Tugend entwickelte heute Herr B., der überhaupt für solche Rollen schon zu alt ist: ihn, der sonst wenigstens deutlich spricht, verstand man nur wenig. Es mag wohl nicht in des Dichters Plan liegen, daß in dieser Rolle der Sinn immer verstanden werde, da sie transcendental ist, aber die Worte hätte man doch vernehmen sollen.

Herr W. machte aus dem ehrenfesten Gorgibus einen Narren, was er gar nicht sollte. So trägt sich jetzt kein reicher Kaufmann aus der Provinz, und so geberdet sich nur ein Besessener. Dieser Schauspieler hätte ganz den Sinn des Dichters verfehlt, der den nüchternen, vernünftigen, gesetzten, alten, prosaischen Bürger, der modernen poetischen Tollheit der Tochter und Nichte, als Contrast entgegensetzen wollte. Wie solche Mißgriffe von dem Dramaturgen und Regisseur übersehn werden können, ist nicht wohl zu begreifen. Der Trödler spielte recht wahr. Die beiden Liebhaber sind zu unbedeutend, um mehr von ihnen zu sagen, als daß Herrn R. dies Zusammenstehn mit dem gewandtern Herrn B. nicht vortheilhaft war. Am Schlusse wurde Herr Devrient mit Einer Stimme herausgerufen. Er kam mit Frau Schütz, zum Dank eine komische Versöhnungspantomine gebend. Schade, daß ein Interdict auch solchen denkenden Schauspielern den Wortdank für das Herausrufen zu untersagen scheint; wir sind dadurch wahrscheinlich um ein Bonmot gekommen.

3) Der Geizige nach Moliere von Zschocke. Molieres Stücke haben, außer den glücklichen Theatercoups, auch noch das mit den Kotzebue'schen gemein, daß Beide viel getadelt und stark besucht worden sind, und daß sie, dem Zeitalter gehörig angepaßt, gewiß noch nach hundert Jahren mit Beifall werden gesehn werden, vorzüglich wegen der Lebendigkeit ihrer Charactergemälde. Der Geizige ist ein solches, was blos durch die scharfe Zeichnung des Hauptcharacters ewig auf der Bühne interessiren wird. Die andern Personen sind dafür freilich der Hintergrund, aus dem das einzige Porträt mit kräftiger, lebendiger Wahrheit hervorspringt.

Zwei große Unwahrscheinlichkeiten, die nur Molieren zur Last fallen, wünschten wir weg: die unmotivirte *Heirathswuth*, die den Knicker zu dem armen Mädchen führt, und den Tauschhandel, den er mit dem Neffen um die Cassette und um die Braut schließt, statt den Diebesgenossen durch den Policeicommissar verhaften zu lassen ꝛc.

II. Sonette von van der Velde.

1) Als Devrient und seine Gattin die breslauer Bühne im März 1815 verließen, und nach Berlin gingen:

Du maltest uns das reiche, bunte Leben
In wechselnden, ergötzenden Gestalten.
Gleich dienten, um den Lorbeer zu erhalten,
Kothurn und Soccus deinem Künstlerstreben.

Und sanft ergriff mit sanfter Rührung Beben,
Eindringend in der Seele tiefste Falten
Mit des Gemüthes magischen Gewalten
Sie, der du selbst die Weih' der Kunst gegeben.

Stolz unsrer Bühne! Nicht Posaunentönen
Pries Euch mit Wortgepränge,
Mit Thrän' und Lächeln lobte Euch die Menge.

Mag würd'ger noch die Königsstadt Euch krönen!
Gewinnt dort Geister, ohne zu vergessen
Die Herzen, die Ihr liebend hier besessen.

3) An den König, im Mai 1814.

Es siegt das Recht! Bei der Trompeten Schmettern
Ziehn seine Heere in die Riesenstadt,
Die Franken ihres Bluttyrannen satt,
Sieht dankentbrannt die Helden man vergöttern.

Ha, wie die blut'gen Lorbeern sich entblättern!
Europas Schmach ward in dem Spiele matt,
Er starret bleich auf der Vernichtung Blatt,
Und niemand zittert mehr vor seinen Wettern!

Du bist nicht Kaiser mehr, und wie? — Du lebst?
So muthig schlachtetest du Millionen,
Und kannst so feig des eignen Lebens schonen?

Der Schmach entrückt ein Dolchstoß! Und Du bebst?
Sieg oder Tod versprachst Du Deinem Lande;
Auf, halte Wort! hier harret Dein nur Schande!

4) Das Fest der Rückkehr, (nämlich des Pabstes nach Rom). Junius 1814.

Die Orgel klingt, der Weihrauch wallt empor,
Die Glocken tönen und die Kerzen flammen,
Die erste Kirch', aus der wir Alle stammen,
Zum Dankfest öffnet freudig sie ihr Thor!

Und nicht nur sie, von aller Christen Chor
Fließt Eines Dankes Opferglut zusammen!
Fortan gilt es nur Lieben, nicht Verdammen!
Uns lacht ja Einer Freude Blüthenflor!

Denn Er, der Heil'ge kehrt ins alte Rom,
Der Märtyrer, der in des Wüthrichs Banden,
Der gegen seine Blitze festgestanden;

Er heiliget aufs Neue Peters Dom,
Und milde gießt auf alle Christenbrüder
Die Vaterhand der Eintracht Segen nieder!

II. Meinem Freunde (Steinberg), am Grabe seiner geliebten Lina.

Sie war so schön erblüht, die zarte Rose,
Und harrte, Wohlgerüche spendend, hold
Erröthend, daß die Hand der treuen Liebe
Sie pflücke, um an Deiner biedern Brust
Zu prangen, und Dein Leben auszuschmücken.
Da sank der Krankheit Mehlthau auf sie nieder,
Und ihre Blätter welkten, fielen! — doch
Nicht ewig ist der Farben Pracht verblichen!
Im hohen, sonnenvollen Garten Gottes,
In dem kein Gift, kein Wurm an Blüthen nagt,
In dem kein Sturm und keine Wetter toben,
Dort blüht sie unverwelklich wieder auf,
Und eines weisen, guten Gärtners Hand
Flicht sie für Dich, umstrahlt vom Himmelsglanz,
Zum schönsten Schmuck in der Vergeltung Kranz!
Das sey Dein Trost, wenn diese dunkle Erde,
Die schon so manche theure Hülle deckt,
Zu arm an Troste ist, wenn blut'ge Thränen,
Die aus dem Herzen in das Auge quellen,
Dir auf den Wangen brennen, wenn die Schöpfung
Dir eine öde Wüste dünkt.
Das sey mein Trost, wenn ich mit Unmuth frage:
Weshalb das Schicksal meinem besten Freunde
Sein Lebensglück, sein liebstes Kleinod raubte?
Und aus dem ehrnen, immer stummen Munde
Der Ewigkeit mir keine Antwort schallt,
Wenn meine Harfe, die ich schon gestimmt
Zum Jubelliede Deines Myrthentages
Begleiten muß mit dumpfer Saiten Klang
Am Aschenkruge schmerzlichen Gesang.
So sey denn dieser Trost der Engelsflügel,
Der Kühlung zuweht Deinem heißen Auge.
Der reine Geist des holden Mädchens flog
Im ersten Strahle, der vom Osten flammte,
Auf zu des ew'gen Lichtes Sonnenmeeren.
Vom Erdenmorgen ging sie sanft hinüber
Zum Himmelsmorgen, welcher ewig währt,
Auf den kein Abend folgt und keine Nacht;
Zum schönern Daseyn ist sie dort erwacht,
Und einst, mit der verklärten Aeltern Segen,
Schwebt sie, ein Seraph, lächelnd Dir entgegen!

C. F. van der Velde sämmtliche Schriften. Dritte Auflage, herausgegeben von C. A. Böttiger und Th. Hell. 25 Bände 1825. Dresden bei Arnold, 20 Rthlr.

Diese enthalten:

I—III. Erzstufen, 8 Theile. — IV. Prinz Friedrich. — V—VII. Eroberung von Mexico, 8 Thle. — VIII. Der Maltheser. — IX. Die Lichtensteiner. — X. Die Wiedertäufer. — XI. [illegible] — XII. Guido. — XIII. XIV. Arved Gyllenstierna 2 Thle. — XV. Das Liebhabertheater. — XVI. XVII. Der böhmische Mägdekrieg, 2 Thle. — XVIII. Königin Christine und ihr Hof. — XIX. Das Horoscop. — XX. Die Gesandtschaftsreise nach China. Der 21—25. Band sind bis jetzt, November 1825, noch nicht erschienen.

Joannes Aloysius Martyni-Laguna,

geb. den 20. Januar 1755.
gest. den 19. April 1824.

Sein Vater, Carl Gottlob Martini, ansässiger
Bürger und Kaufmann und seine Mutter, Chri-
tiane Rosine Wüst, lebten zu Zwickau, wo M.
eboren wurde. Er erhielt in der Taufe die Vor-
amen Carl Friedrich, die er später in die oben-
enannten umtauschte. Wohl kann es seyn, daß
iesem Wechsel die Hinsicht auf seine mögliche
Kraftäußerung zum Grunde lag, da Aloysius,
vie bekannt, der Alleszermalmende heißt.
luch Kant wurde oft so genannt, weil er die Sy-
teme früherer Weltweisen zu entkräften suchte;
och wird es in der italienischen Sprache auch
leichlautend für Louis genommen. Obschon seine
rsten kindlichen Schritte zunächst nur den Kreis
iner gebildeten Bürgerfamilie berührten, so zeigte er
och frühzeitig ein hervorstechendes Talent und eine
ntschiedene Neigung zu den Wissenschaften; daher
hn sein Vater, der ihn anfangs für die Apothe-
erkunst bestimmt hatte, auf das Gymnasium zu
Zwickau brachte.

Das Andenken seiner Aeltern ehrte er stets
nit dankbar-treuer Liebe und pries sich glücklich,
n Schooße einer christlich-gebildeten Familie er-
vacht zu seyn.

Unter seinen Lehrern rühmte er besonders die

Thätigkeit und Geschicklichkeit der beiden ersten, Clodius, Großvater des Prof. Clodius in Leipzig, und Longelius, die auch seinen reinen, ächtrömischen lateinischen Styl durch sogenannte Δοκιμαςικα und öftere Ausarbeitungen, die aber auch streng corrigirt wurden, sorgfältig ausgebildet hatten. Freilich war dies auch auf einer Schule, wo etwa 20—30 Schüler in jeder Classe saßen, eher möglich, als bei Ueberfüllung der Classen, dagegen auch später M. lebhaft sich erklärte.

Mit ausdauerndem Fleiße, der ihn sogar dem Umgange seiner Mitschüler entzog, widmete er seine ganze jugendliche Kraft dem Studium der alten Classiker, die seinem aufstrebenden Geiste immer herrlichere Nahrung darboten, und häufig der Gegenstand seiner Unterredungen waren, denn der wohlthätige Einfluß der Alten auf die weitere Fortbildung in jeglichem Gebiete der Wissenschaften, galt ihm für entschiedene Wahrheit. Namentlich erkannte er auch mit allen Freunden einer vernünftigen Aufklärung sehr wohl, daß eine durch fleißige Lectüre der Griechen und Römer erlangte Bildung des Geistes dem jetzt von neuem mächtig hervortretenden Hange zum Mysticismus, der unserm Freunde völlig fremd war, am kräftigsten steuere, da diejenigen, welche nicht etwa für Orthodoxie, sondern für einen blinden Glauben eifern, und von ihrem Tripos aus überall verdammende Anatheme über jeden Andersdenkenden aussprechen, nicht selten arm an rein wissenschaftlicher Bildung und der griechischen und lateinischen Literatur abgeneigt sind, oder doch dem mit dem Oele der Alten genährten Geiste unter den Einflüsterungen des Zeitgeistes bei der Divergenz der Meinungen, oft aus sehr unreinen Gründen, eine falsche Richtung geben.

Dabei hatten jedoch die frommen Gefühle, mit denen uns eine strenge Ascetik, das Hinrichten der Seele auf einen Hauptpunkt, besonders in frühern Jahren, erfüllt, einen so tiefen Eindruck auf M. gemacht, daß er für die ganze Folgezeit seines Lebens, auch bei dem schärfsten Forschen, bei dem beständigen Antheil, den er an den späterhin besonders auf dem religiösen Gebiete gangbar gewordenen Streitigkeiten nahm, — in seinem Glauben an das Wort, durch Christum der sündigen Welt verkündigt, nie wankend wurde.

Unserm M. fehlte es auch bei seinem eignen Fleiße, den ein von der Natur ihm zu Theil gewordener heller Blick und ein sehr treues Gedächtniß ungemein begünstigten, nicht an äußern Hülfsmitteln, deren Mangel so manche Kraft im kühnen Aufstreben nur zu leicht lähmt und unterdrückt. Das nicht unbedeutende Vermögen seines Vaters machte es ihm möglich, schon früh eine interessante Bibliothek sich zu verschaffen und sicherte ihn im Fortgang seines academischen Lebens vor Nahrungssorgen. Er bezog die Universität Leipzig im Jahre 1772, wo er sich dem Studium der Theologie zwar zuwandte, doch die Philologie zu seinem Hauptsache machte. Mit inniger Verehrung nannte er unter allen dasigen Lehrern Ernesti und Morus als die ausgezeichnetsten. Mit Recht ehrte er auch Fischer sehr hoch und verkannte es nicht, daß seine Indices sehr vielen Schulmännern, die ihr. sonst nicht zu nennen pflegen, die reichste Ausbeute gewähren. Auch in Mitten der Kämpfe, welche sich auf dem Gebiete der Philosophie zwischen Crusius und Wolf erhoben, die beide seine Lehrer waren, behauptete er Besonnenheit und eignete sich selbst vom theologischen Standpuncte aus eine in den verschiedenen Perioden seines Lebens Probe haltende Festigkeit an, die

ihn auf der einen Seite frei erhielt von der Vertheidigung alter, unhaltbarer Sätze, auf der andern Seite vor der Neuerungssucht derer bewahrte, die Alles wegläugnen, was sie nicht mit den Trugschlüssen ihres Aberwitzes zusammenräumen können. Stets war er sich seiner redlichen Forschung und des unverlierbaren Rechts seiner Untersuchung deutlich und fest bewußt; daher hing er auch mit ganzer voller Seele dem Protestantismus an, dessen Kraft zur Erhaltung und Befestigung eines sichern Glaubens durch freie fortgesetzte Untersuchungen ihm unverkennbar einleuchtete. Seine große Bekanntschaft mit selten gelesenen Schriften, als Legenden, Mystikern und Bibel=Interpreten der frühern Zeiten, rüstete ihn mit einer Menge von Hülfsmitteln aus, das Wahre von dem Falschen wohl zu unterscheiden, und unterstützte kräftig seine rationalsupernaturale Denkart.

Zu seiner Fortbildung als Candidat in dem Vaterhause, nachdem er zuvor 7 Jahre lang auf der Academie den Studien obgelegen hatte, leistete ihm die treffliche Zwickauer Raths=Bibliothek herrliche Dienste. Ein einziges Mal predigte er in seiner Vaterstadt mit so entschiedenem Beifall, daß ihm einer der Bürgermeister in Zwickau eine damals vacante Landpredigerstelle antrug; eine in Ammons Magazin späterhin gedruckte Predigt zeugt von der glücklichen Gabe, Religionswahrheiten practisch und ins Leben eingreifend darzustellen. Mehrere Jahre lebte M. in Dresden als Hofmeister des catholischen Grafen von Hofmannsegg, und ging darauf im Jahre 1780 als Hofmeister des Grafen von Unruh nach Warschau. In dem ersteren Verhältnisse kam er in nähere, vertraute Bekanntschaft mit dem Vormund dieses Zöglings, dem jüngst verstorbenen königl. sächsis. Conferenzminister Grafen

von Hohenthal, den er, obschon er in seinen religiösen Ansichten von ihm abwich, als einen Freund der Wissenschaften und als einen Biedermann, ja als seinen Wohlthäter, der ihm vorzüglich in den verhängnißvollen Jahren seines Lebens liebevoll zur Seite trat, innig achtete und mit unveränderlicher Treue liebte. Seine auf ihn im Jahr 1825 gefertigte lateinische Ode spricht diese Gesinnung sehr lebendig aus. So sandte er ihm auch einst auf die Nachricht, daß v. H. von dem Garten in die Stadt zurückgekehrt sey, mit nächstem Posttage nachstehendes Ex tempore:

Deseris hortorum fugiente aestate vireta
Hohenthal; et Dresdae tecta reclusa petis,
Sed teneant quicunque loci Te, summe Virorum
Laeta ubicunque Tibi et cruda senecta viret.

In Polen bildete er sich im Umgange mit vornehmen und gebildeten Männern geistig und moralisch immer mehr aus. Mehrere Freunde der Wissenschaften versammelten sich öfters in einen schönen Verein, und durch seine gründliche Gelehrsamkeit und seine reiche Sprachkenntniß zog er schon hier alle wissenschaftlich = gebildeten Männer an sich. Mit mehreren derselben stand er bis zu seinem Tode in freundschaftlichem Briefwechsel. Er freute sich bei der Erinnerung an die in Polen verlebten glücklichen Tage, wo er in so herrliche Verbindungen getreten war und an jene geistreiche Zirkel stets recht innig.

Hier lehnte er den Antrag des Fürsten Wenzel Anton von Kaunitz = Rietberg zu Wien, Hofmeister zu werden, ab; verband sich dagegen mit dem polnischen Fräulein Laguna, deren Namen

er dem seinigen beifügte. Aus dieser Ehe erhielt er zwei Töchter, deren eine ihn durch ihren im J. 1817 in erwachsenem Alter erfolgten Tod schwer erschütterte. Er drückte seine schmerzlichen Empfindungen in einer besondern Schrift aus. Kurz nach diesem Trauerfalle schrieb er einem Freunde: „Gibt mir Gott die Gnade, mit einem alten römischen Grammatiker voll unbekannter Sallustischer Fragmente aus dem Mspt. eines verstorbenen herrlichen Freundes in Leyden auftreten zu können, so will ich gern vom Theatro vivorum abtreten, um meinem Töchterlein, das ich in meinem Herzen trage, nachzufolgen." Jene besondere, durch den Tod seiner Tochter veranlaßte Schrift, heißt „Makaria oder die Hand aus der Wolke", ein dramatisches Gedicht, welches die stufenweisen Zustände des menschlichen Wesens von der Geburt an bis zum Uebergange in die Ewigkeit mit einem beigefügten Commentare, alle Aussprüche der Weisen aller Nationen und Zeitalter über den Zustand in der Ewigkeit enthaltend, aufstellte. Dieses schätzbare Manuscript wird hoffentlich als Posthumus erscheinen, so wie überhaupt seine bedeutende, mit mancherlei Anmerkungen, Berichtigungen und Zusätzen von seiner Hand bereicherte Büchersammlung in Dresden und Zwickau wohl die Aufmerksamkeit des Publicums verdient und eben so, was vielleicht von seinen nachgelassenen Arbeiten in philologischer und theologischer Hinsicht noch ans Licht treten dürfte.

Als er in sein Vaterland zurückgekehrt war, geschahen an ihn mehrere Anträge zu sehr vortheilhaften Aemtern, namentlich durch Heine und Reinhard's Vermittelung; doch war er nie im Ernste geneigt, in ein festgesetztes amtliches Verhältniß zu treten, denn eine ungebundene äußere Lage und ein

freies selbstständiges Bewegen im Gebiete der Wissenschaft waren ihm vom höchsten Werthe. So hatte er z. B. einen Ruf an das British Museum nach London, einen dergleichen als Rector in Schulpforte, an der Domschule nach Magdeburg, auch später an die Fürstenschule in Grimma empfangen, und im Jahr 1813 erhielt er den Ruf als Professor der Geschichte in Dorpat. Er wies diese Anträge, gesetzt auch, daß er sie einige Zeit in nähere Ueberlegung nahm und selbst Unterhandlungen deshalb pflegte, gar bald zurück. Es zeigte dies von einer sehr wahren und aufrichtigen Selbstkenntniß; wie er auch oft in traulicher Unterredung bekannte: „ich bleibe gern homo sui iudicii." Als Feind aller Vorurtheile des Standes, alles Zwangs, den oft die Convenienz ohne wesentliche Gründe auferlegt, als feuriger lebendiger Geist, der wohl zuweilen den Witz in treffende Satyre übergehen ließ, als unaufhörlicher Forscher und Sammler, sah er sich durch die gebietende Stellung nicht gern beschränkt und konnte ihr leicht ausweichen, da ihm in frühern Jahren sein anständiges väterliches Eigenthum ein sorgenfreies Auskommen sicherte. Er lebte übrigens abwechselnd in Dresden, wo er auch eine ansehnliche Bibliothek hatte. Einen bedeutenden Verlust an Büchern erlitt er jedoch durch einen Brand, der im Jahr 1807 auf seinem Landgute bei Zwickau ausbrach und die Villa, auf welcher er wie ein römischer Patrizier mit seiner Familie gelebt und die wirthschaftlichen Angelegenheiten längere Zeit selbst geleitet hatte, plötzlich in Asche legte. Unter den zahlreichen seltenen Werken, die er dabei verlor, war ihm besonders der Verlust seiner Miscellanea ecclesiastica und ein Manuscript über den Lucan sehr empfindlich. Mit Thränen in den Augen dachte er sehr oft seines

so schweren Verlustes; eine solche Bibliothek wieder zu sammlen oder das aufs Neue wieder auszuarbeiten, was er verloren, war für ihn theils unmöglich, theils fehlte es ihm auch an Muth und Lust. Bei diesem erlittenen Verluste fand er allgemeine Theilnahme und Unterstützung. Damals wurden ihm größtentheils jene Stellen angetragen die er aber ablehnte.

Seinem Hange zum einsamen Leben und zur Speculation, so wie dem regen Durste nach immer reichern Kenntnissen und fortwährendem wissenschaftlichen Emporstreben in mehrern Theilen menschlichen Wissens leistete er auf seinem Gute und zuletzt in Zwickau, wo er noch sein väterliches Wohnhaus und einen Garten besaß, volle Genüge. Vielleicht hätte er besser gethan, wenn er den Kreis der Kenntnisse, die er sich erwerben wollte, enger zusammengezogen und sich auf einige wenige Werke in dem ihm zunächst liebgewordenen Fache der Philologie beschränkt hätte, die Ausbeute für das eigentliche Feld der Wissenschaften wäre dann ergiebiger gewesen; doch sein luxuriöser, sprühender Geist lenkte sich nicht gern einem einzigen Richtpuncte zu. Die ganze Cultur seines Geistes war von Critik und Geschichte ausgegangen, ein Weg, den ihm seine natürliche Lebhaftigkeit und sein glückliches Gedächtniß erleichterten. Daher sind auch seine Arbeiten, die zerstreut in mehrern Journalen vor uns liegen, in dem Maße lehrreich, in welchem sie mehr critische und historische Untersuchungen, als eigentlich philosophische enthalten: und daher mag es auch kommen, daß er die Grundlinien irgend einer Wissenschaft nie genau gezogen, oder ein wohlgeordnetes Lehrgebäude aufgeführt hat. Das Streben der neuern Zeit, jede auch noch so empirische Erkenntnißreihe unter die Form eines

Systems zu bringen, hatte ihn weniger ergriffen, obschon er bemüht war, die Aufstellung eines Grundsatzes, der in die Wissenschaft die möglichste Einheit bringt, fest zu halten. In der Geschichte beschäftigte ihn nur die Vergangenheit, in der Ueberzeugung, daß die Gegenwart weder hinreichend durchschauet, noch wahrhaft dargestellt werde. Selbst seine ausgebreitete Belesenheit hinderte den geregelten, systematischen Gang. Immer traten ihm beim Studium einer Wissenschaft die vielen Meinungen, die er in den Schriften alter und neuer Geistesverwandten gelesen hatte, entgegen, und seine Einbildungskraft hinderte ihn, die zerstreuten Strahlen in einen Brennpunct zusammen zu fassen; doch hielt er sich auf diese Weise auch von der Einseitigkeit frei, die sich strenge Systematiker leicht zu Schulden kommen lassen.

Die Classiker hatte er mit sorglichem Fleiße zu wiederholtenmalen gelesen, und die vornehmsten Stellen aus diesen, so wie aus den Kirchenvätern und mehrern ältern Schriften, standen ihm in jedem Augenblicke zu Gebote, so daß er durch glücklich angebrachte Sentenzen die Unterhaltung köstlich zu würzen verstand. Er hatte dabei die Fähigkeit, in einem hohen Grade Anderer Gedanken gut aufzufassen und sich eigen zu machen; und sowohl Lernen als Forschen wurde ihm leicht. Auch der neuern Sprachen war er mächtig; er sammelte aus den Schriften der Engländer, Italiener und Franzosen schätzbare und gediegene Winke für seine wissenschaftlichen Bestrebungen, und kein Theil der Literatur war ihm ein unbekanntes Land. Die vertrauete Innigkeit mit den classischen Geschichtschreibern der Alten hatte ihn aber nicht verwöhnt, um die mehresten deutschen Schriften unlesbar zu finden. Die Koryphäen der Zeit: Wie-

land, Lessing, Klopstock, Schiller, Göthe u. A
wurden von ihm tief verehrt. Auch ihre Werk
las er wie gewöhnlich mit der Feder in der Hand
Von den Kirchenvätern bis zu den Mystikern und
Criticastern herab, Alles, was ihn nur einigermaße
rücksichtlich des Inhalts anzog, und gerade die etwa
störrigen Schriften des grauen Alters und de
Mittelalters durchforschte er mehr als die Schrifte
neuerer Zeit; ihn schreckten nicht Styl noch Ein
kleidung ab, wenn nur die Hauptsache dieser Müh
werth war. Doch trug diese ausgebreitete Lectür
wohl mit dazu bei, daß sein Styl nicht frei vo
manchen Härten war, daher er in der deutsche
Poesie sich ohne Erfolg versuchte, wie die von ihm
bei gewissen Anlässen dem Kreise seiner Famili
oder einzelnen Freunden zugeeigneten Dichtunge
beweisen. Der beabsichtigte Druck eines Bändchen
seiner religiösen Gedichte ist zweckmäßiger unter
blieben.

Großen Antheil hatte M. an mehreren criti
schen Blättern, denen er theils Recensionen, theil
längere oder kürzere Aufsätze mancherlei Art ein
verleibte. Zu läugnen ist es indeß auch hierbe
nicht, daß es vielleicht besser gewesen wäre, wenn
er diese Arbeiten mit weniger doctrinellem Reich
thum, aber mit mehr Popularität abgefaßt und
seine Persönlichkeit, seine Art zu studiren, sein
gemachten Erfahrungen, namentlich die weniger er
freulichen, seine individuellen Ansichten, ob auch
belehrende, doch fremdartige Dinge, der abzuhan
delnden Materie seltner beigefügt hätte, woran
neben einem gewissen verzeihlichen Prunke, auch
der üppige, nicht in Ordnung gehaltene Ideen
reichthum, verbunden mit einer lebhaften Einbil
dungskraft, Schuld war. Außer in der allgemei
nen deutschen Bibliothek finden sich von ihm frühe

in der allg. hall. und jen. Lit. Zeitung und in Bertholdt's, jetzt von Winer und Engelhard redigirtem Journal sehr gehaltreiche Critiken; mehrere interessante Aufsätze, meist geschichtlichen Inhalts, sind in Archenholz Literatur, im N. D. Museum, in Meusels hist. Bibliogr., lit. Magazin, im Morgenblatt, in Dresd. Miscellen, Raßmanns Thusnelde, Zwickauer Erinnerungsblatt, Tzschirners Memorabilien, auch dessen Magazin, und in anderen Journalen abgedruckt. Dem einen Theile der ciceronianischen Briefe, welcher im Jahr 1804 unter dem Titel: Marc. Tull. Ciceronis et clarorum virorum Epistolae 16 et 6 Libris comprehensae; adhibita multorum locorum correctione, scriptorum pariter atque editorum librorum praesidio castig. edidit Vol. I. M. — herauskam, ist kein zweiter nachgefolgt, weil nach M. Versicherung die Handschrift, an welcher er über 12 Jahre gearbeitet hatte, mit verbrannte. Sonst haben wir von ihm noch einige kleinere Schriften, sechszehn an der Zahl, unter denen sich folgende auszeichnen: Epistola ad Heine etc. qua exponitur de Lucani libris, qui saeculo 15mo typographorum formulis descripti sunt. 1787. 8. — Jacobi Acortii, Tridentini, ad J. Wolfium Tigurinum epistola de ratione edendorum librorum, 1791. Elegia ad Manes Mori 1792. Joh. Peter Falks Reise in Rußland, in einem ausführlichen Auszuge und mit Anmerkungen begleitet. 1. B. 1794. Elegia ad generosiss. Comitem P. C. G. de Alta Valle 1823. Unter den Aufsätzen verdienen folgende einer besondern Erwähnung: Aus der Geschichte einer theol. Facultät in Kursachsen, ein Wink für Obscuranten der Academien, (in Archenholz Liter. und Völkerkunde 1786). Diogenes und der Jüngling, eine Unterredung (im neuen deutschen Mu=

ktum 1791). Ueber Schauspiele und Schauspielkunst der Chinesen (im Morgenbl. 1810. No. 285. u. f.). Reinhard und Dr. Martin Geier, königl. sächs. und kurf. Oberhofpred. und Landtagsprediger in den Jahren 1666 und 1811 (ebendas. No. 44). Schule und Universität, Universität und Schule (in Raßmanns Thusnelde 1816). 1. 2. Alte und neue Lyrik im Staatsdienste, mit Bezug auf Horazens Carmen saeculare (in Wolfs Philol. Analekten B. IV. 1816). Vor einigen Jahren ging er mit der Idee um, eine allgemeine theologische Literatur=Zeitung in Verbindung mit mehreren Gelehrten herauszugeben, wozu der verewigte Krause die erste Anregung gegeben, und zugleich D. Winer (den Martyni stets den gelehrten, offnen, geradsinnigen Theologen mündlich und schriftlich nannte) eine Aufforderung zugesendet hatte. Da es schien, als habe man von Seiten der obern geistlichen Behörde in Sachsen die Geneigtheit, einen Inspector der im Lande befindlichen Gymnasien anzustellen, so arbeitete M. deshalb im J. 1823 einen Entwurf aus, der das Geschäft eines solchen Revisors bestimmte, und auch einigen Vorgesetzten zur Ansicht mitgetheilt wurde.

So wenig nun eigentlich diese kleinern Arbeiten an sich die tiefe gründliche Gelehrsamkeit M. vollständig beurkunden mögen, so verrathen sie doch, wie die einzelnen eingestreuten Notizen, den denkenden und belesenen Mann. Durch eine nähere Beschauung seiner innern Geistes=Thätigkeit, so wie durch einen nur flüchtigen Blick in seine mit großer Sorgfalt angelegten Excerpte erkannte man bald den gründlichen Gelehrten. Die gangbaren Zeitungen und Journale las er seltner, da er sie für Zeitverschwendung, und solider Gelehrsamkeit

sehr nachtheilig erklärte. Eine politische und höchstens drei gelehrte Zeitungen waren ungefähr Alles, was er von fliegenden Blättern las, obschon er in mehrere selbst arbeitete. Er pflegte diese Aufsätze mit dem Jahre, Tage und Orte zu bezeichnen, wo er sie niederschrieb. Bei den Arbeiten selbst sprach er oft sehr laut und so voller Empfindung und mit so regem Interesse für seinen Gegenstand, daß man hätte glauben mögen, er streite sich mit Jemand lebhaft. Mehrere neuere Werke wurden ihm von den Schriftstellern, zuweilen mit sehr einschmeichelnden Zuschriften zugesandt. Nicht ein einziges Buch seiner großen Bibliothek, die auch nach seinem Brande und bei seinem Tode noch mehrere tausend Bände faßte, kleidete die Wand seines Museums als ein leerer Schmuck. Manche Werke hatten sich ihm fast wörtlich eingeprägt. Sein getreues Gedächtniß machte ihn gleichsam zu einer lebendigen Bibliothek, so daß ihm einer der bedeutendsten Gelehrten Sachsens einst das Zeugniß für seine Gelehrsamkeit mit den Worten stellte: qui tu omnia tenes. Daher war er auch als Musaget seines Vaterlandes bei den Gelehrten seiner Zeit hochgeachtet, lebte namentlich mit Heine, Wolf, Griesbach, Morus, Reinhard, Krause, Stolz, Ammon, Hermann, Gurlitt, Wachler, Paulus, Seebode, Bornemann und andern verehrten Männern stets in den freundschaftlichsten Verhältnissen und unterhielt einen beständigen Briefwechsel. Mit sichtbarer Freude sprach er von ihnen, und mehr als einmal recitirte er, wenn beim freundschaftlichen Mahle ein Toast auf Einzelne ausgebracht wurde, eine kernigte Stelle aus dem Horaz. Bei Aufzählung seiner reichen literarischen Correspondenz bemerkte er pünctlich selbst den Tag, an welchem er die Briefe empfangen oder versendet hatte. Eine

unverstellte Herzlichkeit sprach sich in den seinigen aus, und drei derselben mögen hier zur Ansicht seiner Manier fragmentarisch mitgetheilt werden. „Sie haben gelitten, verloren, mit Noth und Elend gekämpft, — und sind doch noch im Stande gewesen, im Angesicht der drohenden Gefahr ihre Pflegebefohlenen durch das Wort des Erlösers zu ermuthigen — — das erheischt Dank, Herzensdank, der Ihnen von einem bis jetzt Ihnen völlig unbekannten Manne gezollt wird" — so schrieb er in seinem ersten Briefe bald nach der Lützner Schlacht d. 2. Mai 1813, da der Empfänger des Briefs eine am Tage der Schlacht gehaltene Rede und Beschreibung des Kampfes hatte drucken lassen. Ein anderer Brief fängt sogleich also an: „Gellerts Worte im ersten seiner Lieder: „der Ruhm vor deinem Angesicht und frommer Freundes Liebe" vielleicht nur von wenigen Lesern recht beherzigt und ganz verstanden — diese Worte sind es gar oft, die meine Feder beseelen, wenn ich mich den geschätztesten, geachtetsten, geliebtesten meiner Freunde brieflich mittheile. Daß Sie zu diesen gehören, das muß Sie weder Hohes, noch Tiefes rc. Die Philosophie, die sich in einigen Stellen Ihres letzten Briefs ausspricht, ist die meinige, wie ich Ihnen unzählige Mal in's Ohr geraunt habe — — —

Bin ich etwa ein Antichambre = Narr, daß ich mich — — —

Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen!"

„Dieser Leib des Todes" — schrieb er im März 1821, — „ςωμα θαναςιμον verwelkt, und tagtäglich werde ich an ihm die Bestätigung der wohl und wahr geschriebenen horazischen Zeile inne:

Singula de nobis anni praedantur euntes.

der ein Brief an den Freund keine pathologische
Berstattung ist; so will ich Sie mit keiner Li=
taneien mannichfachen körperlichen, mitunter
geistigen Leiden heimsuchen, — nur so viel, daß
ich ein halb Blinder mit Blasenpflaster im
[illegible] hinter den Ohren untüchtig zu allem
[illegible] Werk sitze, überdrüssig so oft des Lebens
Nur beim Tageslicht kann ich ein wenig
[illegible]en und lesen; an das sonst so liebe Lucubri=
ist kein Gedanke." — Hierauf spricht er in
Briefe mit sichtbarer Vorliebe von den von ihm
[illegible] Programm von R. gefertigten Kritiken.
Er vereinigte mit den vorzüglichsten Talenten
Geistes schätzbare Eigenschaften des Herzens;
[illegible] ist es zwar durch, daß unser M. ein hohes
Gefühl seines Werthes zuweilen auf eine nicht
schonende Weise gegen andere Menschen zu er=
[illegible] gab, und namentlich gegen diejenigen, von
[illegible]er gekränkt zu seyn glaubte, weniger sanft
[illegible] war; doch belebte ihn auch wieder ein so
[illegible]er Sinn, ein so inniges Gefühl der De=
[illegible] der Dankbarkeit gegen Gott, daß er in der
[illegible] nur durch frühere Kränklichkeit des Körpers,
das öftere Verkennen seiner Thätigkeit von
[illegible]en einiger gewichtvollen Männer, durch manche
[illegible]e Erfahrungen, von dem Undank der Welt,
drückende Uebel, die je zuweilen die Sorgen
Hausstandes später steigerten, zu periodischer
[illegible]immung der Art verleitet wurde. Uebrigens
[illegible] er einen glühenden Eifer für Recht und Pflicht
empfand das feige Schweigen, unkräftige Thun
nichtige Treiben der Menschen, die zu den aus=
[illegible]chneten gereihet werden und auf der Stelle, wo
[illegible]hen, viel wirken könnten, aber aus Gemäch=
[illegible]t und Rücksichten rechts und links es unter=
[illegible], so tief und warm, daß er nicht selten von

Anwandlungen der heftigsten Bewegung ergriffen wurde. Die Welt im Schein befangen, von Menschengunst und Menschenfurcht, von Eigennutz und vermeintem Vielwissen geleitet, war ihm widrig. Freunden und allen Menschen, die er erprobt, als redlich, offen und treu erkannt hatte, brachte er ein Herz voll warmer Liebe entgegen, und war im Stande, für sie manche Aufopferungen zu thun. Oft äußerte er, daß er bei jeder Differenz die Sache von der Person wohl unterscheide.

In Briefen und Gesprächen herrschte zuweilen eine scherzhafte Laune, die auch einen kleinen Stachel hatte. Er war sehr ernsthaft, doch dabei kein Feind der geselligen Freude und mied sorgfältig die Schwäche anderer, in Gesellschaft wie seinen Zuhörern vom Catheder zu dociren; doch ward eine Rede ausgesponnen, so lange es gehen wollte. Richtige Erfüllung seiner Versprechungen, Wahrheit in seinen Aeußerungen, ein sich Entfernthalten vor jeglicher Schmeichelei, Einfachheit der Lebensart zeichneten ihn besonders aus. Er aß wenig, trank nur selten Wein. Die Stimmung, sich vom Gewöhnlichen zu entfernen, mochte aber viel dazu beitragen, daß er die Gesellschaft wenig aufsuchte, und daß er sich in großen Zirkeln nicht gefiel. Was man dort gemeiniglich Vergnügen nennt, war es für ihn nicht, und der Lebensklugheit, die sich von Lebensweisheit wesentlich unterscheidet, wollte er kein Opfer bringen. Die Verbindlichkeiten, welche er seiner Ehegattin schuldig zu seyn glaubte, leistete er mit musterhafter Treue und Redlichkeit, und in Abwesenheit von ihr und den Kindern freute er sich stets auf jede ihm zugekommene Nachricht von seinem Familienhause mit großer Innigkeit. Besonders glücklich fühlte er sich, wenn er im stillen Kreise seiner Gattin und Töchter, denen er eine möglichst

vollkommener Ausbildung gab, entweder in mündlicher Unterhaltung oder durch eine ihren Fähigkeiten angemessene Lectüre, die Abendstunden zubrachte. Den Kindern, vorzüglich denjenigen, die einen aufgeweckten Geist zeigten, war er ein zärtlicher Freund, und bemerkte an ihnen jede naive, das aufkeimende Talent beurkundende Aeußerung mit sichtbarem Wohlgefallen, oft mit einem lautem Lachen; im Kinderkreise, war seine Behauptung, werde man für alle fade, geräuschvolle Vergnügungen reich entschädigt. — Noch im Jahre 1828 erlebte er die Freude, daß ihn seine älteste Tochter aus St. Petersburg besuchte.

Er hatte einen festen Körperbau, war mehr klein als groß, und die längere Zeit seines Lebens, einige Krankheiten namentlich in den letzten beiden Jahren abgerechnet, gesund. Zu ärztlicher Hülfe hatte er wenig Vertrauen, sondern befolgte die Weisung Sirachs: „prüfe, was deinem Leibe gesund ist.“ In der letzten Zeit verrieth er fast mehr Lebenslust, als früher, war in Gesellschaften ausnehmend lustig und launig, selbst seinen Geburtstag beging er noch so traulich und heiter im Zirkel einiger Freunde. Alle seine Körper- und Geisteskräfte waren bei voller Regsamkeit; sein Gedächtniß, sein Gesicht, seine Lebhaftigkeit, blieben gleich stark, und noch drei Jahre vor seinem Ende, nach einer tödtlichen Krankheit, machte er eine Fußreise nach Dresden und von da wieder zurück nach Zwickau. Nur über das Augenübel und ein periodisch eintretendes Asthma, durch die üble Witterung und sein vieles Sitzen erzeugt und vermehrt, klagte er zuweilen schmerzlich. Es artete in ein Lungengeschwür aus; doch war er nicht ganz bettlägerich. Dieses Uebel führte auch seinen Tod im 70. Lebensjahre leicht und

so schweren Verlustes; eine solche Bibliothek wieder zu sammlen oder das aufs Neue wieder auszuarbeiten, was er verloren, war für ihn theils unmöglich, theils fehlte es ihm auch an Muth und Lust. Bei diesem erlittenen Verluste fand er allgemeine Theilnahme und Unterstützung. Damals wurden ihm größtentheils jene Stellen angetragen die er aber ablehnte.

Seinem Hange zum einsamen Leben und zur Speculation, so wie dem regen Durste nach immer reichern Kenntnissen und fortwährendem wissenschaftlichen Emporstreben in mehrern Theilen menschlichen Wissens leistete er auf seinem Gute und zuletzt in Zwickau, wo er noch sein väterliches Wohnhaus und einen Garten besaß, volle Genüge. Vielleicht hätte er besser gethan, wenn er den Kreis der Kenntnisse, die er sich erwerben wollte, enger zusammengezogen und sich auf einige wenige Werke in dem ihm zunächst liebgewordenen Fache der Philologie beschränkt hätte, die Ausbeute für das eigentliche Feld der Wissenschaften wäre dann ergiebiger gewesen; doch sein luxuriöser, sprühender Geist lenkte sich nicht gern einem einzigen Richtpuncte zu. Die ganze Cultur seines Geistes war von Critik und Geschichte ausgegangen, ein Weg, den ihm seine natürliche Lebhaftigkeit und sein glückliches Gedächtniß erleichterten. Daher sind auch seine Arbeiten, die zerstreut in mehrern Journalen vor uns liegen, in dem Maße lehrreich, in welchem sie mehr critische und historische Untersuchungen, als eigentlich philosophische enthalten: und daher mag es auch kommen, daß er die Grundlinien irgend einer Wissenschaft nie genau gezogen, oder ein wohlgeordnetes Lehrgebäude aufgeführt hat. Das Streben der neuern Zeit, jede auch noch so empirische Erkenntnißreihe unter die Form eines

ems zu bringen, hatte ihn weniger ergriffen, on er bemüht war, die Aufstellung eines idsatzes, der in die Wissenschaft die möglichste elt bringt, fest zu halten. In der Geschichte äftigte ihn nur die Vergangenheit, in der Ueugung, daß die Gegenwart weder hinreichend schauet, noch wahrhaft dargestellt werde. Selbst ausgebreitete Belesenheit hinderte den geregelsystematischen Gang. Immer traten ihm beim dium einer Wissenschaft die vielen Meinungen, r in den Schriften alter und neuer Geistesandten gelesen hatte, entgegen, und seine Einngskraft hinderte ihn, die zerstreuten Strahlen inen Brennpunct zusammen zu fassen; doch er sich auf diese Weise auch von der Einseit frei, die sich strenge Systematiker leicht zu lden kommen lassen.

Die Classiker hatte er mit sorglichem Fleiße wiederholtenmalen gelesen, und die vornehmsten llen aus diesen, so wie aus den Kirchenvätern mehrern ältern Schriften, standen ihm in je Augenblicke zu Gebote, so daß er durch glückangebrachte Sentenzen die Unterhaltung köstzu würzen verstand. Er hatte dabei die Fäit, in einem hohen Grade Anderer Gedanken aufzufassen und sich eigen zu machen; und so Lernen als Forschen wurde ihm leicht. der neuern Sprachen war er mächtig; er nelte aus den Schriften der Engländer, Itar und Franzosen schätzbare und gediegene Winke seine wissenschaftlichen Bestrebungen, und kein l der Literatur war ihm ein unbekanntes Land. vertrauete Innigkeit mit den classischen Geitschreibern der Alten hatte ihn aber nicht ver um die mehresten deutschen Schriften unt zu finden. Die Koryphäen der Zeit: Wie-

land, Lessing, Klopstock, Schiller, Göthe u.
wurden von ihm tief verehrt. Auch ihre W
las er wie gewöhnlich mit der Feder in der H
Von den Kirchenvätern bis zu den Mystikern
Criticastern herab, Alles, was ihn nur einigerm
rücksichtlich des Inhalts anzog, und gerade die et
störrigen Schriften des grauen Alters und
Mittelalters durchforschte er mehr als die Schri
neuerer Zeit; ihn schreckten nicht Styl noch
kleidung ab, wenn nur die Hauptsache dieser M
werth war. Doch trug diese ausgebreitete Lec
wohl mit dazu bei, daß sein Styl nicht frei
manchen Härten war, daher er in der deutsc
Poesie sich ohne Erfolg versuchte, wie die von
bei gewissen Anlässen dem Kreise seiner Fam
oder einzelnen Freunden zugeeigneten Dichtun
beweisen. Der beabsichtigte Druck eines Bändch
seiner religiösen Gedichte ist zweckmäßiger un
blieben.

Großen Antheil hatte M. an mehreren c
schen Blättern, denen er theils Recensionen, th
längere oder kürzere Aufsätze mancherlei Art
verleibte. Zu läugnen ist es indeß auch hie
nicht, daß es vielleicht besser gewesen wäre, w
er diese Arbeiten mit weniger doctrinellem Re
thum, aber mit mehr Popularität abgefaßt
seine Persönlichkeit, seine Art zu studiren, s
gemachten Erfahrungen, namentlich die weniger
freulichen, seine individuellen Ansichten, ob a
belehrende, doch fremdartige Dinge, der abzuh
delnden Materie seltner beigefügt hätte, wo
neben einem gewissen verzeihlichen Prunke, a
der üppige, nicht in Ordnung gehaltene Ide
reichthum, verbunden mit einer lebhaften Ein
dungskraft, Schuld war. Außer in der allgem
nen deutschen Bibliothek finden sich von ihm frü

in der allg. hall. und jen. Lit. Zeitung und in Berthold's, jetzt von Winer und Engelhard redigirtem Journal sehr gehaltreiche Critiken; mehrere interessante Aufsätze, meist geschichtlichen Inhalts, sind in Archenholz Literatur, im N. D. Museum, in Meusels hist. Bibliogr., lit. Magazin, im Morgenblatt, in Dresd. Miscellen, Raßmanns Thusnelde, Zwickauer Erinnerungsblatt, Tzschirners Memorabilien, auch dessen Magazin, und in anderen Journalen abgedruckt. Dem einen Theile der ciceronianischen Briefe, welcher im Jahr 1804 unter dem Titel: Marc. Tull. Ciceronis et clarorum virorum Epistolae 10 et 6 Libris comprehensae; adhibita multorum locorum correctione, scriptorum pariter atque editorum librorum praesidio castig. edidit Vol. I. M. — herauskam, ist kein zweiter nachgefolgt, weil nach M. Versicherung die Handschrift, an welcher er über 12 Jahre gearbeitet hatte, mit verbrannte. Sonst haben wir von ihm noch einige kleinere Schriften, sechszehn an der Zahl, unter denen sich folgende auszeichnen: Epistola ad Heine etc. qua exponitur de Lucani libris, qui saeculo 15mo typographorum formulis descripti sunt. 1787. 8. — Jacobi Acortii, Tridentini, ad J. Wolfium Tigurinum epistola de ratione edendorum librorum, 1791. Elegia ad Manes Mori 1792. Joh. Peter Falks Reise in Rußland, in einem ausführlichen Auszuge und mit Anmerkungen begleitet. 1. B. 1794. Elegia ad generosiss. Comitem P. C. G. de Alta Valle 1823. Unter den Aufsätzen verdienen folgende einer besondern Erwähnung: Aus der Geschichte einer theol. Facultät in Kursachsen, ein Wink für Obscuranten der Academien, (in Archenholz Liter. und Völkerkunde 1786). Diogenes und der Jüngling, eine Unterredung (im neuen deutschen Mu=

seum 1791). Ueber Schauspiele und Schauspielkunst der Chinesen (im Morgenbl. 1810. No. 285. u. f.). Reinhard und Dr. Martin Geier, königl. sächs. und kurf. Oberhofpred. und Landtagsprediger in den Jahren 1666 und 1811 (ebendas. No. 44). Schule und Universität, Universität und Schule (in Raßmanns Thusnelde 1816). 1. 2. Alte und neue Lyrik im Staatsdienste, mit Bezug auf Horazens Carmen saeculare (in Wolfs Philol. Analekten B. IV. 1816). Vor einigen Jahren ging er mit der Idee um, eine allgemeine theologische Literatur-Zeitung in Verbindung mit mehreren Gelehrten herauszugeben, wozu der verewigte Krause die erste Anregung gegeben, und zugleich D. Winer (den Martyni stets den gelehrten, offnen, geradsinnigen Theologen mündlich und schriftlich nannte) eine Aufforderung zugesendet hatte. Da es schien, als habe man von Seiten der obern geistlichen Behörde in Sachsen die Geneigtheit, einen Inspector der im Lande befindlichen Gymnasien anzustellen, so arbeitete M. deshalb im J. 1823 einen Entwurf aus, der das Geschäft eines solchen Revisors bestimmte, und auch einigen Vorgesetzten zur Ansicht mitgetheilt wurde.

So wenig nun eigentlich diese kleinern Arbeiten an sich die tiefe gründliche Gelehrsamkeit M. vollständig beurkunden mögen, so verrathen sie doch, wie die einzelnen eingestreuten Notizen, den denkenden und belesenen Mann. Durch eine nähere Beschauung seiner innern Geistes-Thätigkeit, so wie durch einen nur flüchtigen Blick in seine mit großer Sorgfalt angelegten Excerpte erkannte man bald den gründlichen Gelehrten. Die gangbaren Zeitungen und Journale las er seltner, da er sie für Zeitverschwendung, und solider Gelehrsamkeit

nachtheilig erklärte. Eine politische und höch-
drei gelehrte Zeitungen waren ungefähr Alles,
er von fliegenden Blättern las, obschon er in
tere selbst arbeitete. Er pflegte diese Aufsätze
dem Jahre, Tage und Orte zu bezeichnen, wo
e niederschrieb. Bei den Arbeiten selbst sprach
st sehr laut und so voller Empfindung und
so regem Interesse für seinen Gegenstand, daß
hätte glauben mögen, er streite sich mit Je-
d lebhaft. Mehrere neuere Werke wurden ihm
den Schriftstellern, zuweilen mit sehr einschmei-
nden Zuschriften zugesandt. Nicht ein einziges
h seiner großen Bibliothek, die auch nach sei-
Brande und bei seinem Tode noch mehrere
end Bände faßte, kleidete die Wand seines Mu-
ns als ein leerer Schmuck. Manche Werke hat-
sich ihm fast wörtlich eingeprägt. Sein ge-
es Gedächtniß machte ihn gleichsam zu einer leben-
n Bibliothek, so daß ihm einer der bedeutend-
Gelehrten Sachsens einst das Zeugniß für seine
hrsamkeit mit den Worten stellte: qui tu
nia tenes. Daher war er auch als Musaget
es Vaterlandes bei den Gelehrten seiner Zeit
geachtet, lebte namentlich mit Heine, Wolf,
esbach, Morus, Reinhard, Krause, Stolz, Am-
, Hermann, Gurlitt, Wachler, Paulus, See-
, Bornemann und andern verehrten Männern
in den freundschaftlichsten Verhältnissen und
rhielt einen beständigen Briefwechsel. Mit sicht-
r Freude sprach er von ihnen, und mehr als
nal recitirte er, wenn beim freundschaftlichen
hle ein Toast auf Einzelne ausgebracht wurde,
kernigte Stelle aus dem Horaz. Bei Auf-
lung seiner reichen literärischen Correspondenz
erkte er pünctlich selbst den Tag, an welchem
die Briefe empfangen oder versendet hatte. Eine

unverstellte Herzlichkeit sprach sich in den seinigen aus, und drei derselben mögen hier zur Ansicht seiner Manier fragmentarisch mitgetheilt werden. „Sie haben gelitten, verloren, mit Noth und Elend gekämpft, — und sind doch noch im Stande gewesen, im Angesicht der drohenden Gefahr ihre Pflegebefohlenen durch das Wort des Erlösers zu ermuthigen, — das erheischt Dank, Herzensdank, der Ihnen von einem bis jetzt Ihnen völlig unbekannten Manne gezollt wird" — so schrieb er in seinem ersten Briefe bald nach der Lützner Schlacht d. 2. Mai 1813, da der Empfänger des Briefs eine am Tage der Schlacht gehaltene Rede und Beschreibung des Kampfes hatte drucken lassen. Ein anderer Brief fängt sogleich also an: „Gellerts Worte in einem seiner Lieder: „der Ruhm vor deinem Angesicht und frommer Freunde Liebe" vielleicht nur von wenigen Lesern recht beherzigt und ganz verstanden — diese Worte sind es gar oft, die meine Feder beseelen, wenn ich mich den geschätztesten, geachtetsten, geliebtesten meiner Freunde brieflich mittheile. Daß Sie zu diesen gehören, das muß Sie weder Hohes, noch Tiefes ꝛc. Die Philosophie, die sich in einigen Stellen Ihres letzten Briefs ausspricht, ist die meinige, wie ich Ihnen unzählige Mal in's Ohr geraunt habe — — —

Bin ich etwa ein Antichambre-Narr, daß ich mich — — —

Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen!"

„Dieser Leib des Todes" — schrieb er im März 1821, — „σωμα θανατου verwelkt, und täglich werde ich an ihm die Bestätigung der wohl und wahr geschriebenen horazischen Zeile inne:

Singula de nobis anni praedantur euntes.

Da aber ein Brief an den Freund keine pathologische Berichterstattung ist, so will ich Sie mit keiner Litanei meiner mannichfachen körperlichen, mitunter auch geistigen Leiden heimsuchen — nur so viel, daß ich als ein halb Blinder, mit Blasenpflaster im Nacken und hinter den Ohren untüchtig zu allem geistigen Werk sitze, überdrüßig sogar oft des Lebens bin. Nur beim Tageslicht kann ich ein wenig schreiben und lesen; an das sonst so liebe Lucubriren ist kein Gedanke." — Hierauf spricht er in dem Briefe mit sichtbarer Vorliebe von den von ihm über ein Programm von R. gefertigten Critiken.

Er vereinigte mit den vorzüglichsten Talenten des Geistes schätzbare Eigenschaften des Herzens. Wahr ist es zwar auch, daß unser M. ein immer reges Gefühl seines Werths zuweilen auf eine nicht ganz schonende Weise gegen andere Menschen zu erkennen gab, und namentlich gegen diejenigen, von denen er gekränkt zu seyn glaubte, weniger sanft gestimmt war; doch belebte ihn auch wieder ein so frommer Sinn, ein so inniges Gefühl der Demuth, der Dankbarkeit gegen Gott, daß er in der That nur durch frühere Kränklichkeit des Körpers, durch das öftere Verkennen seiner Thätigkeit von Seiten einiger gewichtvollen Männer, durch manche bittere Erfahrungen, von dem Undank der Welt, durch drückende Uebel, die je zuweilen die Sorgen des Hausstandes später steigerten, zu periodischer Verstimmung der Art verleitet wurde. Uebrigens hatte er einen glühenden Eifer für Recht und Pflicht und empfand das feige Schweigen, unkräftige Thun und nichtige Treiben der Menschen, die zu den ausgezeichneten gereihet werden und auf der Stelle, wo sie stehen, viel wirken könnten, aber aus Gemächlichkeit und Rücksichten rechts und links es unterlassen, so tief und warm, daß er nicht selten von

so schweren Verlustes; eine solche Bibliothek wieder zu sammlen oder das aufs Neue wieder auszuarbeiten, was er verloren, war für ihn theils unmöglich, theils fehlte es ihm auch an Muth und Lust. Bei diesem erlittenen Verluste fand er allgemeine Theilnahme und Unterstützung. Damals wurden ihm größtentheils jene Stellen angetragen die er aber ablehnte.

Seinem Hange zum einsamen Leben und zur Speculation, so wie dem regen Durste nach immer reichern Kenntnissen und fortwährendem wissenschaftlichen Emporstreben in mehrern Theilen menschlichen Wissens leistete er auf seinem Gute und zuletzt in Zwickau, wo er noch sein väterliches Wohnhaus und einen Garten besaß, volle Genüge. Vielleicht hätte er besser gethan, wenn er den Kreis der Kenntnisse, die er sich erwerben wollte, enger zusammengezogen und sich auf einige wenige Werke in dem ihm zunächst liebgewordenen Fache der Philologie beschränkt hätte, die Ausbeute für das eigentliche Feld der Wissenschaften wäre dann ergiebiger gewesen; doch sein luxuriöser, sprühender Geist lenkte sich nicht gern einem einzigen Richtpuncte zu. Die ganze Cultur seines Geistes war von Critik und Geschichte ausgegangen, ein Weg, den ihm seine natürliche Lebhaftigkeit und sein glückliches Gedächtniß erleichterten. Daher sind auch seine Arbeiten, die zerstreut in mehrern Journalen vor uns liegen, in dem Maße lehrreich, in welchem sie mehr critische und historische Untersuchungen, als eigentlich philosophische enthalten: und daher mag es auch kommen, daß er die Grundlinien irgend einer Wissenschaft nie genau gezogen, oder ein wohlgeordnetes Lehrgebäude aufgeführt hat. Das Streben der neuern Zeit, jede auch noch so empirische Erkenntnißreihe unter die Form eines

Systems zu bringen, hatte ihn weniger ergriffen, obschon er bemüht war, die Aufstellung eines Grundsatzes, der in die Wissenschaft die möglichste Einheit bringt, fest zu halten. In der Geschichte beschäftigte ihn nur die Vergangenheit, in der Ueberzeugung, daß die Gegenwart weder hinreichend durchschauet, noch wahrhaft dargestellt werde. Selbst seine ausgebreitete Belesenheit hinderte den geregelten, systematischen Gang. Immer traten ihm beim Studium einer Wissenschaft die vielen Meinungen, die er in den Schriften alter und neuer Geistesverwandten gelesen hatte, entgegen, und seine Einbildungskraft hinderte ihn, die zerstreuten Strahlen in einen Brennpunct zusammen zu fassen; doch hielt er sich auf diese Weise auch von der Einseitigkeit frei, die sich strenge Systematiker leicht zu Schulden kommen lassen.

Die Classiker hatte er mit sorglichem Fleiße zu wiederholtenmalen gelesen, und die vornehmsten Stellen aus diesen, so wie aus den Kirchenvätern und mehrern ältern Schriften, standen ihm in jedem Augenblicke zu Gebote, so daß er durch glücklich angebrachte Sentenzen die Unterhaltung köstlich zu würzen verstand. Er hatte dabei die Fähigkeit, in einem hohen Grade Anderer Gedanken gut aufzufassen und sich eigen zu machen; und sowohl Lernen als Forschen wurde ihm leicht. Auch der neuern Sprachen war er mächtig; er sammelte aus den Schriften der Engländer, Italiener und Franzosen schätzbare und gediegene Winke für seine wissenschaftlichen Bestrebungen, und kein Theil der Literatur war ihm ein unbekanntes Land. Die vertrauete Innigkeit mit den classischen Geschichtschreibern der Alten hatte ihn aber nicht verwöhnt, um die mehresten deutschen Schriften unlesbar zu finden. Die Koryphäen der Zeit: Wie=

land, Lessing, Klopstock, Schiller, Göthe u. A. wurden von ihm tief verehrt. Auch ihre Werke las er wie gewöhnlich mit der Feder in der Hand. Von den Kirchenvätern bis zu den Mystikern und Criticastern herab, Alles, was ihn nur einigermaßen rücksichtlich des Inhalts anzog, und gerade die etwas störrigen Schriften des grauen Alters und des Mittelalters durchforschte er mehr als die Schriften neuerer Zeit; ihn schreckten nicht Styl noch Einkleidung ab, wenn nur die Hauptsache dieser Mühe werth war. Doch trug diese ausgebreitete Lectüre wohl mit dazu bei, daß sein Styl nicht frei von manchen Härten war, daher er in der deutschen Poesie sich ohne Erfolg versuchte, wie die von ihm bei gewissen Anlässen dem Kreise seiner Familie oder einzelnen Freunden zugeeigneten Dichtungen beweisen. Der beabsichtigte Druck eines Bändchens seiner religiösen Gedichte ist zweckmäßiger unterblieben.

Großen Antheil hatte M. an mehreren critischen Blättern, denen er theils Recensionen, theils längere oder kürzere Aufsätze mancherlei Art einverleibte. Zu läugnen ist es indeß auch hierbei nicht, daß es vielleicht besser gewesen wäre, wenn er diese Arbeiten mit weniger doctrinellem Reichthum, aber mit mehr Popularität abgefaßt und seine Persönlichkeit, seine Art zu studiren, seine gemachten Erfahrungen, namentlich die weniger erfreulichen, seine individuellen Ansichten, ob auch belehrende, doch fremdartige Dinge, der abzuhandelnden Materie seltner beigefügt hätte, woran, neben einem gewissen verzeihlichen Prunke, auch der üppige, nicht in Ordnung gehaltene Ideenreichthum, verbunden mit einer lebhaften Einbildungskraft, Schuld war. Außer in der allgemeinen deutschen Bibliothek finden sich von ihm früher

in der allg. hall. und jen. Lit. Zeitung und in Berthold's, jetzt von Winer und Engelhard redigirtem Journal sehr gehaltreiche Critiken; mehrere interessante Aufsätze, meist geschichtlichen Inhalts, sind in Archenholz Literatur, im N. D. Museum, in Meusels hist. Bibliogr., lit. Magazin, im Morgenblatt, in Dresd. Miscellen, Raßmanns Thusnelde, Zwickauer Erinnerungsblatt, Tzschirners Memorabilien, auch dessen Magazin, und in anderen Journalen abgedruckt. Dem einen Theile der ciceronianischen Briefe, welcher im Jahr 1804 unter dem Titel: Marc. Tull. Ciceronis et clarorum virorum Epistolae 10 et 6 Libris comprehensae; adhibita multorum locorum correctione, scriptorum pariter atque editorum librorum praesidio castig. edidit Vol. I. M. — herauskam, ist kein zweiter nachgefolgt, weil nach M. Versicherung die Handschrift, an welcher er über 12 Jahre gearbeitet hatte, mit verbrannte. Sonst haben wir von ihm noch einige kleinere Schriften, sechszehn an der Zahl, unter denen sich folgende auszeichnen: Epistola ad Heine etc. qua exponitur de Lucani libris, qui saeculo 15mo typographorum formulis descripti sunt. 1787. 8. — Jacobi Acortii, Tridentini, ad J. Wolfium Tigurinum epistola de ratione edendorum librorum, 1791. Elegia ad Manes Mori 1792. Joh. Peter Falks Reise in Rußland, in einem ausführlichen Auszuge und mit Anmerkungen begleitet. 1. B. 1794. Elegia ad generosiss. Comitem P. C. G. de Alta Valle 1823. Unter den Aufsätzen verdienen folgende einer besondern Erwähnung: Aus der Geschichte einer theol. Facultät in Kursachsen, ein Wink für Obscuranten der Academien, (in Archenholz Liter. und Völkerkunde 1786). Diogenes und der Jüngling, eine Unterredung (im neuen deutschen Mu=

seum 1791). Ueber Schauspiele und Schauspielkunst der Chinesen (im Morgenbl. 1810. No. 285. u. f.) Reinhard und Dr. Martin Geier, königl. sächs. und kurf. Oberhofpred. und Landtagsprediger in den Jahren 1666 und 1811 (ebendas. No. 44). Schule und Universität, Universität und Schule (in Raßmanns Thusnelde 1816). 1. 2. Alte und neue Lyrik im Staatsdienste, mit Bezug auf Horazens Carmen saeculare (in Wolfs Philol. Analekten B. IV. 1816). Vor einigen Jahren ging er mit der Idee um, eine allgemeine theologische Literatur-Zeitung in Verbindung mit mehreren Gelehrten herauszugeben, wozu der verewigte Krause die erste Anregung gegeben, und zugleich D. Winer (den Martyni stets den gelehrten, offnen, geradsinnigen Theologen mündlich und schriftlich nannte) eine Aufforderung zugesendet hatte. Da es schien, als habe man von Seiten der obern geistlichen Behörde in Sachsen die Geneigtheit, einen Inspector der im Lande befindlichen Gymnasien anzustellen, so arbeitete M. deshalb im J. 1823 einen Entwurf aus, der das Geschäft eines solchen Revisors bestimmte, und auch einigen Vorgesetzten zur Ansicht mitgetheilt wurde.

So wenig nun eigentlich diese kleinern Arbeiten an sich die tiefe gründliche Gelehrsamkeit M. vollständig beurkunden mögen, so verrathen sie doch, wie die einzelnen eingestreuten Notizen, den denkenden und belesenen Mann. Durch eine nähere Beschauung seiner innern Geistes-Thätigkeit, so wie durch einen nur flüchtigen Blick in seine mit großer Sorgfalt angelegten Excerpte erkannte man bald den gründlichen Gelehrten. Die gangbaren Zeitungen und Journale las er seltner, da er sie für Zeitverschwendung, und solider Gelehrsamkeit

sehr nachtheilig erklärte. Eine politische und höchstens drei gelehrte Zeitungen waren ungefähr Alles, was er von fliegenden Blättern las, obschon er in mehrere selbst arbeitete. Er pflegte diese Aufsätze mit dem Jahre, Tage und Orte zu bezeichnen, wo er sie niederschrieb. Bei den Arbeiten selbst sprach er oft sehr laut und so voller Empfindung und mit so regem Interesse für seinen Gegenstand, daß man hätte glauben mögen, er streite sich mit Jemand lebhaft. Mehrere neuere Werke wurden ihm von den Schriftstellern, zuweilen mit sehr einschmeichelnden Zuschriften zugesandt. Nicht ein einziges Buch seiner großen Bibliothek, die auch nach seinem Brande und bei seinem Tode noch mehrere tausend Bände faßte, kleidete die Wand seines Museums als ein leerer Schmuck. Manche Werke hatten sich ihm fast wörtlich eingeprägt. Sein getreues Gedächtniß machte ihn gleichsam zu einer lebendigen Bibliothek, so daß ihm einer der bedeutendsten Gelehrten Sachsens einst das Zeugniß für seine Gelehrsamkeit mit den Worten stellte: qui tu omnia tenes. Daher war er auch als Musaget seines Vaterlandes bei den Gelehrten seiner Zeit hochgeachtet, lebte namentlich mit Heine, Wolf, Griesbach, Morus, Reinhard, Krause, Stolz, Ammon, Hermann, Gurlitt, Wachler, Paulus, Seebode, Bornemann und andern verehrten Männern stets in den freundschaftlichsten Verhältnissen und unterhielt einen beständigen Briefwechsel. Mit sichtbarer Freude sprach er von ihnen, und mehr als einmal recitirte er, wenn beim freundschaftlichen Mahle ein Toast auf Einzelne ausgebracht wurde, eine kernigte Stelle aus dem Horaz. Bei Aufzählung seiner reichen literärischen Correspondenz bemerkte er pünctlich selbst den Tag, an welchem er die Briefe empfangen oder versendet hatte. Eine

unverstellte Herzlichkeit sprach sich in den seinigen aus, und drei derselben mögen hier zur Ansicht seiner Manier fragmentarisch mitgetheilt werden. „Sie haben gelitten, verloren, mit Noth und Elend gekämpft — und sind doch noch im Stande gewesen, im Angesicht der drohenden Gefahr ihre Pflegebefohlnen durch das Wort des Erlösers zu ermuthigen — — das erheischt Dank, Herzensdank, der Ihnen von einem bis jetzt Ihnen völlig unbekannten Manne gezollt wird" „ „ so schrieb er in seinem ersten Briefe bald nach der Lützner Schlacht d. 2. Mai 1813, da der Empfänger des Briefs eine am Tage der Schlacht gehaltene Rede und Beschreibung des Kampfes hatte drucken lassen. Ein anderer Brief fängt sogleich also an: „Gellerts Worte im ersten seiner Lieder: „der Ruhm vor deinem Angesicht und frommer Freunde Liebe" vielleicht nur von wenigen Lesern recht beherzigt und ganz verstanden — diese Worte sind es gar oft, die meine Feder beseelen, wenn ich mich den geschätztesten, geachtetsten, geliebtesten meiner Freunde brieflich mittheile. Daß Sie zu diesen gehören, das muß Sie weder Hohes, noch Tiefes rc. Die Philosophie, die sich in einigen Stellen Ihres letzten Briefs ausspricht, ist die meinige, wie ich Ihnen unzählige Mal in's Ohr geraunt habe — — —

Bin ich etwa ein Antichambre = Narr, daß ich mich — — —

Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen!"

„Dieser Leib des Todes" — schrieb er im März 1821, — „σωμα θανασιμον verwelkt, und tagtäglich werde ich an ihm die Bestätigung der wohl und wahr geschriebenen horazischen Zeile inne:

Singula de nobis anni praedantur euntes.

Da aber ein Brief an den Freund keine pathologische Berichterstattung ist, so will ich Sie mit keiner Litanei meiner mannichfachen körperlichen, mitunter auch geistigen Leiden heimsuchen — nur so viel, daß ich als ein halb Blinder, mit Blasenpflaster im Nacken und hinter den Ohren untüchtig zu allem geistigen Werk sitze, überdrüßig sogar oft des Lebens bin. Nur beim Tageslicht kann ich ein wenig schreiben und lesen; an das sonst so liebe Lucubriren ist kein Gedanke." — Hierauf spricht er in dem Briefe mit sichtbarer Vorliebe von den von ihm über ein Programm von R. gefertigten Critiken.

Er vereinigte mit den vorzüglichsten Talenten des Geistes schätzbare Eigenschaften des Herzens. Wahr ist es zwar auch, daß unser M. ein immer reges Gefühl seines Werths zuweilen auf eine nicht ganz schonende Weise gegen andere Menschen zu erkennen gab, und namentlich gegen diejenigen, von denen er gekränkt zu seyn glaubte, weniger sanft gestimmt war; doch belebte ihn auch wieder ein so frommer Sinn, ein so inniges Gefühl der Demuth, der Dankbarkeit gegen Gott, daß er in der That nur durch frühere Kränklichkeit des Körpers, durch das öftere Verkennen seiner Thätigkeit von Seiten einiger gewichtvollen Männer, durch manche bittere Erfahrungen, von dem Undank der Welt, durch drückende Uebel, die je zuweilen die Sorgen des Hausstandes später steigerten, zu periodischer Verstimmung der Art verleitet wurde. Uebrigens hatte er einen glühenden Eifer für Recht und Pflicht und empfand das feige Schweigen, unkräftige Thun und nichtige Treiben der Menschen, die zu den ausgezeichneten gereihet werden und auf der Stelle, wo sie stehen, viel wirken könnten, aber aus Gemächlichkeit und Rücksichten rechts und links es unterlassen, so tief und warm, daß er nicht selten von

Anwandlungen der heftigsten Bewegung ergriffen wurde. Die Welt im Schein befangen, von Menschengunst und Menschenfurcht, von Eigennutz und vermeintem Vielwissen geleitet, war ihm widrig. Freunden und allen Menschen, die er erprobt, als redlich, offen und treu erkannt hatte, brachte er ein Herz voll warmer Liebe entgegen, und war im Stande, für sie manche Aufopferungen zu thun. Oft äußerte er, daß er bei jeder Differenz die Sache von der Person wohl unterscheide.

In Briefen und Gesprächen herrschte zuweilen eine scherzhafte Laune, die auch einen kleinen Stachel hatte. Er war sehr ernsthaft, doch dabei kein Feind der geselligen Freude und mied sorgfältig die Schwäche anderer, in Gesellschaft wie seinen Zuhörern vom Catheder zu dociren; doch ward eine Rede ausgesponnen, so lange es gehen wollte. Richtige Erfüllung seiner Versprechungen, Wahrheit in seinen Aeußerungen, ein sich Entfernthalten vor jeglicher Schmeichelei, Einfachheit der Lebensart zeichneten ihn besonders aus. Er aß wenig, trank nur selten Wein. Die Stimmung, sich vom Gewöhnlichen zu entfernen, mochte aber viel dazu beitragen, daß er die Gesellschaft wenig aufsuchte, und daß er sich in großen Zirkeln nicht gefiel. Was man dort gemeiniglich Vergnügen nennt, war es für ihn nicht, und der Lebensklugheit, die sich von Lebensweisheit wesentlich unterscheidet, wollte er kein Opfer bringen. Die Verbindlichkeiten, welche er seiner Ehegattin schuldig zu seyn glaubte, leistete er mit musterhafter Treue und Redlichkeit, und in Abwesenheit von ihr und den Kindern freute er sich stets auf jede ihm zugekommene Nachricht von seinem Familienhause mit großer Innigkeit. Besonders glücklich fühlte er sich, wenn er im stillen Kreise seiner Gattin und Töchter, denen er eine möglichst

vollkommener Ausbildung gab, entweder in mündlicher Unterhaltung oder durch eine ihren Fähigkeiten angemessene Lecture, die Abendstunden zubrachte. Den Kindern, vorzüglich denjenigen, die einen aufgeweckten Geist zeigten, war er ein zärtlicher Freund, und bemerkte an ihnen jede naive, das aufkeimende Talent beurkundende Aeußerung mit sichtbarem Wohlgefallen, oft mit einem lautem Lachen; im Kinderkreise, war seine Behauptung, werde man für alle fade, geräuschvolle Vergnügungen reich entschädigt. — Noch im Jahre 1823 erlebte er die Freude, daß ihn seine älteste Tochter aus St. Petersburg besuchte.

Er hatte einen festen Körperbau, war mehr klein als groß, und die längere Zeit seines Lebens, einige Krankheiten namentlich in den letzten beiden Jahren abgerechnet, gesund. Zu ärztlicher Hülfe hatte er wenig Vertrauen, sondern befolgte die Weisung Sirachs: „prüfe, was deinem Leibe gesund ist." In der letzten Zeit verrieth er fast mehr Lebenslust, als früher, war in Gesellschaften ausnehmend lustig und launig, selbst seinen Geburtstag beging er noch so traulich und heiter im Zirkel einiger Freunde. Alle seine Körper= und Geisteskräfte waren bei voller Regsamkeit; sein Gedächtniß, sein Gesicht, seine Lebhaftigkeit, blieben gleich stark, und noch drei Jahre vor seinem Ende, nach einer tödtlichen Krankheit, machte er eine Fußreise nach Dresden und von da wieder zurück nach Zwickau. Nur über das Augenübel und ein periodisch eintretendes Asthma, durch die üble Witterung und sein vieles Sitzen erzeugt und vermehrt, klagte er zuweilen schmerzlich. Es artete in ein Lungengeschwür aus; doch war er nicht ganz bettlägerich. Dieses Uebel führte auch seinen Tod im 70. Lebensjahre leicht und

sanft herbei. Er betete in diesem Lebenskampfe innig, und vorzüglich am 1. Ostermorgen mit sichtbarer Rührung, als das garnisonirende Militär denselben mit Musik begrüßte und verblieb in dieser Rührung bis zum Augenblick des Scheidens, der am 2. Osterfeiertage eintrat.

Georg Freiherr von Stengel*),

königlich baierscher Ministerialrath bei dem Staatsministerium der Finanzen, Ritter des Civil-Verdienstordens der baierschen Krone, der Academie der Wissenschaften zu München, des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern ordentliches und des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg Ehrenmitglied.

geb. den 1. October 1775.
gest. den 24. April 1824.

Er ward zu Mannheim geboren, wo sein Großvater, der kurpfälzische Geheime-Staatsrath, Johann Georg von Stengel und sein Vater, Stephan von Stengel, damals noch kurpfälzischer Regierungsrath, beigeordneter geheimer Cabinetssecretär und Vorstand der deutschen Gesellschaft, ihren Wohnsitz hatten. Seine Mutter, Marianne, war die älteste Tochter des kurpfälzischen Regierungsraths und Hofcammer-Vicedirectors Franz Blesen.

Wenn es wahr ist, daß die ersten Eindrücke auf kindliche Gemüther durch die nächsten Umgebungen entscheidend für das Leben sind, und daß die jugendliche Seele von dem Geiste angehaucht wird, der in dem Familienkreise lebt, so war Georgs Vaterhaus gerade dasjenige, dessen Familiensinn ungemein segensreich auf den Knaben wirken mußte. Stengels beide Großväter waren ausgezeichnete in ihrem Vaterlande allgemein hochgeehrte Männer.

Seine Aeltern vereinigten in sich, was auf ihn von solchen Vätern und Müttern an Gaben des

*) Auszug aus der Schrift eines Ungenannten „zum Andenken an Georg Freiherrn von Stengel. München 1824."

Geistes und Gemüthes übergehen konnte. Mit den glänzendsten Eigenschaften des vollendeten Geschäftsmannes und Staatsdieners vereinigte St. geistreicher und gelehrter Vater die liebenswürdigste Persönlichkeit. Er war im Jahr 1778 in die Geschäfte eines kurfürstlichen geheimen Cabinetssecretärs selbstständig eingetreten und seine im Jahr 1792 erfolgte Ernennung zum wirklichen geheimen Rath und geheimen Finanzreferendär hatte ihm einen noch ausgebreitetern Wirkungskreis gegeben. Seine Verdienste sprechen sich unter mehrern Beweisen durch die mit gänzlicher Selbstaufopferung erkämpfte Freiheit des Getreidehandels, so wie durch die Austrocknung des Donaumoores unverkennbar aus. Eine seiner hervorstechenden Eigenschaften war Liebe zu den schönen, besonders zeichnenden, Künsten, in welchen er es bei einer bis ins Greisenalter in jugendlicher Frische fortblühenden Phantasie zur Meisterschaft gebracht und deren Studium er zur Schärfe des vollendeten Kenners gesteigert hatte.

Marianne von Stengel war eine deutsche Frau im edelsten Sinne dieses Worts, und eine treffliche Mutter, die mit Aufopferung ihren Kindern lebte. Sie eignete sich selbst die Lieblingsneigungen ihres Gatten für Kunst und schöne Natur mit solcher Innigkeit an, daß bald die Kunstliebe dieses Ehepaars ihr Haus zum angenehmen Sammelplatze der gebildetsten Künstler erhob.

So waren die Umgebungen beschaffen, in welchen Georg von Stengel schon die zartesten Jahre der Kindheit verlebte. Der älteste unter 11 Geschwistern (worunter 5 Brüder) war er auch der Gegenstand der ersten Sorgfalt der Aeltern. Im Jahr 1778 folgte sein Vater dem Kurfürsten Carl Theodor nach München, als derselbe nach dem Anfalle der baierischen Erbstaaten seine Residenz dahin

verlegte. Die Familie, schon 5 Kinder zählend, konnte sich erst zu Anfang der 1780er Jahre nach München begeben. Hier ward Georg der Leitung eines würdigen Geistlichen, des nachmaligen Professors, Universitätsbibliothecars und Stadtpfarrers zu Ingolstadt, Deggl, anvertraut, der einen guten Grund in Erziehung und Unterricht legte und für welchen der Zögling bis zu dessen Tode eine besondere Anhänglichkeit behielt. Seit Georgs 12. Jahre übernahm das Erziehungsgeschäft der beiden älteren, von Stengelschen Söhne, der Priester und jetzige Hofcaplan in der Herzog Max Burg zu München, Simon Schmidt. Dieser Mann, für welchen Stengel lebenslänglich die dankbarste Hochachtung zeigte, besaß die glückliche Gabe, sich durch milden Ernst die Liebe und das Vertrauen seiner Zöglinge zu erwerben, und beobachtete den wichtigen Erziehungsgrundsatz, die möglichst freie Entwickelung der natürlichen Anlagen zu befördern, mit dem glücklichsten Erfolge. Georg zeigte bei vorzüglichem Talente ein leicht fassendes Gedächtniß und ausharrenden Fleiß. Naturgeschichte und Mathematik zogen ihn besonders an; der Lehrer, selbst Freund der Natur, benutzte daher die Freistunden des Knaben, um diesem auf Spazirgängen die erste Anleitung zur Botanik mit Einsammlung und systematischer Ordnung der um München wildwachsenden Pflanzen zu geben. Zu Hause wurde die Urtheilskraft fleißig durch mathematische Studien geschärft, der Geist an Ordnung und Gründlichkeit gewöhnt. Auf kleinen Fußreisen, besonders in die baierischen Gebirge, gewann allmälig die Einbildungskraft größere Bilder und der Verstand mancherlei Kenntnisse von Land und Volk. Es war ein glücklicher Umstand, daß Priester Schmidt auch Liebe zur Kunst, besonders zur Landschaftszeichnung, besaß.

Diese Kunstliebe führte ihn zur aufmerksamen Beobachtung alles dessen, was sich auf Kunst beziehen ließ und so entstand einst in ihm auf einer Wanderung über den Begräbnißplatz, wo Schmidt die auf Stein geätzten Grabschriften beobachtete, die erste Idee zur Lithographie, die aufgefaßt und ausgebildet von dem erfinderischen Sennefelder dem baierischen Namen neuen Ruhm in der Kunstgeschichte gebracht hat. — Ermuntert von diesem Lehrer und unter des Vaters Leitung ward in solcher Weise frühzeitig des Knaben ausgezeichnetes Talent zum Zeichnen gepflegt; er ward besonders im Zeichnen nach der Natur geübt, durfte Versuche mit der Radirnadel wagen und sich zur Composition erheben. Die freundschaftlichen Verhältnisse der Familie zu den trefflichen Künstlern Carl Heß, Ferdinand und Franz Kobell und deren tägliche Besuche in seinem väterlichen Hause trugen vor allem zur Entwickelung seines Gefühls und Berichtigung seines Geschmacks in den zeichnenden Künsten bei und er gewann schon in zartem Alter Sicherheit in den Formen und Verhältnissen. Der Wettstreit unter den Geschwistern, wenn sie an schönen Tagen zum Zeichnen nach der Natur die malerischsten Puncte in den Umgebungen Münchens besuchten, oder sich an Winterabenden zum Anschauen musterhafter Kunstwerke und zu Versuchen im Selbsterfinden versammelten, dieser Wettstreit, gesteigert durch ähnliches Streben einiger kunstliebenden Familien aus dem Kreise der Bekannten, hielten den Kunstsinn, den Georg bei weitem im ausgezeichnetsten Grade besaß, stets in lebendiger Thätigkeit.

Minder glücklich waren seine Fortschritte in der Musik. Bei überaus reger Empfänglichkeit für die Eindrücke dieser lieblichen Kunst, die be-

deutungsvoll in seinem Leben wurde, brachte er selbst es doch nie zu einer bedeutenden Fertigkeit auf den von ihm gewählten Instrumenten, Fortepiano und Flöte, und gab ziemlich bald alle weitern Versuche darin auf.

Neben diesen Uebungen wurden die eigentlichen, jenen nachfolgenden, Schulstudien mit angestrengtem Ernste fortgesetzt. Dem zweiten Lehrer war der unterdessen bis zum Eintritte in die philosophischen Classen herangereifte Zögling bald entwachsen.

Seine moralische Entwickelung hatte eine immer bestimmtere Richtung genommen. Eine gewisse Abgeschlossenheit in sich, ein reges Ehrgefühl und große Festigkeit des Willens paarten sich mit Wahrheitsliebe, Gründlichkeit, Ordnung und Reinlichkeit im Aeußern, und ein sehr lebhafter Geist mit weichem Herzen. Nicht selten war er bei seinen Aeltern Sachwalter armer und unglücklicher Personen und freute sich innig des zusagenden Erfolgs. Da seinen Vater zu jener Zeit bedeutende Unglücksfälle trafen, wohin die zweimalige Verwüstung dessen Landhauses Biederstein (bei Schwabing) durch eine Feuersbrunst gehört, hatte er Gelegenheit, am älterlichen Beispiele zu sehen, wie solche Prüfungen mit standhafter Ergebung zu tragen seyen. Biederstein, wo in kiesigtem Boden auf kleinem Raume einige überaus anmuthige Gartenpartieen von Stengels Vater angelegt worden, zu deren Pflanzung die ganze Familie Hand anlegte, blieb nicht minder der Sitz der reinsten Familienfreuden und der Sammelplatz einiger auserlesenen Hausfreunde.

Die philosophischen Studien legte Stengel unter der Leitung des würdigen Professors Zaupser zurück, und verband damit den Besuch mathemati-

scher und physicalischer Lehrstunden bei ausgezeichneten Lehrern, vorzüglich aber mineralogisch-geognostischer Collegien bei dem hochverdienten Flurl. Letztere blieben sein entschiedenes Lieblingsfach. Noch mehr wurde diese Vorliebe genährt, als Stengel einige Zeit vor seinem Uebertritte zur Universität Gelegenheit fand, den Reformator und neuen Begründer des baierischen Salinenwesens, Hofcammerrath Clais aus Winterthur, auf einer hallurgischen Reise durch einen Theil der Schweiz bis in die Salzwerke von Saint Maurice in Savoyen zu begleiten und im Hause dieses ausgezeichneten Geologen und Technikers längere Zeit zu verweilen. Dieser erste Ausflug in die größere Welt trug viel zur selbstständigen Entwickelung seines Wesens bei und die gemachten Erfahrungen hinterließen bleibende Eindrücke in seiner Seele. Er theilte zu Bern und Winterthur seine Muse zwischen technischen Studien und Kunst, und kam mit einem Schatze neugesammelter Kenntnisse und Ansichten bereichert ins väterliche Haus zurück.

Im Spätherbste des Jahres 1791 bezog Stengel die hohe Schule zu Heidelberg. Dort gestalteten sich alle Verhältnisse auf's Freundlichste für den Jüngling, der jedem durch heitern Geist, angenehme Sitten, Liebe zu Kunst und Wissenschaft und durch die Bestimmtheit seines Wesens gefiel. Nach wiederholtem allgemeinen Curse widmete er sich den Rechtsstudien und mit vorzüglichem Eifer den staatswirthschaftlichen Fächern. Seine Vorliebe für physicalisch-technische Studien machten ihn zu einem der unermüdetsten Zuhörer des Prof. G. A. Succow, dessen Privatumgang überaus lehrreich für St. wurde. Auch benutzte er fleißig die schätzbare Bibliothek der vormaligen Staatswirthschafts hohen Schule. Er studirte mit großem Eifer

die ausgezeichnetsten staatswirthschaftlichen Schriften jener Zeit und verfaßte Auszüge aus denselben, von denen er von Zeit zu Zeit seinem in diesem Fache so vielerfahrnen Vater Rechenschaft gab, und belehrende Winke darüber empfing.

Drei Männer aber waren es vor allen, deren Einwirkung auf Stengels sittlich wissenschaftliche Ausbildung in Heidelberg für sein ganzes Leben entschied. Diese waren: Regierungsrath, jetziger k. baierischer Staatsminister der Justiz, Friedrich von Zentner, damals Lehrer des Staatsrechts, der Stolz und die Zierde der Universität, Hofcammerrath Heinrich Rigal, vieljähriger Jugend= und Hausfreund der v. Stengelschen Familie, mit Interesse für die Bildung der Jugend eben so lebhaft erfüllt, als mit der Gabe auf jugendliche Gemüther mit hinreißender Begeisterung zu wirken in seltenem Grade ausgestattet; endlich Prof. Jacob Schmitt, ein Lehrer von großer Klarheit und Lebendigkeit des Geistes und von frommem Gemüthe, der das zu jener Zeit in höchster Blüthe stehende Kantische System und besonders den practischen Theil desselben, indem er mit frommen Sinn die Aussprüche der Vernunft in ihrer Uebereinstimmung mit den ewigen Grundlehren der Religion darzuthun geeignet war, mit Feuereifer unter seinen Zuhörern verbreitete. Stengel war so glücklich, die theilnehmende Aufmerksamkeit dieser Männer auf sich zu ziehen und es war unmöglich, in ihrer Nähe zu weilen, ohne geistig und sittlich veredelt zu werden. Sie forderten mit ermunterndem Wohlwollen Rechenschaft von den Beschäftigungen der ihres nähern Umgangs Gewürdigten, leiteten deren Studien, gewöhnten sie über sich selbst nachzudenken und regten sie zu edlerem Ehrgeiz unwiderstehlich an. Unter den Augen dieser Männer und zum Theil un=

ter ihrer Leitung bildete sich ein freier Verein von Jünglingen, der sich gemeinsame Uebung und wetteifernde Ausbildung in Wissenschaft, Kunst und Sitte zur Aufgabe setzte und den damaligen Träumen der feurigen Jugend vom goldnen Zeitalter bei anhebender französischer Revolution die edelste Richtung und sanfteste Mäßigung ertheilte.

Einer der vorzüglichsten in diesem jugendlichen Vereine war Georg Friedrich Primavesi, Candidat der Medicin, ein junger Mann von tiefdringendem Geiste und von dem reinsten Herzen. Kaum mit der philosophischen Doctorwürde geschmückt ward er das Opfer einer damals herrschenden verheerenden Epidemie. Stengel war es nun, der schnell den Plan zu einem Denkmale in einfach edler Form entwarf, welches die Freunde auf seinen Betrieb dem Verstorbenen zu setzen beschlossen. Aber es fehlte wenig und Stengel hätte dieses Denkmal der Freundschaft nicht mehr vollendet gesehen. Es befiel ihn ein bösartiges Nervenfieber, die gefährlichste Krankheit für einen jugendlich saftvollen Körper und in wenigen Tagen schwebte er am Rande des Grabes. Die Trefflichkeit seines Arztes, die treue Muttersorge seiner tiefbeängstigten Hausfrau entrissen ihn dem Tode und die höchste Gefahr war schon vorüber, als Stengels Aeltern von seinem schweren Erkranken Nachricht erhielten. Bald kehrten die verlornen Kräfte zurück und gestatteten die Fortsetzung der unterbrochenen Studien.

Da die Männer, welche diese Studien leiteten, mit Lebhaftigkeit darauf drangen, daß man ein verständiger Landwirth seyn müsse, um ein nützlicher Staatswirth zu werden, und daß die Landwirthschaft nur durch unmittelbare Anschauung unter Beirath erfahrner Oeconomen erlernt werden könne, so begab sich Stengel im Herbste 1793 nach

dem Bühlhofe bei Calw in Würtemberg, wo ein vielseitig gebildeter liebenswürdiger Greis, Hofcammerrath Mögling, ein großes Landgut und mehrere landwirthschaftliche Fabriken verwaltete und die Anwendung der höhern Mechanik auf Verbesserung der Oeconomie in lehrreichen und glücklichen Beispielen gezeigt hatte. Hier brachte Stengel im Schooße einer in patriarchalischer Einfachheit lebenden Familie mehrere vergnügte Wochen zu und kehrte mit interessanten Zeichnungen und Denkschriften von dieser Reise zurück.

Eben so benutzte er die Ferien des Jahres 1794 zu einem Aufenthalte in Kupferzell im Hohenlohischen, welches Dörfchen zu jener Zeit durch die Schriften des Pfarrers Maier im Fache der practischen Landwirthschaft einen berühmten Namen gewonnen hatte. Er verweilte mit einem Freunde längere Zeit im Hause eines als vorzüglich erfahren und verständig gerühmten Bauern — zu Fesbach unweit Kupferzell — wo sie an allen landwirthschaftlichen Arbeiten Theil nahmen und über ihre Beobachtungen, vorzüglich über das, was die Landwirthschaft jener Gegend als nachahmungswürdig auszeichnete, wöchentlich mehrere Male mündliche Berichte an den würdigen Veteran Pfarrer Maier erstatteten. Dieser Aufenthalt in Kupferzell weckte zuerst jene Ideen, welche Stengel später bei Gründung des landwirthschaftlichen Vereins und der landwirthschaftlichen Schule zu Schleisheim zu verwirklichen strebte.

In die Jahre 1792 bis 1795 fiel die Anwesenheit der k. k. österreichischen Heere am Mittelrheine und Heidelberg ward mehrere Winter durch zum Hauptquartier der commandirenden Generale erlesen. Ein überaus reges geräuschvolles Leben war die Folge davon. Zwar gingen die Studien

ihren ununterbrochenen Gang fort, aber die mannichfaltigsten Gefühle wechselten in den Gemüthern der Jünglinge, von denen Einzelne besonders vom linken Rheinufer sich zu den neuen Formen der siegreichen Republikaner hinneigten, während in andern die lebhafteste Theilnahme am Ruhme der deutschen Waffen glühte. In jenen Stürmen des Kriegs regte sich besonders aber in den erstern eine lebhafte Sehnsucht nach den Freistaaten Nordamerica's, wo ihrer Meinung nach der Wohnsitz der Freiheit und des Rechtes war. Eine neue Colonie sollte dort von Freunden gegründet, Landwirthschaft, das unabhängigste aller Gewerbe, getrieben, das Leben durch traulichen Umgang gleichgesinnter Seelen erheitert, durch Pflege der Kunst verschönert werden! Diese Ideen nährte in ihnen vorzüglich Heinrich Rigal, der seine Absicht, nach Nordamerica zu ziehen, damals wirklich ausführte. Mit großem Eifer wurden daher alle besseren Werke über America gelesen, Männer, die dasselbe von eigenem Anschauen kennen gelernt, zu Rathe gezogen, dem Studium der Landwirthschaft als Hauptstütze für die Verwirklichung des ganzen Planes jede freie Stunde gewidmet, Rigals Briefe mit unbeschreiblicher Theilnahme verschlungen und die Hoffnung, America wenigstens zu sehen und den hochverehrten Freund dort zu besuchen, lebte freudig in den Gemüthern, als Rigals unerwarteter Tod die Fäden mit einem Male zerriß, an welche alle diese Lieblingsideen geknüpft waren. —

Die anmuthigen Gegenden um Heidelberg zogen Stengel bei seiner Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur mit ihrem ganzen Reize an sich. Hier fand er Gelegenheit zu botanischen und entomologischen Excursionen und es fehlte nicht an Stoff für die Pflege seiner Lieblingskunst, des

Zeichnens. Ein überaus erfreulicher Umstand für Stengel während seines Aufenthalts auf der Universität, der auch musikalische Genüsse und gebildete Geselligkeit darbot, war die Nähe seiner Großältern und besonders des großväterlichen Hauses zu Mannheim. Dahin zog ihn mehr noch als Familienbande ein schon damals aufkeimendes zartes Verhältniß zu seiner nachmaligen Gattin, seiner Tante, die in Gefühlen und Grundsätzen innig mit ihm übereinstimmend vom Himmel für ihn erlesen schien. Da ward manche schöne Stunde mit Zeichnen, Lesen, Gesang und traulichen Gesprächen verlebt. Die Freuden des Herbstes wurden öfters zu Laudenbach, einem Dörfchen an der Bergstraße, an der Mündung malerischer Wald- und Mühlenthäler, wo Stengels Großvater ein Weinbergsgut und Landhaus besaß und gern weilte, genossen. Mit liebevollem Eifer beschäftigte sich Georg damit, für den von Altersschwäche gelähmten Großvater einen Stuhl zu erfinden, der durch einen leichten Mechanismus vom Sitzenden selbst im Freien wie im Zimmer nach allen Richtungen fortbewegt werden konnte. Er hatte die große Freude, damit zu Stande zu kommen und seine Erfindung vom verehrten Greise noch Jahre lang benutzt zu sehen. Im Winter versammelten die Weihnachtstage nach alter schöner Sitte die zahlreichen Kinder und Enkel zum Empfange des Christgeschenks um den greisen Großvater. Im Herbste 1795 verließ jedoch St. die dortige Hochschule.

Bei jeder Abwesenheit aus dem väterlichen Hause führte er einen sehr regelmäßigen Briefwechsel mit seinen Aeltern und besonders mit seiner Mutter. Diese Briefe — noch alle vorhanden — enthalten die treueste Geschichte der Entwicke-

lung seines Geistes und Herzens und sind reine Spiegel schöner Seelen.

Den Winter des Jahres 1795 brachte Georg im väterlichen Hause zu München mit Wiederholung mehrerer Universitätsgegenstände und mit dem Studium des baierischen Civil- und Judiciarcodex zu, dabei wurde manche Stunde der Lieblingskunst gewidmet, und im belehrenden Umgange mit den ausgezeichnetsten Künstlern Münchens wurden genußreiche Tage verlebt. Zu Vorbereitung auf das Absolutorium vorzüglich über die Kenntniß der vaterländischen Gesetzbücher auf der hohen Schule zu Ingolstadt begab er sich dahin im Sommersemester des Jahres 1796, besuchte einzelne Vorlesungen ausgezeichneter Professoren und hörte ein Privatissimum über die baierischen Gesetzbücher. Ingolstadts öde, aller Zierde der Natur und jedes Schmuckes der Kunst beraubte Umgebungen ließen aber die Seele eines so warmen Natur- und Kunstfreundes unbefriedigt und der Ton der meisten dortigen Studirenden konnte ihn nicht anziehen. Er strengte sich, um diesem Kerker, wie er Ingolstadt nannte, baldmöglichst zu entgehen, auf das Höchste an, studirte, um sich zum Hauptexamen vorzubereiten, ganze Nächte durch, indem er sich durch den Genuß des stärksten Caffee wach erhielt, und brachte es wirklich dahin, daß er nach wenigen Monaten und noch vor der durch den ersten Einfall der französischen Rheinarmee unter Moreau in Baiern bewirkten Catastrophe mit einem ehrenvollen Endezeugniß versehen, nach München zurückkehren konnte. „Morgen Abend um diese Zeit" (so schreibt er am 9. Julius 1796 an einen Freund,) „bin ich „ein glücklicher Mensch; aber ich gestehe, daß „ich in meiner dermaligen Lage mit jedem Tage „mehr das Bedürfniß der Ruhe fühle und wenn

„ich meine Gesundheit erhalten will, durchaus nach „München eilen muß, um die süßen Früchte der„selben in vollem Maße zu genießen; erst wenn „ein Paar Wochen verstrichen, bin ich wieder zu „allem zu brauchen.“

Unter stätem inneren Kampfe der Neigung, sich der Kunst ganz zu widmen, weil er sich für sie geboren glaubte, mit dem Pflichtgefühle eines guten Sohnes, der den Wunsch seines edlen bei allen trüben Erfahrungen doch beharrlichen Vaters, sich für den öffentlichen Dienst zu bestimmen, erfüllen sollte, kindlichtreu und mit zunehmender Gewandtheit durchlief Stengel in den Jahren 1797 und 1798 die verschiedenen Vorbereitungsstufen des Staatsdienstes auf der damaligen kurfürstlichen Hofcammer und wurde im Spätherbste des Jahres 1798 zum besoldeten Salinenpracticanten zu Reichenhall ernannt, eine Bestimmung und ein Aufenthaltsort, welche ganz mit seinen Neigungen übereinstimmten. Hier verweilte er bis zu der denkwürdigen Zeit, wo alles in Baiern durch den Regierungsantritt des nun verewigten allgeliebten Königs eine veränderte Gestalt und neuen Umschwung gewann.

Den 23. April 1799 wurde Stengel bei Organisation der General-Landesdirection zu München zum Rathe der 4. Deputation im Salinen-, Berg- und Münzwesen mit dem entsprechenden Gehalte ernannt. Nicht ohne Schüchternheit trat er diese Stelle, die seinen Neigungen minder als die unmittelbare Beschäftigung bei den äußern technischen Aemtern zusagte, an und es bedurfte des väterlichen Zuspruchs, um seinen wankenden Entschluß zu bestimmen. Er hatte vor der Annahme lebhafte Gegenvorstellungen in Briefen an seinen Vater gewagt und sich erboten, andern, die er zurückgesetzt

glaubte, seine Stelle zu überlassen. „Meine Ge-
„danken über meine Hieherversetzung, (so schrieb er
am 6. Junius von München aus an einen Freund,)
„haben sich noch nicht im mindesten geändert. Ich
„mußte dem Drange höherer und väterlicher
„Verfügungen nachgeben, mußte mit dem aufge-
„schobenen Wunsche im Herzen den angewiesenen
„Stuhl besetzen. O welch' ein Unterschied zwischen
„dem unbeneideten Posten an der Quelle und
„dem ehrenvollen getäuschten Blicke von oben
„herab!" Kaum konnte er sich von den ihm so
liebgewordenen Bergen auf lange trennen und er-
bat sich am 16. Julius desselben Jahrs Urlaub zu
einer dreimonatlichen Reise in die Salinen, um
sich noch näher in mehreren practischen Verhält-
nissen umzusehen und besonders den Salinen-Ober-
inspector zu Reichenhall auf dessen mit den ein-
schlägigen Waldmeistern vorzunehmender Waldbe-
reisung zu begleiten, einem Geschäfte, welches al-
lerdings die lehrreichsten Blicke in die Elemente des
baierischen Salinenbetriebes zu gewähren geeignet
war. Dieser Bitte wurde entsprochen und Sten-
gel zugleich beauftragt, über mehrere interessante
Theile des Salinenwesens und etwa mögliche Ver-
besserungen seine Bemerkungen vorzulegen.

Nach seiner Rückkehr widmete er sich dem
Dienste, der sehr bald seine Kenntnisse und seine
Thätigkeit nicht blos in technischen Gegenständen,
sondern in allen Theilen der Verwaltung in An-
spruch nahm, mit ernstem Eifer und steigendem
Interesse.

Im Jahre 1800 verweigerten die sogenannten
Holzmeister in den Gebirgen der Landgerichte Rei-
chenhall, Traunstein und Marquartstein, Recruten
zu stellen. Es kam zu unruhigen Auftritten. Sten-
gel wurde als Commissär in diese Gegenden abge-

ordnet. Ein vor der Hand nach Wasserburg abgeschicktes Militärcommando sollte ihm nöthigen Falls zur Unterstützung dienen. Das feindliche französische Heer näherte sich der Hauptstadt und die Unterstützungsmannschaft mußte abziehen. Dennoch gelang es ihm, die geforderten Recruten mit Sang und Klang zu ihren Fahnen eilen zu sehen. Er lernte den Character der Gebirgsbewohner kennen und lieben.

Am Tage, als Moreaus Heer in München einzog, mußte er die Einquartirungsgeschäfte übernehmen, und beim weiteren Vorrücken dieses Heeres demselben als Commissär zum Schutze der baierischen Salinen folgen, für welche er eine Sauvegarde vom Obergeneral zu bewirken so glücklich war. Ein ähnlicher für den baierischen Salzhandel sehr wichtiger Auftrag führte ihn im Jahre 1801 abermals in das französische Hauptquartier nach Salzburg und die Uebereinkunft vom 21. Pluviose des Jahres 9, welche Baiern gegen den Andrang des ausländischen Salzes sicherte, war die Frucht seiner Bemühungen.

Am 5. April desselben Jahres wurde Stengel mit seinem Collegen von Plank zum landesherrlichen Commissär für die Umlage der Kriegskosten in der Stadt München ernannt, welches Geschäft beim Mangel aller Vorarbeiten, und bei der Unvollständigkeit des städtischen Grundbuchs mit großen Schwierigkeiten verbunden war.

Der Sommer des darauf folgenden Jahres brachte ihm ein schwieriges Geschäft in der Besichtigung aller inländischen Salinenwaldungen und Untersuchung der Holzlieferungscontracte. Die Arglist hatte die leicht reizbare Menge durch Ausstreuung nachtheiliger Gerüchte gegen diese Operation aufgeregt und mehr als einmal kam Stengel

in Gefahr, der leidenschaftlichen Bethörung derselben Gebirgsbewohner zum Opfer zu fallen, die ihn noch kurz zuvor mit Jubel begrüßt hatten.

Im Winter des Jahres 1802 ward er zum Mitgliede des damals errichteten Separats in Angelegenheiten der aufzuhebenden Stifter und Klöster erwählt und hatte thätigen Antheil an Allem, was während jener in Baierns Annalen stets denkwürdigen Jahre mit Riesenschritten zur Erhöhung der Landescultur, zur Entfesselung der Industrie und zur Entfernung verjährter Mißbräuche geschah.

Am 15. August 1803 ward er bei der neuen Gestaltung der Landesdirection von Baiern zum Rathe der 1. Section der staatswirthschaftlichen Deputation ernannt. Aber wie wenig vermochte das öffentliche Leben Ersatz für die herben Prüfungen zu gewähren, die Stengel unterdessen im häuslichen Kreise erlitten hatte! Am 19. April 1802 ward ihm seine theure, treffliche Mutter, der er in Gemüthsweise und Schicksal sehr ähnlich geworden war, durch frühzeitigen Tod entrissen. Ihr Verlust hinterließ in Georgs Seele eine schwermüthige Sehnsucht. Bald darauf wurde Georgs Vater als Vicedirector der Landesdirection nach Bamberg versetzt. Dieses Ereigniß gab den bisherigen häuslichen Verhältnissen eine gänzliche Umgestaltung. Die zahlreiche Familie folgte dem Vater nach Bamberg. Nur den beiden ältesten Söhnen wiesen ihre Dienstpflichten München und Würzburg zu Wohnsitzen an und Georgs älteste Schwester, Franziska, die mit ihm Geist, Gemüth und äußere Bildung theilte, blieb bei demselben zur Führung seines Hauswesens in München zurück. Ein kleiner Zirkel von Jugendfreunden und Künstlern, unter letzteren der tieffühlende Georg Dillis, nachheriger Centraldirector der königl. Gemäldegallerie, umgab

das in gemüthlicher Eintracht lebende Geschwister-paar. Die beiden Oheime, der Domprobst und der geheime Referendär von Stengel theilten mit demselben Haushalt und ersterer auch Wohnung; beide weilten gern in so traulichem Vereine, und der Aeltere von beiden Brüdern, von allen seinen Neffen und Nichten wie ein zweiter Vater verehrt, bildete den Mittelpunct dieses verkleinerten Familienkreises.

Im Jahr 1804 rief unsern St. das unangenehme Geschäft nach Berchtesgaden, die Salzwerke an das neue Kurfürstenthum Salzburg zu überantworten, dessen kluge Ausführung ihn aber im Vertrauen seiner Vorgesetzten befestigte.

Endlich war der Zeitpunct erschienen, der Georgs schönste Wünsche krönen und seinem Leben noch höhere Bedeutung und Werth geben sollte. In der schönsten Zeit männlicher Thätigkeit, am 7. Mai 1805, feierte er seine Verehelichung mit der seit den Jugendjahren geliebten Tante, Catharina von Stengel, der jüngsten Schwester seines Vaters. Die wegen der nahen Verwandtschaft zu diesem Bunde erforderliche Dispensation des Oberhauptes der Kirche war nach manchen Verzögerungen von Rom angelangt, und wenn je die Gewalt zu binden und zu lösen sich in ihrer Ausübung segenvoll erwiesen hat, so war es beim Schlingen dieses Bandes, welches vom Himmel selbst geknüpft und unauflöslich ein Gewebe der reinsten Freuden durch Georgs Leben bis zu dem bitteren Augenblicke zog, wo dessen irdisches Bestehen aufhören sollte. Nach kurzer Zeit eilte er mit seiner Gattin in die Gebirge von Partenkirch, um seinen Theil an dem großen Geschäfte der Staatswaldpurification und Veräußerung entbehrlicher Waldungen (nach einer summarischen Uebersicht über 292,093

Tagwerk umfassend) in den Forstinspectionen Miesbach und Garmisch zu beginnen und wacker zu vollenden.

Glückselige Tage verlebte er in diesen Hochlanden, wo Alles, Natur, Lebensweise und Beschäftigung seinen innigsten Empfindungen zusagte. „Die herrlichen Gebirgsgegenden zwischen dem Chiem„see und Lech, wo Fleiß und Erfindungsgeist der „Menschen durch den mächtigen Widerstand der „Natur stets rege erhalten werden, gaben mir Stoff „zu vielen schätzbaren Erfahrungen;" so sagt er in einer kurzen Denkschrift, die er in späteren Jahren über sein Wirken im Staatsdienste für seine Kinder aufgezeichnet hat und in welcher sich die gebildetste Sprache und jene aus der Gründlichkeit seiner Kenntnisse und der Bestimmtheit seiner Gedanken entspringende Klarheit in der Darstellung wiederholt zu erkennen gibt; „das Anschauen an Ort „und Stelle war zwar mit vieler Aufopferung, „Mühe und Gefahr verbunden, aber es klärte mich „über manchen in den Registraturen verwahrten „Unsinn auf. Nur dadurch ist es mir möglich ge„worden, Processe, die zum Theil schon über hun„dert Jahre dauerten und ganze Gemeinden um ih„ren Wohlstand gebracht hatten, in wenigen Stun„den zur Zufriedenheit der Regierung und der be„theiligten Unterthanen zu schlichten. Es gewährte „mir großes Vergnügen, die Cultur durch aufge„hobene Arreste und Sequestrationen, durch Ablö„sung von Servituten, durch Verzichtleistung auf „unterdrückende Vorrechte und erweiterten Wir„kungskreis des Privatfleißes zum Theil unter mei„nen Augen neue Blüthen und Früchte tragen zu „sehen."

Ein beachtenswerther Zug in Stengels Leben ist die Art, wie er bei jenem Aufenthalte in den

werdenfelsischen Hochgebirgen die Verbindung mit einem Manne knüpfte, der sich mit Bescheidenheit aber auch mit Festigkeit einigen Anordnungen Stengels widersetzt hatte. St. erkannte die Richtigkeit seiner Ansichten und sie blieben Freunde fürs Leben.

Im Spätherbste des Jahres 1805 eilte Stengel auf die Nachricht vom Ausbruch des neuen Krieges in die Hauptstadt zurück, traf sie bereits von österreichischen Truppen feindlich besetzt, und war am 12. October Zeuge der Befreiung und der patriotischen Begeisterung des Volkes, die er selbst mit glühender Vaterlandsliebe theilte. Er wurde von der Stimme des Vertrauens berufen, Commissär zum Empfange des an der Spitze der siegreichen vaterländischen Krieger einziehenden Marschalls Bernadotte und einige Stunden später Regierungscommissär bei der gemeinschaftlichen Requisitionscommission der Stadt München zu werden. Bald darauf wußte er sich in der Eigenschaft eines Localcommissärs durch Muth und Festigkeit einerso wie durch die strengste Rechtlichkeit andererseits, bei Freund und Feinden Achtung zu verschaffen, und manchem Unrecht zu wehren zu großer Belobung; allein seine Gesundheit würde unfehlbar das Opfer dieser qualvollen alle physischen und moralischen Kräfte anstrengenden Commissionen geworden seyn, hätte ihm nicht im Sommer 1806 die Fortsetzung seines Waldgeschäftes Zerstreuung und Stärkung in seinen lieben Bergen gewährt.

Zu derselben Zeit erwarb sein umsichtsvoller Geist sich ein nicht geringes Verdienst für die damaligen Verhältnisse, daß er in Vorschlag brachte, zu Rosenheim, in der Nähe von ungeheuern Holzvorräthen, eine Saline zu errichten. Die Staatsverwaltung nahm die ihr überreichten Vorschläge mit Wärme auf, übertrug Meistern des Faches die

Ausführung des Werkes und schon am 6. August 1810 wurde die erste Salzpfanne zu Rosenheim in Betrieb gesetzt, ja bis zum 30. September desselben Jahres daselbst noch ein Quantum von 11641 Centnern Salz erzeugt.

Kaum war Stengel 1806 aus seiner Lieblingsgegend zurückgekehrt, als ihm die in ihren Folgen so wichtige Leitung der Perception und Verrechnung der am 7. November jenes Jahres ausgeschriebenen Kriegsauflage in der Provinz Baiern übertragen wurde. Zum erstenmale sollten Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern gleichheitlich besteuert werden. Zu Anfang des folgenden Jahrs wurde er zum Mitgliede des nach Erwerbung Tyrols neu errichteten Oberstbergamts in der Eigenschaft eines Oberstbergraths ernannt, behielt aber seine Stelle als Landes-Directions-Rath bei und ward von derselben gerade von dieser Zeit an beinahe ausschließlich in Anspruch genommen, und kaum war er zur Besitznahme der landschaftlichen Casse Unterlands Baiern und zur Verpflichtung des dabei angestellten Personals nach Landshut abgeordnet worden, so wurde der vielerprobte Staatsmann beim Beginnen des Steuer-Rectifications-Werkes als Mitglied der zu diesem hochwichtigen Geschäfte niedergesetzten unmittelbaren Commission ernannt. Es bedarf keiner Erwähnung, mit welcher Masse von Mühseligkeiten und Hindernissen die zu lösende Aufgabe verbunden war. Jahrs darauf erfolgte seine Ernennung zum zweiten Rathe bei der Steuer- und Domänen-Section des Staats-Ministeriums der Finanzen, wodurch sein bisher zum Theil auf die eigentlich altbaierischen Provinzen beschränkter Wirkungskreis für die Zukunft auf alle baierischen Länder ausgedehnt wurde. Es gelang seinem und seines Collegen

von Panzer rastlosem Bemühen, das allgemeine Steuerrevisorium, dieses große Werk, mit Zuziehung eines einzigen Rechnungs-Commissärs gegen Ende des Jahres 1811 so weit zu bringen, daß das allgemeine Steuermandat vom 22. November 1811 dessen Verwirklichung aussprechen konnte. Um den Werth einer solchen Arbeit zu würdigen, muß man die Ungleichheiten und vielfältigen Gebrechen der damaligen Steuerverfassung in den verschiedenen Theilen des Königreiches Baiern kennen, so wie die neue treffliche Reform derselben. Bei den größten Hindernissen, welche sich entgegenstellten, kam dieses Werk in bewunderungswürdiger Schnelligkeit zu Stande, mit nicht bedeutendem Aufwande und solcher allseitigen Umsicht, daß sich verhältnißmäßig wenig Beschwerden über Irthümer und Versehen, welche dabei unvermeidlich sind, klagend erhoben und man allgemein, je bedeutender sich die Schwierigkeiten gehäuft hatten, das Verdienstliche dieser Einrichtung, besonders auch in Hinsicht auf Stengel, mit Freuden anerkannte. Er selbst sagt in einem unter seinen hinterlassenen Papieren vorgefundenen Aufsatze hierüber nur Folgendes: „Die ungeheuere Unternehmung „dieser Steuer-Rectification war in 8 Jahren vollendet. Aber diese 8 Jahre haben meine Gesundheit und meinen Frohsinn untergraben! — Nur „die Beharrlichkeit eines Freundes, (von Panzer) „mit welchem ich Arbeit und Sorgen theilte, war „meine Stütze und nur das Bewußtseyn, dem „Vaterlande ein Opfer gebracht zu haben, mein „Trost!" —

Ein huldreiches Rescript des Königs und die Ernennung zum Ritter des Civil-Verdienst-Ordens der baierischen Krone bezeugten das höchste Wohlgefallen.

Im Jahre 1809 bildeten sich die Elemente zum landwirthschaftlichen Vereine in Baiern, an dessen Entstehung Stengel lebhaften Antheil nahm, und der so mannichfaltige Nachahmungen gefunden hat. Mit zwei Freunden vaterländischer Cultur wurden die ersten Ideen berathen; bald traten noch zwei andere hinzu. Im März 1809 zählte der Verein schon 60 Mitglieder. Stengel (in seiner Aufnahms-Urkunde vom 2. November 1810 als zur Classe der Stifter des Vereins gehörig benannt) wurde zum Mitgliede des General-Comité und von diesem zur Casse-Commission und darauf zum Mitgliede der Wochenblatts-Commission gewählt. Mit wahrhaft frommen Wünschen begleitete er im Eingange des ersten Wochenblatts die Zeilen: „Noch sind die Kräfte des Vereines klein, aber „seine Hoffnungen sind groß, wie die des Land„manns, welcher guten Samen auf fruchtbares „Erdreich ausstreut." Die kleinen Aufsätze: Ueber den Geist des landwirthschaftlichen Vereins im I. B. No. 26. Zum Andenken an J. P. Kling, I. B. No. 14. Ueber Schrannen-Anzeigen, I. B. No. 37. 38. waren eigene Beiträge von ihm zum Wochenblatte. Er sah mit innigem Vergnügen, wie aus allen Ständen ein Biedermann nach dem andern die Hand zur Förderung des guten Zweckes bot und verfolgte auch dann noch, als überhäufte Amtsgeschäfte ihm die unmittelbare Theilnahme an den Arbeiten der Vereins-Ausschüsse nicht mehr gestatteten, die Fortschritte des Vereins mit stets gleich warmer Theilnahme.

Die Auflösung der Steuer- und Domänensection hatte 1817 seine Ernennung zum Ministerialrathe bei dem Staatsministerium der Finanzen zur Folge. Hier wurde ihm nebst den Angelegenheiten des Unterdonau- und Rhein-Kreises der

Gesammtvortrag über alle Gegenstände des Salinen-, Berg- und Münzwesens, des Straßen-, Brücken- und Wasserbaues, der Musterlandwirthschaften zu Weihenstephan und Schleißheim übertragen. Diesem gesellte sich in der Folge noch die Bearbeitung der auf die königliche Porzellain-Manufactur, auf die neuerrichtete polytechnische Sammlung und überhaupt auf Kunst- und Gewerbs-Sachen Bezug habenden Gegenstände hinzu. War gleich dieser Geschäftskreis sehr ausgebreitet und anstrengend, so entsprach er dennoch Stengels Neigungen, indem er beinahe durchaus dessen alte Lieblingsfächer umfaßte, und ihm Gelegenheit darbot, manchen lange gehegten gemeinnützigen Plan der Ausführung näher zu bringen.

Seit dem Jahre 1815 pflegte er jährlich während des Herbstes im ehemaligen Kloster Schlehdorf zur Erholung von ermüdenden Arbeiten in der Mitte seiner Lieben einige Wochen zuzubringen, und der ungestörte Genuß der reinsten Familienfreuden, die Pflege der Lieblingskunst im Schooße der erhabensten Natur, kleine ländliche Beschäftigungen, Lesen classischer Schriften, (wie er in den letzten Tagen noch Cicero's Buch de republica las) Umgang mit einigen Freunden, wobei er auch scherzender, witziger Laune mit feinster Berücksichtigung des Schicklichen, oder tief eingehender, gedankenreicher Unterhaltung sich traulich überließ, durch wohlwollenden Rath und thätigen Beistand gewonnene Liebe und Zutrauen der benachbarten Landbewohner und und die Uebereinstimmung dieser Lebensweise mit den lieblichsten Träumen der Jugendjahre erfüllten die dort verlebten Tage mit Wonne. Sein schon durch die fein und edel gezeichneten Gesichtszüge sich merklich aussprechender Geist fand hier die freieste Bahn, sich mit offener

Lebendigkeit zu äußern, sein gern in der Stille mildthätiges Herz die reichste Veranlassung, dieser edlen Neigung Genüge zu leisten.

Im Sommer des Jahres 1818 wurde Stengel nach den südlichen Salinen abgeordnet, um dem daselbst veranstalteten Congresse über deren künftigen Betriebsplan beizuwohnen, die neue Straße von Berchtesgaden nach Reichenhall, und die bewundernswürdig ausgeführten Anlagen zur Solenleitung zu besichtigen. Diese Reise in Gesellschaft seiner Gattin, seiner ältesten Tochter und eines geistreichen Freundes in Gegenden voll werther Erinnerungen aus seinen Jugendjahren und im Herbste desselben Jahres eine Reise mit allen den Seinigen nach Bamberg, um seinem Vater die geliebten Enkel zum erstenmale vorzuführen, gehörten zu den schönsten Freuden seines kurzen Lebens.

Im Jahre 1820 begleitete Stengel den königlichen Staats-Minister der Finanzen, Freiherrn von Lerchenfeld, auf einer Besichtigungsreise durch mehrere Kreise des Königreichs, vorzüglich in den Rheinkreis. Die Ausbeute dieser Reise war reich an wichtigen Beobachtungen über die interessantesten Theile der öffentlichen Verwaltung und besonders erfreulich durch das Wiedersehn mehrerer seiner entfernten Geschwister und anderer zum Theile seit vielen Jahren nicht gesehener nächsten Anverwandten.

Diese Zerstreuungen unterbrachen auf eine für Stengels Gemüth wohlthätige Weise so manche unangenehme Geschäfte und Berührungen, die um so nachtheiliger auf seine Gesundheit wirkten, als er feststehend in seiner klar gefaßten Ueberzeugung grelle Beweise von Bosheit oder Kaltsinn zwar mit Gleichmuth äußerlich trug, doch innerlich desto tiefer empfand. Aus Schonung für die Seinigen

und von Jugend auf in persönlichen Dingen mehr in sich gekehrt als mittheilend, suchte er sein körperliches Uebelbefinden möglichst lange zu verbergen. Um so wohlthätiger richtete ihn die Ausführung mancher lange gehegten Lieblings-Idee auf; dahin gehörte die im März des Jahres 1822 zu Stande gebrachte Errichtung einer polytechnischen Sammlung zu München, so wie die am 27. April desselben Jahres gegründete landwirthschaftliche Lehranstalt zu Schleißheim. Anstalten, welche treffliche Ideen verwirklichen sollten; doch stellten sich dem Fortgang der letztern unerwartete Hindernisse entgegen und schlossen manche herbe Erfahrung in sich.

Auch in andern Zweigen des von Stengel begleiteten Referats wurden auf höchsten Befehl viele merkwürdige Unternehmungen theils ausgeführt, theils reiften sie ihrer Ausführung entgegen. Dahin gehören: die großen Durchstiche und Dammbauten am Rheinstrome, der Maindurchstich bei Grafenrheinfeld, die neue Felsenstraße von Passau nach Vilshofen, treffliche neue Straßenanlagen in mehreren Kreisen und besonders im Rheinkreise, die neue steinerne Donaubrücke bei Passau, die Wiederherstellung der verfallenen Canäle auf dem Donaumoore, die Herstellung des Canals von Frankenthal, wichtige Verbesserungen im Betriebe des Hüttenwesens, der königl. Porzellain-Manufactur und der Saline zu Kissingen, Erweiterung der königl. Stammschäfereien im Untermainkreise, Vereinfachung der Verwaltung und Einführung größerer Sparsamkeit, fester Ordnung und einer erleichterten Uebersicht der Comptabilität in den seiner Aufsicht untergeordneten technischen Zweigen. Sein Sinn für Kunst und sein gebildeter Geschmack wirkten hier besonders wohlthätig ein, wie er auch

Entwürfe zu Einrichtung einer Gießerei in Bronze veranlaßte, welche im Begriff der Ausführung stehen. Als eben so nützlich dürfen die Unterstützungen erwähnt werden, welche auf seine Empfehlung hoffnungsvollen jungen Technikern zur Besichtigung der nachahmungswürdigsten Anstalten des Auslandes und zum Besuche auswärtiger Bildungsschulen zu Theil wurden, um das Vaterland mit geschickten Männern zu bereichern. Die allermusterhafteste Ordnung bei so überhäuften Arbeiten, die er sich nach Zeit- und räumlichen Beziehungen von früher Jugend an in allen seinen Verrichtungen eigen gemacht hatte, sie allein bewirkte es, daß er allem dem vorstehen konnte und hier und da seinen Lieblingsneigungen sich widmen durfte.

Stengels Haus stand jedem Künstler, jedem in seinem Fache ausgezeichneten Techniker offen. Sie versammelten sich bei ihm an bestimmten Abenden jeder Woche, welche vorzugsweise der Unterhaltung über Kunstgegenstände, dem Anschauen vorzüglicher Kunstwerke aus seiner Sammlung, der Ausstellung ihrer eigenen Erzeugnisse gewidmet waren. Auf junge Künstler wirkte Stengel ermunternd und rathend, vorzüglich auch dadurch, daß er sie mit Meistern ihres Faches in Verbindung brachte. Diese Kunstabende gehörten zu seinen frohsten Stunden.

Schmerzlich aber trafen ihn in schneller Folge die Todesfälle zweier werthen Oheime und des geliebten Vaters, der als Generalcommissär zu Bamberg, wirkliches Mitglied des k. geheimen Raths im außerordentlichen Dienste und Commandeur des Civilverdienstordens der baier. Krone, den 3. October 1822 starb. Dieser Schlag ließ in seinem Herzen eine tiefe, nicht mehr zu heilende Wunde zurück, und von diesem Zeitpunkte an war eine

Abnahme seiner bisher zwar öfters unterbrochenen doch im Ganzen festbegründet scheinenden Gesundheit bemerklich. Vielleicht würde diese schneller erschüttert worden seyn, wenn nicht ein anderes erfreuliches Familienereigniß seinen Geist eine zeitlang von schwermüthigen Betrachtungen abgezogen und eben dadurch günstig auf seinen Körper gewirkt hätte.

Stengel war — so wie der treuste Gatte und theilnehmendste Freund — so der zärtlichste Vater seiner 5 hoffnungsvollen Kinder, von denen die jüngere Tochter die Gabe des Gehörs und der Sprache entbehrte, dafür zur Freude des sie zärtlich liebenden Vaters andere Gaben des Geistes und Gemüthes entwickelte. Mit seinen Söhnen pflegte er des Abends, auch nach den arbeitsvollsten Tagen, Wiederholungsstunden, insbesondere über vaterländische Geschichte, vorzunehmen. Sie alle aber waren des Vaters erste Freude, sein liebstes Gut, seine schönste Hoffnung, sein innigster Trost, und Familienfeste an Namens- und Geburtstagen, durch Proben gemachter Fortschritte und musicalische Aufführungen gefeiert, ihm der reinste Genuß. Das älteste dieser Kinder, seine Tochter Franziska, verband sich im Frühling des Jahrs 1823 mit dem kön. Hofrathe und Academiker von Martius, bald nach dessen Rückkehr von der großen wissenschaftlichen Entdeckungsreise nach Brasilien. Die Freuden des Landaufenthaltes zu Schlehdorf waren verdoppelt durch die Anwesenheit dieses jungen Ehepaars und die Familie kehrte, keine neue Prüfung der Vorsicht ahnend, in ihre gewohnten Lebensverhältnisse zu München zurück.

Nur der Familienvater fühlte sich von der zu Schlehdorf gesuchten Erholung nicht so gestärkt als es sonst immer der Fall gewesen. Neue Ereignisse wirkten niederschlagend auf seinen Geist und Kör-

per. Besonders tief ergriff ihn der Tod des allgemein verehrten Herzogs Eugen von Leuchtenberg. Stengel verbarg seinen Zustand, der einigen seiner Freunde nicht entging, so viel möglich seinen nächsten Umgebungen, um die Gemüther der ihn ängstlich beobachtenden nicht zu beunruhigen.

„In dieser Stimmung trafen mich“ (so drückt er sich in einem mit tiefer Bewegung der Seele verfaßten Aufsatze aus, der sich unter seinen hinterlassenen Papieren vorgefunden hat) „die der „25jährigen Regierung des vielgeliebten Königs „(am 16. Februar 1824) gewidmeten Volksfeste, „die mich zugleich an ein im Staatsdienste zurückgelegtes Vierteljahrhundert erinnerten. Empfindungen ganz eigener Art mischten sich in diese „Erinnerung und an die Theilnahme an den rauschenden Festen, als mir an demselben Tage die „Nachricht zukam, daß ich zur Stelle eines Staatsraths vorgeschlagen sey. Auf einer Seite eröffnete sich mir die Aussicht, die Lage der Meinigen „für jetzt und für die Zukunft zu verbessern. Die „Auffoderung war groß! — Aber eben so lebhaft „erwachte das Bewußtseyn eines körperlichen und „Gemüthszustandes, der mich der Gefahr aussetzte, „eine neue Laufbahn nicht mit der Ehre zu betreten, welche ich bisher als den größten — als „den einzigen Lohn meines Bestrebens angesehen „hatte! Der Kampf war hart. Gott gebe, daß „meine Lieben meinen Entschluß nie mißbilligen „und daß ihnen einst der Lohn nicht entzogen werden möge, der mir zugedacht war!“ —

Die Bescheidenheit, mit welcher er diesen ehrenvollen Posten ablehnte, wurde vom König lebhaft anerkannt. Er hatte aber diese Vorgänge, die Gattin ausgenommen, seiner Familie verschwiegen.

Kaum hatte St. in irgend einem Jahre der Wiederkehr des Frühlings mit solcher Sehnsucht entgegengesehen; kaum konnte er die Vollendung einiger baulichen Veränderungen in seiner Wohnung erwarten, um zwei freundliche der Mittagsseite zugekehrte Zimmer, die er sich zum künftigen Aufenthalte erwählt hatte, zu beziehen. Schon im Mai sollte diesmal eine Erholungsreise nach Schlehdorf unternommen werden. Ein innerer wunderbarer Drang schien ihn den bewohnten Räumen zu entführen. Häufige Kopfschmerzen und wiederholte Anfälle von Herzklopfen, einem beschwerlichen Uebel, an welchem er schon früher einmal, gleich seinem Vater, gelitten, trugen dazu bei, das Unbehagliche eines Zustandes zu vermehren, den er fortwährend — obgleich nicht ganz mit Erfolg — zu verbergen strebte. Es nahte sich der Sterbetag seiner Mutter, ein Tag, dem Georg jährlich, mit Trauer und unerklarbarem Vorgefühle, worüber er sich schon frühzeitig geäußert, entgegensah. Daß mehrere seiner nächsten und theuersten Angehörigen im April ihre Tage beschlossen hatten, machte diesen Monat für ihn zu einer verhängnißvollen Zeit, und die Erinnerung an die erlittenen Trennungen gab allen seinen Gedanken die schwermüthigste Richtung. In dieser Bewegung des Gemüths, das Herz voll von Ahnungen einer Liebe jenseits des Grabes, besuchte Stengel am Abend des 17. April ein von ihm zur Erheiterung und Uebung seiner Knaben in stärkenden Arbeiten gemiethetes Gärtchen vor dem Carlsthore mit freier Aussicht nach den Gebirgen. Er half bei seiner Liebe zur Gärtnerarbeit und zur Pflanzenwelt selbst eifrig mit beim Graben, Säen und Pflanzen und kehrte erst ziemlich spät bei schon eingetretener nächtlicher Kühle schweißtriefend nach Hause zurück.

Die Folgen zurückgetretener Ausdünstung zeigten sich schnell. Schon am folgenden Tage klagte er über heftige Kopfschmerzen begleitet von den Symptomen eines sehr starken Schnupfens. Fieberschauer vermochten ihn, sich nach einem heitern Mittagsmahle, das er im Kreise aller der Seinigen und einiger Hausfreunde genoß, zu Bette zu legen. Er sollte dieses nicht mehr verlassen. Ein schmerzliches Gesichtsrothlaufen (Rose) stellte sich statt des befürchteten Schnupfens ein; doch neigte sich dieses Uebel nach einigen Tagen heftigen Leidens bereits zur Besserung, als sich plötzlich am Morgen des 23. ein bösartiger Friesel der ersten Krankheit zugesellte. Binnen wenigen Stunden war der Körper mit dem heftigsten Frieselausschlage bedeckt, alle Erscheinungen verhießen eine regelmäßige Entwickelung und glücklichen Verlauf dieses Anfalls; aber des Krankheitsstoffes war zu viel, als daß die Natur sich dessen bei schon geminderten körperlichen Kräften auf dem gewünschten Wege hätte entladen können. Die treuste Pflege der liebenden Gattin, die Anstrengungen des Arztes blieben vergeblich. In der vierten Morgenstunde des 24. April erfolgte ein Absatz der Krankheit auf das Gehirn und schon um halb sieben Uhr brach des Sterbenden Auge und seiner Geliebten Herz! Er war sich beinahe bis zur letzten Stunde gegenwärtig, duldete mit ruhiger Fassung und so groß blieb bis zur äußersten Grenze des Bewußtseyns die zarte Schonung für seine geliebte Pflegerin, daß er — als ihn im Vorgefühl naher Auflösung gegen Morgen seines Sterbetages ein sehnliches Verlangen nach dem Empfange der Heilsmittel der Kirche erfüllte — die Feier des Osterfestes und seines Namenstages als einzigen Beweggrund dieses Wunsches darzustellen sich bemühte.

Sein Leichnam ruht an seiner guten Mutter
ite. Tief ward der Hingang des edlen Mannes
lt; rührend und ehrenvoll waren die Beweise
öffentlichen Bedauerns, denn Fürst und Vater=
, welchen er mit feuriger Liebe ergeben gewe=
war und treu mit Geist und Leben gedient
, und die innig trauernde Familie erlitten in
einen großen Verlust.

Friedrich Ludwig,

Fürst zu Wied-Runkel, Graf zu Isenburg, Herr zu Runkel und Neuerburg, kais. königl. österreichischer wirklicher General-Feldmarschall-Lieutenant und Divisions-Commandant, Inhaber des 34. ungarischen Linien-Infanterie-Regiments, Ritter des Maria Theresia-, Commandeur des St. Leopolds- und Großkreuz des königl. neapolitanischen Militair-Verdienst-Ordens de St. Georgio della Reunione.

geb. den 29. Januar 1770.
gest. den 28. April 1824.

In dem Stammschloße seines fürstlichen Hauses zu Dierdorf wurde er geboren, wo die erste Erziehung des jungen Prinzen unter den Augen der fürstlichen Aeltern auf das sorgfältigste geleitet wurde. Im 16. Lebensalter ging er nach Straßburg, um die höhern Wissenschaften zu studiren. Zwanzig Jahre alt, wurde der Prinz von seinem Oheim, dem Prinzen von Oranien, Erbstatthalter von Holland, in die Dienste dieser Republik berufen und als Hauptmann in der Garde angestellt. Er stieg zum Major, nahm als solcher an dem Krieg der vereinigten Niederlande gegen Frankreich im Jahre 1793 lebhaften Antheil und gerieth sogar in feindliche Gefangenschaft, in welcher er nebst mehreren deutschen Fürsten als Geißel für Erfüllung übermüthiger Forderungen der Machthaber im wildbewegten Franzosenstande zurückbehalten wurde, länger als ein Jahr in Paris der Freiheit beraubt.

Als die Kühnen den Untergang des Hauses Oranien decretirt und Holland in einen abhängigen Staat, die batavische Schwester-Republik, verwandelt hatten, verließ der Prinz die Dienste dieses Landes, und ging nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hause nach Oesterreich, dessen Kaiser und Staat er seinen Degen weihte. Im August des Jahrs 1797 erhielt er eine Hauptmannsstelle im 21. Linien-Infanterie-Regimente. Schon im nächsten blutigen Feldzuge 1799 wurde er wegen ausgezeichneten Muthes zum Oberst-Wachtmeister, ein Jahr darauf zum Oberstlieutenant im 15. Linien-Infanterie-Regimente befördert, wo ihm ein Grenadier-Bataillon zu Theil wurde, und im Uebungslager bei Prag im October 1804 erhob ihn die besondere Empfehlung des Erzherzogs Carl zum Obersten und Regiments-Commandanten des 17. Linien-Infanterie-Regiments. Die unglücklichen Ereignisse, welche die Armee in Deutschland betroffen, ohne daß der treffliche Feldzug des Erzherzogs Carl in Italien sie verhüten konnte, brachte ihn nochmals mit vielen ausgezeichneten Anführern auf kurze Zeit in französische Kriegsgefangenschaft. Aus ihr zurückgekehrt, lag er mit seinem Regimente in der Festung Theresien-Stadt und der Stadt Leitmeritz und gewann die Liebe und Achtung der Bewohner des ganzen Kreises in einem hohen Grade.

Im Jahre 1809, beim Ausbruch des neuen Feldzugs gegen die Franzosen wurde der Prinz zum General-Major ernannt, und erhielt eine Brigade, bestehend aus 3 Infanterie-Regimentern, wozu späterhin 3 Bataillons mährische Landwehr stießen. Aspern, Wagram und Znaym waren Zeugen seiner militärischen Tapferkeit. Bei Aspern ergriff er im entscheidendsten Augenblicke die Fahne des

Infanterie-Regiments Stuart, und stürmte an dessen Spitze das Dorf. Erzherzog Carl belohnte diese That noch auf dem Schlachtfelde mit dem Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Gleich darauf wurde der Feldmarschall-Lieutenant und Divisionair, Baron Weeber, schwer verwundet und gefangen, und dem Prinzen das Commando der ganzen Division übertragen. Bei der Affaire von Wagram gab der Sturm auf das Dorf Baumersdorf dem Prinzen erneuerte Gelegenheit sich auszuzeichnen; doch seine Bescheidenheit erlaubte ihm nicht, trotz mancher Aufforderung, deshalb um das Commandeur-Kreuz des Maria Theresien-Ordens nachzusuchen. Er begnügte sich mit dem Bewußtseyn, es verdient zu haben.

Nach eingetretenem Frieden folgte der Prinz als Brigadier abwechselnd den Bestimmungen nach Kuttenberg und Piseck in Böhmen und Caschau in Ober-Ungarn, in welch' letzterm Orte er das Divisions-Commando dieses ganzen Landes in Abwesenheit des damaligen Erbprinzen von Hessen Homburg führte. Der Krieg im Jahre 1813 bewirkte ihm die Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant, und als Divisions-Commandant zur Armee in Böhmen. Hier war seine erste Bestimmung, zur Besatzung der Festung Theresien-Stadt zu eilen. Von da wurde er nach Dresden beordert, um bei Einschließung dieser Stadt am rechten Elb-Ufer den Befehl über ein eigenes, aus drei Brigaden Oesterreicher und einer russischen Brigade bestehendes Corps zu führen.

Die Besatzung von Dresden unter dem Oberbefehl des französischen Marschalls Gouvion St. Cyr, durch Mangel an Lebensmitteln auf das Aeußerste gebracht, sah keine andere Möglichkeit der Rettung, als sich durch den Feind durchzuschlagen um sich

die Straße nach Torgau zu öffnen und diese Festung, so wie später Wittenberg und Magdeburg zu entsetzen. — Diesen verzweifelten Entschluß suchte der Divisions-General Graf von der Lobau (Monton) an der Spitze von 10,000 Mann Fußvolk, 1000 Reitern und zahlreichem Geschütze am 6. November 1813 auszuführen. Zweihundert Wagen mit Gepäcke beladen, waren im Gefolge der Truppen, während die ganze übrige Besatzung unter den Waffen stand und Miene machte, die einschließenden verbündeten Truppen auf andern Puncten beschäftigen zu wollen. Montort zog in der Richtung der Straße von Großenhayn aus der Stadt. Doch kaum waren die Franzosen auf der Fläche der Drachenberge bei Boxdorf, Weinsberg und Reichenberg angelangt, so stießen sie auf die von dem Prinzen von Wied befehligten Truppen, von denen sie so kräftig empfangen wurden, daß sie nach hartnäckigem Kampfe und einem Verluste von 1000 Todten von der Unmöglichkeit, sich auf dieser Seite einen Weg zum Abzug zu bahnen, überzeugt, den fruchtlosen Versuch aufgaben und noch einmal eine kurze Rettung hinter den Verschanzungen der Stadt suchten, die aber bald darauf übergeben werden mußte. Der bei Dresden en Chef commandirende General der Cavallerie Graf von Klenau bekannte öffentlich in einer dienstlichen Zuschrift an den Prinzen, daß die schnelle Uebergabe von Dresden seiner klugen und thätigen Leitung des Gefechts vorzüglich zuzuschreiben sey.

Als auf diesem Puncte des weiten Kriegsschauplatzes nichts mehr zu thun war, erhielt der Prinz eine neue Bestimmung, die ihn zur großen Armee zurückrief. An der Spitze seiner Division rückte er nach Lyon und bewies wiederholt in den Gefechten bei Maçon, La Verpilliere, Dardilly und

Lyon, den 18. bis 20. März 1814, die alte Tapferkeit, so daß er das Commandeur-Kreuz des kais. österreichischen Leopolds-Ordens mittelst gnädigsten Handschreibens empfing. Die Sucht nach fremden Orden kannte der Prinz nie, und selbst ihm angetragene soll er dankbar ausgeschlagen haben; nur seinem Kaiser wollte er diese Auszeichnung zu danken haben.

Nach dem ersten pariser Frieden kam er als Divisionair erst nach Pilsen, dann nach Prag zu stehn, und noch im Anfang des Jahrs 1815 ward ihm als besondere Auszeichnung das vacante ungarische Infanterie-Regiment Davidovich, Nr. 34. verliehen.

Der doppelte Treubruch Napoleons und seines Schwagers Murats, Königs von Neapel, rief mit allen kampffähigen Männern auch den Prinzen nach sehr kurzer Ruhe zur letzten großen Anstrengung ins Feld. Er erhielt seine Anstellung bei der Armee in Ober-Italien, wo gleich darauf der Feldzug gegen Neapel begann, um bald mit schneller Eroberung des Königreiches zu enden. Als König Ferdinand wieder im sichern Besitze der entrissenen Länder war, ward dem Fürsten der Auftrag, die Einschiffung eines Theils der Armee, welche Neapel wieder verließ, nach Livorno zu besorgen. Nach der Landung führte er in Abwesenheit des commandirenden General F. M. Lt. Baron Bianchi, Duca di Casa Lanza die ganze Armee durch Piemont nach Frankreich. Nachdem dieses Land beruhigt, und der zweite Pariser Frieden geschlossen war, kehrte er nach Italien zurück, zunächst in Verona, dann in Padua ein Truppencorps befehligend. Hier widmete er sich ganz vorzüglich dem Studium der italienischen Classiker, denn gern verband er mit den Uebungen der Waffen die milderen der Wissenschaften.

Ein allerhöchster Auftrag rief ihn im September 1817 nach Dalmatien. Nach sechsmonatlichem Aufenthalte kehrte er zu Schiffe wieder nach Padua zurück, wo er einige Zeit anstatt des schwer erkrankten Feldzeugmeisters, Marq. von Chasteler, das Gouvernement von Venedig führte.

Im Frühjahr 1821 beim Ausbruch des Krieges gegen Neapel befehligte der Prinz eine jener Divisionen, welche unter unmittelbarer Anführung des en Chef commandirenden General der Cavallerie, Freiherrn von Frimont, Fürsten zu Antrodocco durch die Abbruzzen über Rieti auf Aquila vordrangen und auf diesem Wege eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen gefunden haben würden, wenn Tapferkeit, Kriegskenntniß und Festigkeit den Armeeusurrogaten und Catilina Wilhelm Pepe, ihrem Führer, nur im geringen Grade eigen gewesen wären.

Als das Königreich beider Sicilien diesseits und jenseits des Faro von den Oesterreichern besetzt war, erhielt der Prinz in demselben das Militair-Gouvernement von 5 Provinzen, nämlich das der 3. Abbruzzen, Terra di Lavoro und Molise, worin die festen Plätze Aquila, Civitella del Tranto, Pescara, die Festung Gaeta und die durch Räuber so sehr unsichere Römer-Straße sich befinden, und hatte früher sein Hauptquartier in der Stadt Solmona, dem Geburtsorte Ovids, später im altberühmten Capua.

Die Verhältnisse des vielfach aufgeregten unglücklichen Landes erheischten Menschen- und Sachkenntniß, weises Erwägen und Festigkeit, um, in der fast allgemeinen Desorganisation aller Zweige der Verwaltung, verderblichen Unordnungen und leidenschaftlichen Reactionen zu steuern. Die Art, wie der Prinz die schweren Forderungen des Platzes

auf den er hingestellt wurde, erfüllte, machte ihn den Abbruzzen-Bewohnern gleich dem Könige von Neapel und dem commandirenden Feldherrn sehr werth. Letzterer, Baron Frimont, sprach sich mit besonderer Hochachtung gegen ihn aus und fügte dem Schreiben im Namen des Königs das Großkreuz vom Orden des heiligen Georgs der Wiedervereinigung bei, das er, auf so ehrenvolle Weise empfangen, nicht wohl ablehnen konnte.

Im Frühjahre 1823 wurde der Prinz mit 18,000 Mann Infanterie, Cavallerie und Artillerie zur Rückkehr in die kais. königl. Erbstaaten aus Neapel abberufen. Bei seinem Abgang überreichte ihm die Stadt Capua aus reiner Hochachtung und Dankbarkeit einen Ehrensäbel zum Andenken, welchen der Prinz mit dem freundlichsten Dankgefühl sich jedoch weigerte, anzunehmen, bis die kaiserliche Bestätigung ihn selbst hiezu aufforderte.

Er führte diese Armee-Abtheilung über Rom, Florenz und Bologna nach Ober-Italien und erhielt hier seine Bestimmung nach Mayland.

Da nun auch in Piemont die Ruhe wieder hergestellt worden war, so erhielt der Fürst ein Divisions-Commando in Prag, wo er Anfangs December 1823 eintraf. Hier befiel ihn eine hartnäckige Leberkrankheit, als Folge seines Aufenthalts im südlichen Klima. Von dieser kaum genesen, ward ihm die betrübende Nachricht von dem Tode seines ältern und einzigen Bruders, des Fürsten Carl Ludwig zu Wied-Runkel, und als nächster Erbe der Ruf zur Uebernahme der fürstlichen Lande, nachdem das ehemalige souveraine Fürstenthum Wied-Runkel nunmehr mediatisirt, und halb unter königl. preußische, halb unter herzogl. nassauische Hoheit gekommen war.

Den 20. April reiste er von Prag ab und kam den 25. des Morgens in Runkel an. Aber kaum festlich und herzlich empfangen, fühlte er, daß die Krankheit, welche ihn noch nicht ganz verlassen hatte, wieder im Zunehmen begriffen sey, wollte jedoch, so bedenklich auch der verwittweten Fürstin zu Wied-Runkel, die am 27. d. M. von Schaumburg nach Runkel kam, so wie seinen Dienern sein Zustand erschien, keine anderen als schon früher angeordnete Heilmittel annehmen. Am 28. April Abends erwiederte er auf die Aeußerung besorgter Diener, daß er gefährlich krank sey, mit Ruhe: „Es gibt für den Menschen keine Gefahr" und nach 8 Uhr verschied er plötzlich am Schlagflusse. Die schnelle ziemlich weite Reise nach kaum überstandenem schwerem Krankheitsanfall, der Einfluß der rauhen Witterung, die Gemüthsbewegung, welche die Gefühle beim Anblick seines von ihm seit 28 Jahren nicht gesehenen Stammhauses hervorbrachten, und der unerwartete Verlust seines Bruders mochten die nächsten Veranlassungen zu diesem Todesfalle gewesen seyn.

Die Fürstin hatte einen silbernen Becher fertigen lassen, welchen die Stadt Dierdorf ihrem neuen Gebieter überreichen sollte. Diesen hat sie alsdann der Stadt als bleibendes Andenken an einen heldenmüthigen Fürsten geschenkt, den manche Tugenden reiner Menschlichkeit und würdige wissenschaftliche Bestrebungen schmückten. Er starb unvermählt und da mit ihm die Wied-Runkelsche Linie, welche mit Maximilian Heinrich am Schluße des 17. Jahrhunderts begonnen hatte, gänzlich erlosch, so ward die nunmehr einzige Linie Wied-Neuwied, und zwar ihr Haupt, Fürst August Carl, der Erbe seiner Lande.

Johann Caspar Lindenberg,

b. R. Dr. und ältester Bürgermeister zu Lübeck.

geb. den 9. Juli 1740.
gest. den 28. April 1824.

Aus Rostock, wo Petrus Lindenberg sein Chronicon schrieb, zogen um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wodurch veranlaßt ist ungewiß, unseres Lindenberg Vorfahren nach Lübeck. Unter ihnen zeichnete sich besonders Caspar Lindenberg, Pastor an der Petri-Kirche sowohl durch seltene theologische Gelehrsamkeit aus, als auch durch seine gehaltvollen, in der Form freilich den Character der Zeit an sich tragenden Predigten. Er hatte sich nach vollendeten Studien eine Zeit lang in Cambridge und Oxford aufgehalten, theils, um die Bodlejanische Bibliothek zu benutzen, theils um mit Englands berühmten Theologen, Hyde, Pokocke und mit Newton ein näheres Verhältniß anzuknüpfen. Die Unruhen unter Jacob II, die jedem Fremden Gefahr droheten, nöthigten ihn jedoch, früher als er es beabsichtigte, in seine Heimath zurückzukehren. Seine früher weit gelesenen Erbauungsschriften: Christi Liebhaber, Anleitung zur Selbstprüfung u. a. m. sind durch ihre veraltete Form untergegangen; aber die acta nov. literar. maris baltici, unter deren Herausgebern Lindenberg einer der ersten war, sind noch jedem Alterthumsforscher bekannt. Seine Gemeine, der zur Liebe er mehrere ansehnliche ihm angetragene geistliche Aemter in der Fremde ausschlug, gab ihm das Zeugniß einer treuen und ge-

wissenhaften Amtsführung, und er selbst schrieb nicht lange vor seinem 1713 erfolgten Tode an einen vertrauten Freund: „Meiner Gemeine habe ich nun manches Jahr Gottlob gedienet, wie und auf welche Art, weiß Gott. Ich bitte Gott um Vergebung alles dessen, was zu wenig und nicht recht geschehen, und maße mich Keines an, das Gutes geschehen; denn das habe nicht ich, sondern die Kraft Christi gethan, die in mir wohnet. Nicht uns Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre."

Seine Mutter verlor Lindenberg bald nach der Geburt, seinen Vater, der Kaufmann in Lübeck war, noch ehe er das 9. Jahr erreicht hatte. Gertrud Carstens, eine verständige und unterrichtete Frau, nahm sich ihres verwaisten Enkels an, und der fromme Sinn, die stille Ergebung und die ungetrübte Heiterkeit dieser durch Leiden schwer geprüften Frau machten einen tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth, der bis in das späteste Alter sich nicht bei ihm verlor. Auch Lindenberg erfuhr, was so viele fromme und edle Menschen bezeugt haben, daß sie die ersten Keime zu allem Guten mütterlicher Liebe und Sorgfalt verdankten. Ja es verging in seinen spätern Jahren selten eine Woche, daß er nicht mit Ehrfurcht und Dank dieser trefflichen Großmutter gedacht hätte. Die ganze Richtung im großmütterlichen Hause bestimmte ihn, den geistlichen Stand zu seinem künftigen Berufe zu erwählen, bis der Tod dieser Frau und die Versetzung Lindenbergs in das Haus seines Oheims, des Bürgermeisters Bademann, seinem Leben eine andere Wendung gab, und ihn veranlaßte, dem Studium der Rechte sich zu widmen.

Der damalige mangelhafte Schulunterricht in den unteren Classen des Gymnasiums bewog seinen

jetzigen Pflegevater, ihn durch Privatlehrer unterrichten zu lassen, bis er fähig war die beiden oberen Classen der öffentlichen Schule zu besuchen. Es wurde damals überall in den Schulen nur Weniges, aber das Wenige gründlich gelehrt. Und so waren es denn außer einer genauen Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache nur die Elemente des Griechischen und der Geschichte, was Lindenberg mit auf die Universität Jena brachte, wohin er (im Jahr 1758) sich begab. Außer dem Studium der Rechte, dem er mit großem Fleiße oblag, trieb er vorzüglich Geschichte, Philosophie, die damals in Jena nach Wolfs Systeme vorgetragen ward, und Mathematik. Der letzteren, so wie der fortwährenden Beschäftigung mit dem classischen Alterthume verdankte er vorzüglich jene Klarheit in seinen Ansichten, die Schärfe des Begriffes, die Ordnung der Gedanken und die Präcision des Ausdruckes, welche alle seine Arbeiten bis in sein spätestes Alter auszeichneten. Eine von Jugend auf ihm eigene Freude an der Natur, eine vorherrschende Neigung für das Landleben und der vielleicht schon damals dunkel in ihm liegende Plan, sich, wenn seine Verhältnisse es erlauben würden, künftig ganz auf das Land zurückzuziehen, veranlaßten ihn, auch Vorlesungen über Oeconomie, Natur- und Cameralwissenschaften zu hören. Glückliche Naturanlagen kamen ihm bei diesen mannichfaltigen Studien zu Hülfe. Lindenberg war klein von Statur, aber gedrungen und kräftig gebauet, rasch und gewandt in allen seinen Bewegungen, seine Miene heiter und offen, sein Gesicht blühend und jugendlich, das Auge groß, lebendig und voll Feuer, welches erst wenige Tage vor seinem Tode erlosch. Er besaß einen klaren Verstand, eine leichte Fassungskraft, einen schnellen Blick,

mehr scharfe Beurtheilungsgabe, als productive Kraft, dabei Tiefe des Gefühls, das jedoch selten merklich, niemals heftig sich äußerte. — Auf einen kleinen Kreis auserwählter Freunde *) seinen Umgang beschränkend, verlebte er in Jena glückliche Jahre seines Lebens, und die treue Benutzung seiner Jugendjahre war ihm, wie er oft äußerte, später eine der Hauptquellen seines heitern und fröhlichen Sinnes. Von Jena begab er sich nach Leipzig, studirte auch dort noch mehrere Jahre, wurde jedoch durch das plötzliche Absterben seiner einzigen, geliebten Schwester bewogen, früher als es seine Absicht gewesen war, in die Vaterstadt zurückzukehren, wo er bald das Bürgerrecht erlangte und die Rechtswissenschaft practisch auszuüben anfing. Allein sein lebendiger Geist und ein durchaus charakteristischer, tief ihm eingepflanzter Drang, seine Kenntnisse zu erweitern, ließ ihn innerhalb der beschränkten Grenzen des Advocatenlebens nicht ausdauern.

Es trieb ihn hinaus in die Welt; er wollte andere Einrichtungen, Sitten und Menschen kennen lernen. Die bevorstehende Krönung Kaiser Josephs II., die unzählige Fremde nach Frankfurt lockte, zog auch ihn dahin; und nachdem er dann längere Zeit in Wetzlar verweilt hatte, um mit der Verfassung des Reichscammergerichtes sich genauer bekannt zu machen, unternahm er, sorgfältig vorbereitet, eine 2jährige Reise durch Frankreich, England, Holland, die Schweiz und Deutschland; mit welcher Aufmerksamkeit und Theilnahme an Allem, was des Sehens und Wissens werth ist, geht daraus hervor, daß er nach 50 und mehr Jahren nicht nur

*) Von diesen hat ihn nur einer, der würdige 87jährige Senior in Lübeck J. H. Carstens, Dr. d. Theol. überlebt.

gern von dieser Reise erzählte, sondern auch die Hörer durch die Genauigkeit seiner Beschreibungen und die Lebendigkeit der Darstellung erfreuete. Gern hätte er nur noch ein Jahr die Reise verlängert, wenn nicht die Verhältnisse seines Reisegefährten die Rückkehr nothwendig gemacht hätten.

Vom Jahre 1765 an beschäftigte sich Lindenberg ernstlich mit der Advocatur, behielt jedoch bei einem einfachen und regelmäßigen Leben Muße genug übrig, in seinen Lieblingswissenschaften nicht unbedeutende Fortschritte zu machen. Und zwar eilte er zuerst zurück zu seinen Römern, und da ihm daran lag, durch das Lesen der Alten zugleich so viel als möglich für die Rechtskunde und Geschichte zu gewinnen, so waren es vorzüglich Livius, Cäsar, Sueton und Tacitus, die er eifrig studirte. Eine nicht unbedeutende Münz-Sammlung, in deren Besitz er kam, leistete ihm zur Erweiterung und Befestigung seiner geschichtlichen Kenntnisse wesentliche Dienste. Die zahlreichen von ihm hinterlassenen schriftlichen Aufsätze, theils Auszüge aus älteren und neueren historischen und numismatischen Werken, theils Berichtigungen, Critiken und eigene Abhandlungen enthaltend, beweisen, mit welchem Fleiße er in diesen Fächern gearbeitet hat. Auch für die Kunst war er nicht ohne Sinn. Er hatte Freude an der Malerei und ein richtiges Urtheil über Kunstwerke dieser Art, obgleich er nie selbst weder malte noch zeichnete (denn einige architectonische und perspectivische Zeichnungen, die er sehr sauber verfertigte, können nicht als Kunstproducte gelten.) Dagegen sammelte er aber Gemälde und Kupferstiche, so weit es seine öconomischen Verhältnisse ihm erlaubten. Nach dem Tode des damals in Lübeck lebenden Malers J. J. Tischbein trat jedoch diese Neigung in den Hintergrund. Auch

lusik, die er theoretisch studirte, und in der
auch practisch zu einer gewissen Virtuosität
e, gab er späterhin gänzlich auf und wollte
daß irgend eins seiner Kinder dieselbe erlernen
weil er der Meinung war, daß theils da,
icht entschiedenes Talent sich zeige, der be-
ide Zeitaufwand bei der Erlernung in keinem
iltnisse zu dem Genusse und Nutzen stehe, den
währet, theils aber auch, daß die Musik, so
betrieben, wie es zu Erlangung einer be-
iden Fertigkeit nöthig ist, der Kraft und Fe-
t des Characters nachtheilig werden könne.
:n Werken der Dichtkunst besaß er eine nicht
eutende Belesenheit. Unter den englischen
ern liebte er vorzüglich Shakespeare, Milton
Young, unter den französischen Racine, unter
eutschen Klopstock, Uz und Gleim.
Bereits im Jahre 1766 hatte sich L. mit ei-
ochter des Secretair Dreyer verheirathet. Al-
iese glückliche mit 6 Kindern gesegnete Ehe
bereits im Jahre 1772 durch den unerwar-
plötzlichen Tod der Gattin, die gerade mit
flege ihres kranken Mannes beschäftigt war,
nt. Tiefer Kummer über den harten Verlust,
e für seine 3 noch lebenden kleinen Kinder
e L. nieder. Dennoch aber verlor er nicht
i so ausgezeichnetem Maße ihm eigene, in
e und Leid sich gleichbleibende Haltung und
ng des Gemüthes. Aus dieser Zeit sind meh-
Aufsätze in einem von ihm hinterlassenen Ma-
ipt, „Allerlei Betrachtungen, in der Einsam-
ingestellt," aus welchem leider der beschränkte
n dieser Blätter nur Weniges mitzutheilen
t. „Im Grunde (heißt es darin u. a.), büßen
ei dem Verluste der Unsrigen nichts weiter
ls daß wir eine kleine Zeit allein seyn, und

es uns auch wohl etwas saurer müssen werden lassen. Und du, o Einsamkeit, bist du denn ein so großes Unglück? Was heißt denn einsam seyn? Nicht umgeben seyn mit hülflosen Creaturen, mit schwachen Menschen, die ohne Gottes Willen nichts unternehmen, keinen Beistand leisten können. Hieße einsam seyn, ohne Gottes des Allmächtigen Gegenwart leben müssen, so wäre es ein elender, ja der verwünschteste Zustand von der Welt. Aber selbst in der Einsamkeit den lebendigen Gott, den besten Freund um und bei sich haben, sich mit ihm unterhalten, ihm näher kommen, welche Beschäftigung! welche Freude in unserm Leben, die alle gesellige Freude, selbst den vertrautesten Umgang übersteigt. Gesteht es aufrichtig, ihr, die ihr so manche Stunde, ja Tage und Nächte einsam zubrachtet, hat die in den Augen der Weltmenschen so finstere Einsamkeit euch nicht zu tausend heilsamen Vorstellungen Anlaß gegeben, hat sie nicht himmlische Gedanken und große, muthige Entschließungen in euch erweckt? u. s. w."

Um von dem eigenen Hause, wo Alles an dem Verlust der treuen Gattin ihn erinnerte, ihn eine Zeit lang gänzlich zu entfernen, und so möglichst seinen Schmerz zu lindern und seiner geschwächten Gesundheit wieder aufzuhelfen, überredeten einige Freunde Lindenberg, eine Reise nach Braunschweig, dem damals blühenden Helmstädt und dem schönen Harzgebirge zu unternehmen. Wenn L. gleich in Braunschweig und Wolfenbüttel in den Kreisen, die Lessings Scharfsinn und Geschmack, Eschenburgs Belesenheit und Eberts angenehme Geselligkeit belebte, eben so viel Belehrung, als Freude fand, wenn ihn gleich späterhin durch seine gediegene Gründlichkeit und vor Allen der alte Jerusalem durch seine mit Milde und

dlichkeit gepaarte Würde anzog und zu häu-
Besuchen reizte, so war doch die schönste
t dieser Reise das innige, auch später durch
wechsel unterhaltene Freundschaftsverhältniß,
r mit dem Prof. der Naturgeschichte Beyreis
elmstädt anknüpfte. Dieser Mann bemerkte
Freude Lindenbergs Sinn und Vorliebe für
Naturwissenschaften und gab derselben einen
, mächtigen Schwung; ja, Beyreis fand ein
s wahres Wohlgefallen an seinem lebendigen,
gierigen Schüler, daß er seine Vorlesungen
zte und ganze Tage mit seinem neuen Freunde
iner nicht unbedeutenden Naturaliensammlung
chte, ihn mit Empfehlungen an die Bergoffi-
n des Harzes versah, und ihm Anleitung gab,
r mit Nutzen dieses Gebirge zu bereisen habe.
einer Menge neuer Kenntnisse und nebenher
nanchem schätzbaren Stücke für seine eigene
Naturaliensammlung bereichert, kehrte L. ge-
Ende des Sommers 1773 zurück. Im Herbste
en Jahres unternahm er noch eine Ausflucht
Copenhagen, wo er besonders in dem Hause
hrs, der ihn ebenfalls mit mancher naturhistori-
Seltenheit beschenkte, und des Superintenden-
Münter eine freundliche Aufnahme fand.
Das Jahr 1786 machte Epoche in Lindenbergs
. Am 21. März erwählte ihn der Senat zu
i Mitgliede. Obgleich auf der einen Seite
ganzer bisheriger Lebensplan, dessen Ziel der
eines kleinen Landgutes gewesen war, ihm
rt wurde, obgleich es ihm unendlich schwer
, in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen auf
m Wege stehen zu bleiben, so wurde doch
er andern Seite eben dadurch ein weiter, er-
cher Wirkungskreis, seine erworbenen vielsei-
Kenntnisse zum reichen Segen seiner Vater-

stadt zu verwenden, ihm eröffnet. Lange indessen kämpfte er mit sich selbst, ob er die angetragene Würde annehmen, oder der Verfassung Lübecks gemäß seine Vaterstadt auf immer verlassen solle. Nicht so sehr das dringende Zureden seiner Freunde, als seine eigne treue Gewissenhaftigkeit bestimmte ihn, dem Rufe Gottes — denn so sah er die Sache an — auch wider seine Neigung zu folgen, und nie hat er Ursache gehabt, seinen Entschluß zu bereuen. Als Senator arbeitete er, der hergebrachten Ordnung des Geschäftsganges gemäß, nach und nach in allen Zweigen der Verwaltung, und stand, mit Ausnahme der Stadtpraetur allen sogenannten Departements eine Zeit lang als Chef vor. Die Einrichtung eines zur Abstellung schändlichen Wuchers schon lange in Lübeck gewünschten Leihhauses war eine seiner ersten Arbeiten. Seine bedeutenden Kenntnisse in der angewandten Mathematik und in landwirthschaftlichen Gegenständen fanden eine gerechte Anerkennung darin, daß der Senat ihn zugleich mit dem damaligen Senator v. Brömsen zum Abgeordneten ernannte, um einen lange zwischen Lauenburg und Lübeck bestandenen Streit über die zwischen letzterer Stadt und Ratzeburg gelegenen grünauer Heide auszugleichen und die Landeshoheitsgrenze fest zu bestimmen. Ein eben so erfreuliches Feld für seine Thätigkeit fand Lindenberg in den 14 Jahren, während welcher er der Verwaltung der Finanzen vorstand, und besonders um die bessere Benutzung der Staatsländereien sich bleibendes Verdienst erwarb. Gleich in der ersten Sitzung, der er beiwohnte, zeigte er klar und überzeugend, wie die Verwaltung der öffentlichen Grundstücke einer gänzlichen Reform bedürfe, that durch kundige Darlegung der daraus entspringenden Nachtheile der

bereits angefangenen Vererbpachtung Einhalt, und gab zweckmäßige, durch spätere Erfahrung bewährte Mittel an die Hand, wie das Einkommen aus den Gütern der Stadt fast um das Doppelte zu vermehren sey. Daher ward denn auch in späterer Zeit, nachdem Lindenberg längst von diesem Zweige der Verwaltung abgetreten war, selten eine bedeutende Veränderung in der Bewirthschaftung dieses Theiles des Staatsgutes vorgenommen, ohne daß zuvor sein Gutachten eingeholt u. benutzt worden wäre. Mit besonderem Eifer ließ er sich auch als Präses der sogenannten Werke die Ordnung der Handwerkseinrichtungen und der Handhabung der Gewerbspolicei angelegen seyn, ein Geschäft, das zwar zu allen Zeiten, besonders aber damals eigenthümliche Schwierigkeiten hatte.

Um das Jahr 1800 ward ihm die Aufsicht über sämmtliche Forsten der Stadt Lübeck, die besonders in den an das Herzogthum Lauenburg grenzenden Theilen ihres Gebietes nicht unbedeutend sind, übertragen. Es stand dieser Zweig der Staatswirthschaft in zu genauer Verbindung mit Lindenbergs Lieblingsstudium, der Naturforschung, als daß er nicht seine ganze Thätigkeit hätte in Anspruch nehmen, und ihm besondere Freude gewähren sollen. Vieles fand sich bei der Cultur und Verwaltung der Waldungen zu ordnen und zu bessern. Indessen hatten die Forstbeamteten Eifer für ihr Fach und bedurften nur der Anleitung von Seiten ihres der Sache kundigen Chefs, der Anregung und Aufmunterung. Lindenberg studirte dies bisher im Einzelnen ihm fremde Fach sorgfältig, verschaffte sich auf amtlichen Reisen, und durch zugleich seiner geschwächten Gesundheit wohlthätigen Aufenthalt bei den Förstern genaue Kenntniß des Locals und der bisherigen Verwaltung,

und wirkte überall durch persönliche Gegenwart, durch zweckmäßige Anordnung, Herbeischaffung der erforderlichen Mittel, Aufsicht auf die Ausführung der getroffenen Maßregeln, Anerkennung der Verdienste der Beamteten. Die Anlegung von Forst-Baumschulen, der Anbau von Holzarten, die dem Zeitbedürfnisse, dem Boden und andern Localverhältnissen angemessen waren, sind vorzüglich sein Werk. Er hielt streng auf forstmäßige, die Erhaltung gut bestandener Forsten überall zunächst bezweckende Benutzung, und widersetzte sich mit Nachdruck und Erfolg den bei den damaligen Zeitbedrängnissen wohl hin und wieder angeregten mercantilischen, aber mit den Grundsätzen guter Staatshaushaltung durchaus unvereinbaren Plänen, durch Veräußerung größerer Quantitäten von Holz aus den Forsten für die Bedürfnisse des Augenblickes zu sorgen. Ihm vorzüglich hat man es zu verdanken, daß zur Zeit der fremden Herrschaft die Forsten in vorzüglich gutem Zustande sich befanden, der auch von den fremden Behörden anerkannt ward und die Hauptursache war, daß damals der Forsten Lübecks geschont ward.

Eine vollständige Aufzählung aller einzelnen Gegenstände, auf welche Lindenbergs Thätigkeit sich erstreckte, würde denjenigen ermüden, der nicht in Lübecks inneres Leben eingeweiht ist. Dies Wenige mag genügen, zu zeigen, in welchem Geiste er wirkte. Bei der Verwaltung aller öffentlichen Aemter handelte er nach festen, mit Umsicht und Besonnenheit geprüften, aber dann auch mit Kraft und Energie consequent durchgeführten Grundsätzen. Es lebte in ihm eine hohe Achtung und Ehrfurcht vor der Wahrheit. Was er einmal nach ruhigem Nachdenken und besonnener Forschung als wahr, zweckmäßig und gut erkannt hatte, darin konnten

ihn weder die blendendsten Scheingründe und die täuschendste Ueberredung, noch die herrschende Ansicht des Tages und das Urtheil der Menge irre machen. Hatte er sich einmal fest für etwas entschieden, so war es schwer, ja fast unmöglich, ihn umzustimmen. Er konnte irren, aber er wollte nur Wahrheit. Ein abgesagter Feind des Schlendrians, der flau und seicht Alles gehen läßt, wie es bisher oft schlecht und verkehrt genug gegangen ist, war er auf der andern Seite eben so abhold allen Neuerungen, welche das Wesentliche der Verfassung selbst, das allgemeine Princip der Verwaltung und die hergebrachten Formen derselben betrafen, und die ihm deswegen immer bedenklich erschienen, weil so leicht mit Mängeln und Mißbräuchen auch Zweckmäßiges und Heilsames zugleich verworfen wird. Er war vorsichtig beim Niederreißen, aber dennoch stets eifrig bemüht, Mißbräuche abzustellen und erprobte Verbesserungen einzuführen. Hiebei verfuhr er seinem Character gemäß, gründlich und mit Festigkeit. So oft er einem neuen Ausschusse vorgesetzt ward, war sein erstes Bestreben, sich bis in das Kleinste von der bisherigen Verwaltung in Kenntniß zu setzen, die besten Bücher über seinen Gegenstand zu studiren, allgemeine Resultate auf besondere Verhältnisse anzuwenden, und auch einschlagende Hülfswissenschaften sorgfältig zu benutzen. So gründlich vorbereitet handelte er dann mit besonnener Kraft, durchaus ohne Ansehen der Person, unbekümmert um Beifall oder Tadel, nicht sich selbst, sondern die Sache im Auge habend, pünctliche Ordnung in der Verwaltung überall einführend, die Beamteten streng beaufsichtigend, aber auch ihre Bestrebungen anerkennend und sie ermunternd. Der nach Lübecks Verfassung häufig ein=

jetzigen Pflegevater, ihn durch Privatlehrer unterrichten zu lassen, bis er fähig war die beiden oberen Classen der öffentlichen Schule zu besuchen. Es wurde damals überall in den Schulen nur Weniges, aber das Wenige gründlich gelehrt. Und so waren es denn außer einer genauen Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache nur die Elemente des Griechischen und der Geschichte, was Lindenberg mit auf die Universität Jena brachte, wohin er (im Jahr 1758) sich begab. Außer dem Studium der Rechte, dem er mit großem Fleiße oblag, trieb er vorzüglich Geschichte, Philosophie, die damals in Jena nach Wolfs Systeme vorgetragen ward, und Mathematik. Der letzteren, so wie der fortwährenden Beschäftigung mit dem classischen Alterthume verdankte er vorzüglich jene Klarheit in seinen Ansichten, die Schärfe des Begriffes, die Ordnung der Gedanken und die Präcision des Ausdruckes, welche alle seine Arbeiten bis in sein spätestes Alter auszeichneten. Eine von Jugend auf ihm eigene Freude an der Natur, eine vorherrschende Neigung für das Landleben und der vielleicht schon damals dunkel in ihm liegende Plan, sich, wenn seine Verhältnisse es erlauben würden, künftig ganz auf das Land zurückzuziehen, veranlaßten ihn, auch Vorlesungen über Oeconomie, Natur- und Cameralwissenschaften zu hören. Glückliche Naturanlagen kamen ihm bei diesen mannichfaltigen Studien zu Hülfe. Lindenberg war klein von Statur, aber gedrungen und kräftig gebauet, rasch und gewandt in allen seinen Bewegungen, seine Miene heiter und offen, sein Gesicht blühend und jugendlich, das Auge groß, lebendig und voll Feuer, welches erst wenige Tage vor seinem Tode erlosch. Er besaß einen klaren Verstand, eine leichte Fassungskraft, einen schnellen Blick,

mehr scharfe Beurtheilungsgabe, als productive Kraft, dabei Tiefe des Gefühls, das jedoch selten merklich, niemals heftig sich äußerte. — Auf einen kleinen Kreis auserwählter Freunde *) seinen Umgang beschränkend, verlebte er in Jena glückliche Jahre seines Lebens, und die treue Benutzung seiner Jugendjahre war ihm, wie er oft äußerte, später eine der Hauptquellen seines heitern und fröhlichen Sinnes. Von Jena begab er sich nach Leipzig, studirte auch dort noch mehrere Jahre, wurde jedoch durch das plötzliche Absterben seiner einzigen, geliebten Schwester bewogen, früher als es seine Absicht gewesen war, in die Vaterstadt zurückzukehren, wo er bald das Bürgerrecht erlangte und die Rechtswissenschaft practisch auszuüben anfing. Allein sein lebendiger Geist und ein durchaus charakteristischer, tief ihm eingepflanzter Drang, seine Kenntnisse zu erweitern, ließ ihn innerhalb der beschränkten Grenzen des Advocatenlebens nicht ausdauern.

Es trieb ihn hinaus in die Welt; er wollte andere Einrichtungen, Sitten und Menschen kennen lernen. Die bevorstehende Krönung Kaiser Josephs II., die unzählige Fremde nach Frankfurt lockte, zog auch ihn dahin; und nachdem er dann längere Zeit in Wetzlar verweilt hatte, um mit der Verfassung des Reichscammergerichtes sich genauer bekannt zu machen, unternahm er, sorgfältig vorbereitet, eine 2jährige Reise durch Frankreich, England, Holland, die Schweiz und Deutschland; mit welcher Aufmerksamkeit und Theilnahme an Allem, was des Sehens und Wissens werth ist, geht daraus hervor, daß er nach 50 und mehr Jahren nicht nur

*) Von diesen hat ihn nur einer, der würdige 87jährige Senior in Lübeck J. H. Carstens, Dr. d. Theol. überlebt.

tretende Wechsel der den einzelnen Verwaltungszweigen vorgesetzten Oberen, der, wenn gleich anderweitige große Vortheile gewährend, doch zugleich den Nachtheil hat, daß er leicht den Muth zu Verbesserungen hemmt und die Consequenz in den Verwaltungsgrundsätzen erschwert, vermochte nie Lindenberg in seinem Eifer zu lähmen. Nie hemmte ihn der niederschlagende Gedanke, daß das Resultat jahrelanger Bemühungen und Anstrengungen durch eine nachlässige Administration in wenigen Monaten wieder verloren gehen könne. Wohl aber pflegte er in einzelnen Fällen, um solchen Rückschritten nach Kräften vorzubeugen, über die Grundsätze seiner Verwaltung, über besondere von ihm getroffene Einrichtungen etwas niederzuschreiben, und beim Abtreten von der Verwaltung solche Aufsätze in das Archiv des Ausschusses niederzulegen.

So wirkte Lindenberg als Senator 20 Jahre hindurch unter den verschiedensten Verhältnissen mit gleichbesonnener Umsicht, redlichem Eifer und unermüdlicher Thätigkeit. Wie groß er von seinem Amte dachte, darüber mag er selbst reden. „Ich halte dafür, die Pflichten der Obrigkeit sind: Gerechtigkeit zu handhaben, Wittwen und Waisen zu beschützen, Zucht und Ordnung zu erhalten, zu wachen und zu sorgen, daß Alles, was geschieht auf das Beste und zum Nutzen des Ganzen geschehe, die Religion aufrecht zu halten, auf die Erziehung ein wachsames Auge zu haben. Aber können solche Pflichten wohl ausüben der Wollust ergebene Menschen, denen die Sinnlichkeit ihr Götze ist; ehrgeizige Menschen, die der Schein verblendet, eigennützige, die ihr Gewissen verkaufen und ungerechten Mammon häufen, und besonders Men-

schen, die die Religion nicht achten und ihren Leidenschaften den Zügel schießen lassen?"

Wenn aber gleich treue und pünctliche Erfüllung seiner Berufsgeschäfte ihm überall das Erste und Wichtigste war, so wußte Lindenberg doch durch angestrengteres Arbeiten und noch mehr durch Zurückziehen von geräuschvollen, viele Zeit raubenden Vergnügungen und Zerstreuungen, die ohnehin seiner Individualität nicht zusagten, noch manche Mußestunde für seine Lieblingsstudien zu erübrigen. Es zog ihn in dieser Periode zunächst eine Wissenschaft an, die in den letzten Decennien Riesenschritte gemacht hatte, die Astronomie, für welche zuerst ein Freund, der damalige Rector Dan. Behr seine Theilnahme anregte. Mit den Grundsätzen der Geometrie und Trigonometrie vertraut, kam er bald dahin, ohne Schwierigkeit ältere und neuere astronomische Werke, mit denen jetzt seine Bibliothek bereichert ward, lesen zu können. Allein einem Manne wie Lindenberg war, konnte es nicht genügen, die Resultate großer Forscher nur zu kennen; er mußte auf dem Wege, den sie einschlugen, selbst ihnen nachgehen, so viel mit beschränkten Hülfsmitteln möglich war, selbst beobachten und nachahmen. Es ward daher sogleich auf der Spitze des Hauses eine kleine Sternwarte gebauet, astronomische Instrumente wurden angeschafft, und oft überraschte ihn und seinen Freund Behr der dämmernde Morgen vor dem Fernrohr oder Octanten. In den letzten 20 Jahren seines Lebens mußte er jedoch seiner körperlichen Schwächen und Uebel, namentlich eines heftigen Schwindels wegen, an dem er sehr litt, der Beschäftigung mit dieser Wissenschaft gänzlich entsagen, und es war wohl die Beobachtung der großen Mondfinsterniß im Januar 1801, welche er auf seiner Sternwarte zum

Behuf der genaueren Bestimmung von Lübecks geographischer Lage vornahm, die letzte zu eigentlich wissenschaftlichem Zwecke von ihm angestellte Observation.

Je mehr aber Lindenberg nach und nach alle andere wissenschaftlichen Bestrebungen aufgeben mußte, um desto angelegentlicher beschäftigte ihn in seinen Nebenstunden die Naturgeschichte und namentlich die Mineralogie, der er bis an seinen Tod treu blieb. Die Schwierigkeiten, mit welchen das Studium dieses früher so sehr vernachlässigten Zweiges der Naturkunde verknüpft war, konnten nur seine Anstrengung und seinen Fleiß verdoppeln. Flüchtigkeit, Wankelmuth und Zerstreuung waren bei den Beschäftigungen seines Geistes ihm völlig fremd; er arbeitete mit Geduld, Genauigkeit und seltener Ausdauer und Beharrlichkeit. Etwas Angefangenes unvollendet liegen zu lassen, war ihm unmöglich. Oft klagte er darüber, wie zu der Zeit, da er zuerst mit der Mineralogie sich bekannt zu machen anfing, Valentins Materialienkammer und Linnée's Mineralsystem die besten Hülfsmittel waren, deren er habhaft werden konnte, wie man durch eine Menge von Irrthümern, Fabeln, oberflächlichen und unrichtigen Beobachtungen sich hindurch arbeiten mußte, bis durch Karsten und Werner richtigere Ansichten verbreitet und ein der Natur angemesseneres System aufgestellt wurde. Kein mineralogisches Buch, das einigen neuen Aufschluß versprach, durfte in seiner Bibliothek fehlen. Er las beständig mit der Feder in der Hand, machte Auszüge, verglich die verschiedenen Systeme, und ordnete oft aufs Neue mit großem Fleiße seine immer bedeutender werdende Sammlung nach demjenigen Systeme, das nach sorgfältiger Prüfung für das zweckmäßigste von ihm anerkannt wurde.

Eine große Freude war es jedesmal, wenn ein Kistchen mit neu entdeckten Fossilien ankam. Behutsam, mit wahrer Begierde ward es geöffnet, und dann gab es gewöhnlich viel nachzuschlagen, zu vergleichen und zu untersuchen, um von der Aechtheit der erhaltenen Exemplare eine gewisse Ueberzeugung zu erlangen. Auswärtige Freunde, und in späterer Zeit einige seiner Söhne, die theils zu ihrer Ausbildung, theils durch ihren Beruf veranlaßt, verschiedene Gegenden Europa's und Amerikas entweder durchreiseten, oder sich länger in ihnen aufhielten, waren ihm behülflich, seine Sammlung zu vermehren. Besonders aber hat sich der älteste seiner noch lebenden Söhne, jetzt hanseatischer Generalconsul in Lissabon, großes Verdienst um dieselbe erworben.

Es könnte befremden und sogar als unrecht erscheinen, daß Lindenberg bei eben so gründlichen als vielseitigen Kenntnissen niemals die Resultate seiner Forschungen und Beobachtungen einem größeren Publicum *) mittheilte, wenn nicht seine eigene Erklärung den genügendsten Grund davon angäbe. „In meiner Jugend, sagt er, fühlte ich mich zu schwach, und hatte ein zu hohes Ideal von wissenschaftlichen Werken, um etwas halb, oder unvollkommen zu leisten; in meinen spätern Jahren aber hinderten mich theils der so sehr sich

*) Seine schriftstellerischen Arbeiten bestehen außer einer zur Erlangung der Doctorwürde verfertigten Dissertation — de differentiis juris civilis et Lubecensis in argumento juramentorum. Giessae 1764 — und einiger lateinischer und deutschen meistens unter fremden Namen gedruckten Gedichten, in verschiedenen naturhistorischen Abhandlungen in dem von Walch herausgegebenen Naturforscher z. B. 10. Stück 4. Abth., 13. St. 4. Abth., 14. St. 5. Abth. u. a. m.

erweiternde Kreis meiner Amtsgeschäfte, mehr aber noch die großen Revolutionen, die alle Wissenschaften erfuhren, die Erweiterungen derselben in neuerer Zeit, die mir genug zu thun machten, das was Andere gefunden und erforscht hatten, kennen zu lernen und zu benutzen." Dazu kam dann noch etwas Anderes, das einen großen Theil seiner Zeit hinwegnahm, die Erziehung seiner Kinder, auf welche er die treueste Sorgfalt verwendete. Lindenberg war nirgends in der Welt lieber und nirgends fröhlicher als im Kreise seiner Kinder. Wie finstere Wolken auch in der bedrängten Zeit, wenn er aus dem Senate zurückkehrte, auf seine Stirn gelagert seyn mochten, so wie er mit den Seinen sich zu Tische setzte, war die gewohnte Heiterkeit wieder da. Er beschäftigte sich viel mit seinen Kindern. Die Ausbildung ihrer Geisteskräfte und die Veredlung ihrer Gemüther lag ihm auf gleiche Weise am Herzen. Die Kleinern ließ er Gellerts und Lichtwehr's Fabeln lernen und recitiren. Auf die heranwachsende Bildung wirkte er, auf mannichfache Art anregend, durch belehrende Unterhaltung, durch genaue Aufsicht auf ihre Arbeiten, durch Unterricht, den er ertheilte, durch Sorge für zweckmäßige Lectüre. Dabei besaß er die seltene Gabe, die Kinder für Alles, was er mit ihnen trieb zu begeistern und Lust und Liebe zur Sache in ihnen zu erwecken. Obgleich er den Söhnen die Wahl ihres künftigen Berufes völlig freistellte, achtete er doch bei jedem Einzelnen auf die Richtung seines Geistes und trieb mit besonderem Eifer dasjenige mit ihm, wozu Talent und Neigung sich zeigte. Mit dem Einen las er lateinische Autoren, einen Andern unterrichtete er in der Mathematik, mit einem Dritten trieb er die englische und französische Sprache, die er selbst fertig las und schrieb, in

jüngeren Jahren auch sprach. Mehrere Söhne, die in ihrer Kindheit kränkelten bereitete er allein vor, bis sie entweder unmittelbar in die höheren Classen des Gymnasiums übergehen, oder doch, sobald sie der Schule übergeben wurden, mit anderen ihres Alters gleichen Schritt halten konnten. Auch an ihren Spielen nahm Lindenberg innigen Antheil, und konnte mit den Kindern ganz und gar Kind werden. Besonders suchte er sie auf solche Spiele zu leiten, die zugleich zur Ausbildung der Körperkräfte und des Geistes beitragen konnten. In allen Gartenarbeiten, im Ballschlagen u. s. w. war der Vater der Erste und der Lehrer. Nach dem Abendessen wurden Räthsel und Charaden gemacht, die Erwachsenern im Schachspiel (worin Lindenberg für einen Meister gelten konnte) geübt, ein andermal physicalische Belustigungen angestellt, oder Naturkörper unter belehrenden Erläuterungen vorgezeigt. In späteren Jahren, bei zunehmender Kränklichkeit wurden alle diese Beschäftigungen natürlich seltener vorgenommen; doch ließ sich L. auch noch in höherem Alter, besonders an Sonn- und Festtagen leicht von seinen Kindern erbitten, an ihren und ihrer Gespielen muntern, geselligen Spielen Theil zu nehmen und freuete sich dann herzlich an dem lauten und allgemeinem Jubel, der gewöhnlich entstand, wenn es hieß: der Vater spielt diesen Abend mit! Uebrigens war seine Erziehungsmethode die der alten Zeit. Es gehörten in dieselben Grundsätze wie z. B. das Kind muß frühzeitig entbehren, muß bei Zeiten seinen eigenen Willen aufgeben und brechen lernen, Kinder müssen schweigen, wenn Erwachsene reden u. s. w.; eine Methode, die freilich von der später hin und wieder Mode gewordenen, nach welcher die Kinder das Haus regieren, vorlaut die Unterhaltung führen, im 16. und 20. Jahre

bereits alles bis zum Ekel genossen haben, was man sonst dem Mannes- und Greisenalter aufsparte, sehr abweicht; welche aber die richtige ist, mag die Zeit lehren. Wenn Lindenberg auf der einen Seite vielleicht mehr durch verständige Vorstellungen und Gründe auf Kinderseelen zu wirken suchte, als durch dieselben der Natur der Sache nach sich wirken läßt, so ward doch dieser Fehler wieder gut gemacht durch seine eiserne Consequenz in der Erziehung. Sein Ja und sein Nein war unwiderruflich, und es hätte keins seiner Kinder auch nur den Muth gehabt, seinem entschieden erklärten Willen ein einziges Wort entgegen zu setzen. Als den höchsten Zweck der Erziehung aber sah Lindenberg weder feine äußere Politur an, noch Ausbildung einzelner Talente und Fähigkeiten, sondern möglichste Entwickelung eines bestimmten und festen Characters; und da diesen kein Kind erlernen, sondern nur dadurch erlangen kann, daß es in das höhere Leben der Aeltern sich hineinlebt, so forderte er nicht leicht etwas von den Seinen, worin er nicht selbst mit Beispiel ihnen vorangegangen wäre. Besonders aber war er der Meinung, daß ein fester Character sich nicht bilden könne, wenn nicht frühzeitig die Keime ächter Frömmigkeit in des Kindes Herz gepflanzt würden, und seinem ganzen Wesen eine vorherrschende Richtung nach oben gegeben. „Ein Mensch ohne Religion ist immer ein Mensch ohne Character," pflegte er oft sehr wahr zu sagen. Darum versammelte er jeden Morgen seine Kinder auf seinem Zimmer zu gemeinschaftlichem Gebet, oder zur Anhörung eines von ihm vorgelesenen Gesanges, und auf gleiche Weise ward mit den Erwachsenern der Tag beschlossen. Paul Gerhard's, Klopstocks und Gellerts Lieder ließ er der Reihe nach auswendig lernen; auch las er am

Sonntage nach Mittag gewöhnlich den Seinen eine Predigt, oder einen Abschnitt aus einem andern Erbauungsbuche vor; Tillotson, Saurin, Mosheim, Jerusalem, Zollikofer waren in dieser Hinsicht seine Lieblingsschriftsteller.

Dies führt mich denn auf den höchsten und erfreulichsten Standpunct, aus welchem Lindenbergs ganzes Leben angesehen werden muß, auf dasjenige, was in seinem ganzen Leben beseelendes Princip war, der eigentliche Grund seines Thuns und Lassens, ich meine seine aufrichtige christliche Frömmigkeit. Gemäß der Eigenthümlichkeit des ganzen Mannes, war auch sie nicht sowohl Sache des Gefühls, als der klaren, festen Ueberzeugung, nicht ein momentanes Ergriffenseyn, sondern ein stätiges ununterbrochenes Handeln nach religiösen Grundsätzen. Erzogen von einer frommen Frau, in einer Zeit, wo wenigstens in Lübecks Mauern noch allgemein christlicher Sinn *alle* Lebensverhältnisse durchdrang, war er von Jugend an gewöhnt, sich durch höhere Rücksichten in seinem Thun und Treiben bestimmen zu lassen, alle Schickungen seines Lebens, auch die kleinsten von Gott herzuleiten, und hatte in dem, was die Pfleger seiner Kindheit und Jugend als heilige, unverletzliche Wahrheit ihm gegeben, Befriedigung und Trost gefunden, ohne vielleicht jemals über die Haltbarkeit seines Glaubens gründlich nachgedacht zu haben. Da auf einmal brach durch Kant's Auftreten jene gewaltige geistige Revolution aus, die alle philosophischen und theologischen Systeme über den Haufen stürzte. Dem regsamen, in der literärischen Welt nichts unbeachtet lassenden Manne konnten die sogenannten neueren Ansichten in der Theologie nicht lange fremd bleiben. Er sah das Fundament, auf welchem bis dahin sein ganzes Leben geruhet

„denn, daß so Viele des rechten Weges verfehlen,
„doch Wenige geneigt sind, der Leitung des gött-
„lichen Wortes umbedingt und treu zu folgen!“

Daß Lindenberg auch bei Untersuchungen die-
ser Art nicht oberflächlich zu Werke ging, sondern
redlich, Gründe gegen Gründe abwiegend, forschte,
geht aus manchen seiner schriftlichen Aeußerungen
aus jener Zeit hervor. „Es ist wahr, „sagt er“
„der Christenglaube hat auch seine Schwierigkeit
und seine Dunkelheiten, und es lassen sich nicht
leicht alle Zweifel, die gegen einige Puncte dessel-
ben in unsern Tagen gemacht sind, völlig heben.
Aber ist denn noch ein anderes Licht auf Erden,
das unsern Geist besser erleuchtete? Wann ein
Wanderer einen finstern, rauhen und ungebahnten
Weg durch den Wald nehmen wollte, weil auf der
geraden und lichtvollen Straße doch auch hie und
da einige Steine liegen, wäre der nicht ein Thor?
Und machen es die besser, die den christlichen Glau-
ben wegen einiger Dunkelheiten verwerfen? Die
christliche Religion gibt uns die würdigsten Vorstel-
lungen von dem Gott, der die Liebe ist, gibt die
die besten Tröstungen in allen Leiden, die herrlich-
sten Aussichten für das künftige Leben, beruhigt
im Leben und im Sterben. Zeige mir doch Je-
mand eine bessere Religion, so will ich sie gleich
annehmen.“

Lindenberg sprach selten und wenig über seine
religiöse Ueberzeugung, aber so oft er es that, mit
Ernst und Wärme. Er konnte Einwürfe ruhig
anhören, sobald sie auf Gründen und eigenem
Nachdenken beruheten, aber er wies sie mit Hef-
tigkeit ab, wenn nur oberflächliche Nachbeterei, oder
Prunken mit modischen hochklingenden Phrasen sich
in ihnen verrieth. Einen wahren Haß hatte er
gegen Recensionen, „die, statt Gründe anzugeben,

den Gründen, auf denen sie beruheten, bekannt zu machen, versäumte aber auch nicht, das audiatur et altera pars und las mit Nachdenken und Prüfung die Schriften, in denen ein Laland, Bernet, Leß, Pascal, Kleuker u. a. m. mit eben so viel gründlicher Kenntniß als Wärme und Scharfsinn die Wahrheit und Göttlichkeit der Offenbarung vertheidigt haben. Und als auch da noch keine eigene und feste Ueberzeugung sich gestalten wollte, ging er zurück auf die Quelle christlicher Erkenntniß, die heilige Schrift, las sie aufs Neue mit größerem Ernst — und das Resultat war: Es gibt nichts, was den Verstand und das Herz wahrhaft befriedigt, als die einfache Lehre der Bibel. In dieser Ueberzeugung hat ihn seitdem nie irgend Etwas irre machen können. „In des Menschen sittlichem Leben," schreibt er in dem angeführten „Mnspt., „sind zwei Puncte merkwürdig, und „das ganze Leben läßt sich mit einer zwischen die„sen Puncten fortzuführenden Linie vergleichen. „Der eine heißt Bedürfniß, und aus diesem „Puncte wird die Linie angefangen; der andere „heißt Seligkeit, und dahin soll die Linie gezo„gen werden. Allein wie soll der Mensch diese „gerade Linie erhalten? Soll er auf's Gerathewohl „ohne Leiter und Hülfsmittel von einem Puncte „zum andern hinziehen? Ja da wird er durch „Krümmungen und Umwege, durch Seiten- und „Rückzüge verhindert, je zum äußersten Punct in „gerader Linie zu gelangen. Er muß also das „Richtscheid zur Hand nehmen, d. h. er muß dem „Worte Gottes folgen. Wie nun eine Linie zwi„schen zwei Puncten möglich ist, so gibt es nur „einen Weg zur Seligkeit; aber der Abwege sind „so viele und unzählige, als krumme Linien zwi„schen zwei Puncten möglich sind. Was Wunder

„denn, daß so Viele des rechten Weges verfehlen, „doch Wenige geneigt sind, der Leitung des gött- „lichen Wortes unbedingt und treu zu folgen!“

Daß Lindenberg auch bei Untersuchungen die- ser Art nicht oberflächlich zu Werke ging, sondern redlich, Gründe gegen Gründe abwiegend, forschte, geht aus manchen seiner schriftlichen Aeußerungen aus jener Zeit hervor. „Es ist wahr, „sagt er „der Christenglaube hat auch seine Schwierigkeit und seine Dunkelheiten, und es lassen sich nicht leicht alle Zweifel, die gegen einige Puncte dessel- ben in unsern Tagen gemacht sind, völlig heben. Aber ist denn noch ein anderes Licht auf Erden, das unsern Geist besser erleuchtete? Wann ein Wanderer einen finstern, rauhen und ungebahnten Weg durch den Wald nehmen wollte, weil auf der geraden und lichtvollen Straße doch auch hie und da einige Steine liegen, wäre der nicht ein Thor? Und machen es die besser, die den christlichen Glau- ben wegen einiger Dunkelheiten verwerfen? Die christliche Religion gibt uns die würdigsten Vorstel- lungen von dem Gott, der die Liebe ist, gibt die die besten Tröstungen in allen Leiden, die herrlich- sten Aussichten für das künftige Leben, beruhigt im Leben und im Sterben. Zeige mir doch Je- mand eine bessere Religion, so will ich sie gleich annehmen.“

Lindenberg sprach selten und wenig über seine religiöse Ueberzeugung, aber so oft er es that, mit Ernst und Wärme. Er konnte Einwürfe ruhig anhören, sobald sie auf Gründen und eigenem Nachdenken beruheten, aber er wies sie mit Hef- tigkeit ab, wenn nur oberflächliche Nachbeterei, oder Prunken mit modischen hochklingenden Phrasen sich in ihnen verrieth. Einen wahren Haß hatte er gegen Recensionen, „die, statt Gründe anzugeben,

nur hämische Ausfälle machen, und mit dem Ausdruck: lächerlich und unsinnig, Alles abfertigen." „Man sieht," schrieb er in einem Briefe, „wie weit der Stolz einiger Theologen und Philosophen in unsern Tagen führt, daß sie alle menschliche Gesinnung verlieren, die Liebe ablegen und beißigen Hunden gleich werden." Er konnte den seinigen entgegengesetzte Ansichten ertragen, sobald der Mann, der sie vorbrachte, Ernst zeigte; aber er konnte in Zorn gerathen, wenn das, was ihm heilig war, mit gemeinen und rohen Händen betastet und mit Spott behandelt ward. „Wenn in Gesellschaften „über einen religiösen Gegenstand gespottet wird, „so verliert ein solcher bei den meisten Menschen „mehr, als ihm die tiefsinnigsten und gründlichsten „Beweise wieder geben können. Letztere erfordern „ernsthaftes Nachdenken und Sammlung der Gedanken, wozu die wenigsten Menschen, und auch „diese Wenigen nicht immer fähig sind; des Spot„tes aber erinnert man sich allenthalben ohne Mühe „wieder." — Lindenberg pflegte auch von seinem Christenthume nicht viele Worte zu machen. Er war der Meinung, daß wahre Frömmigkeit sich nicht in Worten, sondern in Werken offenbare. Auf practisches Christenthum überall dringend, zeigte er selbst durch sein ganzes Leben, in seinem Thun und Lassen, seinem Arbeiten und Genießen, in der Art wie er, wo eine Gelegenheit sich darbot, laut seine Ehrfurcht und Liebe für den Stifter des Christenthums bezeugte, und in der Art, wie er in der tiefsten Verborgenheit wohlthat, um seinen Lohn nicht vor der Zeit dahin zu nehmen, im öffentlichen Wirken und im Hause, daß er kein höheres Streben kenne, als selbst ein practischer Christ zu seyn. Noch in seinem 80. Jahre schrieb er am Schlusse eines Briefes an einen jungen Freund,

geb. Carstens, die 33 Jahre hindurch die treue Pflegerin seines siechen Alters geworden ist und Lindenberg auch überlebt hat. Aus dieser Ehe wurden ihm 5 Kinder geboren, von denen 2 Söhne und eine Tochter noch am Leben sind. Wenn auf der einen Seite noch oft das Vaterherz an tiefen Wunden blutete, und Lindenberg noch manchen seiner Lieblinge zum Grabe geleiten mußte, so ward ihm doch auf der andern Seite in seinem Alter manche wahrhafte Freude durch seine Kinder. Bereits im Jahre 1800 hatte sich der älteste seiner noch lebenden Söhne in Lissabon verheirathet, und Lindenberg konnte noch 15 Enkel, von denen auch leider manche im zarten Alter starben, zwar nicht an das Herz drücken, aber doch in das Familienregister eintragen. Auch sein ältester Sohn aus der zweiten Ehe (Doct. der Rechte und Amtmann in dem Lübeck und Hamburg gemeinschaftlichen Amte Bergedorf) führte dem Vater noch 3 blühende Kindeskinder zu. Durch dergleichen frohe Begebenheiten fand sich denn auch Lindenberg reichlich entschädigt für so manches Körperleiden, das häufig in seine Lieblingsstudien, bisweilen auch in seine Berufsgeschäfte störend eingriff. Ein unglücklicher Fall auf dem Glatteise hatte schon früher bei ihm die Gefäße des Kopfes sehr geschwächt. Besonders aber lag er im Jahre 1801 an einer schweren und langwierigen Krankheit darnieder, als deren Folge die rheumatischen und Nerven-Uebel anzusehen sind, die sein Alter so leidend machten.

Wer die Masse der Berufsgeschäfte kennt, die in diesem Freistaate auf einem Vorgesetzten lasten, und dabei berücksichtigt, wie viele Stunden Lindenberg täglich der Erziehung und dem Unterrichte seiner Kinder widmete, wie vielen Theil er an ihren Spielen und Freuden nahm, und auf der an-

dern Seite, wie viele häusliche Sorgen und Leiden ihn trafen, dem möchte es fast unbegreiflich scheinen, wie es ihm möglich ward, daß er nicht nur zu bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten Muße gewann, sondern auch zu gewissen Zeiten des Tages besuchende Freunde ihm immer willkommen waren. Die Hauptursache, daß er so Vieles leistete, lag, abgesehen von seinen glücklichen Naturanlagen, von der Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der er arbeitete, in der gewissenhaften Benutzung und zweckmäßigen Eintheilung seiner Zeit und in der nur ungern von ihm unterbrochenen Regelmäßigkeit seines Lebens. Besonders wußte er den durch nichts zu ersetzenden Werth der frühen, ruhigen Morgenstunden zu schätzen. „Ein Langschläfer," pflegte er oft zu sagen, „verträumt den besten Theil seines Lebens." So lange nicht Kränklichkeit und Schwächen des Alters ihn daran hinderten, konnte man ihn im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr an seinem Schreibtische finden. Er wußte ferner nicht nur Stunden, sondern auch Minuten zu schätzen, und nur einen Augenblick völlig müßig, ohne alle Beschäftigung des Geistes, oder des Körpers zuzubringen, war ihm unmöglich. Immer aufgelegt, etwas Nützliches vorzunehmen, haßte er alles leere Geschwätz und alle zwecklose zeittödtende Plauderei und Neuigkeitssucht. „Nur geschwinde, geschwinde, nur zur Sache, die Zeit ist mir edel," mußte Mancher hören, der durch lange Umschweife seinen Vortrag einleitete. In seinen Berufsgeschäften hielt er genau die Stunde, und bedauerte jede Minute, die durch unnütze Zögerung verloren ging. „Sie sind mein Mann, Sie sind prompt," rief er einst dem verdienstvollen, von ihm hochgeschätzten Director des Gymnasiums Mosche entgegen, ihm freundlich die Hand bie-

tend, als dieser zur bestimmten Stunde bestellt, mit dem ersten Schlage derselben in die Thür trat. Und dagegen hatte gewiß nicht den freundlichsten Empfang zu erwarten, wer ihn eine halbe Stunde vergebens warten ließ. Lindenberg hatte immer Zeit übrig, weil er nie etwas auf den letzten Augenblick verschob, sondern, so viel es ihm möglich war, im Voraus arbeitete. „Nichts aufschieben, Kinder," war eine seiner stehenden Erziehungslehren, und er konnte ernstlich böse werden, wenn Jemand was heute geschehen konnte, morgen zu thun verhieß. Dazu gesellte sich eine pünctliche, mitunter ins Peinliche gehende Ordnungsliebe. Lindenberg hat mit nichts weniger Zeit verloren, als mit vergeblichem Suchen nach verlornen oder verlegten Sachen. Jedes Buch und jedes Papier hatte seinen ihm angewiesenen Platz, und er verließ buchstäblich nie auf längere Zeit das Zimmer, ohne Alles erst an seinen gehörigen Ort gelegt zu haben. Jeder Brief wurde sogleich mit dem Tage seines Empfanges und der Beantwortung bezeichnet, jede Ausgabe augenblicklich eingetragen, auf jedem Convolute der Inhalt genau angegeben. Er nannte die Ordnung die Seele des Lebens, und meinte, daß, wer sich früh zur Ordnung gewöhne, sein Leben doppelt lebe. Ihr verdankte er es auch, daß er mit Wahrheit von sich sagen konnte, er habe selten in seinem Leben, wie mannichfache Geschäfte ihm auch oblagen, etwas vergessen; und ungern kam er in höherm Alter seinem auch in Kleinigkeiten getreuen Gedächtnisse durch Aufschreiben zu Hülfe.

Es bedarf wohl kaum der Rechtfertigung, daß bis dahin nur vorzugsweise die Lichtpartien in Lindenbergs Character hervorgehoben, die Schattenseiten mit Stillschweigen übergangen sind. Daß

auch von eigenthümlichen Mängeln und Schwächen gerade ein Mensch, wie Lindenberg war, nicht frei ist, daß strenge Consequenz mitunter zur Einseitigkeit, Festigkeit des Willens zum Eigensinn, Energie und Lebendigkeit zur Härte und Heftigkeit verleiten, daß überhaupt kräftige und gediegene Menschen leichter in Extreme gerathen, als kraft- und willenlose, seichte und träge Schwächlinge, das weiß ohnehin jeder, der die menschliche Natur in ihren Tiefen erkannt hat. Aber der Vf. rechnet auch auf Leser, die überall den Geist höher achten als den Buchstaben, und folglich das Urtheil über einen Menschen nicht fällen nach einzelnen und abgerissenen Aeußerungen seines Lebens, sondern nach dem, was aus dem tiefsten Grunde des Wesens heraus Willen und That bestimmte.

Der 2. August des Jahres 1805 rief Lindenberg zur Bürgermeisterwürde. Unter bangen, gerechten Besorgnissen, welche die traurige Lage Deutschlands und der immer näher rückende Kriegsschauplatz veranlaßten, trat er die neue Laufbahn an. Daß er schwere, auch seiner Vaterstadt bevorstehende Schicksale ahnete, oder vielmehr als unvermeidlich ansah, bezeugte er in der Rede, mit der er zuerst in seiner neuen Würde den versammelten Senat begrüßte: „Männliche Fassung, un„erschütterlicher Muth", so schloß er, „werde Ih„nen bei allen drohenden Gefahren, bei allen Stür„men und Widerwärtigkeiten, mit denen unsere „bedenkliche Zeit uns bedroht, zu Theil. Möge „der Schutz und Schirm des allwaltenden Gottes „sich auf uns, auf alle unsere Bürger und Ein„wohner erstrecken. Er erhalte uns in dem glück„lichen Frieden, in dem wir uns bis jetzt, Gott „Lob, noch befinden. Es stehe aber unserer Va„terstadt bevor, was da wolle, so herrsche dennoch

„stets in ihren Mauern Eintracht und Ruhe, Bür-
„gersinn und Gewerbfleiß, wahre Frömmigkeit und
„ungeschminkte Sittlichkeit, Liebe und Treue gegen
„die Oberen, und die Pflanzschule alles Guten,
„eine weise Erziehung der Jugend" u. s. w.

Lindenberg verwaltete als Bürgermeister an-
fangs das Präsidium der Kämmerei, einer Behörde,
welcher nach der damaligen Verfassung die Verwal-
tung des gesammten Gebietes außerhalb des Weich-
bildes der Stadt oblag. Dann führte er bis zum
Jahre 1811 abwechselnd den Vorsitz im Oberge-
richte, und das Präsidium in den allgemeinen Staats-
versammlungen. Letzteres, früher belohnend und
erfreulich, war in damaliger Zeit, besonders seit der
in Folge der Schlacht am 6. Nov. 1806 eingetre-
tenen Besetzung Lübecks durch französische Truppen,
eben so schwierig als unerfreulich. Es führte eine
drückende Last von Geschäften mit sich, die Linden-
berg oft nöthigte, was er sonst nie gethan hatte,
noch nach dem Abendessen den Seinigen sich zu
entziehen. Es erforderte große Thätigkeit, ohne
durch erfreuende Resultate zu belohnen. Unbefugte
Anmaßungen, alles Maß überschreitende Forderun-
gen und gewaltsame Einmischungen der fremden
Militärbehörden traten überall, den besten Willen
hemmend und die Kräfte des kleinen Staates er-
schöpfend, in den Weg. Es fehlte oft an Zeit,
Muth und Mitteln, um auf die innere Verwaltung
die zum Gedeihen des Ganzen erforderliche Auf-
merksamkeit zu verwenden; denn die politischen
Verwickelungen hatten jedes andere Interesse ver-
schlungen. Dennoch wirkte der Senat mit verein-
ter Kraft, und an seiner Spitze Lindenberg, die
steigende Noth und den immer lästiger werdenden
Druck, wenigstens so viel möglich zu lindern.

Nachdem gegen Ende des Jahres 1810 der

damalige Beherrscher Frankreichs auch das nördliche Deutschland seinem Reiche einverleibt hatte, dann im Februar 1811 der Senat in Lübeck aufgehoben, und provisorisch aus demselben zwei Commissionen für die Verwaltungs- und Justizangelegenheiten gebildet wurden, ward Lindenberg den ersteren als Präses vorgesetzt. Da aber im August desselben Jahres auch diese Commissionen aufgelöst und alle Behörden auf französische Art organisirt wurden, zog er sich völlig in das Privatleben zurück. Dem regsamen und an Thätigkeit so sehr gewöhnten Manne war es aber nicht möglich, auch seine letzten Jahre unbeschäftigt und in träger Ruhe hinzubringen. Er eilte noch einmal zurück zu den Beschäftigungen seiner Jugend. Der bestäubte Sueton und Tacitus ward aus der Bibliothek hervorgeholt und fleißig gelesen, die ganze Mathematik nach neueren Lehrbüchern wieder durchgearbeitet, die noch übrige Zeit füllten die besonders von ihm geschätzten englischen Geschichtschreiber Gibbon und Robertson. Die Durchsicht seiner Sammlungen, sein Garten, die Pflege seiner Blumen und Bäume gewährten dem Greise Erholung. Ein Tag der reinsten Freude war ihm der 19. März des Jahres 1813, als nach Abzug der letzten französischen Truppen die bisherigen Behörden sich auflösten, und Lindenberg durch eine Deputation aufgefordert ward, sich wieder an die Spitze des Senates zu stellen, als die durch die neugewonnene Freiheit begeisterten Bürger Lübecks, mit Bändern und Zweigen geschmückt, in den Straßen wogten, und die jubelnde Menge vor Lindenbergs und Tesdorpfs Wagen die Pferde ausspannte, und wie im Triumph ihre beiden ältesten Väter auf das Rathhaus und auf dieselbe Weise zurück in ihre Wohnungen geleitete. Lindenberg verwaltete wieder bis zum Juni

desselben Jahres das Präsidium im Senate. Nachdem aber die noch immer nicht verschmerzten Stürme, die in Folge der Besetzung Hamburgs durch Davoust auch Lübeck trafen, vorüber, und die Freiheit bleibend gesichert war, nahm Lindenberg, theils zu alt sich fühlend, so manche durch die Zeitumstände nothwendig gewordenen Reformen jetzt einzuleiten, theils das Ende seines Lebens nahe glaubend, dankbar das Anerbieten seines ihm verwandten und innig befreundeten jüngeren Collegen Tesdorpf an, das Präsidium ihm für immer abzunehmen. Bald nöthigte ihn auch zunehmende Kränklichkeit, von den Sitzungen des Senates sich zurückzuziehen; doch blieb ihm die Verwaltung aller derjenigen Geschäfte, denen er, ohne seine Wohnung zu verlassen, vorstehen konnte, namentlich die Verwaltung der Kirchen und der in Lübeck so beträchtlichen milden Stiftungen, denen er theils als ältester Bürgermeister, theils als ältestes Glied der Familie vorgesetzt war. Mit rührender Treue und Gewissenhaftigkeit führte er dieselbe, arbeitete oft unter den störendsten Schmerzen, hatte aber auch die Freude vielfach, wenigstens von genauer Unterrichteten seine Bemühungen anerkannt zu sehen. Bei häufig nothwendigen Zusammenkünften in seinem Hause mit den Mitverwaltenden, erfreute er diese noch oft durch seine licht- und planvollen, die Hauptsache immer treffend hervorhebenden Vorträge. Es war sein Grundsatz, daß bei milden Stiftungen der Wille des Stifters als heiliges und unverletzliches Gesetz gelten müsse, und der Fond nur zu solchen wohlthätigen und milden Zwecken verwandt werden dürfe, zu denen derselbe von dem Gründer bestimmt war. Er strebte daher eifrig, die Unabhängigkeit der Verwaltung aufrecht zu halten, und hielt es für eben so ungerecht als un-

politisch, einen Theil des Vermögens der Stiftungen zu andern Staatszwecken zu verwenden. Diese Ansichten waren freilich mitunter im Drange der Zeitverhältnisse nicht strenge durchzuführen, sie sind aber durch die Erfahrung vollkommen gerechtfertigt, und als richtig allgemein anerkannt worden. Mit besonderer Vorliebe führte Lindenberg auch die Oberaufsicht über die nicht unbedeutende Stadtbibliothek, und war während einer Reihe von Jahren eifrig bemüht, die erforderlichen Mittel zur nothwendigen Vergrößerung ihres Locals, so wie zur Ergänzung unvollständiger und Anschaffung neuer Werke herbeizuschaffen, Bemühungen, die bis dahin fruchtlos geblieben sind.

Auch den geselligen Umgang gab Lindenberg mehr und mehr und endlich ganz auf. Doch blieben ihm besuchende Freunde immer angenehm und diese rühmten stets seine lebhafte, theilnehmende und geistvolle Unterhaltung. Wie ungeschwächt noch im hohen Alter seine Geisteskraft war, beweist, daß er noch im 80. Lebensjahre eine junge Freundin in der mathematischen Geographie und der Himmelskunde in täglichen Stunden unterrichtete, daß er in demselben Jahre, als ihm Hoffmanns Handbuch der Mineralogie in die Hände kam, und die darin befolgte Ordnung ihn ansprach und diesem Werke vor früheren einen Vorzug zu geben schien, sich schnell entschloß, seine ganze beträchtliche Sammlung noch einmal umzuordnen, und einen neuen Catalog zu verfertigen, eine Arbeit, die er wenige Monate vor seinem Ende vollendete. Im Anfang des Jahres 1824 befiel ihn ein Brustfieber, zu dem später noch ein anderes Uebel sich gesellte. Heftiger Schmerz und fürchterliche Phantasien raubten ihm die Besinnung. Auch die treueste, selbstaufopfernde Sorge des Arz-

tes vermochte nur wenig Linderung zu verschaffen. Dennoch widerstand die kräftige Natur noch zwei ganze, für ihn wie für die Seinigen qualvolle Monate. Er entschlief im 84. Lebensjahre.

In dem letzten Jahre (der Handschrift nach zu urtheilen) setzte er unter das oft angef. Mscpt. zum Schlusse die Worte: „Viel, unendlich viel „habe ich in der Welt gelitten; aber der unendlich „liebende Gott hat mich auch göttlich gestärkt. Ein „zufriedenes Herz war stets mein Loos — ein Ge„schenk göttlicher Huld und Gnade. Und das gü„tige Wort Gottes, wie hat es mich erquickt, wie „in meine tiefe Wunden Linderung geträufelt.“ Auf dem Tische, an dem er zu arbeiten pflegte, lag, sauber von ihm abgeschrieben zur täglichen Erinnerung, Spaldings Lied: Des Todes Graun, des Grabes Nacht, flieht Herr vor deiner Wahrheit Macht u. s. w. Einer der vielen Denksprüche, mit denen er sich selbst und Andere zu ermuntern gewohnt war, war:

Wirket, so lange es Tag ist; denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann.

Michael Friedländer *),

Doctor der Arzneikunst, der Societé de l'Ecole de medecine, der Societé academique et de l'Athénée de medecine de Paris, der königl. bairischen Academie der Wissenschaften zu München und der physisch-medicinischen Gesellschaft zu Erlangen correspondirendes Mitglied.

geb. 1769.
gest. im April 1824.

Er war der älteste Sohn des Waarenhändlers Meyer Friedländer zu Königsberg in Ostpreußen und der Enkel des Joachim Moses Friedländer, eines ausgezeichneten Mannes, der, zwar auch nur

*) Die Kürze der Biographie eines so geistvollen Arztes findet ihren Grund theils in dem stillen Einzelleben des Geschiedenen, theils in seinem Aufenthalte zu Paris, dieser volkreichen Stadt, in welcher sich selten die Persönlichkeit, noch dazu eines Fremden, so besonders hervorzuheben und beachtet zu werden pflegt, daß von ihr viel aufgezeichnet werden könnte. Indeß sind uns auch diese schwachen Umrisse aus der Feder eines im hohen Alter noch mit dem lebendigsten Sinn für das Wahre, Gute und Schöne reich begabten Schülers und Freundes von Mendelssohn, des einzigen noch lebenden Oheims des Verstorbenen, den vielleicht seine anerkannte bescheidene Einfachheit zurückhielt, Mehreres zum Lobe seines Neffen hier zu sagen, sehr willkommen und mögen zu künftigen vollständigen Nachträgen ermuntern. Nur wenige anderweitige Notizen haben diesen Mittheilungen beigefügt werden können, wie auch besonders bemerkt ist.
D. H.

Kaufmann und Banquier, doch mit Recht als Zierde seiner Religions- und Zunftgenossen galt. — Unser Michael erhielt in seinem väterlichen Hause eine liberale Erziehung unter Leitung des Isaac Euchel, bekannt als Gelehrter und Mitherausgeber des ersten hebräischen Journals Hamassepb, *) wozu der wißbegierige Schüler die erste Veranlassung gab, und wahrscheinlich auch Beiträge geliefert hat.

Neigung und Talent führten ihn den Wissenschaften zu. Nachdem er sich in seiner Vaterstadt unter Kant, Krause, Hager, Schulze und andern Männern vorbereitet hatte, ging er 1787 nach Berlin, Göttingen und Halle und widmete sich der Arzneiwissenschaft mit einem unermüdlichen Fleiß. In letzterer Universität erhielt er 1791 die Doctorwürde. Auf einer dann angetretenen 3jährigen Reise besuchte er Holland, England und Schottland (wo er viele Monate in Edinburg blieb), Deutschland, Italien und die Schweiz; die Spitäler waren vorzügliche Gegenstände seines Studiums.

Auf diesen Reisen knüpfte er gelehrte Verbindungen mit Männern seines Faches an, und theilte

*) oder „der Sammler.“ Diese Zeitschrift enthielt rein hebräische und deutsche Aufsätze, mit besonderer Hinsicht auf die israelitischen Genossen. In jener Epoche machte sie Aufsehen und erhielt Anerkennung. Der berühmte Eichhorn erwähnt ihrer in seinen, der morgenländischen Literatur gewidmeten, Journalen mit entschiedenem Beifall, und ermunterte zu ihrer Fortsetzung. — Außer J. Euchel waren die Professoren Joel Löwe und A. Wolfssohn in Breslau Mitherausgeber. Beide sind als gelehrte, practische Schulmänner und als Uebersetzer rühmlichst bekannt, erster zeichnete sich noch besonders als gründlicher deutscher Sprachlehrer aus. „Der Sammler“ erschien zuerst in Königsberg 1784 und, nach einiger Jahre Unterbrechung, in Breslau, wo das Journal 7 Bände stark, 1797 seine Endschaft erreichte.

in mehreren Journalen die gesammelten wissenschaftlichen Nachrichten mit. Auch die andern Fächer der Wissenschaften, die nicht in unmittelbarer Verbindung mit seinem Berufe standen, blieben von seinen Studien nicht ausgeschlossen; ja selbst den bildenden Künsten huldigte er in seinen Mußestunden. Im Jahr 1799 war er einer der Ersten, welcher nach Berlin den Schutzpocken-Impfstoff verpflanzte.

Die Unruhen in Deutschland nahmen überhand; die Umwälzungen unterbrachen alle Verbindungen mit Frankreich, und dieses befestigte in ihm einen schon früher gefaßten Vorsatz (1800), sich in Paris häuslich niederzulassen; denn nicht allein war er da als Mensch und Gelehrter liebevoll aufgenommen worden, sondern das Vertrauen zum Arzt steigerte sich mit jedem Tage, daß er als solcher, selbst in den vornehmsten Häusern, wohlthätig wirken konnte. So war er, um mehrerer nicht zu erwähnen, der Arzt der berühmten Frau von Stael in ihren letzten Lebensjahren. Dazu kam, daß ihm, seiner Religion wegen, jede Aussicht zu einer öffentlichen Stelle in seinem Vaterlande versperrt war. Indessen gab er als Schriftsteller seine Verbindung mit Deutschland nicht auf, wie das Journal beweist, das er gemeinschaftlich mit dem Professor Pfaff unter dem Titel: Französische Annalen für die allgemeine Naturgeschichte, Physik, Chemie rc. (Hamburg und Leipzig 1803) veranstaltete. Deutsche und Franzosen wurden durch dasselbe gegenseitig auf ihre ihnen eigenthümlichen Schätze aufmerksamer, und die Berichte über öffentliche Erziehung, pariser Armenanstalten u. s. w. trugen gedeihliche Früchte. — Hufelands und andre medicinische Journale versah er mit wichtigen Nachrichten; so wie die französischen Zeit=

schriften durch ihn mit den vorzüglichsten Männern und Werken Deutschlands bekannt wurden. Er lieferte Beiträge zu dem Journal de l'Education par Guizot, zu dem Dictionnaire des sciences medicales, wo besonders die Artikel Mortalité, Ivresse, Statistique médicale, von ihm mit vorzüglicher Sorgfalt ausgearbeitet sind, und war Mitarbeiter an der Biographie universelle und der Révue encyclopédique. Endlich gab er 1815 ein selbstständiges Werk, unter dem Titel: de l'Education physique de l'homme (Paris 8.) heraus, das in Frankreich beifällig aufgenommen und auch in Deutschland einen sachkundigen Uebersetzer gefunden hat. — Die Welt hatte von diesem unermüdlich fleißigen Mann mehrere Schriften zu erwarten, an deren Ausführung ihn ein schneller unerwarteter Tod verhinderte. Die ehrenvolle Aufnahme in mehrere französische und deutsche gelehrte Gesellschaften gibt hinlängliche Beweise, daß seine Verdienste im In- und Auslande gerechte Anerkennung fanden. Auch das königl. preußische Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten beehrte ihn mit gelehrten Aufträgen und gab ihm seine Zufriedenheit mit ihrer Ausführung wohlwollend zu erkennen.

Seinen gelehrten Eigenschaften entsprachen seine moralischen im hohen Grade. Alle unterrichtete Männer seines Vaterlandes fanden bei ihm die freundschaftlichste und uneigennützigste Aufnahme, Nachweisung und Unterstützung, die sie bei ihrer Zurückkunft von Reisen nicht genug preisen konnten, so ausgezeichnet war seine liebevolle Dienstfertigkeit.

Seine zahlreiche Familie verlor in ihm nicht

allein eine Zierde, sondern auch den zärtlichsten Bruder und den sorgsamsten Oheim und Freund. Er war väterlich besorgt für die geistige Ausbildung seiner Neffen, und ging ihnen mit Rath und That in allen Vorfällen des Lebens auf die musterhafteste und nachahmungswürdigste Weise an die Hand.

Er war ein in jeder Hinsicht achtungswerther Mann — so schildert ihn ein Ungenannter, der ihn näher beobachtet haben mochte, in einer deutschen Zeitschrift. — Für Deutsche war er einer der Hauptärzte in Paris; auch stand er mit vielen ausgezeichneten Franzosen, besonders mit Aerzten und andern Gelehrten, in Verbindung. Fr. war von kurzer etwas dicker Statur, und einem sich beständig gleich bleibenden Character. Er arbeitete fleißig, besuchte Kranke, wiewohl das Arbeiten am Pulte ihm angenehmer war, wohnte gern öffentlichen gelehrten Sitzungen bei, brachte den Abend in einer oder mehrern großen Gesellschaften zu. Hier war er aber meist nur ruhiger Beobachter, und schien an allem nicht mehr Antheil zu nehmen, als ein von der Nichtigkeit der weltlichen Dinge überzeugter Weiser daran zu nehmen pflegt. Alles zog ihn an, aber nichts bewegte ihn, oder schien ihn wenigstens zu bewegen, denn dieser Anschein von Gleichgültigkeit wird zuweilen durch innere Stürme widerlegt. Dies war aber bei Dr. F. wohl nicht der Fall; von Leidenschaft ließ er wenigstens keine Spur bemerken. Bei Aerzten läßt sich eine solche Gleichgültigkeit und die daraus entstehende Ruhe leicht erklären; sie sehen das menschliche Elend unter so häßlichen Gestalten, oft auch da, wo äußerer Glanz schimmert, daß ihnen ihre prosaische Erfahrung manche Täuschung benehmen mag. Zuweilen war es auch am

Krankenbette, daß Dr. F. an Freunde und Bekannte, mit denen er zusammentraf, eine Reihe von Fragen zu richten pflegte, als ob er ihnen den Puls fühlte und, wenn diese Fragen beantwortet waren, plötzlich das Gespräch abbrach und verschwand, ohne daß man recht einsah, wozu er aller der Antworten bedurft hatte, und was er damit machen wolle. Zuweilen liefen unter seinen Bemerkungen auch etwas paradoxe Meinungen und Naivetäten unter; übrigens urtheilte er meist sehr richtig über Gegenstände, die ihm sehr nahe lagen, und in deren Beurtheilung wir eben ihrer Nähe wegen selten unbefangen sind. Diese Urtheile wußte er manchmal recht treffend und scharf auszudrücken. Daß ein so ruhiger und kalter Beschauer des Weltlebens unverheirathet blieb, ist so wenig zu verwundern, als daß ihm seine Geschicklichkeit Vermögen erwarb. Er lag nur zwei Tage krank, und seine Freunde vernahmen seinen Tod, ehe sie etwas von seiner Krankheit erfahren hatten. Auf des humanen Banquiers Delessarts Ansuchen hatte er in der letzten Zeit eine Schrift über die deutschen Armenverpflegungsanstalten und Gefängnisse, nebst einer Literatur derselben aufgesetzt; sie ist zwar bei weitem nicht vollständig; dies konnte auch von einem in Paris lebenden Gelehrten nicht gefordert werden; indessen hat F. die Franzosen doch im Allgemeinen mit demjenigen bekannt gemacht, was in Deutschland zur Verpflegung der Armen geschehen ist und noch geschieht. Mehrere andere Arbeiten muß er im Manuscripte hinterlassen haben. —

Er starb an einem Halsübel und ward auf dem Friedhof der Israeliten zu Paris, nach seiner schriftlich hinterlassenen Verordnung, begraben, die als nicht unmerkwürdig hier wörtlich angeführt zu

werden verdient. Man sollte, heißt es darin, bei seinem Leichnam die Phylácterien, die Gebetsdecke und andre dergleichen Stücke legen, pour servir à mes co: réligionnaires comme Symbole de la religion, dans laquelle la providence m'a fait naître, et qui m'a paru être aussi favorable, que toute autre, au perfectionnement moral et des plus favorables à la liberté de la pensée.

David Friedländer,
gewesener Stadtrath zu Berlin.

J. Ludwig Pflaum,

königl. baierscher Decan und evangelischer Stadtpfarrer zu Baireuth.

geb. den 16. September 1774.
gest. den 7. Mai 1824.

Er wurde zu Walsdorf bei Bamberg geboren. Sein Vater, damals Pfarrer daselbst, war ein Mann von mannichfaltigen Kenntnissen, hoher Rechtschaffenheit und lebhaftem Geiste. Seine Mutter gehörte zu den stillen, sanften Frauen, die im Kreise der Häuslichkeit erzogen kein größeres Glück kennen, als für ihre Familie zu leben und in diesem Berufskreise ihre Pflichten geräuschlos aber gewissenhaft zu erfüllen. Ludwig nebst einer ältern Schwester und zwei Brüdern, waren von zwölf Kindern allein am Leben geblieben.

Wie glücklich seine frühern Jugendjahre waren, darüber sprach er sich öfters noch in den ernsten Tagen männlicher Reife mit Vergnügen aus. Später, bei dem Uebergang vom Knaben- ins Jünglingsalter, zeigte er weniger hervorstechende Talente als beharrlichen Fleiß, dazu erschwerte ihm noch der Mangel an Gedächtnißfähigkeit das Lernen sehr, und gab ihm eine Schüchternheit und Aengstlichkeit, daß er nur mit großer Scheu ein fremdes Haus betrat. Im Jahr 1781 wurde sein Vater Stadtpfarrer in Weißenburg im Nordgau; dort besuchte Pflaum die lateinische Schule und genoß dabei den Privatunterricht seines Vaters und

politisch, einen Theil des Vermögens der Stiftungen zu andern Staatszwecken zu verwenden. Diese Ansichten waren freilich mitunter im Drange der Zeitverhältnisse nicht strenge durchzuführen, sie sind aber durch die Erfahrung vollkommen gerechtfertigt, und als richtig allgemein anerkannt worden. Mit besonderer Vorliebe führte Lindenberg auch die Oberaufsicht über die nicht unbedeutende Stadtbibliothek, und war während einer Reihe von Jahren eifrig bemüht, die erforderlichen Mittel zur nothwendigen Vergrößerung ihres Locals, so wie zur Ergänzung unvollständiger und Anschaffung neuer Werke herbeizuschaffen, Bemühungen, die bis dahin fruchtlos geblieben sind.

Auch den geselligen Umgang gab Lindenberg mehr und mehr und endlich ganz auf. Doch blieben ihm besuchende Freunde immer angenehm und diese rühmten stets seine lebhafte, theilnehmende und geistvolle Unterhaltung. Wie ungeschwächt noch im hohen Alter seine Geisteskraft war, beweist, daß er noch im 80. Lebensjahre eine junge Freundin in der mathematischen Geographie und der Himmelskunde in täglichen Stunden unterrichtete, daß er in demselben Jahre, als ihm Hoffmanns Handbuch der Mineralogie in die Hände kam, und die darin befolgte Ordnung ihn ansprach und diesem Werke vor früheren einen Vorzug zu geben schien, sich schnell entschloß, seine ganze beträchtliche Sammlung noch einmal umzuordnen, und einen neuen Catalog zu verfertigen, eine Arbeit, die er wenige Monate vor seinem Ende vollendete. Im Anfang des Jahres 1824 befiel ihn ein Brustfieber, zu dem später noch ein anderes Uebel sich gesellte. Heftiger Schmerz und fürchterliche Phantasien raubten ihm die Besinnung. Auch die treueste, selbstaufopfernde Sorge des Arz-

[illegible] vermochte nur wenig Linderung zu verschaffen. Dennoch widerstand die kräftige Natur noch zwei ganze, für ihn wie für die Seinigen qualvolle Monate. Er entschlief im 84. Lebensjahre.

In dem letzten Jahre (der Handschrift nach zu urtheilen) setzte er unter das oft angef. Mscpt. zum Schlusse die Worte: „Viel, unendlich viel „habe ich in der Welt gelitten; aber der unendlich „liebende Gott hat mich auch göttlich gestärkt. Ein „zufriedenes Herz war stets mein Loos — ein Ge„schenk göttlicher Huld und Gnade. Und das gü„tige Wort Gottes, wie hat es mich erquickt, wie „in meine tiefe Wunden Linderung geträufelt." Auf dem Tische, an dem er zu arbeiten pflegte, lag, sauber von ihm abgeschrieben zur täglichen Erinnerung, Spaldings Lied: Des Todes Grauen, des Grabes Nacht, flieht Herr vor deiner Wahrheit Macht u. s. w. Einer der vielen Denksprüche, mit denen er sich selbst und Andere zu ermuntern gewohnt war, war:

Wirket, so lange es Tag ist; denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann.

allein eine Zierde, sondern auch den zärtlichsten Bruder und den sorgsamsten Oheim und Freund. Er war väterlich besorgt für die geistige Ausbildung seiner Neffen, und ging ihnen mit Rath und That in allen Vorfällen des Lebens auf die musterhafteste und nachahmungswürdigste Weise an die Hand.

Er war ein in jeder Hinsicht achtungswerther Mann — so schildert ihn ein Ungenannter, der ihn näher beobachtet haben mochte, in einer deutschen Zeitschrift. — Für Deutsche war er einer der Hauptärzte in Paris; auch stand er mit vielen ausgezeichneten Franzosen, besonders mit Aerzten und andern Gelehrten, in Verbindung. Fr. war von kurzer etwas dicker Statur, und einem sich beständig gleich bleibenden Character. Er arbeitete fleißig, besuchte Kranke, wiewohl das Arbeiten am Pulte ihm angenehmer war, wohnte gern öffentlichen gelehrten Sitzungen bei, brachte den Abend in einer oder mehrern großen Gesellschaften zu. Hier war er aber meist nur ruhiger Beobachter, und schien an allem nicht mehr Antheil zu nehmen, als ein von der Nichtigkeit der weltlichen Dinge überzeugter Weiser daran zu nehmen pflegt. Alles zog ihn an, aber nichts bewegte ihn, oder schien ihn wenigstens zu bewegen, denn dieser Anschein von Gleichgültigkeit wird zuweilen durch innere Stürme widerlegt. Dies war aber bei Dr. F. wohl nicht der Fall; von Leidenschaft ließ er wenigstens keine Spur bemerken. Bei Aerzten läßt sich eine solche Gleichgültigkeit und die daraus entstehende Ruhe leicht erklären; sie sehen das menschliche Elend unter so häßlichen Gestalten, oft auch da, wo äußerer Glanz schimmert, daß ihnen ihre prosaische Erfahrung manche Täuschung benehmen mag. Zuweilen war es auch am

Kaufmann und Banquier, doch mit Recht als Zierde seiner Religions= und Zunftgenossen galt. — Unser Michael erhielt in seinem väterlichen Hause eine liberale Erziehung unter Leitung des Isaac Euchel, bekannt als Gelehrter und Mitherausgeber des ersten hebräischen Journals Hamasseph, *) wozu der wißbegierige Schüler die erste Veranlassung gab, und wahrscheinlich auch Beiträge geliefert hat.

Neigung und Talent führten ihn den Wissenschaften zu. Nachdem er sich in seiner Vaterstadt unter Kant, Krause, Hager, Schulze und andern Männern vorbereitet hatte, ging er 1787 nach Berlin, Göttingen und Halle und widmete sich der Arzneiwissenschaft mit einem unermüdlichen Fleiß. In letzterer Universität erhielt er 1791 die Doctorwürde. Auf einer dann angetretenen 3jährigen Reise besuchte er Holland, England und Schottland (wo er viele Monate in Edinburg blieb), Deutschland, Italien und die Schweiz; die Spitäler waren vorzügliche Gegenstände seines Studiums.

Auf diesen Reisen knüpfte er gelehrte Verbindungen mit Männern seines Faches an, und theilte

*) oder „der Sammler.“ Diese Zeitschrift enthielt rein hebräische und deutsche Aufsätze, mit besonderer Hinsicht auf die israelitischen Genossen. In jener Epoche machte sie Aufsehen und erhielt Anerkennung. Der berühmte Eichhorn erwähnt ihrer in seinen, der morgenländischen Literatur gewidmeten, Journalen mit entschiedenem Beifall, und ermunterte zu ihrer Fortsetzung. — Außer I. Euchel waren die Professoren Joel Löwe und A. Wolfssohn in Breslau Mitherausgeber. Beide sind als gelehrte, practische Schulmänner und als Uebersetzer rühmlichst bekannt, erster zeichnete sich noch besonders als gründlicher deutscher Sprachlehrer aus. „Der Sammler“ erschien zuerst in Königsberg 1784 und, nach einiger Jahre Unterbrechung, in Breslau, wo das Journal 7 Bände stark, 1797 seine Endschaft erreichte.

ehreren Journalen die gesammelten wissen-
ichen Nachrichten mit. Auch die andern Fä-
er Wissenschaften, die nicht in unmittelbarer
ndung mit seinem Berufe standen, blieben von
Studien nicht ausgeschlossen; ja selbst den
den Künsten huldigte er in seinen Mußestun-
Im Jahr 1799 war er einer der Ersten,
r nach Berlin den Schutzpocken-Impfstoff
anzte.
Die Unruhen in Deutschland nahmen über-
die Umwälzungen unterbrachen alle Verbin-
n mit Frankreich, und dieses befestigte in ihm
schon früher gefaßten Vorsatz (1800), sich
ris häuslich niederzulassen; denn nicht allein
r da als Mensch und Gelehrter liebevoll auf-
mmen worden, sondern das Vertrauen zum
steigerte sich mit jedem Tage, daß er als sol-
selbst in den vornehmsten Häusern, wohlthä-
irken konnte. So war er, um mehrerer nicht
wähnen, der Arzt der berühmten Frau von
in ihren letzten Lebensjahren. Dazu kam,
hm, seiner Religion wegen, jede Aussicht zu
öffentlichen Stelle in seinem Vaterlande ver-
war. Indessen gab er als Schriftsteller seine
ndung mit Deutschland nicht auf, wie das
nal beweist, das er gemeinschaftlich mit dem
ssor Pfaff unter dem Titel: Französische
alen für die allgemeine Naturge-
hte, Physik, Chemie rc. (Hamburg und
g 1803) veranstaltete. Deutsche und Fran-
wurden durch dasselbe gegenseitig auf ihre ih-
igenthümlichen Schätze aufmerksamer, und die
hte über öffentliche Erziehung, pariser Armen-
lten u. s. w. trugen gedeihliche Früchte. — Hufe-
und andre medicinische Journale versah er mit
igen Nachrichten; so wie die französischen Zeit-

J. Ludwig Pflaum,

königl. baierscher Decan und evangelischer Stadtpfarrer zu Baireuth.

geb. den 16. September 1774.
gest. den 7. Mai 1824.

Er wurde zu Walsdorf bei Bamberg geboren. Sein Vater, damals Pfarrer daselbst, war ein Mann von mannichfaltigen Kenntnissen, hoher Rechtschaffenheit und lebhaftem Geiste. Seine Mutter gehörte zu den stillen, sanften Frauen, die im Kreise der Häuslichkeit erzogen kein größeres Glück kennen, als für ihre Familie zu leben und in diesem Berufskreise ihre Pflichten geräuschlos aber gewissenhaft zu erfüllen. Ludwig nebst einer ältern Schwester und zwei Brüdern, waren von zwölf Kindern allein am Leben geblieben.

Wie glücklich seine frühern Jugendjahre waren, darüber sprach er sich öfters noch in den ernsten Tagen männlicher Reife mit Vergnügen aus. Später, bei dem Uebergang vom Knaben- ins Jünglingsalter, zeigte er weniger hervorstechende Talente als beharrlichen Fleiß, dazu erschwerte ihm noch der Mangel an Gedächtnißfähigkeit das Lernen sehr, und gab ihm eine Schüchternheit und Aengstlichkeit, daß er nur mit großer Scheu ein fremdes Haus betrat. Im Jahr 1781 wurde sein Vater Stadtpfarrer in Weißenburg im Nordgau; dort besuchte Pflaum die lateinische Schule und genoß dabei den Privatunterricht seines Vaters und

des damaligen Diacon Preu. Mit Schmerzen vermißte der Vater an seinem Sohne die ausreichende Gedächtnißkraft, und schrieb dieses Unvermögen einem gänzlichen Mangel an Fassungsvermögen zu.

Dieses Mißtrauen in seine Fähigkeiten machte den ohnehin zaghaften Jüngling noch schüchterner, da besonders die Aeußerung des Vaters: „Aus dem Ludwig wird nie etwas Gescheites werden!" ihm allen Muth benahm. Er verbarg daher alle seine freien Arbeiten, die schon damals in deutschen Aufsätzen und poetischen Versuchen bestanden, auf das Sorgfältigste, denn er fürchtete, darüber verspottet zu werden. Desto unermüdeter war sein Eifer, sich zu dem Einen vorzubereiten, wodurch er einst der Welt nützlich zu werden gedachte. Dessenungeachtet sollte er einen noch tiefern Schmerz empfinden, als sein Vater ihn mit strengem Ernste fragte: „Nun Ludwig, was soll denn aus dir werden?" Mit zitternder Stimme und nassen Augen stammelte er: „Ein Pfarrer!" — „Dazu laß dir den Gedanken vergehen, du taugst zu keinem Pfarrer, wähle was anders," war die kopfschüttelnde Erwiederung des strengen Vaters. So sollte er sich denn zu dem, wofür er Neigung und Beruf fühlte, unfähig und verworfen sehen, und stottere ängstlich: „nun, so will ich ein Kaufmann werden." Da lachte der Vater und meinte, das sey gar nichts.

Niedergebeugt, in seinem Innersten wie vernichtet stand der arme Jüngling da und wollte verzweifeln; aber in der Angst seines Herzens nahm er seine Zuflucht zu Gott, und bereitete sich fortwährend mit Muth und Eifer, das Gymnasium in Ansbach beziehen zu können.

In seinem 16. Jahre begleitete ihn der Vater dahin. Voll Besorgniß sagte dieser unterwegs meh-

reremal: „Ludwig, wenn du nicht wenigstens in die vierte Classe kommst, so weiß ich nichts mit dir anzufangen, du magst dann selbst sehen, wie du fortkommst." Mit bangem Herzen sah nun der Jüngling seiner Prüfung entgegen, die indessen so genügend ausfiel, daß der damalige Professor Faber ihn für fähig erklärte, in die sechste Classe einzutreten, mit dem Bemerken, daß er sich freuen würde, viele Jünglinge mit solchen Kenntnissen in der sechsten Classe zu besitzen. Mit sorgenfreier Liebe drückte nun der Vater dem Verkannten die Hand, und dieser stand wie aus den Wolken gefallen und wußte kaum wie ihm geschah.

Er fand, als er die sechste Classe betrat, daß wirklich nur wenige Jünglinge ihm an Kenntnissen gleich waren; aber diese Bemerkung und überhaupt der schnelle Wechsel hätte sehr leicht nachtheilig für ihn werden können. Hielt er früher sich allein für den Unwissenden, so glaubte er nun, den andern weit überlegen zu seyn, sein Fleiß verminderte sich und seinem eiteln Wahn galt es für Ueberfluß, sich besonders anzustrengen.

Nach zwei Jahren betrat er die academische Laufbahn in Erlangen. Hier erst sah er ein, wie sehr es ihm noch fehle; er lernte Jünglinge kennen, denen er nach seiner eigenen Aeußerung an Kenntnissen weit nachstand. Dies machte ihn auf's Neue zaghaft. Er kehrte zu dem alten Fleiß zurück, arbeitete ganze Nächte hindurch und nahm sich so wenig Zeit zu einer Erholung, daß seine Gesundheit darunter litt. Nach drei Jahren verließ er die Universität, blieb ein halbes Jahr zu Hause und übte sich mitunter im Predigen; dann wurde er Hauslehrer in Heidenheim am Hahnenkamm. Sein Vater rieth ihm jedoch, nach Ansbach zu reisen und sich dort um eine Hofmeisterstelle zu

bewerben. Es war aber gerade die Stelle des Mittagspredigers daselbst ledig worden; auf Ermunterung meldete er sich dazu und erhielt sie auch im Jahr 1798.

Da der Ertrag derselben nur sehr gering war, so errichtete Pflaum ein Institut für junge Leute. Zwölf Jünglinge, meist aus guten Häusern, wurden von ihm, Morgens von 8 — 12 Uhr und Nachmittags von 2 — 7 Uhr in allen Lehrgegenständen unterrichtet. Sein Amt als Mittagsprediger vergönnte ihm dazu die Zeit, da er nur täglich Mittags eine Stunde Catechisation in der Kirche und an den zweiten Feiertagen zu predigen hatte. Jetzt kam es ihm sehr zu statten, daß er schon früher bei seinen Uebungen im Predigen eine Schwierigkeit beseitigt hatte, die ihm nun bei seiner beschränkten Zeit noch weit empfindlicher geworden wäre. Eine Predigt wörtlich zu memoriren war seinem schwachen Wortgedächtniß eine Pein, und er sprach alsdann in stäter Angst und Befangenheit. Darum nahm er sich vor, nach wohl überdachtem Plan frei zu sprechen, sonst wollte er lieber auf ein Predigtamt verzichten und sich ganz dem Lehrfach widmen; doch Klarheit seines Geistes, ein reiner Wille und zunehmende Geistesgegenwart, von einem festen Gottvertrauen und einem herrlichen Organ unterstützt, siegten; sein Beruf wurde ihm theuerer und ungleich leichter.

Im Jahr 1800 verheirathete er sich mit einer gebornen Arnhold aus Erlangen; aber eine unglückliche Niederkunft raubte ihm diese theuere Lebensgefährtin schon im Jahre 1802. Pflaums Gemüth wurde durch diesen Verlust sehr erschüttert. Zu Wiederherstellung seiner gestörten Ruhe trat er eine Fußreise in die Rheingegenden und von da nach Stuttgart an, wo er einen lieben Freund,

dem er bisher nur aus Briefen und aus dessen zarten Dichtungen kannte, den würtembergischen Hauptmann Carl von Lohbauer persönlich kennen lernen wollte. Der Freund empfing den Niegesehenen mit offenen Armen und der schon bestandene Freundschaftsbund schloß sich nun enger und nur der Heldentod des jungen Kriegers in Tyrol bei Isny den 16. Julius 1809 konnte ihn für diese Welt auflösen.

In dem älterlichen Hause seines Freundes lernte er dessen Schwester Friederike kennen und achten, und da ihm sein Institut, seine häuslichen Verhältnisse so wie der Aeltern Bitten den Besitz einer Hausfrau immer nothwendiger werden ließen, so wagte es der Schüchterne nach reifer Ueberlegung, um ihre Hand anzuhalten und ward durch ihre Einwilligung den 1. November 1803 an einem stürmischen Tage, der sein wechselvolles Schicksal anzudeuten schien, ihr glücklicher Gatte. Ihre Liebe, ihre sanfte tragendthätige Geduld war ihm in spätern Jahren der süßeste Trost seines Lebens.

Zu jener Zeit war er grade designirter Feldprediger des preußischen Regiments vom General Laurenz worden, der noch auf dem Sterbebette sein Patent unterzeichnet hatte. Nun schien die Sonne des Glücks auf ihn herab zu lächeln. Im Jahr 1804 wurde ihm ein Sohn geboren und 1805 trat er seine Feldpredigerstelle an. Der damalige General von Tauenzien war Chef des Regiments geworden, und Pflaum hatte nun einen Wirkungskreis, der seinen Wünschen um so mehr angemessen war, da der General, dem er Verbesserungspläne vorlegte, ein trefflicher Mann und wahrer Vater seines Regiments, ganz allein über die Ausführung derselben entschied und jede Verbesserung, besonders in Betreff der Soldatenschulen, genehmigte; doch nicht

lange sollte sich Pflaum dieser ruhigen Tage erfreuen. Schon im October desselben Jahres erhielt das Regiment Ordre zum Abmarsch, zunächst nach Baireuth. — Mit schwerem Herzen trennte sich der gefühlvolle Gatte und Vater von seiner Familie, die indeß in Stuttgart bei seinen Schwiegerältern ihre Tage zubringen sollte. Bald darauf veränderte die Abtretung Ansbachs auch sein Standquartier, Pflaum mußte seine Habseligkeit und seinen bedeutenden Büchervorrath, bis auf das Nothwendigste, weit unter dem Werth veräußern, ein Verlust, den er erst später empfindlicher fühlte. Da die vorläufige Nachricht ankam, das Regiment würde nach Göttingen in Garnison kommen, so nahm er Urlaub und holte seine Familie, die sich durch einen zweiten Sohn vermehrt hatte, von Stuttgart ab; denn den Rath seiner Freunde, das Regiment unter diesen Umständen zu verlassen und in Ansbach einstweilen sein Institut fortzusetzen, konnte Pflaum nach seinem Pflichtgefühl nicht befolgen. „Ich bin Feldprediger, „erwiederte er," kann und darf ich meinen Posten verlassen, jetzt wo ich ihn erst recht ausfüllen soll?"

Im August 1806 erhielt das Regiment Ordre zum Abmarsch nach Göttingen. Am Tage vor dem Abmarsch wurde Pflaums Gattin und sein zweiter Sohn krank; dies verzögerte seine Abreise. Um die versäumte Zeit nachzuholen, wählte er nun den nächsten Weg; aber drei Stunden vor Göttingen begegnete ihm der Courier, der die Contreordre brachte, daß das Regiment nicht nach Göttingen, sondern nach Magdeburg bestimmt sey. In nicht geringer Verlegenheit reis'te Pflaum mit seiner Familie vollends nach Göttingen, um den Regimentsquartiermeister, der dahin kommen mußte, zu erwarten. Dieser Aufenthalt kostete die letzten

Reste seiner Baarschaft. Die Reise von Göttingen nach Magdeburg war eine Kette von Beschwerlichkeiten und Vorboten von dem, was ihrer ferner wartete.

In Magdeburg selbst war alles sehr theuer; die Einnahme durch die erhaltenen Vorschüsse geschmälert, reichte kaum zu den allerdringendsten Lebensbedürfnissen hin; das Regiment war beinahe aufgelöſ't, da die meisten ansbacher Landeskinder zurückgingen. So sah er sich durch das Gefühl der Entbehrlichkeit doppelt gedrückt. In seiner bedrängten Lage wandte er sich an den König, der damals sein Hauptquartier in Naumburg hatte, schilderte seine Lage und bat um die gerade erledigte Pfarrei Helmbrechts im Obermainkreise, ohne zu wissen, von welchem Ertrage sie sey. Er wünschte nur in einen bestimmten, thatkräftigen Wirkungskreis wieder zurückzukehren.

Bald darauf ward ihm durch königliche Huld die Zusicherung dieser Stelle. Welche Freude! So sah er doch den Hafen, in welchen er einlaufen und Gelegenheit zu einer ihm angemessenen Wirksamkeit finden konnte. Aber jetzt drang auch Gefahr und Noth gleich gewaltsam herein. Die unglückliche Schlacht von Jena war verloren, Magdeburg wurde eingeschlossen, die Theuerung nahm zu und dazu kam die allgemeine Furcht, daß die Stadt bestürmt werden möchte. Magdeburgs Uebergabe öffnete zwar den Weg zur neuen Heimath; aber auf welche Weise sollte man dahin gelangen? Ohne Geld, umgeben von wilden, oder verzweifelten Kriegern, mitten in der Unordnung, die jetzt überall und auf alle Weise in Magdeburg herrschte, wie war da ein Fortkommen möglich? Da theilte ein ächter Freund in der Noth, der Feldprediger des baireuther Regiments, sein baares glücklicher

Weise aus der Jenaer Schlacht noch gerettetes Geld mit ihm, und verschaffte ihm so die Möglichkeit, zwar unter stets sich erneuernden Schwierigkeiten, doch endlich nach Baireuth zu kommen. Dort meldete sich Pflaum sogleich bei dem Consistorium. Da aber vom König das Bestätigungsdecret fehlte, so traten der Anstellung neue Hindernisse entgegen. Endlich kam auch dieses und Pflaum konnte, nachdem er sich zu einer jährlichen Abgabe von 200 Fl. verbindlich machen mußte, seine Pfarrei beziehen.

Im Jahr 1807 kam er nach Helmbrechts; ein leeres Haus umschloß ihn und war sein Alles, seine wenigen geretteten Effecten waren in Magdeburg, und um so schwerer war sein Anfang.

Doch nun begann Pflaums ruhigere und ausgebreitetere Thätigkeit, die ihn immer kräftiger für seinen eigentlichen nächsten Beruf ausbildete und darin bekräftigte.

Seine theologischen Grundsätze waren auf die Bibel gebaut, und durch das eifrige Studium der heiligen Schrift war ihm die feste Ueberzeugung geworden, daß Christus der Sohn Gottes sey und der Weg, durch den man zur Wahrheit gelangt. Glaubensvoll und diesen Glauben besonders durch ein treues Wirken an den Tag legend, hielt er sich vom Zelotismus und Pietismus gleich fern. Seine gewonnene Ueberzeugung trug er dagegen als Prediger mit einem solchen Freimuthe und einer solchen Begeisterung vor, daß er jedes, für wahres Christenthum empfängliche Gemüth erwecken und beleben mußte. Dabei wurde er von Klarheit der Gedanken, logischer Darstellungsgabe, blühender Einbildungskraft und richtiger Menschenkenntniß unterstützt; und ob er gleich seine religiösen Vorträge nach Dispositionen frei halten mußte, so mangelte ihnen doch nie das practische Moment, die Materie,

über welche er sprach, mochte noch so verschiedenartig seyn, und immer hielt er sich, so sehr ihn auch die Lebhaftigkeit seines Geistes fortriß, in den Schranken einer edlen Popularität. Dadurch gelang es ihm, daß er ein Prediger für alle Stände, und jedes Alter wurde. Denn auch die Jugend, der er sich aus reiner Liebe so gern widmete, und zu der er sich so ganz herabzulassen wußte, würdigte er einer besondern Aufmerksamkeit und Sorgfalt, und suchte sie durch eine gründliche und lebendige Einführung in die Lehren des Christenthums für Tugend und Sittlichkeit zu gewinnen.

Der Glaube, den er predigte, sollte in seinen Zuhörern nicht ein todter, sondern ein lebendiger werden. Diese Tendenz war in allen seinen Vorträgen vorherrschend, auf Religiosität und Moralität zielten seine freimüthigen und eindringenden Ermahnungen zu häuslicher Andacht, zu besserer Kinderzucht, zur Heilighaltung der Sonn- und Festtage, zum fleißigen Lesen der heiligen Schrift, und darum eiferte er so gewaltig gegen ermangelnde Zucht und wilde Ehen.

Selbst durch viele häusliche Unfälle, Krankheiten der Seinigen, Feuersnoth und Theuerung und manche Unannehmlichkeiten mit der Gemeinde, die sich Anfangs in die strengere Ordnung nur ungern fügte, ließ er sich in der Ausübung seines Amtes keineswegs hindern, und wußte es durch Beharrlichkeit dahin zu bringen, daß bei weitem der größere Theil derselben das Gute dankbar erkannte. Als er Helmbrechts verließ, empfing er die rührendsten Beweise davon. Da die Kirche die Menge der Zuhörer nicht faßte, so mußte er seine Abschiedsrede im Freien, auf dem Kirchhofe halten.

Außer den mit der gewissenhaftesten Pünctlichkeit erfüllten Amtspflichten widmete er seine Zeit

gnügungen, welche die Hauptstadt in so reichlichem Maße darbot, ausgeschlossen, so erschien ihm dies nicht als ein Uebel, und er durfte nicht ungeordnete Neigungen bekämpfen, denn bei der vorherrschenden Richtung seines Geistes und der reinen Liebe zu dem Höhern, Edlen und Unvergänglichen, konnte er sich nicht von dieser Seite der Welt angezogen fühlen. Und da ein sinniges Gemüth ihn innig mit der Natur verband, und ein nach Wahrheit ringender Geist in den Wissenschaften Nahrung fand, so waren ihm, wie im Reiche der Natur so in dem Gebiete der Wissenschaften, Güter und Gaben genug geboten, welche er nur mit frommen Sinne hinzunehmen und zur Stärkung des Geistes und Herzens zu genießen brauchte. Daneben versäumte er auch nicht, die von Natur ihm verliehene angenehme und wohllautende Stimme, und sein Talent zur Musik und Poesie auszubilden und zu vervollkommnen, und so mit dem Wahren und Guten auch das Schöne zu verbinden. Er trat in eins der dortigen Sängerchöre, und zeichnete sich auch hier sehr bald so aus, daß ihm als Präfect die Leitung desselben übertragen wurde.

So gründlich und tüchtig gebildet, und zum männlichen Alter herangereift, bezog er die Universität Halle am 20. Octbr. 1778. Hier wurde er durch einige Stipendien unterstützt, welche er besonders dem Wohlwollen und den Bemühungen des Directors Büsching zu verdanken hatte. Er widmete sich der Theologie, zu der ihn schon früh eine besondere Neigung gezogen hatte, und deren Studium er nun mit ganzer Liebe, mit Ernst und Umsicht umfaßte. Die Vorlesungen eines Nösselt, Semler, Knapp, Eberhard, Schulze und Anderer besuchte er mit größerer oder geringerer Zustimmung, fühlte sich aber besonders da befriedigt, wo

gendes Bedürfniß ansah. „Der Beruf eines evan=
„gelischen Predigers, worin ich stehe" — sagte er
darin — „legt mir die Pflicht auf, ich muß spre=
„chen, wo ich die Kirche leiden sehe, deren Diener
„ich bin." Er bittet darin um schleunige Abhülfe
und schlägt dazu das, in der Folge so vielfältig
gemißdeutete und mißverstandene Presbyterium vor.

Als evangelischer Geistlicher im strengen und
eigentlichen Sinne des Worts hielt er es für seine
heilige Pflicht, die wohlerworbenen Rechte seiner
Confession zu wahren, wo er sie gefährdet glaubte.
Dies zog ihm, so frei er auch übrigens von Ge=
ringschätzung, oder gar Verfolgungssucht gegen an=
ders denkende war, nicht selten den Vorwurf eines
Eiferers zu; es leiteten ihn aber dabei ganz andere
Beweggründe, als die man ihm Schuld gab. Die
Lauheit im Christenthum und der Indifferentismus,
welcher sich einerseits einzuschleichen schien, andern=
theils die Angriffe und die Verunglimpfungen von
der gegenüberstehenden Confession, vorzüglich seit
dem letzten Reformationsjubiläum, überhaupt aber
die richtige Ansicht, daß Toleranz mit wahrer Auf=
klärung sehr wohl vereinbar sey, ja daß diese jene
zur Folge habe und alle Verbannungs= und Ver=
folgungssucht in der Geburt erslicke, waren die
Triebfedern seines Benehmens und Wirkens.

Zu desto sicherer Grundlegung eines christlich
veredelten Zeitalters widmete er auch in dieser Hin=
sicht der Jugend eine vorzügliche Sorgfalt. Er
drang in den Schulen, welche unter seiner Auf=
sicht standen, auf tägliches Lesen und Erklären der
heiligen Schrift und auf genaue Kenntniß der Un=
terscheidungslehren der vorzüglichsten christlichen Con=
fessionen. Da er die Lehrer, welche er vorfand,
nach seiner Ansicht, für diesen wichtigen Theil des
Jugendunterrichts nicht hinreichend vorbereitet glaubte,

so bildete er schon in seinem frühern Wirkungskreise zu Helmbrechts ein kleines Schullehrerseminar, aus welchem brauchbare Lehrer hervorgingen.

Im Jahr 1816 wurde das Decanat in Baireuth, verbunden mit der Stadtpfarrei erledigt. Pflaum, wahrscheinlich seinem regen Eifer zu Folge einen größern Wirkungskreis wünschend, vielleicht auch, um unter seiner Leitung seine Söhne in Baireuth das Gymnasium besuchen lassen zu können, nicht aber aus zeitlicher Rücksicht, bewarb sich um diese Stelle, die er im Jahr 1820 auch erhielt. —

Hier richtete er wieder seine vorzüglichste Aufmerksamkeit auf den Religionsunterricht in den Volksschulen; doch als er den Lehrern gleichfalls zu einer practischen Bibelerklärung Anweisung geben wollte, wurde er in dieser gutgemeinten Absicht, als außer seiner Befugniß liegend, durch höchste Entschließung unterbrochen, und der Localschulinspection überhoben. Da sich nun einige Zeit hernach eine öffentliche Stimme gegen das Volksschulwesen zu Baireuth überhaupt äußerte, so wurde Pflaum in einer Widerlegung derselben, durch den Inspector des Schullehrerseminars Dr. Schott in Bamberg, wenn auch nicht als Verfasser, doch als Mitwisser angegriffen, wogegen sich Pflaum, als mit seinen Character ganz und gar nicht vereinbar, feierlich verwahrte und worüber einige Druckschriften zwischen ihm und dem Vorgenannten gewechselt wurden.

Hier war es ferner, wo die kurze Zeit seines Wirkens so reich an Beschwerden war und die schwerste Prüfung seiner harrte, die der Tod besiegelte. Sein, wie man ihn beschuldigte, zu weit getriebener Eifer, sein Drang, allenthalben nützen zu wollen, hatte manche bittere Folge für ihn. Indeß setzte er auch hier bei seinen Berufsarbeiten,

deren Erfüllung ihm heilige Pflicht war, seine literärischen Arbeiten fort. Als Folge des Sonntagsblattes gab er „Familien-Andachten" heraus, welche die Auszüge seiner gehaltenen Predigten enthielten; dabei besorgte er mit Theilnahme des Magistratsraths Evers zwei „wohlfeile Ausgaben des neuen Testaments, nach Luthers Uebersetzung," zu einem so niedrigen Preise, als es bis jetzt noch keiner Bibelanstalt gelungen war.

Nicht länger als zwei Jahre verstattete eine immer mehr sich äußernde Körperschwäche, die in gänzliche Lähmung überging, die Ausübung seines Predigtamtes. Dessenungeachtet ließ er sich nicht abhalten, zu arbeiten, so lange er es vermochte. Außer Stand zu gehen, ließ er sich auf die Kanzel führen, und als ihm auch dies nicht mehr möglich war, gab er in seinem Hause religiöse Unterhaltungen und Vermahnungen. Seine vielen schlaflosen Nächte waren geistigen Arbeiten gewidmet, die er am Morgen seiner Gattin in die Feder dictirte. Es waren dies theils geistliche Lieder, theils die Gleichnißreden Jesu in Versen, mit erläuternden Anmerkungen.

Seine Uneigennützigkeit, seine zahlreiche Familie, die durch Krankheiten vermehrten Ausgaben — zu gleicher Zeit mit ihm waren zwei Söhne krank — machten seine Einnahme kaum zureichend; aber alles dieses konnte sein Vertrauen auf Gottes waltende Vatersorge nicht wankend machen. Theilnehmende Unterstützung und ein großmüthiges Geschenk der Königin machten es ihm möglich, die Bäder Steben und Marienbad zu besuchen, deren beider Gebrauch leider ohne glücklichen Erfolg blieb. Seine Schwäche nahm immer mehr zu und beraubte diesen sonst so beredten Mund fast gänzlich der Sprache. Der Tod seines dritten Sohnes er-

schütterte die ohnehin sehr geschwächte Hülle allzusehr und vier Tage darnach nahete die Stunde seiner Auflösung.

Er sah seinem Ende entgegen. Ihn, dem kein Schmerz den Glauben raubte, konnte auch der Tod nicht erschrecken: sein gläubiges Vertrauen blieb auch sein Trost im Sterben. Noch am Morgen seines Todestages dictirte er seiner trostlosen Gattin, die mit ihm alles verlor, den rührendsten Abschied in die Feder; wenige Stunden vor seinem Tode segnete er seine Familie und einige seiner anwesenden Freunde, die schmerzlich seinen Verlust mit fühlten, mit schon erstarrter Hand ein. Sein letztes Wort, das er stammelte, bezeugte seine wankenlose Zuversicht auf Gott. Ruhig und in frommer Ergebung starb er den Tod des Gerechten.

Um ihn weinten eine trauernde Gattin und sieben Kinder, so wie viele dankbare und getreue Seelen, denen seine unerschütterliche Gewissenhaftigkeit und seine aufopfernde Liebe unvergeßlich bleiben.

Friedrich Maximilian Freiherr von Günderrode *),

Stadtschultheiß und Schöffe der freien Stadt Frankfurt a. M., Mitstifter und Vorsteher der Musterschule daselbst.

geb. den 13. December 1753.
gest. den 9. Mai 1824.

Er war zu Frankfurt a. M. geboren und einem Geschlecht entsprossen **), in dem wissenschaftliche Bildung erblich, Biederkeit heimisch waren. Sein Vater, von Jugend auf schwächlich und zu Hypochondrie geneigt, die ihn nie zu rechtem Lebensgenusse kommen ließ, lebte, nachdem er in Gießen seine Studien vollendet hatte, in seiner Vaterstadt Frankfurt von allen öffentlichen Verhältnissen entfernt, auch aller Gesellschaft, vielleicht zu sehr entzogen, als biederer Privatmann. Gesund, munter und lebensfroh war dagegen dessen Gattin, eine geborne Schneider aus Frankfurt, eine Frau, die, mit rühmlicher Geduld und mit mancher Aufopferung über 50 Jahre lang den kränklichen Gatten

*) Aus einer zu Frankfurt a. M. 1825 erschienenen Schrift des Directors der Musterschule, Ehregott Wilhelm Gottlieb Wagge: „Kurze Lebensbeschreibung und Characterschilderung des verstorbenen Freiherrn Friedrich Max. v. Günderrode ꝛc.“ theilweise entlehnt.

**) Er stammte aus der ganerblichen Familie des Hauses Limburg.

zu trösten und aufzumuntern, nicht ermüdete, und nach dessen Tode das stille Leben, an das sie sich gewöhnt hatte, bis in ihr hohes Alter von etlichen und 80 Jahren fortsetzte. Sie war Mutter von 12 Kindern, die zum Theil frühzeitig starben und von denen Maximilian der zweite Sohn war. Seine Aeltern versäumten nichts, um ihm eine gute Erziehung zu geben. In dieser Absicht verlebte er seine Knabenjahre in der Pensionsanstalt eines Herrn Beauclair in Hanau, kehrte dann wieder in das väterliche Haus zurück und genoß da einige Zeit lang Privatunterricht, über dessen Dürftigkeit und Unzweckmäßigkeit er aber in spätern Jahren noch oft klagte.

Auf den Gymnasien zu Hanau und Carlsruhe, wo er seiner wissenschaftlichen Bildung mit Fleiß und Eifer oblag, zeigte sich ein ungemeiner Trieb in ihm, sich zu belehren, und zwar wollte er diesen immer selbst befriedigen. Er wollte lieber sich selbst unterrichten, als sich unterrichten lassen, Alles selbst auffinden und prüfen und durchaus niemanden etwas nachbeten. Die Lust, selbst zu suchen und zu finden, trieb ihn zu den Büchern; er las mit Begierde, aber leider ohne Beirath. Bald beherrschte ihn die so gefährliche Lesesucht, und, da seine Jugend in eine Zeit fiel, in der die deutsche Literatur eben erst anfing aufzublühen, griff er mit begehrlicher Hast alle Schriften auf, die er nur bekommen konnte, und las ohne Wahl Alles durch einander. Günderrode dankte in spätern Jahren Gott oft, daß ihm dadurch der Kopf nicht verwirrt noch die Lust zu ernstem und geregeltem Studium ganz geraubt worden war. Die Verhütung dieses Uebels schrieb er seiner Neigung zu, aus Allem, was er las, sich kurze aber kräftige Lebens- und Klugheitsregeln zu sammeln, eine Nei-

gung, die ihn mehr zu dem Ernsten hinzog und das Unbedeutende und Schlechte übersehen ließ. Indessen hätte ihm doch die durch solche zerstreuende Unterhaltung erhitzte Phantasie, verbunden mit dem jugendlichen Feuer, beinahe seine ganze künftige Bestimmung verrückt. Der Militairstand erschien ihm in so glänzendem Lichte, daß er ihn jedem andern Beruf vorzog und die väterliche Einwilligung dazu ernstlich und angelegentlichst betrieb; da er aber merkte, wie ungern der Vater diesen Schritt geschehen ließ, opferte er der Liebe und dem Gehorsam gegen seine Aeltern jenen jugendlichen Wunsch willig auf.

Im Jahr 1771 bezog der hoffnungsvolle Jüngling die Universität Göttingen und widmete sich nun mit Eifer und Ernst den Wissenschaften, besonders dem Studium der Rechte. Hier erst fand er, und zwar von nun an immer mehr, Geschmack an dem ernsten und geordneten wissenschaftlichen Forschen, und mit dieser innigen Liebe zu den Wissenschaften ging ihm das Leben erst recht auf; er erkannte, daß alles Wissen seine Vollendung und Bestimmung im Handeln finde. Deshalb ging er von Göttingen aus im Jahr 1773 nach Wetzlar, um sich da in dem bei dem Reichscammergericht üblichen Rechts-Verfahren durch practische Uebung fest zu setzen. Hier ward ihm das Glück zu Theil, in einem würdigen jungen Manne, Herrn von Scheurl, den Freund zu finden, den sein Herz suchte, und die Vorsehung knüpfte hier ein Band, das 50 Jahre lang mit ungeschwächter Innigkeit und seltener Dauer die beiden Männer umschloß, und ein ununterbrochener Briefwechsel erhielt die beiden Freunde, die sich nachher nur einmal wieder sahen, in beständiger geistiger Nähe.

Beinahe hätte ein Antrag, die Erziehung und Leitung eines jungen Fürsten zu übernehmen, den v. G. um diese Zeit erhielt, seinem Leben dennoch eine andere Richtung gegeben. Der Himmel fügte es anders. Während v. Günderrode sich auf seinen künftigen Beruf vorbereitete, starb der junge Fürst. Er zählte dies Ereigniß mit zu den Fingerzeigen der Vorsehung, kehrte, ihm folgend, zu seinem vorigen Lebensplan zurück und erkannte immer mehr, wie das, was Gott thut, wohlgethan sey, besonders, da er in späteren Jahren den Beruf des Erziehers und Begleiters eines Fürsten für gar zu schwierig und sich nicht geeignet hielt, ihn zu befriedigen.

Seine practische Laufbahn als Staatsdiener trat v. Günderrode im Jahr 1775 im Dienste des Fürsten von Nassau-Usingen an. Er ward als Hofgerichtsassessor nach Wiesbaden berufen, wo ihn seine Rechtlichkeit, sein Fleiß und seine Berufstreue in kurzer Zeit die Achtung seiner Vorgesetzten und das Vertrauen seines Fürsten erwarben. Bald darauf zum Regierungsrath, zum Mitgliede des Consistoriums und später zum Director der Policei ernannt, begleitete er den Fürsten im Jahre 1784 nach Paris als vortragender Rath in Angelegenheiten des Landes, so wie in denen der Familie des Fürsten. Beide Aufträge waren mit eigenen Schwierigkeiten verbunden, die der Verewigte so wohl zu beseitigen wußte, daß er sich den vollen Beifall seines Fürsten erwarb. Günderrode rechnete solchen erworbenen und verdienten Beifall, er mochte vom Thron oder von der Hütte ausgehen, zu den schönsten Belohnungen seines Strebens; deshalb ward es ihm auch leicht, die äußere Belohnung, nämlich die ihm von seinem Fürsten nach seiner Rückkehr im Jahr 1785 angetragene

Stelle eines Obermarschalls, abzulehnen. Ueberhaupt entschied er sich schon damals mehr für ein stilles als für ein geräuschvolles, glänzendes Leben, und, da er kurz darauf den Antrag erhielt, als Senator in die Dienste seiner Vaterstadt zu treten, so zog er diesen allen andern Anträgen vor, ging nach Frankfurt, lebte da im Kreise seiner Verwandten, verwaltete die ihm übertragenen Aemter mit Gewissenhaftigkeit und erwarb sich allgemeine Achtung und Liebe.

Im Jahr 1787 trat er in das Collegium der sieben älteren Schöffen oder kaiserlichen Räthe, und verwaltete von nun an die verschiedenartigsten Aemter. Als Senatsdeputirter bei dem Bauamte trug er viel zur Verschönerung der Stadt bei, leitete als Consistorialpräsident die Angelegenheiten der Kirche und der Schulen, stand den öffentlichen Versorgungsanstalten vor und ward im Jahre 1789 zum Vertreter der Stadt Frankfurt bei der Kreisversammlung des Oberrheins ernannt, welches Amt er auch bis zur Auflösung dieser Versammlung im Jahr 1803 bekleidete. Sich lediglich seinem Berufe widmend, lebte er übrigens, seiner Neigung gemäß, ganz einfach und zurückgezogen; seine Erholungsstunden brachte er im Kreise seiner Verwandten zu oder widmete sie der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen. Eine andere Art geistiger Befriedigung fand er in dem Umgange mit Dr. Hufnagel, der im Jahre 1791 durch Günderrodes von mehreren Seiten erbetene Verwendung von Erlangen aus als Senior des geistlichen Ministeriums nach Frankfurt berufen wurde. Gleiche Fülle an geistiger Kraft, so wie das gemeinschaftliche Interesse für Wissenschaft und der rege Eifer, Licht und Klarheit im Denken zu verbreiten, der diese Männer beseelte, zog sie auch gegenseitig an,

und aus dem freundschaftlichen Verhältnisse, in dem beide zu einander standen, ging manche gute Anordnung und Einrichtung, ja manche noch jetzt segensreich wirkende Anstalt hervor.

Nach der Einnahme Frankfurts durch die Franzosen im Jahre 1792 erhielt Günderrode den Auftrag, mit mehreren seiner Mitbürger nach Paris zu gehen, um dort bei der Nationalversammlung den Nachlaß der der Stadt auferlegten Contribution zu betreiben und zu verhüten, daß die Stadt nicht ferner feindlich behandelt werde. Ungern folgte er dieser Bestimmung, da er voraussah, daß der Zweck dieser Sendung nicht erreicht werden würde. Der Erfolg bestätigte diese Vermuthung nicht nur vollkommen, sondern noch obendrein versetzte ein falscher Bericht des Generals Custine, als ob Frankfurts Senat und Bürgerschaft an der kurz darauf erfolgten Wiedereroberung der Stadt durch die preußischen und hessischen Truppen thätigen Antheil genommen hätten, die Fürsprecher Frankfurts in die äußerste Gefahr. Günderrode wurde mit seinen Collegen in Paris verhaftet, mußte mehre Monate lang zwischen Todesfurcht und Lebenshoffnung hinbringen, und erhielt erst mit Ausgang des über Ludwig XVI. verhängten Prozesses seine Freiheit wieder. Des Königs Todestag war sein und seiner Collegen Befreiungstag. Solche Wege der Vorsehung sind für den Menschen, der sie geht, eine Schule, in der er an Gottergebenheit, Entsagung und Gottvertrauen mehr gewinnt, als ihm Jahre des ruhigen Lebens geben können. Günderrode sah sie als solche an und pries spät noch dankend die göttliche Führung auch auf dieser rauhen Bahn.

Bald darauf sollte sein Muth und sein Eifer für das Wohl seiner Mitbürger noch auf eine ähn=

liche harte Probe gestellt werden. Er hatte sich im Junius des Jahres 1796 mit Fräulein von Kettelhodt, Tochter des Oberstallmeisters und Hofmarschalls von Kettelhodt zu Rudolstadt, verheirathet und in dieser würdigen Gattin eine beglückende Gefährtin im Leben gefunden, ob sie gleich viel jugendlicher war als er. Wie erschütternd mußte es daher für die würdige Frau seyn, als drei Wochen nach ihrer Verheirathung in der Mitternacht plötzlich Gensdarmen in ihr Zimmer drangen, den Gatten von ihrer Seite rissen, ihr nicht einmal erlaubten, auch nur ein Wort ohne Zeugen mit ihm zu sprechen, sondern ihn von ihr weg zu dem Commandanten der französischen Besatzung unter Jourdan und wenige Stunden darauf als Geißel für die geforderte Contribution von Frankfurt abführten. Von einem Orte zum andern beordert, mußte Günderrode endlich mit den übrigen Geißeln vom August bis December in den Festungen Charlemont und Givet, mitunter in enger Haft, zubringen.

Bald nach seiner Freilassung wurde er als Gesandter der Stadt Frankfurt bei dem Congreß zu Rastadt beordert, ein Auftrag, der ein neuer Beweis von der Achtung und dem Vertrauen war, die Senat und Bürgerschaft Frankfurts ihm schenkten. Er zögerte keinen Augenblick, dem allgemeinen Besten auch dieses Opfer zu bringen. Der Congreß, der nur kurze Zeit dauern sollte, verlängerte sich wider Erwarten, und von Günderrode, überzeugt, daß er wenig Erwünschtes wirken könne, kehrte noch vor dem unglücklichen Abbruch der dortigen Unterhandlungen nach Frankfurt zurück, um nach so vielen Stürmen auch einmal im häuslichen Kreise zu ruhen und frische Kräfte zu sammeln.

Im Jahre 1804, als er von einer Sendung nach Cassel, mit der er beauftragt wurde, um hinsichtlich der geistlichen Güter und Stiftungen eine zweckmäßige Uebereinkunft zu treffen, zurückgekehrt war, rief ein glücklicher Gedanke, der nebst Günderrode mehrere edle Männer ergriff, eine Musterschule in das Leben, welche den Mängeln des bisherigen öffentlichen Elementarunterrichts glücklich abhalf. Es hatten sich früher schon, um dieser Fehlerhaftigkeit zu begegnen, mehrere planmäßigere Privatschulen und Erziehungsanstalten gebildet. Vorsteher einer solchen Privatschule war Klitscher, ein Mann, von dem glühendsten Eifer für Erziehung und Unterricht beseelt, mit den leuchtendsten Talenten zu diesem Geschäft geboren, voll Gefühl, voll Enthusiasmus und begeistert von dem Ideal einer Volkserziehung, die, von jenen Mängeln frei, den Menschen zum Menschen bilden und seine Kraft und seinen Willen in seine eigene Hand legen sollte. Diesen Mann, seinen Werth und seine Brauchbarkeit erkannte Günderrode, durch Hufnagel auf ihn aufmerksam gemacht, und beide wählten ihn zum Werkzeuge bei der gewünschten Verbesserung des öffentlichen Unterrichts. Sie beschlossen, seiner Schule mehr Bedeutung und Ausdehnung zu verschaffen, ihm die Zuziehung tüchtiger Lehrer möglich zu machen, ein zweckmäßiges Local für die Schule zu miethen, überhaupt seinen Eifer auf alle Weise zu unterstützen und so eine Musteranstalt herzustellen, in welcher der Segen einer bessern Jugendbildung sichtbar werden sollte. Zu Deckung der Kosten wählten diese wackeren Männer, den Edelsinn der Bürger Frankfurts würdigend, den Weg der Subscription, und der Erfolg zeigte, wie richtig sie hier gegriffen hatten. Jener edle Gemeinsinn, so wie das Vertrauen, mit

dem das Publicum ihren Bemühungen entgegenkam, bewährten sich in einem Grade, wie man es kaum erwarten konnte. In kurzer Zeit war eine ansehnliche Summe beisammen und unter Günderrodes Leitung und anderer würdigen Männer Beirath und Mitwirkung wurden oben genannte Bedürfnisse nicht nur befriedigt, sondern auch ein erfreulicher Anfang zu einem Fonds für die Schule gemacht, die nun kräftig aufzublühen begann. Ihr Gedeihen machte sie immer mehr zum Gegenstand der gemeinsamen Theilnahme, und der Eifer für ihre Forderung nahm nicht nur nicht ab, er verdoppelte sich vielmehr durch die Beihülfe des Senates, der dem Fonds der Schule ein beträchtliches, zu Zwecken der Wohlthätigkeit bestimmtes Capital zuwies, und unter der väterlichen Leitung des Consistorii so, daß in wenigen Jahren ein geräumiges Local nebst Garten und großem Schulplatz erkauft, dann außer 15 Lehrzimmern noch eine Wohnung für den Director und mehrere Lehrer eingerichtet, und die Besoldungen der Letzten so gestellt wurden daß sie ohne drückende Nahrungssorgen leben konnten, und die Schule selbst mit ihrer zunehmenden Vervollkommnung allgemeines Vertrauen gewann.

Im Jahr 1806 traf v. G. ein harter Schlag des Schicksals. Von zwei Kindern war ihm das erstgeborene geblieben, eine Tochter, die die Aeltern zu den heitersten Hoffnungen berechtigte. Sie starb im zehnten Jahre ihres Alters, und mit ihr legte der trauernde Vater seine Vaterfreuden ins Grab. Doch sammelte er sich, wenn auch mit Mühe und Anstrengung, bald wieder, und, den Wünschen des Senates sich fügend, ging er in diesem Jahre abermals nach Paris, um bei dem Kaiser Napoleon den Erlaß der, vom General Augerau der Stadt auferlegten, Contribution zu betreiben und ihr wo

möglich ihre Stellung als freie Stadt zu erhalten. Er blieb dort wieder vom Februar bis August. Als Frankfurt in demselben Jahre dem Fürsten Primas zu Theil wurde, und dieser Anfangs der Stadt ihre frühere Verfassung lassen wollte, wurde Günderrode zum Stadtschultheißen mit dem Titel eines Geheimenrathes, und bei der Einführung einer neuen Verwaltungsordnung zum Präfect des Departements Frankfurt und Wetzlar ernannt. Vergeblich bemühte er sich, das letztgenannte Amt abzulehnen; der Fürst, der seine Talente und Rechtschaffenheit zu schätzen wußte, bestand auf der Annahme desselben, und, da sehr achtungswerthe Bürger Frankfurts gleiche Wünsche hegten, so hielt er es für Pflicht einer Stelle vorzustehn, in der er hoffen durfte, manches Gute zu erhalten und zu fördern und Nachtheiliges abwenden zu können. Seine Bemühungen wurden von allen Redlichen mit Dank erkannt und gewürdigt. — So vertrat er noch ein Mal das Wohl der Stadt im Herbste 1813 durch persönliche Verhandlung mit dem Prinzen Carl von Baiern, als dieser kurz nach dem Befreiungssieg bei Leipzig mit seinen Truppen in Frankfurt verweilte und empfing in der Nacht den Kaiser Napoleon vor den Thoren, bemüht das Beschießen und die Plünderung der Stadt abzuwenden. In derselben Woche begrüßte er im Namen des Senats und der Bürgerschaft die drei verbündeten Monarchen bei ihrem Aufenthalt in Frankfurt, und ward auf eine Weise von ihnen aufgenommen, die deutlich bewies, daß Günderrodes Eifer für sein Vaterland auch ihnen nicht fremd geblieben war.

Wesentliche Verdienste erwarb er sich ferner in den höchsten obrigkeitlichen Würden, als Bürgermeister, Präsident des Appellationsgerichts und

„ich in meinem Alter. Ohne Reue und Vorwürfe „überblickte ich die durchlebten 70 Lebensjahre, in „welchen ich zum Ausbilden meiner intellectuellen „Fähigkeiten verwendete, was meine beschränkten „Kräfte zuließen, um damit zum Befördern des „allgemeinen Wohls zu wirken, was auf gewöhn„liche Weise möglich war. Dieses, in der Beschei„denheit meiner Gesinnungen gewürdiget, versichert „mich, daß mein Erwachen jenseits eine entspre„chende Fortsetzung von Diesseits seyn. Dieses „Diesseits würde ohne eine Hoffnung der Zukunft „nicht begehrungswerth seyn. Laß uns also mit „heiterem Sinn und Freundschaft die uns noch „bestimmte Bahn fort wandeln, dankbar anneh„mend, was uns an Glück und Freude bestimmt „ist." So lebte, so starb Günderrode.

Kranken rc., da die vorzüglich wirksamen Constellationen ganz genau auf Jahr und Tag astronomisch vorausberechnet, und die Gegenden des Erdbodens, wo die durch sie verursachten Naturbegebenheiten alsdann zu erwarten stehen, ebenfalls vorausbestimmt werden können. Hierauf erschien denn: „Erklärung der Constellationen oder Stellungen der Himmelskörper, welche Erdbeben, Orcane, Donnerwetter u. s. w. und alle Witterungserscheinungen verursachen." Berlin 1791. 372 S. 3 Kupfer. In diesem Buche wird nun die Theorie der Constellationen näher entwickelt, die verschiedenen Arten derselben aufgezählt und dann mehrere Erfahrungssätze aus dieser Theorie gezogen. Als Hauptfundament dieses meteorologischen Lehrgebäudes wird neben der allgemeinen Schwere der Weltkörper folgender Satz aufgestellt: Die Weltkörper können sich wechselsweise nach Umständen bald positiv bald negativ electrisiren, oder mit andern Worten: Der beständige Vorrath von electrischer Materie, welche ein Weltkörper besitzt, kann unter gewissen Umständen durch Aus- und Einflüsse anderer entfernter Himmelskörper vermehrt oder vermindert werden. Auf die Frage: Unter was für Umständen geschieht dieses wechselseitige veränderte Electrisiren? Welche Umstände bewirken positives, und welche negatives Electrisiren? wird geantwortet: Bei einer jeden Constellation wird der Weltkörper, welcher sich in der Mitte befindet, positiv, die andern aber negativ electrisirt; oder: der mittlere Körper erhält Zuwachs, die andern aber Abnahme an ihrer vorherigen Quantität vom electrischen Fluidum. Und hieraus lassen sich alle physikalischen Phänomene deutlich und befriedigend erklären. —

sammtheit seiner wissenschaftlichen Kenntnisse zu einer organischen Einheit verknüpfte. Und mit diesen war er schon reichlich ausgestattet, so daß er im Stande war, als 18jähriger Jüngling durch Privatunterricht seine beschränkte öconomische Lage zu verbessern. Freilich mußte er die von den öffentlichen Lehrstunden ihm übrig bleibende Zeit des Tages hierauf verwenden; auf der andern Seite aber war diese Thätigkeit, in welcher er das Erlernte wiederum lehrend mittheilte, nicht ohne Nutzen für die Bildung seines Geistes und Lehrtalentes, und diente zugleich dazu, in die Masse seiner Kenntnisse immer größere Klarheit, Festigkeit, Zusammenhang und Ordnung zu bringen. Und da sein immer reger und lebendiger Geist in einem gesunden und starken Körper wohnte, der dem treibenden Willen seinen Dienst nicht versagte, so ward es ihm nicht schwer, manche Nächte hindurch an seinem Arbeitstische zu sitzen, und für den kommenden Tag auf die Gegenstände des Unterrichts sich vorzubereiten. Aber auch dieser Erwerb durch Privatunterricht reichte kaum hin zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse; und wenn er noch einen Theil davon verwenden mußte, um sich die unentbehrlichsten Bücher anzuschaffen, so war er um so mehr auf die allerstrengste Oeconomie angewiesen. Dadurch ward er auf der einen Seite zur Ordnung, Regelmäßigkeit und Pünctlichkeit angehalten, auf der andern in Entbehrung, Genügsamkeit und Werthschätzung auch des Geringsten geübt, und wie ihm jenes für sein ganzes Leben überaus zu statten gekommen, dieses aber für ihn eine Quelle vieler edlen, geistigen Freuden geworden, das hat er nicht umhin gekonnt, zum öftersten mit Dank gegen Gott zu bezeugen. Sah' er sich aber auch von dem Genusse sinnlicher Ver-

gnügungen, welche die Hauptstadt in so reichlichem Maße darbot, ausgeschlossen, so erschien ihm dies nicht als ein Uebel, und er durfte nicht ungeordnete Neigungen bekämpfen, denn bei der vorherrschenden Richtung seines Geistes und der reinen Liebe zu dem Höhern, Edlen und Unvergänglichen, konnte er sich nicht von dieser Seite der Welt angezogen fühlen. Und da ein sinniges Gemüth ihn innig mit der Natur verband, und ein nach Wahrheit ringender Geist in den Wissenschaften Nahrung fand, so waren ihm, wie im Reiche der Natur so in dem Gebiete der Wissenschaften, Güter und Gaben genug geboten, welche er nur mit frommen Sinne hinzunehmen und zur Stärkung des Geistes und Herzens zu genießen brauchte. Daneben versäumte er auch nicht, die von Natur ihm verliehene angenehme und wohllautende Stimme, und sein Talent zur Musik und Poesie auszubilden und zu vervollkommnen, und so mit dem Wahren und Guten auch das Schöne zu verbinden. Er trat in eins der dortigen Sängerchöre, und zeichnete sich auch hier sehr bald so aus, daß ihm als Präfect die Leitung desselben übertragen wurde.

So gründlich und tüchtig gebildet, und zum männlichen Alter herangereift, bezog er die Universität Halle am 20. Octbr. 1778. Hier wurde er durch einige Stipendien unterstützt, welche er besonders dem Wohlwollen und den Bemühungen des Directors Büsching zu verdanken hatte. Er widmete sich der Theologie, zu der ihn schon früh eine besondere Neigung gezogen hatte, und deren Studium er nun mit ganzer Liebe, mit Ernst und Umsicht umfaßte. Die Vorlesungen eines Nösselt, Semler, Knapp, Eberhard, Schulze und Anderer besuchte er mit größerer oder geringerer Zustimmung, fühlte sich aber besonders da befriedigt, wo

ächte Gelehrsamkeit mit Klarheit, Bündigkeit und Bestimmtheit des Denkens und Darstellens sich verband, und Innigkeit und Wärme des Gefühls in unverstellter Ueberzeugung und redlicher Forschung sich aussprach. Nie mit einer glänzenden Oberflächlichkeit sich befreundend, konnte er auch an den damaligen theologischen Neuerungen, durch welche das theologische Leben bewegt wurde, und die in ihrem Grunde nur selbstgefälligen Dünkel und in ihrem Princip einen den höchsten und unvergänglichen Wahrheiten des Christenthums untreu gewordenen Verstand verdeckten; — konnte er an einer Critik, welche die Fülle des Lebens für die Leerheit des Begriffs aufzuopfern anmuthete, an einer Philosophie, welche, die Schranken des natürlich menschlichen Bewußtseyns verkennend, die menschliche Vernunft an die Stelle der Offenbarung setzte, und, der Theologie feindlich gegenüber tretend, nichts gelten lassen wollte, als was vor ihrem Forum den Stempel der Gültigkeit erlangt hatte, nie Gefallen finden. Dahingegen drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß der Unglaube auch nur Unsittlichkeit zum Gefolge haben, und ein Glaube, dem die Kraft, selig zu machen, fehle, nicht der evangelische seyn könne. Eben so hatte die väterliche Zucht und Sitte, und das Halten über das dritte Gebot, so wie das fleißige Lesen in der heiligen Schrift schon früh in ihm einen frommen Sinn und eine heilige Ehrfurcht vor der Bibel erweckt, und die an seinem Herzen gemachten Erfahrungen von dem höhern, göttlichen Geiste, der in diesen Büchern wehet, waren ihm ein Prüfstein von der Wahrheit und Richtigkeit dessen, was er von Kindheit an mehr dunkel und unbewußt und gleichsam auf väterliche Autorität hin in sich aufgenommen hatte. Darum konnte der frivole Ton leichtsinniger Spöt-

ter und die geringschätzende Behandlung des Buches der Bücher ihn weder berühren noch verführen, sondern nur mit sittlichem Zorn erfüllen; und wer in dieser Art unter dem minder verdächtigen Gewande von Gelehrsamkeit seine antikirchlichen Grundsätze geltend zu machen suchte, der ermahnte ihn nur desto mehr zur Behutsamkeit und Besonnenheit und zu einem immer tiefern und gründlichern Studium der Theologie. Die Idee, welche er von der Theologie hatte, als der Spitze aller Wissenschaften; die Ueberzeugung, daß, ohne ein Festhalten an das geschichtliche Fundament, es unmöglich sey, den christlichen Character derselben zu erhalten, der Gedanke, daß alle theologische Untersuchungen, wenn sie für die Fortbildung des Geistes und Fortentwickelung des Lebens wahrhaft fruchtbringend seyn sollen, sich innerhalb des kirchlichen Gebiets bewegen mußten; die Wahrheit, daß der Theolog, ohne innere Heiligung des Gemüths und wahrhaft religiöse Weihe, die tiefsten und erhabensten Ideen seiner Wissenschaft weder verstehen noch in ihrem nothwendigen Zusammenhange begreifen könne, waren die mächtigen Triebfedern seiner wahrhaft christlich-theologischen Thätigkeit, durch welche er sich für seinen künftigen Beruf vorbereitete und bildete. Seiner ganzen Individualität sagte das strenge System zu, das durch langes Prüfen, besonnenes Forschen und stetes Vergleichen mit der heiligen Schrift in der Uebereinstimmung mit derselben sich ihm bewährt und zur Ueberzeugung in ihm befestigt hatte. Doch konnte er sich mit dem scholastischen Beiwerke und dem starren, ungenießbaren Formelwesen desselben nicht befreunden, und hielt es für zeitgemäß, sich der hergebrachten Definitionen, Distinctionen, Wortklaubereien rc. gänzlich zu entschlagen und einer der Schrift

gemäßern Einfachheit und Verständlichkeit zu bedienen, wenn man nicht den Gegnern selbst die Waffen in die Hände liefern, und sich eines eigensinnigen, unbegründeten Festhaltens an das Alte, das dem Zeitalter nicht mehr zusage, schuldig machen wolle.

Neben seinen theologischen Studien ertheilte er auch Unterricht in den obern Classen der lateinischen Schule des hallischen Waisenhauses in den Sprachen, Geographie, Mathematik und Philosophie, und hatte dafür zum Benefiz eine freie Wohnung daselbst und einen freien Tisch. Das Directorium vertraute ihm diesen wichtigen Unterricht in Prima wegen seiner ungemeinen Geschicklichkeit und Gewandtheit im Dociren, wegen seines strengen, wissenschaftlichen Ganges, seines deutlichen und lebendigen Vortrages und besonders wegen seiner nicht geringen Autorität, in die er sich durch seine imponirende Persönlichkeit bei seinen Scholaren zu setzen wußte. Hierdurch erlangte er den günstigsten Ruf, und da er sich öconomischer Rücksichten wegen bald wieder nach Berlin zurück sehnte, so kam ihm eine Einladung von dorther sehr gelegen.

Nach zweijährigem Aufenthalte auf der Universität verließ er dieselbe Michaelis 1780 und übernahm die ihm angetragene Lehrerstelle an dem Pädagogium der königlichen Realschule zu Berlin. In diesem Amte, welches er 4 Jahre lang bekleidete, fand er nun größere Muße, sich in den verschiedenen Fächern, in denen er arbeitete, als lateinischer Sprache, Religionslehre, Mathematik, Naturlehre, Logik, Geschichte der Philosophie, immer mehr zu vervollkommnen und umfassendere Kenntnisse zu sammeln, besonders aber seine Lieblingswissenschaften, Mathematik, Philosophie und Naturlehre ex professo zu treiben, mit denen er

noch die Astronomie verband, welcher er nicht entbehren konnte zur vollständigen Aufhellung seiner Ansichten über den Einfluß der Himmelskörper auf die meteorologischen Erscheinungen und andere Naturbegebenheiten. Denn jetzt legte er schon den Grund zu seinen spätern meteorologischen Arbeiten, studirte die verschiedenen hier einschlagenden Systeme und Meinungen der Alten und Neuern, sammelte sich das für seinen Zweck Brauchbare, und baute auf diesem Grunde fort, keine Mühe scheuend, durch keine fehlgeschlagenen Berechnungen entmuthigt, immer von Neuem anfangend, neue Combinationen versuchend — und dabei täglicher Beobachter der Witterungsveränderungen, des Barometerstandes rc., wobei er zugleich aus den öffentlichen Blättern die aus den verschiedenen Gegenden der Erde mitgetheilten Notizen über alles, was für ihn belehrend war, und gleichsam zum practischen Commentare seiner Theorie sich eignete, excerpirte. Vermittelst physikalischer Experimente suchte er über so manche chemische Processe sich zu verständigen, und den verborgenen Ursachen und den durch Wechseleinflüsse bedingten Wirkungen der Phänomene nachzuspüren, indem er aus dem Kleinen nach angestellten mathematischen Berechnungen auf das Größere analogisch schloß. Aus den astronomischen Jahrbüchern des berühmten Astronomen Bode zu Berlin — dem er persönlich seine Ansichten mitzutheilen Veranlassung fand, und der ihm eben so gütig, als belehrend über manches Auskunft gab, im übrigen aber in seinen Untersuchungen fortzufahren ihn ersuchte — stellte er tabellarische Berechnungen über den jedesmaligen Stand der verschiedenen Planeten in jedem Monate des Jahres an, und versuchte nach seinen besondern Ansichten von den Constellationen aus denselben die durch sie bewirk-

ten athmosphärischen Erscheinungen zu deduciren und zu erklären. Doch alles dieses bedurfte noch einer tiefern Begründung und mehrjährigen fortgesetzten Beobachtung, und konnte sich also erst mit der Zeit zu etwas Gewissem und einer Art von Theorie gestalten. Aber auch der Theologie blieb er eingedenk. Am 11. Januar 1781 erhielt er vom königl. Ober-Consistorium die Erlaubniß zu predigen, und mit vieler Bereitwilligkeit benutzte er die sich oft ihm darbietenden Gelegenheiten, in öffentlichen Religionsvorträgen sein frommes, gläubiges Gemüth und seinen lebendigen Eifer für die Wahrheit der christlichen Religion an den Tag zu legen. Es war das Feuer der Rede, die Wahrheit und Gediegenheit seiner Gedanken, die Klarheit und Einfachheit seines Vortrages und die aus dem Herzen kommende Innigkeit des Gefühls und Reinheit der Ueberzeugung, verbunden mit einer überaus angenehm tönenden, rein articulirten Sprache, welche seinen Vorträgen viele Zuhörer zuführten. Für seinen Unterricht in der Philosophie verfaßte er einen „Versuch einer Geschichte der Philosophie blos zum Gebrauch für Schulen. Berlin 1783", und ein im Manuscript fast vollendetes Lehrbuch der Mathematik blieb ungedruckt. Im Jahre 1784 wurde er von den Gemeinden zu Beyersdorf und Schönefeld bei Bernau, 4 Meilen von Berlin, zum Pfarrer begehrt, und am 26. Febr. desselben Jahres erhielt er vom Ober-Consistorium die Bestätigung. Ungern sah ihn die Anstalt von sich scheiden; denn sie verlor an ihm einen wackern, tüchtigen Mitarbeiter, und die Zöglinge einen geliebten Lehrer.

Noch in demselben Jahre verheirathete er sich mit der Tochter des Kaufmanns und Ober-Kirchenvorstehers Hoppe zu Berlin.

In Beyersdorf setzte er nun seine meteorologischen Beobachtungen und Untersuchungen genau und unermüdet fort, bis er im Jahre 1790 zuerst öffentlich das Publicum auf seine neuen Entdeckungen aufmerksam machte. In der „Anzeigung einer allgemein interessanten physikalischen Entdeckung. Berlin 1790", sagte er: „daß er sich schmeichle, nach vieljährigen mühsamen Forschungen die Ursachen von den merkwürdigen und außerordentlichen Naturereignissen, die bis jetzt noch Niemand vollkommen entdeckt habe, nun glücklich ausfindig gemacht zu haben." Er bemerkt darin ferner, daß ihm besonders der Abt Joseph Toaldo in seiner „Witterungslehre für den Feldbau" zum Führer gedient, und namentlich eine Stelle in jenem Buche, in welcher erwähnt wird, daß die Materie vom Einflusse der Planeten und Sterne auf die Witterungsveränderungen, ungeachtet der widerstrebenden herrschenden Meinungen, eine größere Beleuchtung verdiente, ihn vorzüglich veranlaßt habe, über diesen Gegenstand tiefer nachzudenken, von welchen Untersuchungen das höchst interessante Resultat nun dieses sey: daß die Sonne und der Mond und alle Planeten unsers Sonnensystems (die Untersuchungen über die Fixsterne mußte er vor der Hand noch aussetzen) nicht nur wirklich einen höchst merklichen Einfluß auf die Veränderungen und Erscheinungen in unserer Erdatmosphäre haben, sondern auch in gewissen besondern Stellungen gegen die Erde und gegen einander (in den sogenannten Constellationen) Erdbeben, Vulcanausbrüche, Stürme, Orcane, Donnerwetter, Wolkenbrüche, Hagelfälle, Nordlichter, Feuerkugeln und andere Naturereignisse bald in diesen, bald in jenen Gegenden des Erdbodens, nach Maßgebung ihrer Standörter am

Himmel und der jedesmaligen localen Umstände auf der Erde, verursachen.

Darnach bemerkt er noch: daß sich alle physikalischen Phänomene theils aus der Verbindung oder Trennung der allgemeinen Anziehungskraft der Sonne, theils aus den Wirkungen des veränderten gegenseitigen Electrisirens (denn die großen Himmelskörper könnten sich wechselsweise vermittelst des Lichtes, oder des Aethers, nach Umständen bald positiv, bald negativ electrisiren) ganz leicht und vollständig erklären lassen; daß er zum Beweise der Richtigkeit dieser Entdeckung und der daraus abstrahirten Theorie theils die in öffentlichen Nachrichten mitgetheilten Erfahrungen gesammelt und die gleichzeitigen besondern Constellationen genau damit verglichen habe, so daß er nun im Stande sey, seine Theorie blos aus den Jahren von 1780—1786 mit beinahe 400 dergleichen Erfahrungen zu bestätigen; theils aus den zu Berlin angestellten meteorologischen Beobachtungen, welche in den Schriften der königlichen Academie der Wissenschaften mit abgedruckt sind, Tabellen vom Stande des Barometers, Thermometers, Hygrometers und der Abweichung der Magnetnadel, auch von mehreren Jahren, entworfen habe, welche ganz augenscheinlich beweisen, daß zur Zeit solcher Constellationen der Barometer &c. entweder sehr merklich und oft außerordentlich gestiegen, oder gefallen, und die Magnetnadel sehr merklich und oft auffallend entweder zur Rechten oder zur Linken abgewichen sey, — und daß er seine Theorie über die Constellationen nächstens durch den Druck bekannt machen werde. Zugleich macht er auch noch aufmerksam auf den großen Nutzen und die Brauchbarkeit dieser Entdeckung für die gesammte Menschheit, namentlich für die Seefahrer, Oeconomen, Reisenden,

Kranken ꝛc., da die vorzüglich wirksamen Constellationen ganz genau auf Jahr und Tag astronomisch vorausberechnet, und die Gegenden des Erdbodens, wo die durch sie verursachten Naturbegebenheiten alsdann zu erwarten stehen, ebenfalls vorausbestimmt werden können. Hierauf erschien denn: „Erklärung der Constellationen oder Stellungen der Himmelskörper, welche Erdbeben, Orcane, Donnerwetter u. s. w. und alle Witterungserscheinungen verursachen." Berlin 1791. 372 S. 3 Kupfer. In diesem Buche wird nun die Theorie der Constellationen näher entwickelt, die verschiedenen Arten derselben aufgezählt und dann mehrere Erfahrungssätze aus dieser Theorie gezogen. Als Hauptfundament dieses meteorologischen Lehrgebäudes wird neben der allgemeinen Schwere der Weltkörper folgender Satz aufgestellt: Die Weltkörper können sich wechselsweise nach Umständen bald positiv bald negativ electrisiren, oder mit andern Worten: Der beständige Vorrath von electrischer Materie, welche ein Weltkörper besitzt, kann unter gewissen Umständen durch Aus- und Einflüsse anderer entfernter Himmelskörper vermehrt oder vermindert werden. Auf die Frage: Unter was für Umständen geschieht dieses wechselseitige veränderte Electrisiren? Welche Umstände bewirken positives, und welche negatives Electrisiren? wird geantwortet: Bei einer jeden Constellation wird der Weltkörper, welcher sich in der Mitte befindet, positiv, die andern aber negativ electrisirt; oder: der mittlere Körper erhält Zuwachs, die andern aber Abnahme an ihrer vorherigen Quantität vom electrischen Fluidum. Und hieraus lassen sich alle physikalischen Phänomene deutlich und befriedigend erklären. —

Constellationen sind aber geradlinichte Stellungen dreier Weltkörper im Weltraume. Die Erdkugel wird nun positiv und negativ electrisirt, wenn sie das electrische Fluidum von andern Planeten erhält, oder andern mittheilt. — Da man solche Constellationen im Voraus berechnen kann, so läßt sich auch die kommende Witterung zugleich vorher mit bestimmen.

Die Richtigkeit dieser Voraussetzungen a priori wird weitläuftig mit Gründen bewiesen; aus ihnen werden mehrere Erfahrungssätze deducirt, dann a posteriori durch Erfahrungen bestätigt, welche die Wirkungen der Constellationen auf den Luftkreis außer allen Zweifel setzen. Zugleich wird geäußert, daß künftig nach und nach die schweren Fragen beantwortet werden sollen: Was wirkt eine jede Art dieser Constellationen? In welchen Gegenden des Erdbodens sind diese Wirkungen jedesmal zu erwarten? Wie lassen sich diese Wirkungen aus dem Einflusse der Himmelskörper ganz leicht und befriedigend erklären? Und auf wie mancherlei Art kann diese Theorie für die gesammte Menschheit wesentlich nützlich werden? — Indessen ist die eigentliche Theorie, das ganze meteorologische System nach seinem Grunde, Umfange, Zusammenhange und Nutzen, so wie die ganz speciellen Betrachtungen und Regeln, sammt ihrer vollkommenen Bestätigung nie erschienen, indem die erbetenen und erwarteten Unterstützungen ausblieben, durch welche allein nur die vollständigere Bearbeitung des schon längst fertigen Entwurfes vollendet werden konnte. Vielmehr hatte diese neue Witterungstheorie harte Angriffe in einzelnen Abhandlungen und Recensionen der Gelehrten zu bestehen, und nur der Zustimmung und Aufmunterung Weniger sich zu erfreuen. Und wenn man bedenkt, mit welchen

fast unübersteiglichen Hindernissen der Verfasser in seiner individuellen Lage auf einer fast noch ganz ungebrochenen Bahn zu kämpfen hatte; wie er fast die allgemeine Meinung der Gelehrten gegen sich hatte, die theils gelehrten und sehr scheinbaren Einwürfe, theils witzigen und verächtlichen Spötteleien oder falsche Auslegungen seiner Ansichten zu widerlegen, das geringe Zutrauen zu seinen zur Ausführung dieses Werkes nöthigen Kenntnissen zu seinen Gunsten zu lenken hatte; wie fühlbar der Mangel an einem nöthigen Apparate war, um der aus bloßen meteorologischen Beobachtungen abgezogenen Theorie durch mancherlei zweckmäßige Experimente zu Hülfe zu kommen; und endlich, wie ihm der Gebrauch einer auserlesenen Bibliothek und noch anderer Hülfsmittel ganz und gar abging: so wird es begreiflich werden, warum der in allen Dingen mit Umsicht und Besonnenheit handelnde Mann unter solchen ungünstigen Umständen mit der weitern Bekanntmachung seines Systems Anstand nahm und einen günstigern Zeitpunkt, und eine seinen Wünschen entsprechendere Lage abwartete, in welcher er hoffen konnte, mit größerm Nachdrucke und Erfolge seine das gemeine Beste bezweckenden Untersuchungen weiter mitzutheilen. Bis dahin konnte es nur in seinem Sinne liegen, die einmal auf diesen wichtigen, beinahe ganz der Vergessenheit anheimgefallenen Gegenstand gelenkte Aufmerksamkeit des Publicums fortgesetzt rege zu erhalten und zugleich die mehr oder minder wichtig scheinenden Einwürfe gegen die Principien seiner Theorie zu beseitigen. Zu diesem Zwecke erschienen die: „Meteorologische Merkwürdigkeiten. Berlin 1792," von denen aber auch nur ein Heft in den Druck gekommen, welche nach und nach die speciellern Beobachtungen über die

mannichfaltige Wirkung des physischen Einflusses der Himmelskörper sammt deren Bestätigung durch merkwürdige Erfahrungen enthalten sollten. Diese meteorologischen Erfahrungen werden nun auch in jenem Hefte, und zwar vom Jahre 1791 mit Beleuchtungen, in denen manche neue, erhebliche Aufschlüsse vorkommen, mitgetheilt; dann Anmerkungen über die Constellationen des Jahres 1792 hinzugefügt, und schließlich die vornehmsten gelehrten Einwürfe der Recensenten beantwortet. Auch aus diesem Büchlein gehet genugsam hervor, mit welcher Liebe und welchem besondern Fleiße der Verfasser seinen Gegenstand umfaßt und bearbeitet hat, und wie innig und fest er von der Richtigkeit seiner Hypothese überzeugt war, über die selbst einige angesehene Mitglieder einer berühmten Academie der Wissenschaften urtheilten: „daß es nur darauf ankommen werde, ob die Erfahrung diese so gut durchgedachte und wohl zusammenhängende Hypothese genugsam bestätigen werde.“ (Meteorol. Merkwürdigk. S. 100). Und gerade dieses war sein Hauptbestreben, bei recht vielen ein Interesse für dieses Studium zu erwecken, und sie aufzumuntern, zu den von ihm angegebenen Berechnungen durch angestellte Beobachtungen und gesammelte Erfahrungen gleichsam die Probe zu machen, und sich so selbst von der Wahrheit oder Unwahrheit dieser Theorie zu überzeugen. „Dies ist, (heißt es S. 144. u. a. O.) wie jeder bemerkt, ein ganz vortrefflicher Probierstein, und ich zeige ihn selbst so deutlich an, damit Jedermann sehen möge, daß ich ungeheuchelt nach der kostbaren Wahrheit forsche, und also bei meinen Untersuchungen keine unlautern Absichten, sondern blos Gemeinnützigkeit zum Zwecke habe.“

Mittlerweile bemühte er sich, einem Orte nä-

her geführt zu werden, an welchem er hoffen konnte, die für seinen Zweck nothwendigen, ihm aber immer noch fehlenden wissenschaftlichen Hülfsmittel sich zu verschaffen, und sein Wunsch ward ihm zum Theil erfüllt. Seine Bemühungen um die zweite Predigerstelle an der St. Nicolai-Kirche zu Potsdam waren nicht ohne Erfolg; sie wurde ihm im Jahre 1796 übertragen. Durch diese Versetzung erhielt seine rastlose Thätigkeit einen größern Wirkungskreis; und obgleich seine Amtsarbeiten sich mehrten, auch die Sorge für seine immer zahlreicher werdende Familie ihn nöthigte, Privatunterricht zu ertheilen; so setzte er doch das angefangene meteorologische Studium in den Stunden der Muße und Erholung fort, sich hierzu besonders einer nach seinen Ideen angefertigten astronomischen Tafel bedienend, mit Benutzung älterer astronomischer Werke und der neuern Philos. Transactions, und Ephemerides Societatis meteorologicae Palatinae Manhemii u. a. m. Und obgleich hierdurch auf der einen Seite ihm über vieles Aufschluß gegeben, auch mancher neue Gedanke in ihm angeregt wurde, überhaupt aber das Fundament seines Lehrgebäudes immer mehr befestigt ward, indessen bei seinen tiefern und umfassendern Nachforschungen und Beobachtungen die Combinationen auch verwickelter und die Anwendung seiner Theorie auf die speciellsten Fälle immer precärer wurde, da ihm die erwarteten officiellen Mittheilungen von meteorologischen Erfahrungen aus andern Gegenden des Erdbodens durchaus abgingen; so sah er auf der andern Seite die großen Schwierigkeiten sehr wohl ein, welche die Bekanntmachung gerade der interessantesten Partieen seiner Entdeckungen drückten; und da er keiner öffentlichen Unterstützung sich erfreute, und er allein die

Fortsetzung eines Werkes, das nur unter der Mitwirkung Mehrerer eines günstigen Erfolges gewiß seyn konnte, nicht wagen wollte, auch der Druck bei weniger Vorliebe des Publicums für diese Sache zu kostspielig war, so gab er sein früheres Vorhaben auf, und beschränkte sich nur auf Privatmittheilungen und fortgesetzte Erwägung, Prüfung und Untersuchung der Resultate seines meteorologischen Forschens, indem er alljährlich aus den Bodeschen astronomischen Jahrbüchern die Planetenconstellationen berechnete und darnach den Eintritt, die Beschaffenheit, den Umfang und die Dauer der mannichfaltigen physischen Processe in der Witterung nach seinen hypothetischen Prämissen zu bestimmen suchte; eine Lieblingsbeschäftigung, welche ihm manche Stunde der Erheiterung und Erquickung, auch selbst noch während seiner letzten Krankheit, bereitete.

In dem Jahr 1804 wurde er bei derselben Gemeinde Oberpfarrer und königl. Superintendent, mit welcher Amtsveränderung auch ein neuer Abschnitt seines Lebens beginnt. Denn von dieser Zeit an erscheint er als der vielgeübte und vielgewandte Geschäftsmann, der in einer Reihe von Jahren ein thatenvolles Leben entwickelte, das, nach seinem ganzen Umfange, mannichfaltigen Beziehungen und schwierigen Verhältnissen betrachtet, mehr als eines Menschen physische und geistige Kraft, sollte man meinen, hätte in Anspruch nehmen müssen. Und dennoch trug er allein die ganze Bürde seines Amtes mit immer ungeschwächter und rüstiger Geisteskraft, die nur in einzelnen Zeitabschnitten auf dem höchsten Puncte der Erschöpfung schweren Krankheiten erlag. Schon als Oberpfarrer einer Gemeinde von 8 — 10,000 Seelen hatte er der Amtsgeschäfte gar viele, und sonntäglich in

der Regel zweimal, in den Festtagen dreimal, in der Stadt und in zwei Filialen zu predigen. Aber als Superintendent stand er an der Spitze eines Verbandes von einigen 20 Predigern und 50 Schullehrern in einer Diöces von 50 Dörfern, war er Ephorus des Gymnasii und Aufseher der städtischen Schulen, Mitglied der Schulcommission und des königl. Armendirectorii, und späterhin Vicepräsident der Bibelgesellschaft. Vorzüglich aber war seine Stellung als königl. Beamter zu der königl. Regierung und andern städtischen und königl. Behörden und zum königl. Consistorium zu Berlin, zu den königl. Landräthen und Aemtern und den Patronen der verschiedenen Kirchen, welche alle unmittelbar mit ihm concurrirten, und mit ihren Befehlen, Anforderungen und Ansuchungen an ihn sich wandten, dazu geeignet, seine Tüchtigkeit und Geschicklichkeit als einsichts- und umsichtsvoller, kenntnißreicher und gründlicher Arbeiter zu bewähren, aber auch zugleich ihn die ganze Schwere und Bedeutung seines Amtes fühlen zu lassen. Dabei lag ihm noch die Rendantur zweier Predigerwittwencassen ob, deren Rechnungen er führen mußte, und die Einsammlung aller ausgeschriebenen Collectengelder, Beiträge zur Schullehrerwittwencasse und zur Bibelverbreitung, nebst deren specificirten Berechnung; ferner die Anfertigung der Populationslisten, Prediger-, Candidaten- und Schullehrer-Conduitenlisten und so manche andere Listen und Tabellen, so daß, wenn man nicht fürchten müßte, in der Andeutung aller der einzelnen Functionen zu weitläuftig zu werden, die specielle Aufzählung derselben leicht das lebendigste Bild vor die Anschauung führen würde von der vielseitigen, oft bunt durcheinander laufenden, in alle Lebensverhältnisse eingreifenden Wirksamkeit des Mannes.

Unmöglich würde er das haben leisten können, was er geleistet hat nach seiner Art und Weise, wenn er nicht gleichsam schon von Jugend auf und in allen frühern Lebensverhältnissen zu solchem Amte sich vorbereitet und tüchtig gemacht hätte. Denn wie kam es ihm hier nicht zu Statten, woran er sich von jeher gewöhnt hatte: in jegliche Lage sich zu schicken, und in ihr bald sich heimisch zu finden und überall durch eigene Kraft und That nur zu seyn, was er war; jederzeit durch scharfes Denken und reifliches Erwägen jedes Problemes Meister zu werden, und Mannichfaltiges durch Zusammenfügung seiner einzelnen Theile zu gleichartigen Massen und durch Zusammenfassen der verschiedenen Seiten eines Gegenstandes in der Einheit des Denkens systematisch zu ordnen und dialectisch zu verbinden; das Hervorspringende oder tiefer Verborgene in verwickelten Sachen mit gleich richtigem Tacte zu treffen, und in kurzen, aber bündigen Worten das Gedachte und Gewollte darzustellen; mit mathematisch-philosophischem Verstande sich in die Mitte eines bestimmten Gebietes gleich zu versetzen, und durch ein in der Speculation geschärftes und in der Abwägung des Zweckmäßigen und Unzweckmäßigen, Anwendbaren und Unzulässigen, Haltbaren und Ungenügenden geübtes Urtheil schwierige Aufgaben zu lösen! Aber mehr noch, als alles dieses, machte ihn zu seinem Amte geschickt und zur würdevollen und ausgezeichneten Führung desselben fähig sein wahrhaft evangelischer Sinn und Wandel, sein religiöses Gemüth, sein festes Gottvertrauen und seine ungeheuchelte und reine Liebe zu seinem Herrn und Erlöser; denn dieses war der fruchtbare Boden, aus welchem alle seine liebenswürdigen und schätzbaren Tugenden und Eigenschaften hervorsproßten, seine thätige Menschen-

liebe, seine Bemühungen für Wahrheit und Gerechtigkeit, seine Milde und Billigkeit, Humanität und Freundlichkeit, sein strenger Gehorsam gegen Vorgesetzte und zuvorkommende Gefälligkeit gegen Untergebene, Ernst, Pünctlichkeit und Genauigkeit in allem, was durch seine Feder ging, eine bis zur Aengstlichkeit reichende strenge und zarte Gewissenhaftigkeit in seinen Urtheilen und Entscheidungen, Liberalität im Denken und Handeln, unerschrockene Freimüthigkeit in allen Fällen, wo Schweigen ihm Sünde dünkte und er durch sein Amt dazu sich berufen fühlte. Ohne Menschenfurcht verfolgte er einen ruhigen, sichern und festen Gang, mit einer Geradheit, Einfalt und Unbefangenheit, welche den Bund eines guten Gewissens mit Gott so deutlich wahrnehmen ließen. —

Durch seinen rastlosen Eifer, alles, was in seinen Kräften stand, und so viel es seine Verhältnisse zuließen, zur Verbesserung der seiner Aufsicht und Fürsorge anvertrauten Schulen und Schulstellen beizutragen, hat er sich große Verdienste erworben; und wenn er manchen neuern Schuleinrichtungen und den Schulwesen betreffenden Veränderungen nicht das Wort redete, so geschah dies aus gewissenhafter Ueberzeugung von der Unanwendbarkeit und Unzulässigkeit derselben bei einem Zustande der Schulen, in welchem nur erst durch die Befriedigung der dringendsten und nothwendigsten Bedürfnisse nach und nach für dergleichen Einrichtungen die Bahn gebrochen werden konnte. Ueberhaupt zeugen seine — oft Abhandlungen gleichenden amtlichen Berichte, welche er über Gegenstände, das Schulwesen betreffend, verfaßte, von genauer Kenntniß der Localverhältnisse, vertrauter Bekanntschaft mit dem Schulwesen überhaupt und dem Landschulwesen insbesondere, von einem rich-

tigen Blicke in das reformatorische Streben seiner Zeit und nüchternem Urtheile über Altes und Neues auf dem pädagogischen Gebiete, so wie von einer gerechten Würdigung des Guten und Heilsamen, was zur Abschaffung alter Mißbräuche und eines durch die Länge der Zeit eingerissenen Schlendrians im Volksschulwesen gethan worden. Sie enthalten zugleich einen reichen Schatz von gediegenen Urtheilen und Ansichten, welche die Frucht langjähriger Erfahrungen und angestellter Beobachtungen sind und immer verdienen wohl erwogen zu werden, wenn es darauf ankommt, allgemeine Sätze und Wahrheiten, welche sich in der Theorie sehr gut ausnehmen und in abstracto treffend zusammenhängen, so zu verwirklichen, daß sie auch in der That in das Leben eingreifen, in bestehende Verhältnisse einpassen und von Dauer und Nutzen sind. Denn er hatte ja in seiner Stellung Gelegenheit genug, sich von dem Mißlingen so mancher neuen Einrichtungen zu überzeugen und die Hindernisse kennen zu lernen, welche sich von allen Seiten gutgemeinten Verbesserungsplänen entgegenstellten.

Unter seinen Diöcesanen stand er in der höchsten Achtung und genoß deren ganze Liebe und unbegrenztes Vertrauen; sie erkannten es wohl, wie viel sie seiner ungemeinen Thätigkeit und Fürsorge zu verdanken hatten, und mit welcher Umsicht und Einsicht er ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten leitete; sie fühlten sich durch seine Regsamkeit und seinen Eifer zu gleicher Thätigkeit angetrieben, und durch sein ihnen vorleuchtendes Beispiel zu gleicher Amtstreue aufgefordert. Mit mehrern derselben lebte er in dem innigsten brüderlichen und freundschaftlichen Verhältnisse, und diese, auf gegenseitiger Liebe und Werthschätzung ruhende nä-

here Verbindung machte ihn überaus glücklich; er rechnete immer die Tage mit zu den angenehmsten seines Lebens, an denen er, von dem strengen Geschäftsleben sich losreißend, in ländlicher Ruhe sich ganz dem Genusse reiner Freuden hingeben konnte, welche Freundschaft und Liebe dort ihm bereiteten. — Denn wollte er den ganzen Umfang seiner Verpflichtungen mit gewissenhafter Treue ausfüllen, so konnte er nur hie und da einige Tage von der strengen Arbeit feiern — so war jede Stunde bei ihm berechnet. Den größten Theil dieses seines amtlichen Lebens, und daher auch des Tages brachte er an seinem Arbeitstische zu; sein Arbeitszimmer war die geheiligte Werkstätte, von der aus er nach allen Seiten hin seine Wirksamkeit verbreitete. Von jedem Jahr gibt ein genau geführtes Geschäftsjournal Auskunft über seine amtliche Thätigkeit; und in der That, wenn man diese Massen von Correspondenzartikeln übersieht, so wird man veranlaßt, mit Verwunderung auszurufen: Wie hat es nur ein einzelner Mann möglich gemacht, 20 Jahr hindurch ein solches mühevolles Amt zu bekleiden? Nach einem ungefähren Ueberblick ergibt sich, daß die Zahl der hier aufgeführten wichtigern officiellen Schreiben an 7000 beläuft, von denen der Inhalt mit kurzen Worten angegeben, oft aber auch ganz abgeschrieben ist; und wenn man nun die hier nicht bemerkten minder wichtigen und die Privatschreiben hinzurechnet, und bedenkt, daß manche Schreiben oft viele Bogen anfüllten, und in Duplo angefertigt worden, so hat man eine ungefähre Anschauung von der großen Schreibthätigkeit desjenigen, der dieses Ehrenamt bekleidete, und der Concipient, Secretär, Expedient, Journalist, Registrator, Rendant rc. in einer Person zugleich war. Nur in den letzten Jahren, wo das Gedächtniß von seiner Kraft

verlor, und das Memoriren der Predigten mehr Zeit wegnahm, mußte er sich der Hülfe seiner Söhne bedienen; ja es geschah nicht selten, daß jedes Glied seiner Familie mit ihm zugleich angehäufte Arbeiten theilte, und dann war es seine größte Freude, wenn er so alles um sich her in Thätigkeit sah.

In den Morgenstunden von 5 — 7 Uhr beschäftigte er sich mit seiner Predigt, oder auch gleich am Sonntage nach vollendeten Amtsverrichtungen; denn die Woche über konnte er an seine Pastoralia nicht denken, und selbst der Sonnabend war ihm nicht gelassen, so sehr hatten die Superintendenturgeschäfte seine eigentliche Wirksamkeit als Pfarrer umschlossen und zusammengedrängt. Daß er auf solche Art außer aller Verbindung mit seinen Gemeindegliedern kam, ist einleuchtend, und dies war ihm immer ein Umstand, den er nie ohne Betrübniß erwähnte. Seine Predigten arbeitete er jederzeit vollständig aus, und memorirte sie streng; nie bediente er sich eines Concepts auf der Kanzel. Sein Vortrag war frei, würdevoll, ruhig, mit Besonnenheit und Kraft. Er sprach langsam, aber überaus verständlich und bedeutsam. Durchweg leuchtete der Denker aus den Vorträgen hervor, der mit Klarheit und Sicherheit sich seines Gegenstandes bewußt war und eine gleiche feste Ueberzeugung bei den Zuhörern bewirken wollte. Er stellte die göttliche Wahrheit einfach und ungeschminkt dar, wie er sie erkannt hatte, und vertraute allein ihrer Kraft und Gewalt, welche sie über das menschliche Gemüth ausübt, wenn sie unverstellt ausgesprochen wird. Noch in seinen letzten Jahren las er, wenn ihm sonst die Zeit nicht genommen wurde, jeden Abschnitt der Bibel, über den er predigen wollte, in dem Urtexte mehreremal durch, und lernte ihn auswendig, weil, wie er meinte, er dadurch noch

erinnert würde, daß er ein Theolog sey, und dann auch in dem Grundtexte oft sich vieles anders verhalte und gestalte, als in der Uebersetzung, so daß auf diese Art ihm mancher neue Gedanke und manche neue Ansicht eines Gegenstandes zugeführt worden seyen, welche ihm bei der vieljährigen Behandlung desselben wären verborgen geblieben. Ueberhaupt verfuhr er, wie in allem, so auch hier sehr gewissenhaft; er bediente sich nie einer frühern Predigt, außer in der höchsten Noth, wenn dringende Geschäfte ihm keine Zeit zur Sammlung des Gemüths gestatteten.

Aber auch an allem, was das öffentliche Leben betraf, nahm er den innigsten Antheil und bewies durch die That, daß ein im christlichen Glauben ruhendes Gemüth und eine von dem Geiste des Christenthums durchdrungene Gesinnung für alles Gute, Schöne und Edle empfänglich und immer geneigt sey, für die höchsten und erhabensten Ideen und Güter auch die größten Opfer nicht zu scheuen. Was er im Stillen zum Besten seiner Nebenmenschen gethan, das wissen die, welche Beweise seiner Gutthätigkeit von ihm erhalten; zu allen öffentlichen Einrichtungen, Unternehmungen, Stiftungen, welche die Beförderung und Belebung des allgemeinen Wohls und besonders christlicher Gesinnung zum Zwecke hatten, spendete er mit freigebiger Hand seinen Beitrag. Und als es galt, das lang gedrückte Vaterland von dem lastenden Joche des fremden Zwingherrn zu befreien und eine allgemeine Begeisterung das zeither erschlaffte Volksleben ergriff, da erkannte auch er den Ruf des Herrn, und sein Gebot, aus allen seinen Kräften mitzuwirken, daß die alte Noth sich ende und ein neues, besseres Leben erstehe im befreiten deutschen Vaterlande. Mit wahrhaft patriotischem Sinn rü-

stete er seine 3 Söhne aus, und stellte sie in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger; mit Wehmuth zwar, aber dennoch gefaßt und ergeben in den Willen des Höchsten, entließ er sie mit seinem väterlichen Segen, sie ermahnend, auf den lebendigen Gott zu vertrauen, der in allen Verhältnissen ihres neuen Berufes ihnen eine feste Burg seyn würde. Und so wie er nicht vergaß, den entfernten Lieben manches Wort des Trostes, der ausharrenden Geduld, der Ermunterung und Hoffnung nachzusenden, und sie mit einem Glaubensmuthe und einer christlichen Tapferkeit zu erfüllen, wie sie ihm in einem so hohen Grade eigen war, so suchte er auch daheim durch Wort und That die Gemüther aufzurichten und mit der Kraft des christlichen Glaubens zu stärken, beseelt von der frohen Hoffnung, daß die gute Sache gewiß triumphiren werde. Und seine Hoffnung ward erfüllt. Aber seinem väterlichen Herzen wurde auch eine tiefe Wunde geschlagen; denn den ältesten seiner Söhne, einen edlen, hoffnungsvollen Jüngling, sah er nicht wieder; er ward in der schönsten Blüthe seines Lebens eine Beute des Todes. Doch wußte er auch hier die Wege des Höchsten demüthig zu ehren, und neben diesem schmerzlichen Verluste sich mit der Gnade des Herrn zu trösten, die ihm die andern beiden glücklich wieder in seine Vaterarme zurückführte.

In dem Kreise der Seinigen fühlte er sich überaus glücklich; hier allein genoß er die schönsten und reinsten Freuden. Denn da er den größten Theil des Tages an seinen Arbeitstisch gefesselt war und mit der äußersten Entsagung streng seinem Berufe lebte, so war ihm nach vollendeter Arbeit Erholung und Gemüthszerstreuung Bedürfniß; diese aber konnte er nur auf seinen einsamen Wan-

derungen und Spazirgängen in der freien Natur und in dem Umgange mit seiner Familie finden, da er an öffentlichen Vergnügungen keinen Antheil nahm. Und wo hätte sein reiner Geist und zärtlich fühlendes Herz wohl mehr angezogen und angesprochen werden können, als durch die Umgebung einer ihm gleichgesinnten Gattin und ihn zärtlich liebender Kinder, welche, mit ihm eng verbunden, ein Hauswesen bildeten, das, von seinem Geiste, Sinne, Streben und Lieben durchdrungen, um ihn her das heiterste, reinste und seelenvollste Leben verbreitete? Daß Alle übereinstimmend mit ihm dachten und fühlten, seine Arbeit, seine Sorgen und Entbehrungen freudig und gern mit ihm theilten, und jeder, was und wie er nur konnte, zu seiner Aufheiterung und Erquickung beitrug, das machte ihm sein Leben so süß und froh, und ließ ihn bald das Unangenehme und Widerwärtige vergessen, das ihm in seinem Geschäftsleben nicht selten begegnete. Darum war auch ein jeder der Seinigen ein Vertrauter seines Herzens und Mitwisser seiner geheimsten Gedanken; denn wie er war, so gab er sich ganz hin, offen und rückhaltslos, und eben in dieser unbefangenen und freien Darstellung seiner selbst wirkte er mächtig auf seine Umgebung, die in ihm jederzeit das schönste und erhabenste Muster christlicher Lebensführung anschaute, und durch die Ruhe, Herzlichkeit, Einfalt, Wahrheit und Kraft seiner Lebensäußerungen unvermerkt zu ähnlichen Regungen und Bildungen angereizt wurde. Vorzüglich aber war es die fromme Würde, welche den Seinigen hohe Achtung und Ehrerbietung vor ihm einflößte, sie aber auch wiederum innig an ihn kettete durch den milden Zauber der demüthigen Liebe, mit der sie gepaart war. Denn er war zur höchsten Stufe irdischer Entwicke-

lung und Bildung gelangt, zur klarsten Selbsterkenntniß, zur Einkehr in sich selbst, zur Innerlichkeit; hier hatte er die Nähe Gottes vernommen und die Seligkeit seiner liebenden Gegenwart durch den lebendigen Glauben an den Erlöser und seine heiligende Kraft erfahren. Dies war der tiefste Grund seines höhern, geistigen Lebens, die Quelle, aus welcher der Friede seines Herzens, die Heiterkeit seiner Seele und die stets dem Himmel zugewandte Richtung seines Geistes kamen, aber auch zugleich die Kraft, Energie und Fülle seiner Wirksamkeit. Sein Leben war Religion, so wie diese in ihm Leben war. Darum liebte er am meisten Unterhaltungen über Religion; alles, selbst das Geringfügigste wußte er mit ihr in Beziehung zu setzen, und so zur Bedeutung zu erheben; und besonders waren es die frohen Aussichten in die Ewigkeit, die seinen Geist beschäftigten in den letzten Tagen seines Lebens, gleichsam als hätte er die Annäherung seines Lebensziels geahnet. In den lebendigsten frommen Gefühlsstimmungen ergoß sich sein bewegtes Herz in heilige Dichtung; viele schöne Lieder verfaßte er, die einfach zwar, aber rein und ungemein ansprechend den ächt christlichen Geist offenbarten, der ihn beseelte; und es war ihm eine wahrhaft würdige Gottesfeier, diese mit seinen Kindern in den Abendstunden zur allgemeinen Erbauung zu singen. Aus dieser Liebe zum Gesange ging auch das Singinstitut hervor, das er schon im Jahr 1812 stiftete, und dessen er sich an den größern christlichen Festtagen zur Erhebung der allgemeinen Gottesverehrung bediente. Indessen überließ er späterhin die Führung desselben, da seine Amtsarbeiten sich mehrten, seinem Collegen. Zur großen Freude gereichten ihm die zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden neuen Regungen

und Bewegungen im kirchlichen Leben und besonders die Erscheinung, daß auf dem wissenschaftlichen theologischen Gebiete ein christlicherer Geist immer mehr Platz greife. Mit ganzer Seele war er der erhabenen Sache der Kirchenunion und der Bibelgesellschaft zugethan und ließ den liturgischen Bemühungen für die zweckmäßigere Anordnung des öffentlichen Gottesdienstes alle Gerechtigkeit widerfahren. Aus diesen und manchen andern Erscheinungen, verbunden mit den immer erfreulichern Nachrichten von der weitern und gesegnetern Ausbreitung des Christenthums unter heidnischen Völkern, so wie dem hie und da in den Gemüthern so vieler Christen lebendiger hervortretenden Sinn für Religion, glaubte er schließen zu können, daß der christlichen Kirche wichtige Veränderungen nahe bevorständen, welche eine größere Verherrlichung des Reiches Gottes auf Erden zur Folge haben würden. Doch er sollte dieselben nicht mehr erleben; der Abend seines Lebens nahte heran und führte sein Ende herbei, schneller, als er es vermuthet hatte.

Bei Gelegenheit einiger noch im Spätherbste angestellten Kirchen- und Schulvisitationen hatte er sich in den kalten Dorfkirchen einen starken Husten zugezogen, der sich endlich heftig auf die Brust warf und in ein Schleimfieber ausartete, wozu noch die Brustwassersucht und eine allgemeine Nervenschwäche hinzutraten, welche nach einer schmerzlosen Krankheit von einigen Wochen ihn von dem Schauplatze seiner irdischen Thätigkeit fortnahmen. Bis zu dem jüngsten Augenblicke seines Lebens hat er nicht aufgehört derselbe zu seyn, der er immer gewesen; dieselbe Besonnenheit, Ruhe und Heiterkeit, dieselbe Gottergebenheit und fromme Sehnsucht nach der ewigen Heimath drückte sich bis zu seinem

letzten Athemzuge in seinem ganzen Wesen aus. Umgeben von den Seinigen, in deren Mitte er ja immer so glücklich gewesen, schlief er sanft hinüber in die höhere Welt, wohin sich während seines irdischen Wandels sein Auge so oft gewandt hatte. Ihm war der Tod kein Uebel, sondern ein sehr großer Gewinn; denn er hatte Glauben gehalten und war getreu gewesen bis in den Tod.

Friedrich August Wolf *),

königlich preußischer Geheimer Rath und Mitglied der Wissenschaften zu Berlin, sowie auch Ehrenmitglied der Academie der Wissenschaften zu Paris.

geb. den 14. Februar 1757.
gest. den 8. August 1824.

Zu Hainrode, in der Grafschaft Hohenstein gelegen, war sein Vater Cantor, welcher besonders sein musicalisches Talent auf die Familie überzutragen suchte, wie denn auch der ältere Sohn Friedrich Georg, der 1814 verstorbene Stollberg-Wernigerödische Capellmeister, sich als Schriftsteller in der Literatur der Musik rühmlich ausgezeichnet hat. Der jüngere Knabe, Friedrich August, zeigte ebenfalls bedeutende Anlagen und fortwährend große Liebe zur Musik, doch vom 7. Jahre seines Lebens an war sie ihm nicht mehr ein Hauptzweck seiner Thätigkeit. Denn von da an besuchte er das Gym-

*) Diese kurze Skizze vertrete einstweilen die Stelle einer dem großen Critiker würdigen, ausführlich seinen Werth erschöpfenden Biographie, welche für die Zukunft um so eher zu erwarten seyn dürfte, als Wolf selbst eine Handschrift: de vita et studiis F. A. Wolfii hinterlassen hat, welche von Marseille aus in die Hände seines Schwiegersohns. Dr. Körte gelangt ist. Wackere Beiträge liefert außer der Beilage zur allgemeinen Zeitung Nr. 180. rc. 1824 und den Zeitgenossen, 4. Bds 4. Abtheilung auch folgende Schrift vom Professor Hanhart, Rector des Gymnasiums in Basel: „Erinnerungen an Friedrich August Wolf, Basel b. Schweighauser 1825.“

nasium zu Nordhausen, deren verschiedene Classen er im 15. Jahre durchlaufen hatte. Schon damals durchwachte der wißbegierige Knabe ganze Nächte, die von allen Seiten zusammengetragenen Autoren fleißig studirend, und lernte sogar ganze Reden des Cicero so geläufig, daß er sie späterhin zu Göttingen im hitzigen Fieber declamirte. Oft erwähnte er noch in späterer Zeit eines damaligen Lehrers dieser gelehrten Schule, dessen Kenntnissen und Methode er viel verdanke. Hierauf soll er sich, wider den Willen der Seinigen, zwei Jahre lang in eingezogener Ruhe den Privatstudien, insbesondere den alten Sprachen mit unermüdetem Eifer gewidmet haben. Im Jahre 1774 betrat er Göttingen, wo er drittehalb glückliche Jahre unter den Schätzen der Bibliothek verlebte. Er besuchte zwar einige theologische und philosophische Collegien, aber zwei schwere Krankheiten brachten Unregelmäßigkeit in den Collegienbesuch. Diese Versäumniß sowohl als ein keine Autoritäten anerkennender Muthwille, welchen Heyne an ihm zu bemerken glaubte, bewirkten, daß ersterer ihn einst von einem angekündigten Privatcollegium über Pindar unter dem Vorwand, es sey ein Privatissimum, zurückwies, und unter besondere Aufsicht Einiger stellte, welche ihm die spottenden Reden des Uebermüthigen berichten sollten. Von nun an zog sich der kräftige Jüngling von den Collegien fast ganz zurück und studirte nur für sich, wie er schon früher vom Bibliothekar Diez sich die Bücher im voraus hatte geben lassen, welche nachher Heyne für seine Literärgeschichte späterhin benutzte, die einzige Vorlesung, welche Wolf bei ihm zu hören anfing. Doch war Heyne zu gerecht, um nicht die ungewöhnliche Belesenheit des jungen Mannes in den Autoren der griechischen und römischen Vorwelt, so wie

seinen schon damals hervorleuchtenden Scharfsinn zu ehren. Er stellte den gelehrten Sonderling 1777 als Collaborator in Ilfeld an. Beim Abgang von der Hochschule überreichte ihm Wolf eine Abhandlung über die homerischen Gesänge, in welcher schon der Keim des Werkes enthalten war, das seinen Namen zur Nachwelt trägt.

Nur kurze Zeit weilte er in Ilfeld, wo er den Herodian in einer untern Classe zu erklären hatte und sogleich den eilf Jahre später ausgeführten Plan entwarf, diesen von der Menge seiner Bearbeiter so sehr vernachlässigten Schriftsteller von vielen unrichtigen Lesarten zu reinigen. Dort lernte er auch Köppen kennen und lieben. Im folgenden Jahre schon wurde er als Rector in Osterode erwählt, wo er sich durch eine geniale Probelection, der er im Selbstgefühl mit scheinbarem Vornehmthun und furchtloser Gleichgültigkeit entgegengegangen war, auf eine glänzende Weise einführte. Mit durchgreifender Energie stellte er die durch den emeritirten achtzigjährigen Vorgänger eingerissene Schulzucht wieder her. Seine schätzbare Jugendschrift, die Bearbeitung des platonischen Symposiums, das er mit einem deutschen Commentar 1782 herausgab, und anderes, was die Freunde schnell verbreiteten, erregte die Beachtung des ohnedies wohl durch Heyne auf ihn aufmerksam gemachten preußischen Ministers von Zedlitz und im Jahre 1783 erhielt Wolf den Ruf nach Halle als Professor der Beredtsamkeit. Mehrere Vocationen, welche an ihn ergangen waren, z. B. als Schul- und Kirchenrath nach Gera, hatte er abgelehnt.

Hier erhielt er nun als Director des philologischen Seminars, als zweiter Universitätsbibliothekar (1789) und als genialer Lehrer vom Katheder herab,

einen seinem Streben und Wissen angemessenen Wirkungskreis; hier war es, wo die schönen Erwartungen, zu welchen seine bisherigen Leistungen berechtigten, in reiche Erfüllung übergingen und Thätigkeit, Beifall und Einfluß mit seinen Verdiensten gleichen Schritt hielten. Hier bildete er seinen eigentlichen lateinischen Styl, worin er, die Classiker des sogenannten silbernen Zeitalters oft dem Wortüberfluß der frühern Zeit vorziehend, des großen Erasmus Ciceronianus mehr Geschmack abgewann, als dem bewunderten Styl Ernesti's, den Muretus aber, dessen Werke er auch herauszugeben anfing, für das höchste Muster der neuern Latinität erklärte. Mit großem Vortheil benutzte er des Leipziger Philologen Reiz nicht genug geschätzte Gründlichkeit und reiste oft um eines einzigen Zweifels willen von Halle nach Leipzig; Reiz theilte ihm seine Einsichten über die Prosodie und Partikeln mit, wofür ihm Wolf die beredte Epistel vor seiner trefflichen Ausgabe der Rede des Demosthenes gegen den Leptines, der gediegensten und abgeschlossensten aller seiner Ausgaben, zuschrieb und nach dessen Tod seine Schrift über den griechischen Accent und sein lateinisches Gedicht über die Erfindungen des Zeitalters ehrenvoll herausgab. Kräftig trat er auch auf gegen die von Trapp, Campe, und Basedows Anhängern so lebhaft anempfohlne Vielwisserei an der Stelle der Vielkräftigkeit, da man von Ueberschätzung des unmittelbar Practischen ausgehend den academischen Unterricht in die niedern Schulen zu verlegen bemühet war, und machte sich um die Grundverbesserung gelehrter Schulen durch eine bessere Methode hochverdient.

Bald sammelte sich eine zahlreiche Schaar der emsigsten Jünglinge um ihn, die größtentheils sich schon in Halle durch Probeschriften auszeichneten,

später die Zierden vieler Hochschulen und die Herausgeber classischer Werke in der Philologie und Alterthumskunde geworden sind. Männer wie Fülleborn, Koch, Morgenstern, Vater, Delbruck, Bredow, Idelar, Bremi, Imme, Becker, Böckh, Heindorf, Müller, Kraft, Solger, Ochsner, Riemer, Evers zündeten ihr Licht zuerst an ihm an. In seinen Vorlesungen beschränkte er sich nicht auf die Erklärung einiger Schriftsteller des Alterthums; er umfaßte die ganze Alterthumskunde und ordnete seinen Lehrkreis so, daß der zur Uebernahme eines höhern Schulamtes sich Vorbildende, nebst der allgemeinen Uebersicht der Wissenschaft oder philologischen Encyclopädie, die Vorlesungen über die wichtigsten Theile derselben hören konnte. Mit großer Unbefangenheit erklärte er, daß das Studium der Alterthumskunde nicht Jedermanns Sache sey; der unwichtigste Gesichtspunct, aus welchem es betrachtet werde, sey der sogenannte propädeutische; der Arzt müsse nicht griechisch studiren nur der Kunstausdrücke wegen, so wenig als der Rechtsgelehrte. Mehr als eine ancilla theologiae sey die Alterthumskunde; bei allem leuchte sie vor, wozu historische Kenntnisse erforderlich sind. Das höchste Ziel sey Kenntniß des Menschen auf allen Stufen seiner Entwickelung und in seinen mannichfaltigen Lebensverhältnissen. Die Geschichte der griechischen und römischen Literatur sey Geschichte der edlern Menschheit; ihr Emporstreben, ihre Blüthe und Reife, ihr Welken und Hinsterben im Zusammenhang mit der politischen Geschichte zu erforschen, sey ein höchst würdiges Geschäft des Gebildeten, und ein unmittelbar nützliches durch die Belehrungen und Warnungen, welche wir aus dieser Betrachtung schöpfen müssen. Nur als Mittel, die zu Erreichung jenes höchsten Zweckes führen,

betrachtete W. das Studium der griechischen und römischen Sprache; aber schon als solche sind sie äußerst wichtig, indem ihre Erlernung alle Seelenkräfte in eine harmonische Thätigkeit setzt. So bildend, wie das Reisen unter fremden, in der Cultur höher stehenden, und ihre Eigenthümlichkeit behauptenden Völkern, wie der Umgang mit originellen Menschen und unsern Ansichten durchaus entgegenstehenden Denkern ist, also das Eindringen in den Geist einer von der unsrigen so sehr abweichenden Sprache und in einen von dem unsrigen so sehr verschiedenen Ideenkreis. Hierdurch gelangen wir zu leichterem Verständniß der von der römischen abgeleiteten neuern Sprachen, ja zur Fortbildung unsrer Muttersprache.

Von der Grammatik ging zwar W. aus, aber über die sogenannten grammatischen Kleinigkeiten erhob er weit die von ihm trefflich gelieferten Beiträge zur Erfahrungsseelenkunde und bot stets neue Bemerkungen dar über den Menschen, aus dem Innersten der Sprache geschöpft. Die Erklärung des Schriftstellers, nicht eine Dollmetschung (daher er eine gedruckte Uebersetzung an die Thür heften ließ und jedem seiner Zuhörer erlaubte, sich ein Stück mitzunehmen) war ihm das Hauptgeschäft des Lehrers. Vielleicht war er, klar in sich, nicht ganz so sich herabstimmend und thätig bemüht für die Schwächern seiner Schüler, dem Genie oder Talent das besondere Fortstreben überlassend; aber anregend war überall das Bemühen des gründlichen Forschers und wo ein solches Licht leuchtete, da mußte der tödtende Buchstabe dem belebenden Geiste weichen.

Das philologische Seminarium, in welchem eine bestimmte Zahl ordentlicher Mitglieder unter seiner Leitung für Schulämter an Gymnasien und für die Hochschulen vorgebildet wurden, war für

die preußischen Lehranstalten eine treffliche Pflanzschule. Hier übten sich die Seminaristen nach seinen Angaben in mündlicher und schriftlicher Erklärung verschiedenartiger Schriftsteller, bearbeiteten für sich einzelne Gegenstände aus der Alterthumskunde und disputirten in lateinischer und deutscher Sprache. Der ehrwürdige Niemeyer hat in seinem Abrisse einer Geschichte der Pädagogik die wohlthätige Wirksamkeit dieses Seminars laut und freudig anerkannt. — Im Umgange mit Jünglingen voll wissenschaftlichen Strebens fand W. einen großen Genuß, ihnen gab er sich mit Liebe belehrend und ermunternd hin. Er suchte sie auf ihrem Zimmer auf und sprach mit ihnen auf kleinen Wanderungen in der Umgegend dasjenige durch, worüber sie lebhaft belehrt zu seyn wünschten. Kein Undank hielt ihn ab, durch Aufopferung seiner Ruhestunden, durch Mittheilung von Rath, durch Ueberlassen von Büchern den möglichsten Nutzen zu stiften, wenn er letztere hätte auch von Antiquaren wieder auslösen müssen. Bei aller Scheu vor dem Briefwechsel vergaß er der Entferntesten nicht. Gründlich fortstrebende Jünglinge galten ihm, dem Lehrer, mehr als sonst verehrte Krieger und Staatsdiener, die nicht selten in Berlin seine Zuhörer waren. „Diese Leute, „sagte er mit Unmuth," haben nur Unterhaltung nicht Belehrung gesucht — und sie **tragen die Sache nicht weiter.**" Die Aufrechthaltung ächter Latinität auch als Band, welches sprechend und schreibend die Gelehrten und Gebildeten jenseit des Rheins und des Canals vereine und wechselseitige Fortbildung fördere, sowie die Verbesserung der Volksschulen im Allgemeinen lagen ihm innig am Herzen. In seiner Vorlesung: „Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst" sprach er darüber vor allem Wünsche aus, die nie verhallen sollten. Reine

richtige Aussprache; schöner Vortrag in der Muttersprache, und Geangsbildung erschienen ihm in dieser Hinsicht besonders empfehlungswerth. Er selbst war hierin ein Muster, da er lichtvoll und und mit Gediegenheit eindringend in die innersten Tiefen der Wissenschaft, welche er vortrug, ohne Prunk, in der Universalität seines Wissens, in der vertrauten Bekanntschaft mit den hohen Denkmälern der Griechen und Römer, den wahren Geist der Alterthumskunde und der ihm zugehörigen Critik entwickelte und bald in kräftiger Beredsamkeit die Hoheit der Vorwelt darstellte, bald mit tiefem schneidendem Spotte die flache Arroganz der Gegenwart züchtigte. Im engern Freundeszirkel besonders beurkundete sich klar, daß er mit wahrhaft künstlerischer Freiheit einem heroischen Zeitalter angehöre.

Seinen Ruhm verdankt der große Critiker aber vernehmlich seinen gelehrten Schriften und den von ihm besorgten schätzbaren Ausgaben alter Classiker, in deren Erklärung er, ein Muster weiser Mäßigung, in Absicht auf den Gehalt und in der Form zeigte, wie man die Liebhaber des Alterthums befriedigen und schonen müsse, ob er gleich Schriftstellerei nur für ein Nebenwerk ansah und sparsamer in der Menge seiner Schriften als in dem gehaltvollen Reichthum des einmal gelieferten sich bewies. Homer war auf der Schule sein Erkorner, ein halbes Jahrhundert hindurch hatte er ihn nie aus der Hand gelegt. Was in zwei Jahrtausenden an ihm, für ihn, gegen ihn geschehen, dies zu erforschen und den ursprünglichen Text, soweit es möglich ist, wieder herzustellen, das wurde die große Aufgabe seines Lebens. Im Homer — bemerkt er später in seinen critischen Analecten I. 8. 501 — liege Stoff zu Entwickelungen, welche ohne überflüs-

sige Zuthaten 30—40 Bände füllen könnten. Wir haben von ihm eine critische Ausgabe des Homer, bei welcher er den von Villoison aufgefundenen Codex von St. Marcus zum Grund gelegt hat. Früher hatten schon Bentley und Wood die Streitfragen in Anregung gebracht über den Ursprung der homerischen Gesänge, über die wohl anfangs nur gesungenen, aus Mangel an Material lange noch nicht geschriebenen Rhapsodien, ob sie nicht von mehrern Homeriden gefertigt worden, über ihre jetzige Form und Eintheilung, so wie, ob die Verfasser der Odyssee nicht in ein um 100 Jahre vielleicht späteres Zeitalter zu versetzen seyn dürften. Jetzt erschienen Wolfs Prolegomenen, (im J. 1795) die auch als Torso großes Aufsehen und manchen literärischen Kampf in und außer Deutschland anregten und Göthe bewogen, in seinem elegischen Gedicht: „Herman und Dorothea“ also zu singen:

Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn!

In ihnen entwickelte er mit so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit seine Ansichten über die homerischen Gesänge, die er nicht für das Werk eines einzigen Dichters, sondern verschiedener Rhapsoden ansah. Bald aber entspann sich zwischen Heyne, wozu sowohl eine Anzeige desselben in den Göttinger Anzeigen, als eine Vorlesung über das Digamma und manche andere Aeußerung Veranlaß gegeben, und zwischen Wolf eine literärische Fehde. Von diesem erschienen im Jahr 1797 vier Briefe an den Hofrath Heyne, voll der bittersten Ironie und Zurechtweisungen. Den critisch verbesserten Text Homers lieferte er wie in einer Prachtausgabe, so in andern Abdrücken und den von Wilhelm

von Humboldt ihm entgegengestellten Einwurf beantwortete er in der classischen Vorrede zur Odyssee und gewann immer allgemeinern Beifall. Heyne trat nun 1802 mit seinen eigenen Ausgaben hervor, wodurch gegenüber die Verfeindung nur noch heftiger wurde Ob Wolf jedoch an der berühmten, auf völlige Vernichtung abgesehenen Recension des Heyneschen Homers in der jenaer Literaturzeitung Theil gehabt, ist nie ausgesprochen worden. Aber in spätern Zeiten war er, wenn auch der Popularisirung der Classiker auf dem Göttinger Wege stets abhold, doch viel gemäßigter in seinem Urtheile, und hat Heynes Verdiensten, da er ihn wohl zuweilen den ersten Staatsmann unter den Philologen nannte, seine Vielseitigkeit anerkennend, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auf beide, die nun in die Wohnungen des Friedens eingegangen sind, mag wohl das Wort des großen Geschichtsforschers Heeren in den biographischen Denkmalen, Theil VI. S. 187. die treffendste Anwendung finden: „Wenn jener Streit längst in die Fluthen der Lethe getaucht, wenn das Geschrei erboster Critiker längst verhallt seyn wird, werden die Arbeiten beider Männer, ruhmvoll für deutsche Gelehrsamkeit, zur Nachwelt gehn." Zu beklagen ist, daß fremdartige Richtung in seinen spätern Studien, und wie andere meinen, die ihm nicht völlig genügende Aufnahme und Behandlung seiner Ideen, den großen Begründer und Bildner der homerischen Critik nie erlaubten, das Ganze zu vollenden. Denn ob auch in Deutschland bald alle gute Köpfe sich für die Wolfische Hypothese erklärten und der zu früh verstorbene Spohn noch neulich durch Prüfung des letzten Gesanges der Odyssee den Weg zeigte, wie überhaupt hier die Wort- und Sachcritik zur Unterlage gemacht wer-

den müsse, so zürnten desungeachtet die meisten Philologen und Alterthumsforscher des Auslandes mit Wolf; Franzosen und Engländer nahmen die alte Einheit und Unzertrennlichkeit Homers in Schutz. Fürchtete doch der geheime Oberregierungsrath Schöll in Berlin in seiner scharfsinnigen Darstellung dieser Controversen (histoire de la literature Grecqne profane par Schoell. Paris) von diesem gelehrten Pyrrhonismus für das Staatswohl erheblichen Nachtheil und Rhunkenius, dem W. doch selbst seinen Homer dedicirt hatte, konnte sich nie von dessen Behauptungen überzeugen. Um so willkommner erscheint die von einem würdigen Schüler Wolfs, dem Hofrathe und Bibliothekar zu Dessau, Wilhelm Müller, kürzlich herausgegebene homerische Vorschule als Einleitung zum Studium der Ilias und Odyssee (Leipzig, Brockhaus, 1824. 192 S.), die das von Wolf episodisch behandelte zur Hauptsache erhebt und mit siegreicher Klarheit näher entwickelt.

Sein ausgebreiteter Ruhm bewirkte Wolf auch einen Ruf nach Copenhagen, den er aber ausschlug, da er von dem Staate, dem er bisher gedient, wiederholte Beweise von Anerkennung und zuletzt mit ansehnlicher Gehaltszulage den Geheimerathstitel nebst andern Auszeichnungen empfing. Noch ehe die Hallische Universität 1806 aufgelös't wurde, eilte er nach Berlin. In jener kriegerischen Periode seines Umzugs sollen ihm seine vieljährigen Sammlungen, deren Herausgabe zu mehr als 30 Bändchen ausgereicht haben würde, von einem seiner Versicherung nach sehr kundigen Beurtheiler des Besten nebst den werthvollsten Büchern entwendet worden seyn, was als ihm an der späteren literärischen Thätigkeit mit verhinderlich erklärt wird. Wenn aber wie in seinen Ausgaben des

Homer, Herodian, der Tusculaner, wo kaum ein Blatt ohne Verbesserung blieb, und in seinen verbesserten Ausgaben des Plato, Aristophans, Horaz, sein Urtheil ohne Anführung der Erwägungsgründe dargestellt ist, und besonders die Nichtvollendung des Commentars zu seiner Ausgabe der Tusculanen beklagt werden muß, so lernen wir doch aus seinem Commentar über die demosthenischen Reden, über die Theogonie des Hesiods, über 4 Reden des Cicero, deren Unächtheit er bewiesen, und durch sonst einzelne critische Excurse, besonders in seinen vermischten Schriften, die Grundsätze des Critikers kennen und hochschätzen. Kurz, aber inhaltreich sind die Noten zum Sueton, wie er auch den Tacitus bedachte. — In Berlin übte er auf die Gründung der dortigen Universität durch vertraute Bekanntschaft mit W. von Humboldt einen nicht unbedeutenden Einfluß, obschon seine Ideen über academische Einrichtungen, denen zu Folge die philosophische Wissenschaft allen übrigen Facultätswissenschaften übergeordnet seyn müßte, nicht verwirklicht werden konnten. Die Auswahl der dort anzustellenden Lehrer und ihre anständige Besoldung war zum Theil sein Werk. Er selbst lehnte zwar jede eigentliche Professorstelle ab, fuhr aber in der Eigenschaft eines Mitglieds der Academie der Wissenschaften fort, encyclopädische Vorlesungen über Alterthumskunde und über einzelne Schriftsteller zu halten. Indeß soll er auch 1808 als Visitator des Joachimsthaler Gymnasiums nach Berlin berufen und 1809 zum ordentlichen Mitglied des Schuldirectoriums ernannt worden seyn. Kränklichkeit wie eine mit den Jahren eher zunehmende lebenslustige Geselligkeit gestatteten ihm nicht immer, in seinen Lehrvorträgen regelmäßig zu seyn, wie ihm auch die Beharrlichkeit der sitzenden Lebensweise nicht fortwährend

zusagte. „Es wäre mir ein leichtes" äußert er einmal, „die Alterthumskunde in einer Wielandischen Sammlung für das ganze Volk zuzurichten, und mich reich zu schreiben, hätte ich nur Adelungs Gesäß!" Damals hat er sich besonders durch sein mit Buttmann herausgegebenes Musäum für Alterthumskunde, sowie durch seine Analecten um gründliche Kunde des griechischen und römischen Alterthums, durch wahrhaft geistvolle Ansicht der Philologie als Wissenschaft und treffliche Winke für junge Philologen, sehr verdient gemacht. Die neuesten seiner Forschungen streuete er darinnen aus, wie er auch daselbst seinem Geistesverwandten Bentley ein Denkmal kürzlich aufrichtete. Nächstdem widmete er dem Plato große Studien und was er in der versprochenen vollständigen Ausgabe desselben, wozu er sich früher mit Becker vereinigt hatte, hätte liefern können, zeigte er vorläufig in dem Phädon, den er zuletzt mit einer meisterhaften lateinischen Uebersetzung begleitete. In die Zeit seines 17jährigen Aufenthalts zu Berlin fällt noch eine andere bedeutende Periode seines literärischen Fleißes, nämlich diejenige, die er als Uebersetzer einiger Alten, namentlich des Aristophanes, einiger Stücke des Homer und der ersten Satyre des Horaz begann, Uebersetzungen, die seine hohe Trefflichkeit in der Verskunst und seine Gewandtheit im Ausdruck der deutschen Sprache beurkunden, womit er aber wohl nicht, Einiger Vermuthungen zu Folge, J. H. Voß, dem Meister dieser Kunst, dessen Verdiensten um die Metrik und gediegene Uebersetzungen er Gerechtigkeit widerfahren ließ, den Vorrang abgewinnen wollte. Sein reizbarer Geist entspann jedoch einen Streit mit demselben. Er ward über einen metrischen Gegenstand veranlaßt und von letzterem, dem gelehrtesten und gewiegtesten Bestreiter seiner Ansicht des Homer,

mit Erfolg durchgefochten. Auch ist seine mit Buttmann und Schleiermacher geführte Fehde, die seine allgemein gemißbilligten Aeußerungen über seinen verdienstvollen, leider zu früh verstorbenen Schüler Heindorf bewirkten, hinreichend bekannt.

Bei großem Selbstgefühl, nach welchem er auf die Würde eines Professors, wie er seyn soll, höchst eifersüchtig sich bewies, verachtete er das Urtheil der gewöhnlichen Menge, und ließ sich durch das nur zu leichte Spiel mit den ihm nicht gewachsenen Gegnern, zuweilen bis zum Uebermuth steigern. Ungeachtet des leicht verwundenden Witzes und unbewachter Ergießungen launiger Schärfe wohnte in seinem Innersten die zarteste Erregbarkeit für das Wahre, Schöne und Gute; die allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit konnten ihn innigst ergreifen, zu Thränen rühren. Er war einer der ersten, der zur Unterzeichnung eines Denkmals von Winkelmann, welche Rosetti umhergesendet, ein Goldstück beitrug und äußerst gefühlvoll ist, was er in seinen vermischten Aufsätzen, S. 215—242. über Semlers letzte Lebenstage niederschrieb. Er selbst unterschied eine malice des Kopfs und eine malice des Herzens, und glaubte sich von der letztern völlig frei sprechen zu können.

Mit Bequemlichkeit und Anstand konnte er zu Folge seiner glücklichen äußern Lage und namentlich eines Ehrengehaltes von 5000 Rthlr. sorglos leben; die bedeutendsten Gelehrten begrüßten ihn, und Academien der Wissenschaften des Auslandes und Inlandes hatten ihn als Ehrenmitglied aufgenommen; Huldigungen, Stimmen treuer Verehrer und Freunde kamen ihm von allen Seiten zu. Seit einiger Zeit aber immer kränklich, einmal gefährlich krank, und nur scheinbar wiederhergestellt, wie er selbst wohl fühlte, überfiel ihn ein unbe-

zwinglicher Wandertrieb zu den südlichen Lüften und Küsten Frankreichs und von da nach Nizza, um dort frische Lebenskraft zu gewinnen. Nicht ohne einiges Vorgefühl, welches auch das Zusammenpacken und Mitnehmen seiner wichtigsten Papiere und handschriftlichen Vorarbeiten anzudeuten schien, nahm er von seinen Freunden Abschied, hielt mit Göthe zu Weimar noch eine rührende Zusammenkunft, suchte im südlichen Deutschland manchen ihm treu gebliebenen Freund auf, verweilte länger in Lyon, von wo aus er eine militärische Messe in der Hauptkirche, welcher er beigewohnt hatte, lebhaft schilderte, und wo er zugleich einen erfreulichen Beweis der Achtung seines Königs empfing, und eilte dann zu Anfang Augusts nur allzurasch bei einer Hitze von 28° den Seebädern von Nizza zu. Aber in Marseille, dieser im Alterthum als Massilia so berühmten, ursprünglich griechischen Stadt, von welcher eine der Städterecensionen Homers schon in frühen Zeiten den Namen erhielt (Massiliotica), fand der große deutsche Forscher, über dessen seltene Verdienste die unparteiische Nachwelt einst klarer entscheiden wird, seinen Tod im 68. Jahre seines Lebens. Wir schließen mit Varnhagen von der Ense gehaltvollen Worten über ihn: „Der Hingeschiedene hat Allen, Freunden wie Feinden, als Vermächtniß eine große niederschlagende Aufgabe hinterlassen, die: ihn zu ersetzen. Sein Andenken wird in der Gesellschaft edler Geister über jede Berührung hinweg gehoben seyn, die nicht Trauer wäre und Verehrung!"

Er hinterläßt keinen Sohn, aber drei Töchter, deren eine an den Dr. Körte, die zweite an den Postrath Kuhn in Frankfurt und die dritte an einen Prediger in Hessen verheirathet ist. In sei=

nem Nachlasse sollen sich noch bedeutende Manuscripte finden.

Professor Rauch hat schon vor mehrern Jahren Wolfs sehr gelungene Büste und der geschickte Maler Johann Wolf, ebenfalls zu Berlin, kurz vor W. Abreise nach Frankreich ein auch schon durch den Steindruck vervielfältigtes, treffliches und ähnliches Gemälde von ihm gefertigt. Uebrigens steht sein Bildniß vor dem 112. Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek und im academischen Taschenbuche auf das Jahr 1792.

Schriften-Verzeichniß.

1. Mit seinem Namen.

Lillo's fatal Curiosity, with an account of the Autor's Life and an exploratory Index of some expressions. Nordhaus. 1780. 8.

Platons Gastmahl, ein Dialog; hin und wieder verbessert und mit critischen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben. Leipzig 1782. gr. 8.

Theogenia Hesiodea, textu subinde reficto in usum praelectionum edita. Halae 1783. 8.

Homeri Odyssea, cum Batrachomyomachia, ceterisque poemat. Homero vulgo tributis, etiam nuper reperto hymno in Cererem; exemplar Glasguense diligentissime expressa. Ibid. 1784. 2 Partes, 8.

Homeri Ilias, ad exemplar Glasguense diligentissime expressa. Ibid. 1785. 2 Partes, 8.

Antiquitäten von Griechenland. Halle 1787. 8.

Geschichte der römischen Literatur; nebst biographischen und literärischen Nachrichten von den lateinischen Schriftstellern, ihren Werken und Ausgaben; ein Leitfaden für academische Vorlesungen. Ebend. 1787. 8.

Vorlesungen üb. griech. Literatur. Ebend. 1787. 4.

Tetralogia dramatum Graecorum, Aeschyli Agamemnon, Sophoclis Oedipus rex, Euripidis Phoenissae, Aristophanis Concionatrices, in usum lectionum. Ibid. 1787. 8. maj.

Pr. Ad locum in Platonis Apologia Socratis cap. IX. Ibid. 1790. 8.

Demosthenis Oratio adversus Leptinem cum Scholiis veteribus et commentario perpetuo. Accedit Aelii Aristidis declamatio ejus causae. Ibid. 1790. 8. maj.

M. Anton Mureti Variarum lectionum L. XVIIII. cum observationum juris libro singulari. Edit. nova. Vol. I. Ibid, 1791. 8. maj.

Ueber Herrn Dr. Semlers letzte Lebenstage, für seinen künftigen Biographen. Ebend. 1791. 8.

Luciani libelli quidam ad lectionem usus selectos; accedunt annotationes. Vol. I. Ibid. 1791. 8.

Fr. V. Reizii de prosodiae graecae accentus inclinatione saeculum ab inventis clarum; Lips. 1791. 8. maj.

M. Tull. Ciceronis Tusculanarum disputationum libri 5; accedit diversitas lectionis Ernestianae. Ibid. 1792. 8.

Herodiani historiarum libri VIII. Graece. Halae 1792 8.

Prolegomena ad Homerum, 8. maj. Ibid. 1794.

Homeri opera omnia. Tom. I. Ibid. 1795. 8. maj.

Homeri et Homeridarum opera et reliquiae, ex veterum criticorum notationibus optimorumque exemplarium fide recensuit. Vol. II. Rhaps. I—XXIV. Ibid. 1795. 8. maj.

Hermann üb. die bestrittene Cäsur im Trimeter der griech. Comödie.

La tria fingida novella inedita de Saavedra. Berol. 8. maj.

5 Briefe an Herrn Hofr. Heyne; nebst 2 Recensionen des Ersteren, eine Beilage zu den neuesten Untersuchungen über den Homer. Ebend. 1797. 8.

M. Tull. Ciceronis Orationes IV. Recognovit, animadversiones integras I. Marklandi et I. M. Gesneri suasque adjecit. Berol. 1801. 8.

M. Tull. Ciceronis Oratio pro M. Marcello. Recognovit etc. Ibid. 1802. 8.

Vermischte Schriften und Aufsätze in lateinischer und deutscher Sprache. Halle 1802. gr. 8.

C. Sueton. Tranquilli Opera. Textu ad Codd. Mss. recognito cum Joh. Aug. Ernestii animadversionibus nova cura auctis emendatisque et Isaaci Casauboni Commentario edidit. Lips. 1802. Vol IV. 8. maj.

Ὁμήρου ἔπη. Homeri et Homeridarum opera et reliquiae. Ibid. 1804. Vol. II. 8.
(Vom 1. Theil erschien unter demselben Titel 1806 eine Prachtausgabe in Fol.)

Schreiben über eine Hallische Erzählung; eine Leserei für Anecdotensammler und künftige Juristerei, in Halle überall zu finden. 1807. 8.

Mit Phil. Karl Buttmann: Museum der Alterthums-Wissenschaft 1. Band, 1. 2. Stück; 2. Band, 1—3. St. Berl. 1807—1810. 8.
(Das ganze erste Stück, eine Darstellung der Alterthumswissenschaft, ist von ihm.)

Von einer milden Stiftung Trajans, vorzüglich nach Inschriften; eine Vorlesung. Ebend. 1808. gr. 4.

Mit Ph. K. Buttmann: Museum antiquitatis studiorum Vol. I. fasc. 1. Ibid. 1809. 3. fasc. 2. 1811. 8.

Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst; eine Vorlesung. Ebend. 1811. gr. 8.

Zu Platon's Phädon. Ebend. 1811. 4.

Platonis dialogorum delectus. Pars I. Euthrypo. apologia Socratis. Crito. Ex recensione et cum latina interpretatione. Ibid. 1812. 4.

Literärische Analecten, vorzüglich für alte Literatur und Kunst, deren Geschichte und Methodik. Ebend. 1817—1819. 4 Hefte, gr. 8.
(Von ihm sind darin 11 interessante Abhandlungen.)

Der Metriker von Heinr. Voß dem Jüngeren. Nebst einem Worte von J. H. Voß. (Aus den Heidelberg. Jahrbüchern der Literatur abgedruckt) Heidelb. 1817. gr. 8.

2. Schriften ohne seinen Namen.

Pr. Parentalia sacra in memoriam Friderici Magni Dicti. Hal. 1786. Fol.

P. Parentalia in memoriam Friderici Guilielmi II. Borussorum Regis Ibid. 1792. Fol.
(Beide sind wieder abgedruckt in seinen vermischten Schriften, S. 1 folg.)

Aristophanes Wolken, eine Comödie, griechisch und deutsch. Berl. 1811. 4.

Aus Aristophanes Acharnern. Griechisch und deutsch mit Scholien. Ebend. 1812. 4.

Horazens erste Satyre, lateinisch und deutsch, mit Scholien. Ebend. 1813. 4.
(Besonders abgedruckt aus den Musen, einer Vierteljahrsschrift von La Motte-Fouqué u. W. Neumann.)

3. Kleine Abhandlungen.

Ein Beitrag zur Geschichte des magnetischen Somnambulismus aus dem Alterthume (in der Berliner Monatsschrift, 1787. Sept.)

Noch etwas über Horazens 28. Ode des 1. Buchs; in Heinzelmanns und Voß philosoph. Blicken. St. 2. (1789.)

Ueber Brief-Curialien; im Hallischen Wochenblatt 1799.

In Taciti quosdam locos animadversiones, in Catalogis nonnullis lectionum Halensium prolusionis loco exhibitae; in Beckii Commentar. Societ. philolog. Lips. Vol. I. Pars I. (1801) p. 67—80. In locos quosdam Ciceronis, Horatii et Platonis animadversiones, in Catalogis etc. Vol. II. Pars I. p. 40—52. In locos quosdam Platonis, Apollonii Rhodii et Suetonii animadversiones; in Catalogis etc. Vol. II. Pars. 2. p. 216—225.

Dr. Carl Arnold Cortum,

königl. preussischer Hofrath, Stadt- und Bergarzt zu Bochum, Provinz Westphalen, der hermetischen Gesellschaft Mitglied.

geb. den 6. Juli 1745.
gest. den 15. August 1824.

Dieser für die gelehrte Welt als Schriftsteller, besonders aber für Bochum und die Umgegend in theoretischer und practischer Hinsicht merkwürdige Mann stammt, wie er in seinen selbst notirten Familiennachrichten hinlänglich bewiesen hat, aus einem alten vornehmen Geschlechte dieses Namens her, welches in Friesland wohnte und beträchtliche Güter besaß, die aber theils durch die Fluthen des Dollart, theils durch andere Verhältnisse verloren gingen. Seine Aeltern waren Christ. Friedr. Cortum, Apotheker zu Mühlheim an der Ruhr und Helena Maria Severin aus Bochum. Schon im 3. Jahre verlor er seinen Vater und seine Erziehung war jetzt seiner Mutter allein überlassen. So sehr diese die Geschäfte der Haushaltung und der Apotheke drückten, ließ sie doch nichts fehlen, was zur Ausbildung des Geistes ihres Sohnes diente. Ein hinreichendes Einkommen erleichterten ihr die dazu nöthigen Mittel. Schon frühe wurde der Knabe zum Studiren bestimmt, doch fiel ihm die Erlernung der Buchstaben schwer, bis endlich ein damals in Mühlheim sich aufhaltender Candidat, Namens Grabow, dieser Schwierigkeit abhalf. Er

brachte täglich eine Bretzel mit, zerbrach sie und setzte aus den Fragmenten einen Buchstaben zusammen. Wenn dann sein Schüler den Buchstaben kannte, ihn wieder zusammenlegen und im Buche wieder finden konnte, bekam er sie zur Belohnung. Mit dem Buchstabiren, Lesen und Schreiben hatte er weniger Mühe. Ja sobald er einmal lesen konnte, bekam er einen solchen Hang zu Büchern, besonders zu denen, in welchen Erzählungen standen, daß er sie aufsuchte wo er nur konnte, ja viele für seine ersparten Spielgelder kaufte, z. B. Aesops Fabeln, den gehörnten Siegfried, die vier Haimonskinder und dergleichen.

In der Elementarschule legte er den ersten dürftigen Grund zur lateinischen Sprache, doch vom 9. Jahre an fehlte es an Gelegenheit, sie weiter fortzusetzen. Seine Mutter suchte dies zu ersetzen, indem sie ihn zu einem geschickten Lehrer der französischen Sprache sandte, wo er solche Fortschritte machte, daß, als bald nachher Mühlheim stark von französischer Einquartierung heimgesucht wurde, der Kleine der Dollmetscher in der ganzen Nachbarschaft wurde und bei den fremden Gästen so beliebt war, daß sie den petit Charles immer zu Hülfe riefen.

Schon früh zeigte er auch besondere Neigung zum Malen. Er zog allerlei Bilder am Fenster mit dem Bleistifte nach und malte sie dann aus, auch machte er Versuche, Kräuter zu trocknen und wurde dabei immer erfahrener in der Botanik. Diese Lust zur Malerei, die ihn bis zum letzten Jahre seines Lebens begleitete und durch die er manchem eine Freude gemacht hat, gewann ihm auch die Bekanntschaft mit einem Rabbi, dem er Farben gab, wofür ihn dieser wiederum im Judendeutsch unterrichtete.

Im 13. Jahre wurde er, um das Lateinische gründlicher zu erlernen, in die katholische Schule geschickt, wo ein Lehrer Busch ihn und noch einen Knaben unterrichtete. Da dieser ein guter Lateiner war und seine Schüler zum Lohne für ihren Fleiß oft mit Bildern und dergleichen beschenkte, so machten sie beide gute Fortschritte. Wie sehr übrigens der Knabe schon damals alles Merkwürdige beachtete und untersuchte, geht aus der umständlichen und noch vorhandenen Beschreibung einer feurigen Kugel hervor, die er einst während des Badens sah.

Auch zum Besuche der Kirche und zum Religionsunterrichte hielt ihn die Mutter sorgfältig an, und des Abends mußte er einige Capitel aus der Bibel vorlesen. Diese blieb auch sein ganzes Leben hindurch seine liebste Sonntagslectüre. Dabei bediente er sich einer fein gedruckten Ausgabe, die er im hohen Alter noch ohne Brille lesen konnte. Dem lutherischen Prediger Kruse, einem gelehrten Manne, dessen er sich stets mit vieler Achtung wieder erinnerte, verdankte er einen großen Theil seiner theologischen Wissenschaften. Diese frühen Eindrücke auf sein religiöses Gemüth, so wie Nößelts, Jerusalems und Anderer kraftvolle Vertheidigung der christlichen Religion, schützten ihn später in Berlin gegen die verführerischen Nachtheile der voltairschen Schriften, die seinen Glauben fast wankend gemacht hätten. Jenen zu Folge feierte er auch stets mit besonderer Andacht den Charfreitag, den er für den wichtigsten Festtag der Christen erklärte.

In seinem 15. Jahre schickte ihn seine Mutter nach Dortmund auf das Gymnasium. Hier wohnte sein Oheim, der ihn liebevoll aufnahm. Er entschloß sich, das medicinische Studium zu

ergreifen, da er vorher zwischen diesem und der Theologie geschwankt hatte. Dennoch hörte er auch die theologischen Collegien bei Pilger und Hoffmann. Letzterer erregte besonders in ihm den Geschmack an den schönen Wissenschaften. Er leitete ihn zu freien Ausarbeitungen an, die er bisher noch nicht gemacht hatte, doch wurde auch ein Hang zur Satyre in ihm lebendig, und obgleich Hoffmann ihn warnte, indem er sich auf diesem Wege leicht Feinde zuziehen könnte, reizte er ihn durch seine eigene Satyre nur um so mehr an. Des Lehrers Prophezeihung bestätigte sich nur zu sehr, denn zuweilen hat ihm die Schärfe seines Witzes nicht geringe Unannehmlichkeiten bereitet.

Im 18. Jahre bezog er die Universität Duisburg, wo damals 3 medicinische Professoren waren, von denen Dr. Leidenfrost seinem Urtheil wie seinen Neigungen am meisten entsprach. Nach einem 3jährigen Cursus, wohl bestandener Prüfung, seiner dem Druck übergebenen Dissertation de epilepsia und gehaltener Disputation, die ihm die Doctorwürde erwarben, trat er nun seine practische Laufbahn an, doch blieb ihm noch übrig, um in den preußischen Landen practiciren zu können, daß er den anatomischen Cursus in Berlin vollenden mußte.

Schon zu dieser Zeit aber vertraueten sich ihm mehrere Kranke mit glücklichem Erfolge an, und nach seiner Zurückkunft von Berlin vermehrte sich die Zahl derselben so ungewöhnlich, besonders da seine Freunde Leidenfrost und Scherer ihn unterstützten, daß sie bis zu 600 stieg. Auch viele ehrenvolle Anträge ergingen zu so früher Zeit an ihn; z. B. 1767 als Arzt zu Lennep, im folgenden Jahre nach Hagen unter vortheilhaften Bedingungen, doch schlug er sie aus; zog dagegen, durch

seine Verwandten bewogen, 1770 nach Bochum, wo er 1793 die Stelle als Bergarzt erhielt. Im Jahr 1779 war ihm das Physicat zu Rees, so wie 1786 eine Arztstelle zu Wesel angeboten worden; er blieb aber seiner zweiten Vaterstadt getreu.

In Behandlung seiner Kranken war er sehr vorsichtig, wußte sich das Vertrauen seiner Patienten in hohem Grade zu erwerben und durch theilnehmende, Hoffnung erweckende Rede, sowohl seine Patienten, als deren besorgte Verwandten, aufzurichten und zu trösten. Viele Curen bezeugten seine menschenfreundliche Hülfe, wie seinen hellen Blick und schnelle Entschlossenheit. Auf diese Weise rettete er einen Hirten, der an einem heißen Sommertage in den frühen Morgenstunden bei seiner Heerde umgefallen und von dem Chirurgen nach angewendeten gewöhnlichen Mitteln für todt erklärt worden war, vor dem lebendig Begraben werden, indem er des Abends zu Hause zurückgekehrt die kräftigsten Versuche anwendete, und die von allen Uebrigen schon längst aufgegebene Freude erlebte, ihn wieder zu sich kommen zu sehen.

Vielseitig war sein Geist ausgebildet, wie schon in früher Jugend ein denkender, forschender Sinn sich in ihm entwickelt hatte. Die verschiedenartigsten Zweige der Wissenschaften und Künste fanden ihn nicht unerfahren. Die Medicin, die Theologie, die Jurisprudenz, die Naturkunde, die Alterthumsforschung, die Dichtkunst und die Malerei standen ihm fast gleich nahe. In allen hat er, gleich einem Polyhistor, glückliche Versuche gemacht, wovon zum Theil seine Sammlungen, zum Theil seine Manuscripte und Zeichnungen, zum Theil seine gedruckten Schriften zeigen. Zum Beleg dessen mögen letztere hier in chronologischer Ordnung folgen. Jene Dissertatio inauguralis medica de

epilepsia. Duisb. 1766 ausgenommen, zu welcher ihn mehr äußere Gründe veranlaßten, fühlte er im Jahre 1769 zuerst in sich das Verlangen zu schriftstellerischen Arbeiten und verfertigte mehrere Abhandlungen für die Duisburger Intelligenzblätter, welche mit Beifall aufgenommen wurden und ihn zur Fortsetzung stimmten. Um das Jahr 1772 wurde er von der in Wesel erscheinenden Zeitschrift „der Gemeinnützige" aufgefordert, Beiträge zu liefern. Er entsprach ihren Wünschen durch prosaische und poetische Ausarbeitungen. Im Jahre 1776 kam seine Abhandlung: Grundsätze der Bienenzucht besonders für westphälische Gegenden, Wesel und Leipzig, heraus. In demselben Jahre auch seine: Anweisung, wie man sich gegen ansteckende Krankheiten verwahren könne, für solche, die nicht selbst Aerzte sind, Wesel und Leipzig. Der Märtyrer der Mode, eine Geschichte satyrischen Inhalts, 1778. Beantwortung einiger Bemerkungen, welche Riem über die Grundsätze der Bienenzucht gemacht, Wesel und Leipzig 1779. Anfangsgründe der Entzifferungskunst deutscher Zifferschriften. Duisb. 1782. In dieser Kunst hatte er sich schon als Student geübt, war aber nachher, besonders durch Lavaters Tagebuch und durch den Briefwechsel, den dieser Gelehrte selbst mit ihm anspann, zur Fortsetzung seiner Untersuchungen aufgefordert worden, die so guten Fortgang hatten, daß Lavater ihm schrieb, er müsse einen spiritus familiaris haben. Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Candidaten, eine Satyre im Ton der Volksgedichte. 1. Band. Münster. Der schnelle Absatz dieses ersten Bandes veranlaßte ihn, nachher noch einen 2. und 3. Bd. folgen zu lassen, welche jedoch dem ersten an Witz und Laune nachstehen. 1784. Ueber das alte und neue Gesangbuch und die Einführung des letztern in den lutherischen Gemeinden

der Grafschaft Mark, Wesel 1785. Für diese Schrift erhielt der Verfasser ein Danksagungsschreiben von der geistlichen Behörde. Die magische Laterne, eine Schrift in einzelnen Heften, Wesel 1784—86. Adams Hochzeitsfeier, Wesel 1788. C. A. Cortum vertheidigte Alchymie. Duisb. 1789. Diese Schrift nebst andern Untersuchungen dieses Gegenstandes bewirkte, daß er später durch ein gedrucktes Diplom als Mitglied der sogenannten hermetischen Gesellschaft aufgenommen wurde. Noch ein paar Worte über Alchymie ꝛc. Duisb. 1791. Vom ehemaligen und jetzigen Zustande der Stadt Bochum. 1790. Ein mit vieler Mühe aus alten Handschriften, gedruckten Urkunden und mündlichen Nachrichten zusammengetragenes Werk, durch das er sich für Bochum und die Umgegend ein bleibendes Verdienst erworben hat. In den Jahren 1769—1794 schrieb er folgende größere und kleinere Abhandlungen: Von einer wunderbaren Wirkung des Schreckens. Vorschlag einiger öconomischen Kleinigkeiten. Von den vornehmsten Mitteln zur Erreichung eines hohen Alters. Vom diätetischen Nutzen der Salate. Etwas über das Punschgetränk. Von den Ursachen des Aberglaubens, die Gespenster und Vorgeschichten betreffend. Anweisung, die lebendigen Kräuterbücher zierlich zu verfertigen. Von der Salzsäule, worin Loths Frau verwandelt worden. Versuch über die von Salomo beschriebenen Krankheiten des Alters. Von den Hindernissen der Bienenzucht in Westphalen. Der Tempel der Gesundheit; ein Traum. 1779. Aufsätze zur Beilage in der Jugendzeitung. Fragmente aus dem Tagebuche eines guten Kindes. Die Wege nach der Stadt des Glücks; ein Traum. Von den besten Getränken in Krankheiten. Vom Alter und Nutzen der Luftschiffe. Nachricht von einer neuerfundenen morali-

schen Wamermühle. Haushaltungskünste. Ueber einige verloren gegangene Künste der Alten. Lobschrift auf Herrn Ich. Komische Lebensbeschreibungen. Vom Schaden der Krankenbesuche. Die seltenen Begebenheiten der Kinder des Medon und Sincer; ein Mährchen nach dem Geschmacke des vorigen Jahrhunderts. Von den Erdäpfeln oder Kartoffeln. Lebensgeschichte eines Caro = Buben. Von einigen verborgenen Schreibkünsten, oder sympathetischen Dinten. Soadi, oder der Lebensbalsam; eine arabische Erzählung. Ueber die Lackirkunst. In den niederrheinischen Unterhaltungen viele kleine Aufsätze, Räthsel, Anekdoten und Gedichte, auch: Eine Abhandlung über den neuentdeckten Nutzen des rothen Kohls zur Färberei. Vom Urin, als ein Zeichen in Krankheiten und von den Kunstgriffen der Harnärzte. Duisb. 1793. Ueber die Unschädlichkeit der Kirchhöfe in Städten und Dörfern. Ueber die Rumfordsche Suppe. Einfälle im Kreise seiner Freunde. Beschreibung einer neuentdeckten germanischen Grabstätte und Erklärung der dort aufgefundenen Alterthümer. 1804. — Veranlassung zu dieser Schrift gab der Herr Pastor Petersen zu Weitmar, welcher dem Verfasser einen Krug und andere Gegenstände aus dem Runenthale brachte. — Der Caffee und seine Stellvertreter. 1809. Eine Beschreibung des Döringschen Conchiliencabinets. Skizze einer Zeit = und Literargeschichte der Arzneikunst. 1809. Der Thee und seine Stellvertreter. 1811. Das Urushorn und der Zahn des Abulabaz. Ueber Schlafreden, Nachtwandeln, Hellsehen, Magnetismus und Alp. 1819. Ein Auszug aus diesem Werke: die Geschichte einer Somnambüle. Ein botanisches Werk von mehr als 4000 Pflanzenabdrücken, die er selbst illuminirt. Alphabete von 39 verschiedenen Sprachen, von denen jedes mit dem

Spruche in dieser Schrift schließt: Vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange sey gelobet der Name des Herrn. Eine Sammlung von Brustbildern berühmter und berüchtigter Personen, 12 dicke Folianten. Hierzu kommt noch eine Menge Gelegenheitsgedichte, theils für Freunde und Verwandte, theils für Buchdrucker. Wer sollte nicht die Thätigkeit dieses Mannes im Felde der Wissenschaften bewundern? —

Doch nicht blos der Arzt, nicht allein der Literator, auch seine würdigen Eigenschaften als Glied der Familie machten ihn liebenswerth und wurden durch mancherlei Heimsuchungen vielfach erprobt. Mit inniger Herzlichkeit sprach er stets von seiner Mutter und rühmte die treue Sorgfalt derselben für sein Wohl; mit Freude erinnerte er sich an den Kreis seiner sonstigen Verwandten und seiner Freunde in Mühlheim. Hier verheirathete er sich 1768 mit seiner Nichte Helena Margaretha Ehinger aus Bochum. Die beiderseitigen Mütter hatten schon frühzeitig ihre Kinder für einander bestimmt, ihre Seelen waren auch in der Folge so in Liebe vereinigt, daß beide sich schon verlobten, da C. noch Student war. Im Jahre 1769 wurde er durch die Geburt einer Tochter erfreut, die aber in demselben Jahre noch starb. Das folgende Jahr ersetzte ihm diesen Verlust durch eine zweite Tochter. Um diese Zeit folgte er den Aufforderungen seiner Verwandten in Bochum, seinen Wohnort dahin zu verlegen. Der Anfang des neuen Aufenthalts war nicht günstig, da eine langwierige Krankheit ihn befiel. Doch ward ihm hier die Freude, Vater zweier Knaben zu werden. Auf die Bildung der zwei noch lebenden Kinder wandte er allen Fleiß. Seinem Sohne theilte er, als er ins 15. Jahr trat, seine medicinischen Kenntnisse mit, so daß dieser

sichtbare Fortschritte machte. Zur Erleichterung des anatomischen Studiums verfertigte der Vater Figuren von starkem Papier, welche man zerlegen und nach ihren Theilen von einander schlagen kann. Ein vortreffliches Kunstwerk und die zweckmäßigste Weise, ohne Hülfe der Cadaver in der Anatomie zu unterrichten. Endlich brachte er im Jahr 1792 seinen geliebten Sohn selbst auf die Academie nach Duisburg und führte ihn seinem eigenem Lehrer und Freunde Leidenfrost zu. Kurz darauf erkrankte seine einzige Tochter höchst gefahrvoll. Da wich er eilf Wochen lang fast weder Tag noch Nacht von ihrem Bette. Seine Liebe fand Belohnung. Sie genaß wieder und verband sich mit einem wackern jungen Mann, der bald in den Besitz einer Apotheke kam. Nun sollten ihm auch die Großvaterfreuden zu Theil werden. Seinen drei Enkelinnen und einem Enkel wendete er dieselbe sorgfältige Liebe zu. Ja er bereitete auch ihn zum medicinischen Studium vor und hatte die Freude, daß er noch vor seinem Tode dessen vortreffliche Dissertation erhielt, die so viel Beifall bei seinen Lehrern in Berlin gefunden hatte, daß sie ihn aufforderten, dieselbe dem Druck zu übergeben.

Schon im Jahr 1797 wurde sein von Berlin ehrenvoll zurückgekehrter Sohn sein treuer Gehülfe. Er schrieb ein: Gesundheitsbüchlein für Bergleute, und das Oberbergamt gab ihm zur Belohnung die Anwartschaft zur Bergarztstelle nach des Vaters Tode. Um so tiefer beugte den bisher so glücklichen Vater sein früher Tod im Jahr 1807. Er war bei schwächlicher Gesundheit ein Opfer seiner Gewissenhaftigkeit und seines rastlosen Eifers geworden. „Ich muß wirken, so lange es Tag ist!" hatte er oftmals seinem besorgten Vater zugerufen; aber der Tag neigte sich ihm nur zu bald. Ein erst

unbedeutender Husten nahm in der Folge einen schwindsüchtigen Character an und führte allmälich sein Ende herbei. Der arme verlassene Vater sollte nicht lange nach diesem bittern Verlust zweimal einen gefahrvollen Sturz vom Pferde erleiden, so daß er schwer verletzt wurde und die Folgen hievon noch in den letzten Wochen seines Lebens spürte. Die glückliche Verheirathung seiner Enkelin im J. 1811 erheiterte ihn wieder und bald sollte er auch Urenkel auf seinem Schooße wiegen. Daß ihn auch das höhere Alter nicht gänzlich der poetischen Gabe beraubte, bewies er noch in den spätesten Jahren bei frohen oder traurigen Familienereignissen durch manches zartgefühlte sinnige Gelegenheitsgedicht.

Je näher der Abend seines Lebens kam, desto trüber wurden ihm die Tage. Des Alters größere Reizbarkeit verdichtete nicht selten dieses Dunkel. Dazu kam, daß er selbst nicht fühlte, wie er in mancher Hinsicht, besonders seiner Hauptwissenschaft, die in den letzten Decennien so große Schritte vorausgethan, sich überlebt hatte. Seine satyrische Laune nahm einen beißenden Character an, die seine wirklichen oder eingebildeten Gegner oft zu bitter empfinden mußten. Doch noch sollten ihn zwei selten schöne Feste erheitern. Den 17. Mai 1816 war sein Doctor-Jubiläum. Ohne sein Wissen hatte dieses einer seiner Freunde im westphälischen Anzeiger angekündigt und um so festlicher wurde es begangen. Den Anfang des Tages feierte er in frommer Stille durch ein herzerhebendes Gebet, das er aufschrieb. Von allen Seiten beeiferten sich Freunde und Dankbare, deren innig geschätzter Arzt er war, ihn mit Glückwünschen und freundlichen Gaben zu überraschen. Von fern und nah langten Beweise der herzlichsten Theilnahme

an. Auf einer mit Blumen bekränzten gleichfalls aus Dankbarkeit überreichten silbernen Schüssel lag ein versiegeltes Schreiben vom Landesdirector Freiherrn von Romberg, und in dasselbe eingeschlossen ein Cabinetsschreiben des huldreichen Königs mit dem Hofrathspatente. Doch besonders erfreulich war es für den Jubelgreis, als sein Enkel, Dr. Flügel, ihm von der duisburgischen medicinischen Facultät ein Ehrenprogramm behändigte. Zwei Jahre nach diesem Amtsjubiläum feierte er im engen Familienkreise am 7. Juni seine goldene Hochzeit.

Obgleich schon 75 Jahre alt, war er noch immer vom Morgen bis zum Abend beschäftigt, dichtete, malte, gab guten Rath, wenn seine alten Freunde ihn im Hause darum ansprachen, ging auch, so lange es seine Kräfte erlaubten, in einen engern Gesellschaftsverein, den er stets durch seine gute Laune erheiterte. Im Jahr 1823 nahm sein Körper sichtbar ab, doch hielt er sich aufrecht und ging wenigstens zu seiner in der Nähe wohnenden Tochter so lange es möglich war. Dies wurde ihm aber durch zunehmende Schwäche im folgenden Jahre versagt. Sein lebhaftes Temperament wendete sich nun auf Gegenstände, die ohne große Anstrengung im Hause ihm Unterhaltung gewähren konnten. Besonders traten seine Lieblingsgegenstände hervor, denen er von Jugend an so gern manche Stunde gewidmet hatte, nämlich Malerei, Vergleichen der verschiedenen Sprachen und Schriftzüge, auch der orientalischen, und die Botanik. Er illuminirte noch eine Menge Pflanzenabdrücke und sammelte jene schon angeführten Alphabete von 39 verschiedenen Sprachen. So wirkte er noch immer und freute sich, wenn seine Freunde ihn besuchten, in deren Nähe er dann für einige Stun=

den die Schwäche seines Körpers gar nicht spür-te. Doch im Juli 1824 überwältigte sie ihn so sehr, daß er sich zu Bette legen mußte. Jetzt kamen die Boten des Todes mit schnelleren und sichtbareren Schritten und heftige Schmerzen erwirkten in ihm die Sehnsucht nach seiner Auflösung, welche nicht mehr fern blieb. Der Augen Licht erlosch allmälich; aber die Gegenwart des Geistes verließ ihn nicht bis in der Nacht vom 15. auf 16. August, da er sanft entschlief.

Dr. Johann Christoph Ziemssen,

königl. preußischer Generalsuperintendent von Neuvorpommern und Rügen, Prokanzler, erster Professor der Theologie und Senior der theologischen Facultät an der königl. Universität, Präses des königl. Consistorii, Superintendent und Pastor an der Nicolaikirche zu Greifswald, auch Plebanus zu Gützkow und Ritter des königl. preuß. rothen Adlerordens dritter Classe.

geb. den 6. October 1747.
gest. den 17. August 1824.

Mit großen Ansprüchen und Erwartungen streben so viele Menschen in mannichfaltigen Anstrengungen den höhern Aemtern und Ehrenstellen entgegen, welche doch nur wenigen zu Theil werden können, daß es beinahe auffällt, wenn ein ganz anspruchsloser, zwar gewissenhaft und ausgezeichnet, aber geräuschlos in seinem Wirkungskreise thätiger Mann, gegen seine frühern Erwartungen, recht sichtbar von der Hand der Vorsehung nach und nach auf einen ausgezeichneten Posten erhoben wird, während so viele Andre mit aller Macht, zu ihrem Ziele hinauf zu klimmen, vergebens sich bemühen. Aber unsre Theilnahme steigt, wenn wir denselben in dem höhern Kreise dann auch mit der edlen Würde und dem reichen Erfolg auftreten und wirken sehen, woran man erkennt, daß er für denselben geboren, und in seiner frühern, stillen, nicht durch Ehrsucht verwirrten Berufsthätigkeit völlig ausgebildet und gereift ist. Einige Züge aus

dem Leben eines solchen Mannes wollen wir hier unsern wohlwollenden Lesern mittheilen, wenn der Raum gleich keine ausführliche Beschreibung seines Lebens gestattet.

Johann Christoph Ziemssen ward zu Stralsund geboren. Weder Reichthum noch Armuth legten seiner jugendlichen Entwickelung Hindernisse in den Weg; vielmehr hatte er das Glück, in dem Schooße einer frommen, achtbaren Familie des Mittelstandes, die nach ihren Verhältnissen ein gutes Auskommen genoß, für Leib und Seele ein günstiges Gedeihen zu finden. Sein Vater, ein verständiger, ehrenfester, wohldenkender Mann, ließ diesen seinen Erstgebornen schon in früher Kindheit durch einen Candidaten der Theologie, Namens Siegel, Privatunterricht ertheilen. Aber er bedurfte in diesen Jahren mehr noch der zärtlichen, leiblichen Pflege seiner liebenden Aeltern, da er viele schwere Krankheiten in denselben zu überstehen hatte. Nachdem er von diesen endlich ganz wiederhergestellt war, kam er auf das Gymnasium seiner Vaterstadt, auf welchem er alle Classen durchging, und den Unterricht mehrerer sehr geschickter Lehrer genoß, denen er seine festen und gründlichen Schulkenntnisse verdankte. In der obersten Classe war der, durch viele Schriften bekannte Rector Büttner sein Lehrer. Der in Gotha verstorbene Kirchenrath Stroth war sein Schulfreund und treuer Jugendgefährte. Sehr gut vorbereitet bezog er Ostern 1766 die Universität zu Greifswald, um Theologie zu studiren. Nach alter, guter Sitte besuchte er zuerst die philosophischen und mathematischen Vorlesungen der beiden als Schriftsteller bekannten und zu ihrer Zeit berühmten Professoren Ahlwart und Röhl. Unter Brockmanns und des jüngern Stenzlers Anleitung legte er sich noch vorzüglich auf die

hebräische Sprache. Die verschiedenen Theile der Theologie studirte er mit großem Eifer unter dem Generalsuperintendenten Stenzler, dem Professor Quistorp und dem, von Helmstädt nach Greifswald berufenen, berühmten Abt, Oberkirchenrath Schubert. — Nachdem er fünf Jahre auf seinen academischen Cursus verwendet hatte, ging er als Hauslehrer in ein angesehenes, adeliches Haus auf Rügen, wo er die wohlwollendste Aufnahme fand und sich eine große Liebe und Anhänglichkeit bei seinen Zöglingen erwarb, weshalb er auch bis zu seiner Anstellung als Prediger, beinahe drei Jahre, in dieser Familie blieb.

Schon auf der Universität hatte er eine Verbindung, die den wichtigsten Einfluß auf das Glück seines Lebens gewann, angeknüpft. Luise Reimarus, die Tochter eines vieljährigen, verdienten und beliebten Predigers, des Magisters Reimarus, Diaconus an der Marienkirche in Greifswald, zog schon ihrer äußern Reize wegen manches Auge auf sich; aber diese umschlossen das liebenswürdigste Herz, zu dem unser Ziemssen den Zugang zu finden das Glück hatte. Sie besaß bei einer gefälligen Geistesbildung eine seltene Tiefe und Innigkeit des Gemüths mit einem natürlichen Frohsinn verbunden, der eben aus der Heiterkeit floß, die in einem so reinen, edlen, hingebenden Herzen wohnt, in dem nichts ist, was den innern Frieden stört. So war sie der Trost und die Freude ihres durch manche Trübsale geprüften, wackern Vaters. Mit der reinsten Zärtlichkeit ihres warmen Herzens erwiederte sie Ziemssens Liebe, und das Schicksal begünstigte die gegenseitige Neigung. Der alte Reimarus hatte der Schwäche seiner Gesundheit wegen sich einen Amtsgehülfen erbitten müssen. Als dieser eine andre Beförderung erhielt, ward Ziemssen

zu Reimarus's Substituten erwählt, und am Palmsonntage des Jahres 1776 als substituirter Diaconus an der Marienkirche in Greifswald eingeführt, nachdem er vorher das Examen pastorale rühmlich bestanden hatte und auch Magister und Doctor der Philosophie in Greifswald geworden war. Bald darauf vereinigte ihn auch das eheliche Band mit seiner geliebten Luise. Der alte, schon sehr schwach gewordene Schwiegervater blieb bei den Kindern, konnte aber nur noch ein Jahr Zeuge ihres Glücks seyn.

In seiner bedeutenden Gemeinde fand Ziemssen gleich einen großen Kreis von Amtsgeschäften vor und sah in seinen Predigten bald eine große Anzahl von Zuhörern, selbst aus den gebildetsten und angesehensten Einwohnern der Stadt um sich versammelt. Denn als ein Mann von hellem Geiste, von gründlichen Kenntnissen, von wahrer Frömmigkeit und von einem überaus feinem Tacte wußte er in diesen seinen Vorträgen, die er sorgfältig ausarbeitete, wohl zu finden, was den Geist erleuchtet, und das Herz erwärmt. Dabei war seine Rede stets einfach und klar, höchst treffend und eindringlich, und sein äußerer Vortrag durchaus natürlich, aber voll anspruchsloser Würde. Seine schöne, reine und wohlklingende Stimme und selbst die einnehmende, äußere Gestalt vermehrten den angenehmen Eindruck. Er war nämlich von mittler Größe, oder etwas darunter, alle Theile seines zart gebaueten Körpers standen in einem zierlichen, gefälligen Ebenmaaß. Auf seinem fein- und wohlgebildeten Gesichte milderten die Züge des menschenfreundlichsten Wohlwollens und der zuvorkommendsten Bescheidenheit den ruhigen Ernst und den eindringenden Blick der tief liegenden Augen. Sein Anzug war einfach, aber immer sauber und

eordnet. Auch im Umgange schon sprach, obgleich
r sich in Gesellschaften nie vordrängte, nie vorlaut
ernehmen ließ, sein stilles, gehaltenes Wesen und
eine freundlich ernste Rede eine, dem aufmerksamen
Beobachter nicht entgehende, innere Bedeutsamkeit
nd zugleich eine Güte des Herzens aus, die einen
eden anzog. Unverkennbar stand in allen Ver-
ältnissen das Bild eines ächten Geistlichen immer
or seinem innern Auge, und seine eigene damit
bereinstimmende Individualität trieb ihn ganz von
elbst zur Darstellung desselben in seiner Person
nd seinem Leben. Daher übte er in seinem Amte
ei seiner feinen Menschenkenntniß durch die Kraft
er Religion oft eine wunderbare Macht über die
Gemüther aus, und auch seine kleinen, einfachen
Amtsreden machten oft den tiefsten Eindruck. —
In Hinsicht seiner Gelehrsamkeit hatte er als Mit-
lied des geistlichen Ministerii, dem die Prüfung
er Candidaten der Theologie für die Provinz ob-
ag, durch die dabei an den Tag gelegten Kennt-
isse und durch seine Fertigkeit in der lateinischen
Sprache ebenfalls Aufmerksamkeit erregt.

Die gute Meinung, welche sein öffentliches
eben ihm schon in dieser Zeit erwarb, bestätigte
nd vermehrte sein Privatleben. Die entfernte,
reundliche Lage seiner Amtswohnung begünstigte
ie sonst ländliche Einsamkeit, worin er hier, so
eit sein Amt ihm Muße ließ, den Wissenschaften
nd seiner Familie lebte, und in der patriarchali-
chen Einfachheit, in der frommen Sitte und dem
illen Frieden seines Hauses, wie in der sorgfälti-
en Erziehung seiner Kinder ebenfalls das Bild
es Lebens eines wahren Geistlichen darstellte.

Die ausgezeichnete Achtung und das allgemeine
Vertrauen, welches er auf diese Weise damals schon
gewonnen hatte, ward recht sichtbar, als nach sei-

ner zwölfjährigen Amtsführung das einträglichere Archidiaconat bei der Nicolaikirche erledigt wurde. Fast Aller Augen waren dabei sogleich auf ihn gerichtet, und ohne daß er sich zu diesem Amte gemeldet hatte, ward er von dem Magistrat dazu berufen. Diese Aussicht auf eine Verbesserung seiner allerdings öconomisch beschränkten Lage erregte anfänglich bei ihm selbst eine bei seiner Familie und seinen Freunden große Freude. Als die Zeit der Trennung von seiner bisherigen Gemeinde, die so sehr an ihm hing, aber näher rückte, ward er niedergeschlagen, erkrankte und lehnte am Ende die Beförderung ab. Niemals gedachte er in der Folge dieser Begebenheit, ohne eine besondere Leitung der göttlichen Vorsehung darin zu erkennen. Denn in diesem neuen Wirkungskreise würde er seine Thätigkeit wahrscheinlich auf denselben beschränkt und die Bahn nicht betreten haben, die zu seiner nachmaligen Bestimmung und segensreichen Wirksamkeit führte. Oefter schon hatte man ihn nämlich ermuntert, seine schönen Kenntnisse zu academischen Vorträgen zu verwenden, welches auch mit seiner Neigung übereinstimmte, und dieser Vorfall trug nun gewiß zur Beförderung der Ausführung dieses Vorhabens bei.

Im Jahr 1769 fing er als Docent in der theologischen Facultät der Universität zu Greifswald seine Vorlesungen an. Zu den Hauptgegenständen derselben hatte er nach seiner besondern Vorliebe die Exegese des N. T. und die Kirchengeschichte gewählt. Diese Vorlesungen fanden ungetheilten Beifall und gehörten bald zu den besuchtesten auf der Universität, da er in denselben mit befriedigender Gründlichkeit eine anziehende Deutlichkeit und Gefälligkeit des Vortrags verband. In der Exegese suchte er sich überdies möglichst frei von vorgefaßten Meinungen

zu halten und den Gedankengang des Verfassers jedesmal genau zu verfolgen, auch nach sorgfältiger Erörterung des Einzelnen immer den Sinn des Ganzen deutlich darzulegen und Geist und Gemüth für den Inhalt zu gewinnen. Der gute Erfolg ermunterte ihn, einen regelmäßigen, zweijährigen, exegetischen Cursus über das ganze N. T. einzurichten, den er auch späterhin ununterbrochen fortsetzte und welchem beizuwohnen nicht leicht ein in Greifswald studirender Theolog versäumte. — In seinen kirchenhistorischen Vorlesungen suchte er vorzüglich seine, meistens aus künftigen Predigern bestehenden, Zuhörer recht in den Geist und den innern Zusammenhang der Geschichte der christlichen Kirche, die er immer in einem Jahr beendigte, einzuführen, und es gelang ihm, durch seine klare, fließende und einnehmende Darstellung innige Theilnahme für dieselbe zu erwecken.

Sein Ruf als academischer Lehrer war nun in kurzer Zeit entschieden, und seine freundliche Humanität neben seiner gesetzten und würdigen Haltung nahm die Herzen der Studirenden ganz für ihn ein. Von den Behörden blieb seine zweckmäßige und glückliche Thätigkeit ebenfalls nicht unbeachtet. Er ward bald als ordentlicher Adjunct bei der theologischen Facultät angestellt; doch mußte er zugleich, das Amt eines Vorstehers und Lehrers des Schullehrerseminars, welches errichtet werden sollte, ohne besondre Besoldung mit zu übernehmen, sich anheischig machen. Dieses Seminar wurde am ersten November 1791 eröffnet. Auf die Pädagogik und Didactik hatte er, aufgeregt durch die lebhaften Bemühungen jener Zeit für die Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts, namentlich auch des Volksunterrichts, immer eine besondre Aufmerksamkeit gewandt, weshalb er sich gern

diesem Geschäfte widmete, wenn er gleich dadurch sichtlich mit Arbeiten sehr überhäuft wurde. Die Mittel dieses Instituts waren aber höchst beschränkt, weshalb in demselben nur das Allernothwendigste geschehen konnte. Da Ziemssen den Seminaristen (außer der Nachhülfe eines Unterlehrers im Rechnen, Schreiben, Singen u. dgl.) täglich nur eine Stunde Unterricht selbst zu geben verpflichtet war, und auch nicht mehr geben konnte, so hielt er desto sorgfältiger auf eine angemessene Selbstbeschäftigung derselben. Er gab ihnen Bücher zum Nachlesen, ließ sie catechetische und andre Ausarbeitungen machen und in einer Uebungsschule die Anwendung des Erlernten versuchen. Die Meisten kamen wenig vorbereitet in die Anstalt, daher bemühete er sich immer, sie vor allen Dingen erst selbst mehr zu veredlen und etwas weiter auszubilden, ihnen Liebe und Achtung für ihren künftigen Beruf einzuflößen und den Eifer zur eignen Vervollkommnung für denselben in ihnen aufzuregen. Bei aller Beschränkung wurde durch dieses Seminar denn doch die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des sehr vernachlässigten Volksunterrichts geleitet und der erste Grund zu einer bessern Einrichtung desselben gelegt.

In den drei Aemtern, denen Ziemssen jetzt vorstand, wirkte er, ungeachtet seines schwächlichen Körpers, mit musterhafter Treue und Gewissenhaftigkeit. Dabei konnte er aber zu der damals beabsichtigten Herausgabe eines Commentars über das N. T. die Zeit nicht erübrigen, wie überhaupt die immer sich drängenden, täglichen Arbeiten es ihm unmöglich machten, sich als Schriftsteller zu zeigen. Desto mehr zeugte für ihn der gesegnete Erfolg, der allenthalben in seinem Wirkungskreise sichtbar genug war, so wie die ununterbrochene An-

hänglichkeit und Verehrung seiner Gemeinde, der Studirenden und der Seminaristen. In der That stand er auch in allen diesen Verhältnissen als ein nachahmungswürdiges Muster, eben so liebenswürdig, als achtungswerth da. Er selbst war mit seiner Lage zufrieden und würde in derselben ruhig geblieben seyn und fortgewirkt haben, wenn die Vorsehung nicht höhere Zwecke in einem weitern Kreise durch ihn hätte ausführen wollen. Denn jenes ehrsüchtige Emporstreben, das so manchen Menschen beunruhigt, war ihm, der nur darauf dachte, seinen Platz würdig auszufüllen, fremd.

Am 9. December 1800 starb aber sein alter, würdiger College im Predigtamt, der Professor Dr. Brockmann, nachdem Ziemssen schon Jahre hindurch mit der größten Anstrengung und Aufopferung fast alle Amtsgeschäfte für ihn mit besorgt hatte. Als Adjunct der theologischen Facultät und Prediger an derselben Kirche durfte er nun bei den, in die Augen fallenden Verdiensten, die er sich in beiderlei Hinsicht erworben hatte, wohl eine besondre Berücksichtigung bei der Wiederbesetzung dieser Stelle erwarten. Aber wie viele Menschen finden ihre Lebensbahn so frei und offen, daß sie ruhig ihren Weg darauf gehen könnten? Genug Ziemssen war auf der Facultätspräsentation zur Professur übergegangen, wie es hieß, weil er nichts habe drucken lassen. Nachdem er sich bei dem Könige über diese Zurücksetzung beschwert, und gethan hatte, was einem geraden und redlichen Manne in solchem Falle zusteht und Pflicht ist, war er in seiner männlich-religiösen Fassung über den Ausgang, obgleich er sich nicht viel davon versprach, übrigens ruhig. Die Theilnahme des Publicums war aber durch diesen Vorfall desto mehr aufgeregt, und die allgemeine Meinung sprach sich über

ihn und seine Verdienste desto lauter aus. Das academische Concilium empfahl ihn als völlig qualificirt und besonders würdig zu diesem Amte; der Magistrat präsentirte ihn, vermöge des, demselben wegen des Pastorats zustehenden, Präsentationsrechtes dem Könige, und unerwartet faßte selbst das Collegium der Bürgerschaft in diesem außerordentlichen Falle, ohne Ziemssens Mitwissen und Mitwirken, aus lebhafter Zuneigung den Entschluß, sich bei dem Könige in einer Bittschrift für seine Ernennung zu diesem Amte zu verwenden. Auch fehlte es nicht an Bekannten und Unbekannten, die ihre freundlichen Gesinnungen an den Tag legten. In dieser allgemeinen Anerkennung und Theilnahme fand Ziemssen natürlich einen wohlthuenden Ersatz für alle Unannehmlichkeiten, welche diese Sache für ihn haben mußte, und eine eben so schmeichelhafte Belohnung seiner stillen Verdienste, als ihm die Beförderung selbst gewähren konnte. Die Entscheidung blieb aber lange aus und Ziemssen hatte seine Hoffnungen fast ganz aufgegeben, als der König von Schweden, der, wie man sagte, sich alle Verhandlungen hatte vorlegen lassen, ihn am Ende des Jahrs 1802 zum ordentlichen Professor der Theologie und Pastor an der Marienkirche und einige Monate später auch zum Beisitzer des königl. Consistorii in Greifswald ernannte, worüber er sogleich von allen Seiten her die herzlichsten Glückwünsche und Freudensbezeugungen erhielt. Die theologische Doctorwürde ertheilte ihm die benachbarte Universität zu Rostock.

Jetzt stand er nicht blos in der Reihe der thätigen Arbeiter, sondern er saß auch im Rathe der Väter und Führer, in dem er für manches Gute, wofür er sonst nur wünschen und hoffen durfte, nun auch kräftig reden und wirken konnte. Dies

hat er, selbst unter den, durch Krieg und andre Zeitbegebenheiten erschwerten Verhältnissen, im academischen Concilio, im Consistorio und in allen andern Verhältnissen eben so treu, eifrig und verständig gethan, als er sein kirchliches und academisches Lehramt in gleichem Geiste, wie zuvor, doch nun noch freier und selbstständiger fortsetzte. Die Sache der Gerechtigkeit, der Billigkeit und Menschenfreundlichkeit fand an ihm allenthalben einen, zwar sehr sanftmüthigen, aber deshalb nicht weniger unerschrockenen und standhaften Beschützer und Vertheidiger. Das Rectorat der Universität ward ihm in dieser Zeit zweimal übertragen. Was er in diesen Aemtern leistete, befestigte nicht blos die schon früher erworbene Liebe und Achtung, sondern verschaffte ihm nun auch die besondere Hochschätzung seiner Collegen und ein ehrenvolles Vertrauen bei den höhern Behörden.

In seinem häuslichen Leben sah er sich nicht weniger gesegnet. Hier waltete seine treue Lebensgefährtin mit unbeschreiblicher Liebe und Herzensgüte immer geschäftig und heiter in einem Kreise von neun, nach dem frühen Tode von zwei Söhnen noch übrigen, gesunden, muntern und von der Natur nicht vernachlässigten Kindern, auf deren Erziehung beide Aeltern eine seltene Liebe und Sorgfalt wandten und für welche ihnen keine Entbehrung, kein Opfer zu groß war. Zu ihrer innigsten Freude standen auch alle in glücklichem Gedeihen. Nur einen noch, den dritten Sohn, raubte ihnen der Tod, als er schon seine academische Laufbahn beendigt hatte. Von den übrigen vier Söhnen bekleideten die beiden Aeltesten schon öffentliche Aemter, und die Aelteste der vier Töchter stand schon im Begriff einem würdigen Gatten nach der Wahl ihres Herzens die Hand zu rei-

chen. Da schlug das Schicksal unserm Ziemssen an der empfindlichsten Stelle seines Herzens eine tiefe Wunde, die während seiner übrigen Lebensjahre nie wieder heilte. Seine innigst geliebte, treffliche Gattin erlag nämlich am 18. April 1811 einem heftigen Nervenfieber. Eine sechs und dreißig jährige glückliche Ehe, worin beide mit treuem Herzen Freude und Leid zusammen getragen, hatte ihre Lebensfäden so innig in einander verflochten, daß es fast unmöglich schien, daß Einer den Andern überleben könne. Nur als ein ächter Christ konnte Ziemssen daher die schwere Prüfung bestehen, und nach diesem Verlust des Theuersten auf Erden war sein edler Sinn nun durchaus nur auf das Höhere, Uebersinnliche gerichtet. Wenn Selbstsucht sonst schon niemals die Triebfeder seiner Handlungen war, so schien er nun einzig nur noch für Andre zu leben, um liebevoll überall Gutes zu wirken. Der strengere Ernst, der sein sanftes, einnehmendes Wesen sonst öfter begleitete, lös'te sich nun immer mehr in eine unaussprechliche Milde auf. Die wohlwollende Güte und Menschenfreundlichkeit seines Herzens, die stets aus allen seinen Handlungen hervorleuchtete, zeigte sich nun noch mehr in seinem ganzen Wesen durch eine Leutseligkeit, Theilnahme und Schonung, die bei der innern Würde und Festigkeit seines Characters oft in der That beinahe etwas Ueberirdisches hatte. Dem nähern und aufmerksamen Beobachter konnte dabei in manchen Momenten die schwermüthige Sehnsucht nach der verloren Geliebten, welche im Hintergrunde lag, nicht verborgen bleiben; obgleich man die religiöse Festigkeit und die männliche Kraft bewundern mußte, womit ein so tief fühlender und so schwer verwundeter Mann seinen Schmerz wenigstens äußerlich zu bekämpfen wußte, der noch

zwölf Jahre später bezeugte, daß er keinen Tag ohne Trauer um die Vorangegangene verlebt habe.

Doch möchte, ungeachtet des Trostes, den er in seinen Kindern fand, der tiefe Schmerz ihn endlich eben in diesem innern Kampfe überwältigt haben, wenn die Vorsehung demselben nicht ein Gegengewicht in den ausgebreiteten und wichtigen Geschäften gegeben hätte, deren Besorgung jetzt seine ganze Thätigkeit und Geistesgegenwart in Anspruch nahm. Es war nämlich der Generalsuperintendent Dr. Schlegel zu Greifswald in dem Jahr vorher gestorben, und bis zur Wiederbesetzung dieser Stelle unserm Ziemssen die interimistische Verwaltung der Generalsuperintendentur und sämmtlicher damit verbundener Aemter übertragen. Der weitausgedachte Wirkungskreis der Generalsuperintendentur von Schwedisch-Pommern und Rügen umschloß nach damaliger Verfassung eine Menge der mannichfaltigsten Geschäfte von bedeutender Wichtigkeit und Ziemssens eigene Aemter reichten schon hin, einen thätigen Mann zu beschäftigen. Der Drang der nicht zu verschiebenden Arbeiten, womit er unter diesen Umständen überhäuft war, trieb ihn also mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts und entriß ihn immer wieder den überwältigenden Gefühlen seines tief betrübten Herzens, welches gewiß die größte Wohlthat für ihn war.

Selbst einmal zu der hohen und einflußreichen Würde, welche mit der Generalsuperintendentur in ihrer derzeitigen Ausdehnung verbunden war, emporzusteigen, dazu hatte er nach seiner Bescheidenheit in frühern Jahren keinen Gedanken gehabt, und nicht die entfernteste Hoffnung gehegt; und jetzt, da er schon in einem so großen Ansehn und diesem Ziele so nahe stand, blieb es bei der Besetzung eines so bedeutenden und gesuchten Amtes,

wozu schon so oft berühmte Männer aus der Fremde berufen worden waren, immer sehr ungewiß, auf wen die Wahl fallen möchte. An sich indeß schon wenig deshalb beunruhigt, ob ihm diese Würde zu Theil werden werde, oder nicht, sah er in seiner gegenwärtigen Gemüthsverfassung der Entscheidung noch gleichmüthiger entgegen. Desto lebhafter fühlte er sich aber durch die wunderbare Leitung der Vorsehung bewegt, als er um Weihnachten des Jahres 1811 von zuverlässiger Hand aus Schweden die erste Nachricht erhielt, daß der König ihn zum Generalsuperintendenten von Pommern und Rügen und zugleich zum Procanzler der Universität, Präses des Consistorii, Professor Primarius der Theologie u. s. w. ernannt habe. Die Wichtigkeit dieses neuen Berufs erregte in ihm die dankbarste Freude und den edelsten Eifer. Aber bei allen Glückwünschen, die er empfing, und bei jedem Blick, den er in die vielversprechende Zukunft that, erwachte natürlich die wehmüthige Erinnerung an diejenige nur desto lebhafter, die seine Freude durch ihre Theilnahme erst vollkommen gemacht haben würde. Um so mehr wandte er jetzt seine ganze Seele einzig auf die würdige Erfüllung der Pflichten des neuen Amtes. Nachdem seine Vollmacht aus Schweden angelangt war, wurde er dann auch am 3. Mai 1812 mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten als Generalsuperintendent, und kurz darauf auch in die übrigen Aemter eingeführt.

Die Art, wie Ziemssen diese Aemter verwaltete, zeigte nun, zu welcher Reife ein, den Wissenschaften und dem practischen Berufe mit gleichem Eifer gewidmetes, Leben die herrlichen Anlagen seines Geistes und Gemüthes entwickelt hatte. Da er in allen den Berufszweigen, worin er jetzt als Vorstand und Führer wirken sollte, eine lange

Reihe von Jahren von unten auf gedient hatte, so konnte es ihm an gehöriger Kenntniß aller Gegenstände und Verhältnisse nicht fehlen. Aber sein scharfer uud geübter Verstand ließ ihn auch schnell jede Sache durchschauen und richtig den wahren Punct treffen, auf welchen er dann mit der ihm eigenen Lebensweisheit und Festigkeit offen und ruhig hinarbeitete. Dabei schien das größere Ansehn ihm erst recht Gelegenheit zu geben, seine Güte und Milde an den Tag zu legen. Andern wohl zu thun und etwas Liebes und Gutes zu erweisen, blieb ihm beständiges Bedürfniß, von dessen Befriedigung ihn kein Undank abhalten konnte und selbst wo ihm früher Uebles widerfahren seyn mochte, da strebte er nun mit Gutem zu vergelten. Je höher er stieg, desto sorgfältiger hütete er sich, andern beschwerlich zu fallen oder im mindesten zu nahe zu treten, und je mehr jemand von ihm abhängig war, desto sicherer konnte er auf seine Fürsorge rechnen. Eigensinn, Launen und Härte hatten seine Untergebenen nicht von ihm zu fürchten. Wehe that er überhaupt gewiß Niemandem, wenn es irgend zu vermeiden war. Auch der Geringste fand bei ihm stets ein freundliches Gehör. Am merkwürdigsten war dabei aber die Art, wie er dennoch das Nöthige kräftig durchsetzte und ohne alle Anmaßung in jedem Verhältniß die Würde seines Amtes zu behaupten, eine Achtung, die jede unziemende Annäherung entfernte, einzuflößen, und wenn es darauf ankam, den Irrenden nachdrücklich und doch mit möglichster Schonung in seine Schranken und zu seiner Pflicht zurückzuweisen wußte. Wo es aber irgend zureichend war, suchte er immer durch liebreiche, meistens höchst treffende und herzgewinnende Vorstellungen zu seinem Ziele zu gelangen, wobei er eine eben so große

Menschenkenntniß und Gewandtheit, als Sanftmuth, und in den außerordentlichsten Vorfällen eine Ruhe und Fassung zeigte, deren nur ein in der innersten Tiefe vollkommen festes, entschiedenes und ruhiges Gemüth fähig ist. Dies fiel um so mehr in die Augen, da er sein Amt in einer vielbewegten Zeit und unter ganz besondern Umständen zu führen hatte.

Es bestand hier nämlich noch die aus den Zeiten der Reformation herstammende und von den Reformatoren selbst eingerichtete kirchliche Verfassung. Darnach bildete der Generalsuperintendent den Mittelpunct des gesammten Kirchen- und Schulwesens in Schwedisch-Pommern und Rügen, wohin Alles zusammenfloß und von dem Alles nach allen Seiten hin wieder ausging. Jeder Prediger wurde, nachdem er auf der Universität in ihm den ersten Lehrer geehrt hatte, unter seinem Vorsitz und von ihm geprüft, von ihm ordinirt und eingeführt und verwaltete sein Amt unter seiner Aufsicht, Leitung und Beschützung. Ueber alle Kirchen und Schulen führte er die Oberaufsicht. Selbst von den höhern Behörden wurde bei beabsichtigten Veränderungen und neuen Verfügungen zuvor das Gutachten des Generalsuperintendenten eingeholt und ihm nachher die Ausführung übertragen, und in dem Consistorium, dem Foro für alle kirchliche und geistliche Rechts- und Disciplinarsachen führte er das Präsidium. Seit Einführung der neuen ständischen Verfassung war der Generalsuperintendent überdies der gesetzliche Sprecher des zweiten, nämlich des geistlichen Standes.

In diesem Umfange hatte Ziemssen die Generalsuperintendentur noch empfangen, und war aufs thätigste in derselben beschäftigt, als eine Veränderung der Landeshoheit eintrat. Bei der Ueber-

gabe der Provinz an des Königs von Preußen Majestät im Jahr 1815, hielt er in Stralsund die nachher gedruckte Huldigungspredigt, und brachte bei der Feierlichkeit, als Sprecher seines Standes, die Huldigung dem neuen Landesherrn dar. Diese Veränderung konnte auch in Hinsicht seines Wirkungskreises nicht ohne mannichfaltigen Einfluß bleiben. Denn zunächst wurden von den neuen Oberbehörden natürlicher Weise alle Zweige der Administration untersucht. Es kam in einem solchen Amte also nicht blos darauf an, seine Berufspflichten treu zu erfüllen, sondern es mußten auch alle Verhältnisse aus einander gesetzt, Grund, Zweck und Zusammenhang derselben dargelegt, und die besten Wege zu Verbesserungen nachgewiesen werden. Die Offenheit, Bestimmtheit und ruhige Festigkeit, womit Ziemssen sich dieser Pflichten sowohl schriftlich, als mündlich entledigte, und die Kenntniß, Erfahrung und Umsicht, welche er dabei bewies, erwarben ihm bald ein ehrenvolles Vertrauen der höhern Behörden. Er liebte die bestehende Verfassung und wünschte ihre Erhaltung, weil er sie für zweckmäßig und nützlich hielt, und äußerte dies den hohen Behörden eben so freimüthig, als bescheiden. Die ersten Jahre blieb die ganze Provinzialverfassung, mithin auch sein Wirkungskreis, im Wesentlichen ganz unverändert, wenn gleich der Aenderung des Einzelnen wegen schon manche Verhandlungen geführt wurden. Als aber mit dem Jahr 1818 eine neue Einrichtung der Regierung in Stralsund erfolgte, und die ganze öffentliche Geschäftsverwaltung der in den übrigen preußischen Staaten bestehenden allmälich immer näher gebracht wurde, so schien die umfassende und selbstständigere Wirksamkeit und die ganze Stellung des Generalsuperintendenten damit wohl nicht

mehr vereinbar. Deshalb ging mit der Zeit von den eigentlichen Generalsuperintendentur-Geschäften ein Zweig nach dem andern ab, und theils an die Special-Superintendenten, theils an die Regierung in Stralsund und theils an das Consistorium in Stettin über.

Bei allen solchen Veränderungen hielt Ziemssen es eben so gut für die Pflicht des ihm anvertrauten wichtigen Amtes in der Provinz, das bestehende Gute zu vertheidigen, als das bessere Neue befördern und ausführen zu helfen. Er sah es aber als einen besondern Vorzug an, daß das gesammte Kirchen- und Schulwesen der Provinz hier in einem, auf einen solchen Platz gestellten Mann seinen Mittelpunct habe, und daß die Geistlichkeit als eigener Stand in den Berathungen über das Wohl des Staats die heilige Sache, welcher dieselbe ihr Leben gewidmet habe, vertrete. Er wagte es daher mit aller Kraft und Freimüthigkeit, für die Rechte seines Amtes sowohl, als für die Vorzüge der alten kirchlichen Verfassung und für die Zweckmäßigkeit des Bestehens eines geistlichen Standes nach der ständischen Verfassung der Provinz, zu reden. Wenn dies gleich nicht immer Gehör fand, und in der Hauptsache in so fern ohne Erfolg blieb, als die Geschäftsverwaltung die Einheit, welche sie in den übrigen Provinzen hatte, auch hier bekommen, und die bürgerliche Verfassung aller Provinzen des Reichs gleichförmig eingerichtet werden sollte, so gab es doch wenigstens zu einer besondern Erwägung und zur möglichsten Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse noch mehr Veranlassung, und auf der andern Seite zog ihm selbst diese Freimüthigkeit keinesweges ein Mißfallen der edlen hohen Behörden zu, da er seine Einwendungen immer so geziemend vorzubringen wußte, daß

sie ihm nicht weniger die Achtung derjenigen erwarben, gegen deren Ansichten und Anordnungen er zu reden wagte, als derjenigen, welche für die Sache waren, die er vertheidigte. Denn nie erschien er dabei einseitig, leidenschaftlich oder eigensüchtig, wenn er gleich klar, kräftig und muthig seine Meinung aussprach, wie man es von einem Manne in seinem hohen Alter kaum hätte erwarten mögen, und nie konnte man seine treue Gewissenhaftigkeit, seinen reinen Eifer für Religion und Vaterland und seine hohe Achtung für die edlen und wohlmeinenden Absichten der Oberbehörden in seinen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen verkennen. Daher war er denn auch in diesem geistlichen, wie in seinem academischen und andern Aemtern keineswegs blind und befangen gegen den Gewinn, welchen so viele von oben her kommende bessere Einrichtungen bringen mußten und zeigte sich vielmehr in dieser Hinsicht immer als einen ungeheuchelten Verehrer und thätigen Beförderer der Zwecke der Obern, indem er die Gemüther dafür zu gewinnen und sie mit weiser Schonung und Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse, wo möglich in aller Stille, auszuführen wußte, und wo Hindernisse oder Zweifel ihn aufhielten, sich nicht scheuete, solche offen und furchtlos vorzutragen, oder andere danach eingerichtete Vorschläge zu thun.

Gerade zu einer Zeit, wo ein neues Band zwischen Regierung und Unterthanen geknüpft wird, wo so vieles neu werden und einen andern Gang nehmen muß, können Männer, die sich auf eine solche Weise ein gleiches Vertrauen bei den Vorgesetzten und bei den Mitbürgern zu erwerben wissen, und sich immer als unverdächtige Mittelspersonen bewähren, den größten Nutzen stiften. Stu-

dien, Arbeiten, Erfahrungen und Schicksale hatten unsern Ziemssen aber auf seiner langen Lebensbahn zu einer Höhe der Weltansicht erhoben, und zu einer Lauterkeit und Milde des Gemüths ausgebildet, daß er schon von einer andern Sphäre aus auf das Treiben um ihn her einzuwirken schien, ohne selbst in demselben mehr befangen zu seyn. So ward er denn, selbst unparteiisch und sanftmüthig, von Allen immer als ein erwünschter Vermittler angesehen, der am ehesten geeignet war, einen aufsteigenden Sturm zu beschwören und die getrennten Gemüther möglichst zu versöhnen, wenigstens doch zu dem zu vereinigen, was den Umständen nach als das Rathsamste und Zweckmäßigste anerkannt werden mußte. Dies verschaffte ihm, so wenig er geneigt war, sich in irgend etwas zu mischen, wobei sein Beruf seine Mitwirkung nicht in Anspruch nahm, doch einen seltenen Einfluß, der sich ohne sein Zuthun oft über die Grenzen seines eigentlichen Wirkungskreises hinaus erstreckte. In dem academischen Concilio und den übrigen Collegien schenkten ihm die jüngern neu eintretenden, wie die ältern und selbst die von den verschiedenartigsten Ansichten ausgehenden Collegen ihr Vertrauen, da sie sahen, daß er es mit jedem treu und ehrlich meinte, und ohne Nebenrücksichten immer gerades Weges nur das Gute suchte. Von den Oberbehörden wurde ihm so manches mehr in persönlicher, als in amtlicher Hinsicht zur Berathung oder zur Ausführung anvertraut, und seine ganze Stellung schien nunmehr die eines Mannes von ganz besonderm Vertrauen geworden zu seyn, welches sein Ansehen und seinen Einfluß größer machte, als es selbst das unveränderte Bestehen seines frühern Amtsverhältnisses an sich hätte bewirken können. Als ein Zeichen der geneigten Ge-

sinnungen der hohen Obern gegen ihn läßt es sich auch wohl betrachten, daß der König ihn, der selbst auf nichts mehr Anspruch machte, im Jahr 1819 mit Verleihung des rothen Adlerordens dritter Classe zu begnadigen geruhete.

Eine Erweiterung erhielt sein Amtskreis noch durch das Präsidium in der Abiturienten-Prüfungs-Commission, die er als königlicher Commissarius dirigirte, und durch das Präsidium in der Provinzial-Synode, das er mit dem verstorbenen Generalsuperintendenten Dr. Ringeltaube in Stettin theilte, und welches ihm bei der Versammlung der Provinzial-Synode in Stettin im Jahr 1819 eine große Liebe und Achtung auch bei der Geistlichkeit in Altpommern verschaffte. Die Superintendentur der Greifswalder Land-Synode hingegen wurde ihm auf sein Ansuchen abgenommen, da nach der neuern Einrichtung die Geschäfte derselben mit seinen übrigen Amtsgeschäften sich nicht mehr vereinigen ließen, und er überdies zugleich Superintendent der Stadt-Synode war.

Als academischer Lehrer blieb er fortwährend unermüdet thätig. Seine Exegese las er ununterbrochen bei vollem Auditorio. Außer mehreren andern Vorlesungen, womit er abwechselte, hielt er nun immer ein Examinatorium über die Dogmatik in lateinischer Sprache. Oft äußerte er, daß seine Vorlesungen ihm die angenehmste Beschäftigung wären, dem er einzig sein Alter widmen zu können wünschte. Ueberhaupt nahm er an der Bildung der jungen Theologen stets noch den wärmsten Antheil. Unzählige Studirende, die ihm theils empfohlen waren, theils sich ihm sonst näherten, hatten bei ihm Zutritt und fanden in ihm einen wahrhaft väterlichen Freund und Führer. Mehrere aßen an seinem Tisch und viele nahmen auch, wenn

ihnen das Geld ausging, zu ihm ihre erste Zuflucht.

Ungeachtet seiner vielen Geschäfte widmete er bis an sein Ende immer noch einen Theil seiner Zeit der fortgehenden Beschäftigung mit den Wissenschaften. Nicht leicht ließ er auch in seinem hohen Alter etwas Neues und irgend Merkwürdiges aus dem Gebiete der Theologie unbeachtet. Er las eine Menge neuer Schriften, da er einen großen Theil der Nacht ohnehin schlaflos hinbrachte und würdigte Alles mit einer seltenen Unbefangenheit. Denn auch hier war ihm durch die, auf eine gründliche Gelehrsamkeit gestützten, unausgesetzten Forschungen eines langen Lebens, so manches Blendwerk verschwunden, was Andere zum Theil noch gefangen hält; aber er verschmähete doch keinen noch so kleinen Zuwachs für die bessere Erkenntniß der Wahrheit, dieser mochte kommen, von wem er wollte; und an den neuern Verhandlungen über manche theologische und kirchliche Streitfragen nahm er immer noch den lebhaftesten Antheil. — Als Schriftsteller aufzutreten, daran hatten ihn von jeher seine überhäuften Geschäfte gehindert. Späterhin schien es überdies Vorsatz bei ihm, sich auf Schriftstellerei nicht einzulassen. Aus dem Schatze seiner Gelehrsamkeit und Erfahrung und seines reichen und tiefen Gemüthes, hätte er in seiner klaren und eindringlichen Darstellung sonst gewiß dankenswerthe Gaben darbringen können.

Sein von Kindheit an schwächlicher Körper hatte ihm eine kurze Pilgerfahrt geweissagt, aber in einem höchst mäßigen und enthaltsamen Leben hatte er Kräfte für ein hohes Alter gesammelt. Von den gewöhnlichen Schwächen des Alters wußte er eigentlich nichts. Alle seine Sinne waren noch unabgestumpft und wenn er gleich öfter mit Kränk-

lichkeit und seit vielen Jahren mit einem beschwerlichen Husten zu kämpfen hatte, so war der Kern doch noch gesund, weshalb er auch selbst bedenklichere Krankheitsanfälle immer noch glücklich besiegte und in seinem sieben und siebenzigsten Lebensjahre noch ungebückt und festen, raschen Schritts einherging und mit männlicher Kraft des Geistes und Körpers zu wirken vermochte. Selbst auf seinem Gesichte, wenn es gleich die höhern Jahre verrieth, hatte das Alter die edlen, einnehmenden Züge noch eben so wenig entstellt, als die Zeit die Wärme und das Wohlwollen des sich darin spiegelnden Innern hatte erkälten können. Denn er hatte immer mehr geistig und gemüthlich als sinnlich gelebt. Alles Unedle und Gemeine widerstand schon von selbst seinem ganzen Wesen und die Sinnlichkeit hatte in keiner Hinsicht Gewalt über ihn bekommen. Das Maßhalten schien ihm in allen Dingen durchaus natürlich, und ein sicherer Tact leitete ihn in allen Lagen zu dem Rechten und Schicklichen, welches auch dazu beitrug, seinen Umgang so angenehm zu machen. So fein und voll Ebenmaß schon an seinem zarten Körper Alles erschien, war seine ganze innere und äußere Haltung, weshalb er auch in den ausgesuchtesten Verhältnissen und mit den vornehmsten Personen immer ohne Scheu und Zwang mit aller Feinheit der Bildung sich aufs angemessenste zu benehmen wußte und dadurch selbst jedem Fremden sogleich Achtung und Zuneigung einflößte; denn es leuchtete bald ein, daß dies nicht blos äußere Gewöhnung, sondern der natürliche Ausdruck eines sehr gebildeten Geistes und eines Gemüths war, in dem eine große Güte, eine reine Sittlichkeit und eine wahre Religiosität die Grundlage eines höchst liebenswürdigen Characters bildeten. Dagegen war

jede Affectation, jedes zur Schau stellen dessen, was nur als ein Heiligthum in dem tiefsten Grunde des Herzens liegen sollte, ihm durchaus fremd. So war sein Blick stets mit gänzlicher Hingebung und festem Vertrauen nach oben gerichtet, aber dieser wahren Frömmigkeit des Herzens, die jeden seiner Schritte leitete, einen eigenem äußern Schein zu geben, wenn das Gemüth nicht in einzelnen, seltenen Momenten unwiderstehlich hervordringend sich hiezu veranlaßt fühlte, das schien er bei einem Manne, der wahrhaft im Lichte und im Glauben wandelte, für nicht natürlich und für eine Art von Entweihung zu halten; und so geschäftig er war, seine Liebe und Freundschaft durch die That zu beweisen, so wenig verschwenderisch war er in Versicherung derselben durch Worte. Die so genannte Empfindsamkeit war daher nicht geeignet, bei ihm Vertrauen zu erwecken, obgleich das zarteste und tiefste Gefühl sein eigenes Gemüth beherrschte.— — Der stille, heitere Frieden seiner edlen Seele, die Klarheit und Unbefangenheit seines treffenden Urtheils, seine ruhige Festigkeit im Guten und die seltene Milde gegen Andere bei ernster Strenge gegen sich selbst, waren übrigens allerdings durch sein langes, erfahrungsreiches Leben erst zur Reife gebracht; aber möchte ein solches bei Allen doch gleiche Früchte tragen!

In seinen häuslichen Kreis schien die Abendsonne seines Lebens oft so heiter und freundlich, als sie irgend noch für ihn, seit die geliebte Gattin in demselben fehlte, werden konnte. Er hatte das seltene Glück, seine Kinder alle in seiner Nähe versorgt zu sehen, bis auf eine Tochter, welche zu seiner Pflege bei ihm lebte. Die übrigen drei Töchter waren nach ihrer Neigung verheirathet, und seine Söhne, von denen zwei sich der Theologie

und zwei der Jurisprudenz gewidmet hatten, waren in ehrenvollen Aemtern angestellt. Alle diese sieben Kinder hatte er selbst zu ihren ehelichen Verbindungen eingesegnet, und alle lebten mit ihm an demselben Orte, außer zwei Söhnen und einer Tochter, welche auch nur wenige Meilen von ihm trennten. Für alle seine Kinder hegte er bis an sein Ende eine wahrhaft rührende Liebe und Zärtlichkeit, die auch auf ihre Ehegenossen und Kinder überging. Das Geringste, was ihnen begegnete, fand bei ihm die lebhafteste Theilnahme und gern hätte er noch in seinem hohen Alter für sie jede Unbequemlichkeit und Entbehrung ertragen. Daher war auch immer das feste, liebevolle Zusammenhalten aller Glieder der Familie um den theuern Vater geblieben. Wenigstens alle Sonntage versammelten sich alle in Greifswald Anwesende, und so oft es seyn konnte, auch die Entfernteren bei ihm. Hier war es ganz, als lebten Alle noch immer unter einem Dache, und mit theilnehmender Freude sah der ehrwürdige Greis auf das bunte, muntere Treiben von Erwachsenen und Kindern, ohne irgend einen in seiner Fröhlichkeit zu beschränken, bald zu diesem, bald zu jenem Häuflein mit seiner unbeschreiblichen Liebe und Güte sich wendend, oder in ernsten Gesprächen mit Einzelnen in dem großen, geräumigen Versammlungssaale auf- und abgehend. In seiner Heiterkeit bei dem frohen Mahle sah man es ihm recht an, daß er sich in diesem Kreise seiner Kinder und Kindeskinder, die alle mit der größten und innigsten Liebe und Verehrung an ihm hingen, am glücklichsten fühlte. Leider machte im Anfange des Jahres 182 der frühe Tod einer von ihm sehr geliebten Tochter eine schmerzliche Lücke in diesem Kreise. Alle fürchteten dabei für das Leben des theuern Vaters, den die-

ser Verlust in die tiefste Trauer versetzte; aber die Kraft der Religion hielt ihn aufrecht, wenn gleich die innere Wehmuth dadurch neue Nahrung erhielt, daß die Erinnerung an die vorangegangene, treue Lebensgefährtin bei dieser Veranlassung mit besonderer Lebhaftigkeit in ihm hervortrat. Doch die Liebe zu denen, die ihm noch geblieben waren und die Wichtigkeit des Berufs, in dem er noch wirken konnte, ermunterten ihn, sich selbst zu bekämpfen, und bald sah man ihn wieder mit gewohnter Thätigkeit seine Geschäfte verwalten. Ja dieselben wurden noch eben so bedeutend als ehrenvoll vermehrt, als ihm während der Abwesenheit des Canzlers der Academie, des Herrn Fürsten zu Putbus Durchlaucht das Vice-Canzellariat übertragen wurde, das er mehrere Monate mit einer umsichtigen Regsamkeit und gewandten Geschicklichkeit zu einer so allgemeinen Zufriedenheit verwaltete, daß er auch in diesem höhern Geschäftskreise allenthalben Achtung und großes Vertrauen erndtete, und daß das königliche hohe Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten ihn nachher deshalb noch mit einer ganz besonders gütigen und höchst schmeichelhaften Belobung beehrte.

Am 17. August desselben Jahres rief ihn die Wahl eines neuen Predigers für eine zu dem Patronat der Universität gehörige Pfarrei in das academische Concilium. Munter und rüstig ging er in die Versammlung. Mit seiner gewohnten heitern Ruhe hatte er in derselben seine menschenfreundliche Meinung so eben besonnen, klar und gründlich vorgetragen, und seine Stimme abgegeben; noch hörte er mit Vergnügen, wie die Mehrheit ihm völlig beipflichtete; noch lächelte er zu einigen Aeußerungen, und eine Minute später bemerkte einer seiner Collegen eine Veränderung auf

seinem Gesichte. Theilnehmend sprangen die gegenwärtigen Aerzte hinzu. Kein Ton kam mehr über seine Lippen, kein Zeichen des Lebens war mehr bemerklich, die augenblicklich geöffnete Ader gab kein Blut mehr, und die vereinten Bemühungen aller Aerzte vermochten den entflohenen Lebensoden nicht zurückzurufen. Eine plötzlich eingetretene Lähmung des Herzens hatte sein thätiges Leben eben so schnell, als schmerzlos geendet. So starb er beinahe 77 Jahre alt, recht mitten in seinem Berufe, auf einer hohen Stufe innerer Veredlung und Vollkommenheit und äußerer Ehre und Achtung, ohne den Schmerz, die Kräfte des Geistes und Körpers allmälich dahin schwinden zu sehen, ohne den offenen, regen Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne verloren zu haben und ohne in seinem hohen Alter vorher in seiner Wirksamkeit getrennt zu seyn.

Seinen Kindern, unter denen er längst schon gelebt hatte als ein Verklärter, schien er entnommen, als wäre er lebend von ihnen zum Himmel entrückt. Allgemeine Theilnahme und Trauer ehrte sein Gedächtniß. In dem Sinne wie er gelebt hatte, geschah seine Beerdigung, geräuschlos in der feierlichen Stille des frühen Morgens und obgleich alle angebotenen Ehrenbezeugungen dabei abgelehnt waren, so konnten doch die Studirenden es sich nicht versagen, in einem stillen Trauerzuge sich der Begleitung anzuschließen, als mit zu den Kindern gehörend, die den Hintritt des innigst verehrten Vaters beweinten.

Das academische Concilium schloß die öffentliche Anzeige seines Todes mit den Worten: „Sein schnelles Hinscheiden versetzte uns in tiefe Trauer. Der Staat und die Kirche verloren an ihm einen treuen, eifrigen und umsichtigen Diener,

unsere Universität ihren ersten Lehrer, wir einen aufrichtigen Freund und theuern Collegen, der durch Erfahrung, Einsicht, Wohlwollen und Herzensgüte unsere Liebe und Achtung in vollem Maße gewonnen hatte. Die Früchte seiner Wirksamkeit werden noch lange geerndtet werden und sein Andenken unter uns wird nie erlöschen."

Gustav, Graf von Schlabrendorf,

Ritter des eisernen Kreuzes.

geb. den 22. März 1750.
gest. den 22. August 1824.

Dieser seltsame Einsiedler und ehrwürdige Räthselgreis der Rue Richélieu zu Paris war geboren zu Stettin, der älteste von 3 Söhnen des unter Friedrich dem Großen in Schlesien durch treffliche Anstalten und kraftvolle Maßregeln, in welchen der treueste Eifer für die Sache des Königs erfolgreich wirkte, rühmlichst ausgezeichneten Ministers, welcher damals Vicepräsident der pommerischen Kriegs- und Domänenkammer, seit 1755 aber Gouverneur über Schlesien in Breslau war und starb, als Gustav erst 20 Jahr alt war. Dadurch kam er in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens, das ihn schon in seiner Jugend ein unwiderstehlicher Drang antrieb auf eine der Menschheit heilsame Art anzuwenden. Seine Erziehung war sorgfältig und fruchtbar; die gründlichsten Kenntnisse in alten und neuen Sprachen, in mannichfachen Wissenschaften und Künsten, begleiteten ihn auf den Schauplatz der bewegten Welt. Frühe Unabhängigkeit bei günstigen Standsverhältnissen und diesem sehr ansehnlichen Vermögen, erlaubte ihm, seinem regen Triebe nach Erkenntniß in fast allen Gebieten menschlicher Forschung nachzuhängen.

Nachdem er Deutschland durchreist und insbesondere in einer großen Hauptstadt ganz eigene

Abenteuer als Protestant und freisinniger Preuße bestanden, auch Frankreich gesehen hatte, brachte er 6 Jahre in England zu, wo er eine Zeit lang den Freiherrn von Stein auf seinen Reisen im Innern dieses merkwürdigen Landes, besonders in den schottischen Hochlanden zum Begleiter hatte. Die Staatsverfassung und ganze Lebenseinrichtung der Engländer wurde ein Hauptgegenstand seiner Betrachtung, zugleich widmete sein frommer Sinn religiösen und philantropischen Anstalten schon damals lebhaften Antheil. Noch vor dem Ausbruche der französischen Revolution kam er nach Frankreich zurück und lebte seitdem fast unausgesetzt in Paris. Mit einem für die Menschheit glühenden Herzen im drängenden Gewühl dieses gewaltigen politischen Lebens, eifrig und thätig nur immer für das, was auf dem Schauplatze so vieler Verbrechen und Gräuel in allem Wechsel der Ereignisse als wahrhaft gut und rechtschaffen zu erkennen war.

Die große Umwälzung, die sich allda ereignete, erregte in ihm, wie bei so manchen Edeln, die lebhafte Hoffnung, die Zeit komme heran, wo das Schlechte, das sich nach und nach durch Mißbrauch in den gesellschaftlichen Einrichtungen eingeschlichen hat, und von denen, welche davon zehren, so hartnäckig vertheidigt wird, ausgeschieden und die Menschheit ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder näher geführt werde. Von jener merkwürdigen Epoche in der Geschichte der Menschheit sammelte er sich auch sorgfältig alle in den Schriften jener Zeit niedergelegten Aeußerungen. Diese Sammlung von Flugschriften soll seltener Art und es sein Wille gewesen seyn, sie der Göttinger Bibliothek zu vermachen.

Die wohlthätigen und nützlichen Unternehmungen, denen er mit Rath und That beigetreten, die An-

stalten, die er gefördert, die menschenfreundliche Hülfe, die er Einzelnen immer bereitwillig dargereicht, sind hier nicht vollständig aufzuzählen.

So verdankt man größtentheils seiner Sorgfalt, seinen Vorschüssen und seinen großen Aufopferungen die Einführung der Stereotypen, die er auch auf deutsche Classiker angewendet wissen wollte. Als Mitglied mehrerer Vereine, die nach und nach in Paris entstanden sind, namentlich der Aufmunterungsgesellschaft zur Beförderung des Gewerbfleißes, des wechselseitigen Unterrichts, der christlichen Moral, der biblischen und asiatischen Gesellschaft trug er eine beträchtliche Summe zu den durch ihre Arbeit veranlaßten Unkosten bei. Die dasige evangel. reformirte Gemeinde zu Paris erfreuete sich nicht minder seiner Freigebigkeit. Er war der Erste, der dem Consistorium eine bedeutende Gabe überreichte, um es in den Stand zu setzen, die ihr seit mehrern Jahren fehlenden Schulen zu errichten, indem er äußerte, eine Kirche scheine ihm keinen Nutzen zu haben, so lange ihr eine Schule mangele. Ihre Armen vergaß er am wenigsten, besonders zur Zeit der jährlichen Wintercollecte.

Doch tritt dies alles in Schatten vor der leuchtenden Wirksamkeit seines eben so tiefen als reichen und lebendigen Geistes, der durch den Zauber der hinreißendsten Beredsamkeit unaufhörlich in das umgebende Leben überströmte und besonders für die zahlreichen Deutschen, die er seit mehr als 30 Jahren von allen Classen, Vornehme und Geringe, zu seinem Umgange sich drängen sah, in tausend Beziehungen lehrreich und heilsam wurde. Mit einer unglaublichen Geschichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, zu den tiefsten Quellen der Staatskunde gedrungen und mit ihren flüchtigsten Erscheinungen vertraut, im Mittelpuncte der lebendigen

Fülle der Tagsgeschichte, sprach er besonders gründlich, scharfsinnig, ja prophetisch über die politischen Gegenstände, wie er denn auch Revolutionen in Frankreich zu Zeiten ahnend verkündigte, in welchen sie Andern ganz unglaublich zu seyn schienen. Seine Einsicht, sein Urtheil, die für jedermann offen standen, waren nicht selten die Zuflucht der auswärtigen Diplomaten, und mancher Bericht, mancher Aufsatz, der unter anderen Namen daheim Aufsehen und Bewunderung erregt haben mag, war nur der Abfall seiner reichhaltigen, täglich frisch erströmenden Reden und Gespräche.

Das berühmte Buch „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate" welches zu seiner Zeit am trüben politischen Himmel wie ein Lichtmeteor erschien und für Deutschland fast die ersten enttäuschenden Aufschlüsse über den selbstsüchtigen, verderblichen Gang des nach Alleinherrschaft ringenden Corsen gab, ist ganz aus seiner Feder geflossen; der Capellmeister Reichardt, den man öfter als Verfasser heimlich anzugeben pflegte, hatte nur das Werk zum Druck befördert. Nach manchen Vermuthungen, denen wenigstens die seltene Bildung der Schreibart und der reife politische Gehalt nicht widersprochen, dürfte auch die kleine Schrift, welche im Jahr 1816 unter dem Titel: „Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung" erschienen ist, wo nicht völlig von seiner Hand, doch größtentheils aus seinem Geiste seyn.

Sein Reichthum an Gedanken und Anschauungen war so groß, daß er nie das Ausgesprochene noch als sein Eigenthum im Auge behielt, sondern gern jeder Aneignung Preiß gab, sein selbstthätiger Geist schuf jedem Augenblick immer neugestaltet seinen Mittheilungsbedarf. Seine tiefsinnigen Er-

gründungen hatten in seinem Kopfe ein vollständiges, eigenthümliches System des Staates ausgearbeitet, eine Art von Urbild wie Platons Republik, dessen Richtung jedoch das gerade Gegentheil der revolutionairen Bestrebungen war, die sich unter seinen Augen in so schreckliche Abwege verirrten.

Aber auch im andern Gebiete des Denkens versuchte sein reicher Geist sich mit fruchtbarem Erfolge; ein Werk über allgemeine Sprachlehre hatte er der Vollendung nahe gebracht, seine Forschungen über Wortabstammung, seine Versuche in deutscher Sprachbildung wären sehr der öffentlichen Mittheilung werth. Auch hatte er den Plan einer Sprachmaschine erdacht, welche getreu die verschiedenen Laute einer Sprache angeben sollte. Hätte man, meinte er, im Alterthum eine solche Maschine gehabt, so hätte man der Nachwelt getreu die Aussprache des Lateinischen oder Griechischen überliefern können und die Gelehrten würden nicht darum streiten, ob die Erasmische Aussprache des Griechischen die richtige sey oder nicht. Bis in die letzte Zeit seines Lebens blieb er dem deutschen Geistesleben in Wissenschaft und Kunst innig vertrauet und in seiner Weise kräftig mitwirkend. Sinnreiche Kernsprüche, in deren oft seltsames Gefüge er die Ergebnisse seiner sittlichen und geschichtlichen Ansichten einzupressen bemüht war, beschäftigten heiter manche seiner spätern Tage.

Während der Schreckenszeit unter Robespierre war er in den Kerkern der Jacobiner achtzehn Monate lang jeden Tag des Beils der Guillotine gewärtig, welchem er nur durch wunderbare Säumniß der sonst so reißendschnellen Verurtheilungen entging, bis der Sturz Robespierres wie vielen Andern auch ihm die Freiheit wieder gab. Nachdem

er den 9. Thermidor (den 27. Juli) 1794 wieder in Freiheit gesetzt worden war, widmete er sich mit frischem Eifer, als ob er die durch die Gefangenschaft verlorene Zeit wieder nachholen wollte, Allem, was ihm gut und nützlich schien. Unter Napoleons Herrschaft, gegen den er nie aufhörte mit allem Nachdrucke seiner Wahrheitsliebe sich auszusprechen und dessen Sturz er lange voraus sagte, entging er der Verfolgung vielleicht nur durch die Sonderbarkeit seiner Lebensart, die für ihn das Zeugniß der Unschädlichkeit ablegen mochte.

Im Hôtel des deux Siciles in der Rue Richélieu bewohnte er seit langen Jahren ein schlechtes Zimmer im zweiten Stock, das er nie verschloß, und selten — in den letzten neun Jahren, da er auch seinen Bart wachsen ließ, die letzten Lebenstage ausgenommen, niemals — verließ.

Zu den seltenen Veranlassungen, die ihn nöthigten, sein Einsiedlerleben auf kurze Zeit aufzugeben, gehört folgende. Er hatte einmal ein Haus in der Lotterie gewonnen, allein, sich nicht weiter um dasselbe bekümmernd, ließ er es stehen wie es war, ohne das Geringste zur Unterhaltung und Ausbesserung des Gebäudes zu thun. Endlich drohte dasselbe den Einsturz und die Polizei ließ ihm ankündigen, er müsse Anstalten zur Unterhaltung des Gebäudes treffen. Er mußte sich also entschließen, einmal seiner häuslichen Eingezogenheit auf Augenblicke zu entsagen; er ließ sich in einer Mietkutsche hinfahren, und ging gerades Weges in das Haus hinein; allein der Pförtner, welcher den Herrn nie gesehen hatte, hielt ihn auf und wollte ihn nicht weiter gehen lassen, bis S. sich als der Eigenthümer des Hauses zu erkennen gab.

Umgeben von spärlichem zerfallenem Hausrath, in zerrissener Kleidung, mit langem, buschigem

schwarzem Barte, mit allem Zubehör einer cynischen Gewöhnung, aber mit einem lebhaften Auge und einer Physiognomie voll Geist und Ausdruck, empfing er, Diogenes von Paris, wie er scherzend selbst sich nannte, in seiner Tonne täglich zahllose Besuche von Menschen aller Stände und aller Nationen, willig jede Arbeit unterbrechend, und jedem Gespräche, das auf die Bahn kam, mit allem Reichthum seines Innern sich hingebend. Keine Rücksicht konnte ihn hemmen; selbst dem unbescheidenen Frager gab er, wenn auch unwillig, die ergiebigste Auskunft; häufiger freilich kam er den Fragen zuvor; zuweilen vier, ja fünf und sechs Stunden lang konnte er ununterbrochen, im schönsten Gedankenzusammenhange, mit beweglichster Einbildungskraft, und mit steigendem Reiz, durch seine reiche Rede den Hörer fesseln, über die Stunden durch die Annehmlichkeit der Mittheilung täuschend. Man erzählt, daß er am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand einen Freund zur Treppe geleitend, mit demselben am hellen Tag noch im Gespräche begriffen an solcher Stelle gefunden worden sey. In seiner Offenheit verhehlte er selbst den abgeschickten Spähern, die ihn zu Zeiten aufsuchten, seine Gesinnung und Denkart nicht. Ein solcher Mann, der frei und grade seinen rechtschaffenen Wandel verfolgte, nichts insgeheim und auf Nebenwegen herbeizuführen suchte, für sich selbst nichts Weltliches erstrebte, keinen Einflüsterungen unbedacht Gehör gab, an keinerlei Ränken jemals Theil nahm und dabei als ein Sonderling erschien, dünkte den damaligen Gewalthabern eher zu belachen als zu fürchten, und die Polizei Napoleons, die mit dringenderen Sachen beschäftigt war, ließ ihn unangefochten.

Seine bedeutenden Einkünfte verwendete er,

da er für sich fast gar nichts brauchte, meist ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken, die er auch in weiter Ferne selbst zu erreichen suchte. Statt vieler Beispiele nur eins: Ein Kaufmann zu Magdeburg saß wegen Schulden im Gefängniß. Dessen dreizehnjährige Tochter fand Mittel, v. S. davon zu benachrichtigen. Die Schuld belief sich auf 2000 Thaler. Der Graf hatte gerade nur die Hälfte zu seiner Verfügung. Er entlehnte tausend Thaler und gab der Tochter ihren Vater wieder. Als er durch sein allzulanges Verweilen mit dem Verlust fast seines gänzlichen Vermögens bedroht war, blieb sein gleichmüthiger Sinn ungestört und selbst die für einige Zeit wirklich eintretende Entziehung konnte ihn nicht bewegen, durch irgend einen Schritt, der ihm als Zwang erschien, solchen Verlust abzuwenden. Er gestand jedoch selbst, daß er die Vergünstigung, die einem Staatsbürger zum Aufenthalte im Auslande billiger Weise gewährt seyn mag, für sich bis zum Mißbrauche verwendet habe. In beinahe vierzigjähriger Abwesenheit hörte er indeß nicht auf, durch Gesinnung und Theilnahme ein Deutscher, ein Preuße, und noch insbesondere ein Schlesier zu seyn, als ob er immerfort im Vaterlande geblieben wäre und er wußte und kannte alles genau, was dort gethan und betrieben wurde. Seine Hülfe, seine Unterstützung erstreckte sich vielfach auf die Angelegenheiten der fernen Heimath.

Große Summen ließ er wiederholt an die preußischen Kriegsgefangenen in Frankreich austheilen, und dies in schon berührten Zeiten, wie ihm der größte Theil seines Vermögens in Preußen wegen seiner langen Abwesenheit, gesetzlich mit Beschlag belegt worden war, der später wieder aufgehoben wurde. Jede Noth und Verlegenheit fand

bei ihm Gehör und Hülfe. Er betrachtete sich als einen in der Fremde angestellten Armenpfleger seiner Landsleute. Gelehrte, Künstler, besonders Handwerksburschen ohne Zahl, empfingen seine oft nach Umständen äußerst beträchtlichen Spenden, ohne daß irgend ein Unterschied galt, als der der Bedürftigkeit.

Besonders freuete es ihn, wenn er seine Wohlthaten über Jünglinge ausschütten konnte, die mit mehr Talenten als Vermögen begabt waren. Mancher Gelehrte, mancher Künstler verdankt ihm, daß er sich heute in seiner Laufbahn so ehrenvoll auszeichnen kann. Seinen Landsleuten erwies er den Vorzug und seine Gaben würden reichlicher ausgefallen seyn, wenn seine bekannte Wohlthätigkeit nicht oft von Unverdienten in Anspruch genommen worden wäre, die seine natürliche Gutmüthigkeit nicht abweisen konnte. Schon während seines Aufenthalts in England legte er diese reine Menschlichkeit an den Tag. Es wurde zu jener Zeit ein Handwerksbursche auf Straßenraub ertappt. Der Unglückliche war unbewaffnet und blos durch die dringendste Armuth zu dem Verbrechen bewogen worden. Nach den englischen Gesetzen hatte er den Tod verdient und wurde dazu verurtheilt. Der Graf, der von dem Schicksal des armen verlassenen Menschen hörte, besuchte ihn mehrere Male und blieb in seinen letzten Tagen ganz bei ihm, um ihm seine Hülfe und seinen Trost zu ertheilen. Da kein Geistlicher desselben Glaubens da war, so begleitete ihn S. auf den Richtplatz und verließ ihn nicht eher, bis er ausgelitten hatte. Den König Georg III. rührte diese Handlung so sehr, daß er dem Grafen seine besondere Achtung bezeigte.

Im Jahre 1813 endlich gedachte er sich ernstlich aufzumachen und an der kriegerischen Erobe=

rung Preußens, die seine heißesten Wünsche und freudigsten Hoffnungen belebte, persönlich Antheil zu nehmen; allein böse Ränke wußten seine Abreise zu verhindern, ihm wurden keine Pässe bewilligt und er mußte die Ereignisse in Paris abwarten. Doch hemmte dies seinen Eifer und seine Mitwirkung nicht; was er nur an Geld und Gut aufzubringen vermochte, große Summen, durch die Bedrängniß der Zeit in ihrem Werthe noch erhöht, brachte er rücksichtslos dem Vaterlande dar. Wichtige Dienste leistete er der Sache der Verbündeten noch nach dem Einzuge in Paris.

Im Anfange des Jahres 1814, als eine Colonne preußischer Kriegsgefangener durch Paris geführt wurde, schilderte Jemand dem Grafen die schreckliche Entblößung dieser meistens auf dem Schlachtfelde gefangenen Krieger. S. lag noch im Bette. Sogleich springt er auf mit den Worten: „ich muß ihnen helfen!" öffnet sein Schreibpult, nimmt einen Sack mit 1000 Franken und 3000 Franken-Zettel heraus, übergibt sie demjenigen, der ihm die Nachricht überbracht hatte, und sagt: „Hiemit befriedigen Sie dafür Kleider und Leinwand; und da Sie gewiß noch mehr brauchen werden, so wenden Sie Ihren Credit in Versailles an, und reichen auf meine Rechnung alles Nöthige dar." Diese liebreiche Willensmeinung wurde in Erfüllung gebracht und seine Freigebigkeit erscheint in noch schönerem Lichte, wenn man erfährt, daß er kurz zuvor an die preußischen Kriegsgefangenen zu Lille 6000 Franken hatte verabfolgen lassen und daß er während des Aufenthaltes der Verbündeten in Paris seinen kranken Landsleuten in den Hospitälern alle Hülfsmittel reichen ließ. Und alles dieses Gute that er ohne Gepränge; mit der Be-

eiferung und der Einfalt des Herzens, welche sichere Kennzeichen der wahren christlichen Liebe sind; er that es mit einer Verläugnung seiner selbst, die so weit ging, daß er sich alle Bequemlichkeiten des Lebens versagte. Indem er sehr starke Summen hingab, um nützliche Unternehmungen und wohlthätige Anstalten zu befördern oder zu unterhalten, versagte er sich das Nothwendige, wohnte, kleidete und nährte sich wie ein Armer: indem er so manche andere Menschen bediente, hatte er Niemand zu seiner eigenen Bedienung.

Die angesehnsten Staatsmänner und Feldherrn besuchten ihn nach ihrem siegreichen Einzuge in Paris. Sein edler Vaterlandseifer empfing zur Belohnung das eiserne Kreuz, welches ihm, der sonst kaum auf Orden und Ehrenzeichen achtete, als eine durch Stiftung und Bedeutung vor allen andern ausgezeichnete Zierde galt. Nach dem zweiten Einzuge der Verbündeten in Paris im Jahr 1815 regte sich häufiger in ihm der Wunsch und die Neigung, nach Deutschland zurückzukehren und seine Tage im Vaterlande zu beschließen. Gewohnheit hielt ihn jedoch in Paris fest und er unterließ jene Rückkehr, wie so vieles, was er eifrig gewollt und lebhaft besprochen, indem die Thätigkeit, die sich so leicht dem Durchdenken von Absichten und Planen zuwandte, nur schwer oder gar nicht zu den Anstalten der Ausführung überging.

Im Herbste 1823 fing sein in der eingeschlossenen Luft schon früher kränkelnder Körper an, bedenklicher zu leiden, daß Spurzheim, sein Arzt, zu erkennen gab, er könne unmöglich sich länger in seinem Zimmer einschließen, wie er zehn bis zwölf Jahre gethan hätte. Er wurde also aufs Land in der Umgegend von Paris geführt; allein auch hier nahm seine Krankheit so schnell überhand,

daß er nach wenig Wochen starb. Im Vorgefühl seines herannahenden Todes hatte er ein Jahr noch vor demselben seine Grabschrift, lateinisch, deutsch und französisch, verfaßt und hiebei einen seiner Freunde zu Rathe gezogen. Sie trägt den Stempel eines ächten Weltbürgersinns und lautet einfach also: civis civitatem quaerendo obiit octogenarius.

Eine gediegene Biographie dieses seltenen Geistes, die auch seine Schriften und Maximen gehörig zu würdigen versteht, würde an der Stelle dieser zusammengetragenen Skizze von hohem Werthe seyn.

Andreas Georg Friedr. v. Rebmann,

Präsident des königl. baierschen Appellationsgerichts des Rheinkreises zu Zweibrücken, Ritter des Verdienstordens der königlich baierschen Krone und der französischen Ehrenlegion.

geb. den 23. November 1768.
gest. den 16. September 1824.

Der Mann, dessen bedeutendsten Lebensmomenten in diesen Blättern eine Stelle gewidmet werden soll, gehört zu den ausgezeichneten unseres Vaterlandes, eben so durch den Geist, der seine körperliche Hülle einst so kräftig belebte, als durch die Schicksale, welche er hatte und die Aemter, die er zu verschiedenen Zeiten und unter so abweichenden Verhältnissen bekleidete. Die Schriften, welche wir von ihm besitzen, besonders diejenigen, worin er eine gleich merkwürdige als traurige Periode seines Lebens beschreibt, geben uns ein klares Zeugniß sowohl von seinen vielseitigen Anlagen und Kenntnissen, als von seinen politischen Ansichten und Bestrebungen in jener Zeit, die durch ihre außerordentliche Folgen einen eignen Abschnitt in der Weltgeschichte bildet, und die, da sein Geschick ihn in dieselben eingeführt hatte, seinem Character ein Gepräge aufdrückte, das ihm bis ans Ende seines Lebens blieb, mochte immerhin der veränderte Stand der Dinge das Gegentheil darzuthun scheinen. Wenn es uns gleich nur vergönnt ist, eine sehr

unvollkommene Skizze seines Lebens hier zu entwerfen, so glauben wir diese dennoch so geben zu können, daß die Züge in derselben sich zu einem ziemlich getroffenen Bilde seiner Persönlichkeit gestalten werden.

Andreas Georg Friedrich von Rebmann war von bürgerlichen Aeltern zu Sützenheim in Franken geboren, wo sein Vater als Directorialcassier des Ritterorts Steigerwald wohnte. Wir können von seinen ersten Jugendjahren und deren Einzelnheiten in besonderer Beziehung auf die ihm gewordene Erziehung nichts sagen, als daß er in dem ungewöhnlich frühen Alter von 13 Jahren schon so gebildet und mit Kenntnissen ausgerüstet war, daß er die Universität hätte beziehen können: ein Beweis, daß ihm nicht blos ein sorgfältiger Unterricht geworden war, sondern ihn auch ausgezeichnete natürliche Anlagen bei demselben unterstützt haben müssen. Wegen seiner Jugend allein bezog er erst vier Jahre später die Academie Erlangen, die er jedoch mit Jena vertauschte, wo er seine Studien, die sich hauptsächlich auf die Rechtsgelehrsamkeit beziehen sollten, ihn aber bald in das für ihn anziehendere Gebiet der Staatswissenschaften zogen, glücklich vollendete.

Diese Beendigung seiner academischen Zeit traf mit dem Ausbruch der französischen Revolution zusammen.

Rebmanns Individualität mehr noch als der Geist im Allgemeinen, den jene Periode bezeichnet, machte ihn zu einem feurigen Anhänger der Grundsätze, die sich in ihr entwickelten. Die Nachweisung, die er selbst von dem ihm in jener Zeit gewordenen Eindruck, einige Jahre später (1795) gibt, kann zum Beleg seiner Characteristik dienen. Er sagt darüber unter Anderem Folgendes: „Die

größte Begebenheit unserer Tage, und man kann wohl sagen, die größte Begebenheit aller Jahrhunderte, die fränkische Revolution, mußte auf jeden Menschen von einigem Gefühl eine entscheidende Wirkung äußern. Jeder, der nicht blos Sinn für seine Existenz hatte, nahm auf irgend eine Art an dieser großen Erscheinung Theil und mancher junge Mann, den sonst ein elendes Pflanzenleben fortgeschleppt hätte, erhielt dadurch einen entscheidenden Stoß, der alle seine Kräfte in Bewegung setzte. Schöner und größer als es leider je zur Wirklichkeit kommen wird, stand das Ideal eines allgemeinen Brüderbundes vor der Seele des Menschen, der seine Mitbürger liebte. Die unzählige Menge, welche bisher blos einem Einzigen und den vielen Creaturen, die sich einen Canal zur Theilnahme an seiner Macht zu bahnen wußten, zum Spielwerk und zur Befriedigung kleinlicher Leidenschaften gedient hatte, trat jetzt erst in den Besitz der Rechte und Ansprüche auf die Freuden und Zwecke des Lebens, welche ihr bisher entzogen waren. Eine Religion, die ganz entartet zur künstlichen Maschine geworden war, vermöge welcher der verworfenste und unnützeste Theil des Menschengeschlechts despotisch die Vorurtheile des größten und rechtschaffensten Theils benutzt hatte, um ihn von seiner Bestimmung zu entfernen und tollen Wahn an die Stelle der Wahrheit zu setzen, schien ihrer Zerstörung nahe. Es schien, als ob künftig nicht mehr Hunderttausende aller Freuden entbehren sollten, um einigen Schwelgern die Mittel zur Befriedigung ungezähmter Wünsche zu verschaffen; es schien, als ob künftig blos Klugheit, Wissenschaft und Rechtschaffenheit die wahre Stärke ausmachen und nicht mehr Namen für Verdienst, conventionelle Laster für Tugend, Schande, mit dem

Orden geschmückt, für Ehre gelten solle; es schien, als ob die Wahrheit die Täuschung vertreiben wollte; es schien, als ob die Menschen künftig nur von solchen Männern geleitet werden sollten, welche den Grund ihrer Herrschaft auf das möglichste Glück und die möglichste Vervollkommnung der Geleiteten, nicht auf ihre Herabwürdigung und Verworfenheit gründen wollten. Ach! was schien nicht Alles seiner Entwickelung nah zu seyn, ehe eine traurige Erfahrung uns lehrte, daß die Tyrannei selbst der Freiheit ihre verzerrte Larve leihen und der Despotismus, der Egoismus und die Unterdrückung der Menschheit unter einer neuen und um so fürchterlicheren Gewalt wieder auftreten würde, je mehr sie jetzt ihre Phrasen von der Wahrheit zu entlehnen und selbst den Sturz des bestandenen Despotismus zur Gründung eines neuen, gefährlichern zu mißbrauchen wußten! Diese unglückliche Wendung konnte damals noch Niemand voraussehen, am wenigsten aber ein gutmüthiger, mit leidenschaftlicher Hingebung die Sache der Freiheit ergreifender Jüngling. Den Menschen möchte ich nicht zum Freunde haben, der bei allen schönen Hoffnungen, welche jene Periode gab, kalt geblieben wäre, oder den Triumph der Wahrheit um der Gährungen willen hätte entbehren wollen, die unzertrennlich damit verknüpft seyn müssen!"

Ehe diese Enttäuschung unserem Rebmann wie so manchem Anderen geworden war, lebte er im Kurfürstenthum Sachsen, in einem Dorfe unweit Dresden, wo er in literärischer Zurückgezogenheit sich angesiedelt hatte. Voll dieser von ihm selbst in eben angeführter Stelle ausgesprochenen Gefühlen und Ansichten glaubte er in Sachsen und in andern deutschen Provinzen so viel Dinge zu bemerken, die nicht mit den Grundsätzen einer ächten

Staatsweisheit in Einklang standen, daß er es für seine Pflicht hielt, die Regenten darauf aufmerksam zu machen. Er wählte dazu den Weg der Publicität und es erschien seine Flugschrift: „Wahrheit ohne Schminke.“

Diese im bittern Unwillen geschrieben und mit grellen Farben überladen, verfehlte nicht blos ihre Wirkung, sondern da sie in einem Zeitpunct erschien, wo die Coalition gegen Frankreich bereits begonnen hatte und man von Seiten der Monarchen sehr gegen Frankreich erbittert war, indem kurz vorher der unglückliche Ludwig XVI. sein Leben auf dem Blutgerüste verloren hatte; so wurde der Verfasser dieser Wahrheit ohne Schminke, unter der Rubrik deutscher Jacobiner, ins schwarze Buch eingeschrieben, und man hielt ihn für einen von Frankreich besoldeten Demagogen, um der neuen Republik in Deutschland Anhang zu verschaffen. Ungeachtet man hierin gegen Rebmann zu weit gegangen war, wie es sich später wirklich auswies und er selbst in einer andern Flugschrift (1794) klar auseinander setzte, so hatten die Regierungen jedoch gegründete Ursachen, ihm zu mißtrauen und ihn streng zu beobachten, da, wie es die Folge nur zu sehr rechtfertigte, viele solcher besoldeter Agenten in jener Zeit die Gauen Deutschlands durchstreiften, um seine treuen und ruhigen Bewohner aufzureizen.

Rebmann drückt sich über sein damaliges Beginnen offen also aus: „Im Anfange schrieb ich, so wie ein junger Mann schreibt, dessen Gutmüthigkeit über gräuelvolle Gegenstände aufgebracht wird und der am Pulte seinen Zorn ausläßt, weil er im Augenblick der Hitze Wunder glaubt, was sein Geschreibe nutzen werde. Hätte man mich nun in Ruhe gelassen und mich nicht

überall geneckt, verschwärzt, verfolgt, in jedem Entwurf zu einer andern Thätigkeit gehemmt, so würde ich in irgend einem Amte die Welt haben ruhig wollen lassen und meinen Gehalt verzehren oder meinetwegen auch Romane geschrieben haben u. dgl. So aber erbitterte man mich, ich blieb nicht ganz kalt und weil man die Wahrheit, die auf meiner Seite war, durch Lüge und Schleichwege dem Publicum verbergen wollte, so reizte man mich, sie erst ganz ans Licht zu ziehen."

Eben so ist es nicht unzweckdienlich, Rebmanns Ansichten über geheime Verbindungen im Allgemeinen und über den Illuminatismus insbesondere kennen zu lernen, weil man ihn für ein Mitglied des letzteren und später für einen Jacobiner hielt, was er beides nicht war, wie man mit Gewißheit behaupten darf.

Er sagt in Bezug auf diesen Gegenstand: „Was die Beschuldigung des Illuminatismus betrifft, so bin ich nie ein Glied dieser Gesellschaft gewesen, die übrigens größtentheils aus trefflichen und vernünftigen Männern bestand, und zu ihrer Zeit viel Gutes gewirkt, unglücklicherweise aber auch mitunter fehlgegriffen, dem nur zu sehr eingerissenen Factionsgeiste unter den Gelehrten Deutschlands Nahrung gegeben, auch wohl manchem einzelnen Mann Gelegenheit verschafft hat, die Aufklärung zu einem Handwerk, oder zu einer Finanzspeculation zu machen. Ich habe nie geglaubt, daß durch geheime Gesellschaften viel Gründliches bewirkt werden könne, und glaube es noch nicht. Trage Jeder zum Verkaufe der Wahrheit das Seinige bei, rede Jeder Wahrheit, aber nicht in Bildern, nicht im Höflingston, wie Erasmus, sondern kalt, kühn und frei, auch, wie es Umständen nach nothwendig ist, derb, bitter und warm, wie Luther. Mache Keiner

Complimente vor mächtigen Schurken und Taugenichtsen, und scheue sich Keiner, weil er ein übles Gesicht befürchtet, sich gegen Unrecht zu sträuben, woher es auch rühre und wo es sich finden mag.....

Derjenige muß ein Thor seyn, der um eigennütziger Absichten willen eine Revolution zu erregen gedenkt. Die Begründer derselben genießen ihre Früchte nicht, und die, welche sie genießen, vergessen diejenigen gar bald, deren Blut und Fleiß dafür geopfert wurde. Schon die Männer, die gegen Mißbräuche der bestehenden Regierungen schreien, erndten Undank, werden zu Tode geärgert, oder aus dem Lande gerückt und müssen Thoren seyn, wenn sie auf Dank dafür rechnen wollen, daß sie, um mich eines platten aber bedeutenden Ausdrucks zu bedienen, sich zur Katze hergeben, welche die Castanien aus dem Feuer geholt hat. Das ist, mit dürren Worten, mein Glaubensbekenntniß über Illuminatismus und deutsches Revolutionswesen...."

Rebmann würde ungeachtet dessen, was eben von dem Mißtrauen der kurfürstlich sächsischen Regierung gegen ihn bemerkt worden, ohne weitere Gefährdung in seinem neuen Vaterlande haben leben können, wenn er sich nicht ferner mit den politischen Angelegenheiten befaßt hätte. Man schien bereits sein bisheriges Benehmen in einem milderen Lichte anzusehen, als er unvermuthet eine Uebersetzung der berüchtigten Rede des Robespierre, über die politische Lage Europa's, bei Vollmer in Dessau herausgab. Dieser Buchhändler hatte ihm damals auch den Antrag gemacht, den Sommer mit ihm in Dessau zuzubringen, wo er eine Buchhandlung zu errichten beabsichtigte, bei der R. als Redacteur einer politischen Zeitschrift angestellt werden sollte. Aber als beide Herren sich zu die-

sem Ende so recht con amore in Dessau einrichten wollten, da kamen die Wehen der robespierreschen Rede über sie. Der Fürst verbot nicht nur die Anlegung der projectirten Buchhandlung in Dessau, sondern Rebmann mußte sogar die Stadt und das Gebiet des Fürstenthums räumen. Er wurde hierdurch in eine nicht wenig unangenehme Lage versetzt, indem sein Geld unnöthig ausgegeben und seine Verbindungen in Sachsen aufgelös't waren. Vollmer trat jedoch mit einem neuen Plane der Rettung auf. Erfurt sollte den Schauplatz ihrer neuen Thätigkeit abgeben. Schnell verfügten sie sich in diese kurmainzische Stadt, richteten sich eben so schnell ein und die politische Zeitschrift, wovon in Dessau bereits einige Hefte erschienen waren, trat unter dem Titel: Neues graues Ungeheuer ans Tageslicht. Ein frisches Leben begann mit derselben für unseren Rebmann, das nach seinem eigenen Geständniß für ihn mit vielen Annehmlichkeiten verbunden war, da er in einem Lieblingssache seinen Sinn für Thätigkeit befriedigen und in seinen Erholungsstunden sich der Unterhaltung mit gebildeten Männern erfreuen und kleine Lustreisen machen konnte. Er lebte dabei sehr ruhig und nahm, wie er selbst versicherte, nie in öffentlichen Gesellschaften Antheil an politischen Gesprächen. Da geschah es, daß die sogenannten mainzer Clubbisten die Citadelle von Erfurt zu ihrem Aufenthalt angewiesen bekamen. Die Behandlung, die hier diesen Männern widerfuhr, die Rebmann als die Märtyrer der nämlichen Grundsätze ansah, zu denen er sich bekannte, erweckte seine lebhafteste Theilnahme und bewog ihn, an den damaligen republikanischen General Eickenmeier in Mainz zu schreiben und ihn zu bitten, dem Nationalconvent davon Nachricht zu geben, damit der als Geißel

für die Sicherheit der rheinischen Patrioten nach Paris geführte Graf von Leiningen nicht frei gelassen werde, bis eine Auswechselung der erfurter Gefangenen würde Statt gefunden haben.

Ob diese Vorstellungen Rebmanns das wirklich bald hernach erfolgte günstige Resultat erzielten, oder ob andere Ursachen es herbeiführten, ist ungewiß, genug die Gefangenen wurden ihrer Haft entlassen, auf ihn aber wendete sich der volle Zorn der durch seine Einmischung in diese Angelegenheit höchlich beleidigten erfurter Regierung, die so weit ging, sein Schreiben an den französischen Befehlshaber von Mainz mit dem Namen einer landesverrätherischen Correspondenz mit dem Feinde zu belegen. Da Rebmann noch außerdem die Behandlung der Clubbisten im 2. Heft des neuen grauen Ungeheuers zur Publicität gebracht hatte, dessen Tendenz ohnehin auf Mittheilungen von Beschwerden aller Art gerichtet war und früher schon die erfurter Behörden in Harnisch gebracht hatte, so thürmte sich nun ein neues Wetter gegen Rebmann auf und er sah einer neuen schweren Crisis entgegen. Der Ausbruch derselben blieb auch nicht aus und wurde durch die Ankunft des Kurfürsten von Mainz in Erfurt beschleunigt, wohin diesen der Verlust seiner mainzer Lande zu fliehen genöthigt hatte. Als nämlich der Kurfürst in Erfurt einzog, war ihm die Volksstimmung nicht sehr günstig. Feinde Rebmanns und Vollmers bewogen ihn zu dem Glauben, daß diese Volksstimmung hauptsächlich durch des Ersteren Schriften und des Letzteren Leihbibliothek veranlaßt worden sey. Alles wurde aufgeboten, dies dem Kurfürsten recht plausibel zu machen und ihm, mit besonderer Hindeutung auf die oben erwähnten noch gewichtigern Beschwerden, zu einer strengen gerichtlichen

Untersuchung gegen die Beschuldigten zu bereden, und eine Commission wurde zu diesem Ende niedergesetzt. Rebmann schien anfänglich diese nicht zu fürchten, allein als er sich bald von dem Geist überzeugt hatte, in dem die richterlichen Commissarien zu Werke gingen, so glaubte er sich der Strafe eines unausbleiblichen harten Urtheils nicht anders als durch eine schnelle Flucht entziehen zu können, die er gerade in dem Augenblick bewerkstelligte, als sein Unglücksgenosse, der Buchhändler Vollmer, in Verhaft genommen worden und ein gleiches Loos ihm bestimmt war.

Die Flucht Rebmanns von Erfurt bildet eine wichtige Epoche in seinem Leben. Folgende Beschreibung derselben und ihrer Folgen wird dem Leser einen Begriff von seiner damaligen traurigen Lage geben.

Die Wachen und Gemüthsunruhen der der Flucht vorangegangenen Tage hatten ihm ein abschreckendes Ansehen gegeben, das sich noch durch die Entbehrung eines Barbiers vermehrte. Kaum eine Viertelstunde von Erfurt entfernt brach ein heftiger Regen ein, der die Feldwege, die der Flüchtling eingeschlagen, grundlos machte. Als er so mit schweren Schritten vorwärts wankte, so bemerkte er einige Husaren, die ihm nachgesandt waren, nicht fern von ihm in vollem Gallop einhersprengen. Ihnen zu entgehen, was ihm auch gelang, verbarg er sich in einer Schlucht, deren gesammeltes Wasser ihn bis auf die Haut benetzte. Sein Plan war nun nach Göttingen gerichtet, wo er auch endlich anlangte, nachdem er noch vorher in Heiligenstadt das Unglück gehabt, umgeworfen zu werden und den Arm zu verrenken.

In Göttingen weilte er jedoch nicht lange, sondern reis'te nach Altona, wo er im December

1795, beim scheuslichsten Wetter, bis auf die Haut vom kalten Regen und Nebel durchnäßt, im Besitze eines einzigen Kleides, weniger Wäsche und einiger Ducaten anlangte. Der Buchhändler Vollmer, in dessen Casse Rebmann eine kleine Summe zurückgelassen hatte, konnte sie ihm nicht schicken, da er als Gefangener auf dem Petersberg saß und mit ihm keine Verbindung mehr unterhalten konnte. Nicht einmal seine Kleider, Bücher und andere Effecten wußte sich unser Flüchtling aus Erfurt zu verschaffen, ja nicht die geringste Nachricht über den Stand seiner Angelegenheiten daselbst ward ihm zu Theil. Bedarf es demnach eines Wortes, um das Traurige von Rebmanns Lage in Altona nachzuweisen? Dieses noch zu steigern fiel er, als Folge der ausgestandenen Reisebeschwerden und erlittenen Gemüthsbewegungen, in ein hitziges Fieber, das ihn länger als drei Monate an's Bett fesselte und mehr oder weniger quälte. Indessen als seine Noth auf einen sehr hohen Grad gestiegen war, ward ihm Hülfe und Trost durch das wohlthätige Mitleiden edler Menschenfreunde in Hamburg und Altona. Neu belebt durch diese Unterstützung und allmälig wieder seines Fiebers und seiner Gemüthsbewegungen Herr, benutzte er den ersten günstigen Augenblick, an den Coadjutor Dalberg in Erfurt und an die dasige Regierung zu schreiben und um Abschriften der bisherigen Verhandlungen in seiner Angelegenheit zu bitten, um Behufs derselben seine Vertheidigung fertigen zu können. Er erhielt aber keine Antwort. Aus diesem Grunde und weil er in mehreren Flugschriften angegriffen wurde, worin man so weit ging, zu bedauern, daß er sich durch die Flucht seiner Strafe entzogen habe, wendete er sich in zwei Aufsätzen an's Publicum, wovon der eine zu London 1796 erschien, betitelt: „Vorläu-

figer Aufschluß über mein sogenanntes Staatsverbrechen, meine Verfolgung und meine Flucht:" und die andere: „Die Wächter der Burg Zion rc. Hamburg 1796."

Der Buchhändler Vollmer war indessen wieder gegen Caution auf freien Fuß gesetzt worden. Rebmann dagegen hatte durch eben angeführte beide Schriften seine Feinde noch mehr erbittert und eine Requisition an die altonaer Regierung um seine Auslieferung, von Seiten der Erfurter, war das Resultat ihrer Bemühungen. Wenn auch die dänischen Behörden diesem Ansuchen kein Gehör gaben, so scheint es doch, daß Rebmann sich nicht für die Dauer in Altona sicher hielt, denn, nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt in dieser Stadt, reis'te er nach Holland und nahm seinen Aufenthalt in Haag. In Amsterdam war es, wo er „eine vollständige Geschichte seiner Verfolgungen und Leiden" den 7. Julius 1796 herausgab, die ihrer Zeit sehr viel Aufsehen machte und aus der wir oben angeführte Stellen und mehrere über ihn mitgetheilte Notizen entlehnten.

Die Verbindungen, welche Rebmann im damaligen republikanischen Holland anknüpfte und seine Grundsätze zogen ihn mit dem Jahr 1797 in den Strudel der französischen Revolution, wie und in welcher Weise ist uns jedoch unbekannt. Eben so fehlen uns nähere Nachrichten über den Geschäftskreis, in dem er sich während seines Aufenthalts in Paris bewegte. Wir wissen nur im Allgemeinen, daß er sich nicht der Gewogenheit der damaligen Machthaber Frankreichs erfreute und so gar aus der Hauptstadt verwiesen wurde. Diese Verfügung kann für Rebmann nur als ehrenvoll angesehen werden, indem aus ihr der Beweis hervorgeht, daß er, wenn schon Republikaner, es im

reinen Sinn gewesen seyn und er, seinen jedem Druck und ungerechten Verfahren abholden Grundsätzen getreu, die republikanischen Dränger nicht minder geschont haben mußte, als er sich früher dem übertriebenen Aristokratismus entgegensetzte, so wie sich auch hieraus noch näher ergibt, daß er zu dem Orden der damals so sehr geduldeten und herrschenden Jacobiner nicht gehört haben könne.

Wir finden Rebmann zuerst wieder in Mainz als Richter bei dem in dieser damaligen Hauptstadt des Departements vom Donnersberg errichteten Civiltribunal, dann in Trier bei dem daselbst für die vier vereinigten rheinischen Departements niedergesetztem Requisitionsgericht. Mit dem Beginnen der Regierung Napoleons als Kaiser treffen wir ihn von Neuem in Mainz als Präsident des damals geschaffenen Criminalgerichtshofs, wo ihm die Verurtheilung der berüchtigten Räuberanführer Damian Hessel und Schinderhannes mit vielen ihrer Gehülfen ein dauerndes und ehrenvolles Denkmal seiner richterlichen Umsicht und Energie gestiftet hat. Von Mainz sehen wir Rebmann abermals später nach Trier als Präsident des dortigen Zuchtpolizeigerichts versetzt, als die peinlichen Gerichte der Departements eingegangen waren, wo er bis zur Restauration und so lange verblieb, bis ihn (1816) der König von Baiern zum Präsidenten des für den Rheinkreis errichteten Appellationsgerichts ernannte, wo er zuerst bei demselben in Kaiserslautern, dann in Zweibrücken bis zu seinem Tode fungirte.

Wer Rebmann in seinem Wirkungskreis persönlich kannte und den Geist seiner Schriften so wie die darin ausgesprochenen Grundsätze gehörig auffaßte, wird zu folgendem Urtheile über ihn bewogen.

Er besaß Witz, Laune und eine umfassende Bildung. Seine Grundsätze, sittlich beachtet, bezeichnen den geraden rechtlichen Mann ohne Menschenfurcht, politisch beachtet, den Republikaner, im Bilde der schöneren römischen Vorwelt. Seine schriftstellerischen Verdienste haben ihm keinen besonderen Ruf verschafft, dagegen war der von ihm in seinen verschiedenen Aemtern errungene Ruf um so ehrenvoller, denn nur Eine Stimme herrscht darüber, daß er seinem Beruf stets mit Treue und Gewissenhaftigkeit oblag und, ohne ein besonderer Redner zu seyn, waren seine mündlichen Vorträge nicht minder anziehend durch ihren innern gediegenen Werth und durch die Lebhaftigkeit seiner Mimik. Der Rheinkreis verdankte vor Allem Rebmanns Thätigkeit, Furchtlosigkeit, Talent und Klugheit die Beibehaltung der ihm so theuer gewordenen französischen Gerichtsverfassung. Unterhaltend, lebendig und geistreich im gesellschaftlichen Umgange, streng, gerecht aber liberal in Allem, was auf sein Amt Bezug hatte, wie Rebmann stets gleich sich bewies, konnte er auf die allgemeine Achtung aller derer zählen, die im Rheinkreis mit ihm in Berührung standen, und dankbar wird man sich allda stets seiner erinnern. Seine Collegen betrachtete und behandelte er als seine Freunde, daher er mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuß lebte; und wenn auch oft feurig seine, von den ihrigen abweichende Ansichten vertheidigend, war er doch nie eingebildet oder eigensinnig genug, um diese, blos auf die Autorität seines Präsidiums gestützt, zum Nachtheil des allgemeinen Besten durchzusetzen. Einige seiner Collegen waren vielmehr mit ihm so vertraut, daß sie sich erlauben durften, ihm, wenn er ihrer Meinung nach sich von seiner Lebhaftigkeit verleiten ließ, auf Abwege zu gerathen,

bisweilen offner, als es das Verhältniß zwischen dem Vorgesetzten und dem Freunde gestatten mochte, Widerstand zu leisten. Aber weit entfernt, darüber Zorn zu halten, war er der Erste, welcher dem Freunde entgegen ging, ihm seine Fehler verzieh und seiner guten Absicht Gerechtigkeit widerfahren ließ. Streng und unerbittlich aber verfocht er die Autorität des Gerichtshofes gegen alle, wenn auch selbst höheren Orts ausgegangenen Einmischungen.

Rebmann war von kleinem und bei aller Schwächlichkeit mit ungemeiner Lebenskraft ausgestattetem Körperbau, dessen Constitution in den letzten zwanzig Jahren außerordentlich zerrüttet war, so daß er beständig mit Krankheit und Schmerzen zu kämpfen hatte, die, oft durch einen allzustarken Genuß des Weins vermehrt, manchmal bis zum Unerträglichen stiegen, wobei er sich aber immer seinen muntern und kräftigen Geist erhielt, der aus seinem feurigen Auge blitzend hervordrang. Er war verheirathet aber kinderlos. Seine Gattin war ein Muster ehelicher Tugend, und ihrer durch nichts zu ermüdenden zärtlichen Fürsorge hatte er es vorzüglich zu verdanken, wenn er nicht früher in völlige Zerrüttung versank. Doch vergalt er es ihr durch die innigste Dankbarkeit und die reinste liebevollste Hochachtung.

Er verließ endlich, nach schwerem Kampfe, seinen ihm theuern Wirkungskreis, um Wiederherstellung seiner Gesundheit oder wenigstens Linderung seiner Leiden in den Heilbädern zu Wiesbaden zu suchen, wo er aber nach siebenwöchentlichem Aufenthalte und nach großen Leiden in den Armen seiner würdigen Gattin zu einem bessern Leben entschlief. Rebmann hatte sich in der französischen Revolution gestaltet, und so konnte er sich auch nur

in ihr gestalten, wie er war, mitten in dem raschen Glückswechsel, den Tugenden und Verbrechen, dem ewigen Kampfe der Parteien, ihren Siegen und Niederlagen. In Deutschland als Jacobiner geachtet, von dem Directorium in Frankreich angefeindet, fand er oft kein Plätzchen, worauf er sein Haupt niederlegen konnte. Ein warmer Vertheidiger der Gleichheit in der Republik, war er vom Kaiser Napoleon mit dem Orden der Ehrenlegion und später vom König von Baiern mit dem Orden des Civilverdienstes geschmückt worden. Der eifrige Republikaner Rebmann ist als Herr von Rebmann gestorben; allein Rebmann war darum doch stets der Alte geblieben, indem seine Grundsätze der Art waren, daß keine Regierungsform ihrer Befolgung im Wege stand, und er nie den Wahlspruch vergaß: Nichts zu sagen was er nicht dachte, aber auch nicht Alles zu sagen, was er dachte. Die bunte Bilderwelt dieses Lebens betrachtete er außerdem stets mit freiem Blicke, ohne die gefärbten Gläser der Systeme und Lehrgebäude, und wie das Leben, so sah er den Tod. Ruhe ihm in diesem! er bedarf ihrer jenseits, da er sie so wenig hienieden fand.

Knapp.

Ernst Friedrich Georg Otto Freiherr von der Malsburg,

kurfürstlich hessischer Cammerherr, Ritter des kurhessischen Löwenordens, Geschäftsträger von Kurhessen am königlich sächsischen Hofe, Herr auf Eschenberg.

geb. den 23. Juni 1786,
gest. den 20. September 1824.

Er war zu Hanau geboren, wo das Regiment, in welchem sein Vater damals als Major diente, in Garnison stand. Seine Mutter war die Tochter eines englischen Edelmanns aus Charlestown in Süd-Carolina, mit welcher sich der hessische Kriegsmann während des amerikanischen Krieges vermählt hatte. Ihre Ehe wurde mit Kindern gesegnet, aber nur zwei derselben überlebten die Aeltern, der genannte Ernst Friedrich Georg Otto und ein jüngerer Bruder. Dieser beiden Knaben nahm sich ein begüterter Oheim, welcher keine Söhne hatte und dem kurhessischen Staate als Minister diente, als zweiter Vater an und ließ ihnen, als seinen dereinstigen Erben, eine ihrem Stande und ihrer Bestimmung angemessene Erziehung geben. Sie lebten in seinem Hause, abwechselnd bald in Cassel, bald auf dem nicht weit von der Hauptstadt in einem waldreichen Gebirge gelegenen Schlosse Eschenberg. Ernst von der Malsburg offenbarte sehr früh eine lebhafte Neigung, etwas zu lernen und eine unbezwingliche Liebe zur Dichtkunst, die

er sowohl in der Wahl seiner Lectüre, als in eigenen kleinen Versuchen, Verse und Reime zu machen, bekundete, ohne jedoch darum seine Schularbeiten zu vernachlässigen. Er besuchte einige Jahre lang das Gymnasium zu Cassel und bezog hierauf die Universität Marburg, um sich auf derselben zu einer diplomatischen Laufbahn vorzubereiten, zu welcher sein Oheim ihn berufen hatte. Bald nach der Vollendung seiner academischen Studien begleitete er diesen auf einer Gesandtschaftsreise nach Paris und verweilte dort ein ganzes Jahr lang, seinen Aufenthalt in der glänzenden Hauptstadt, die schon ein Mittelpunct der europäischen Welt zu werden anfing, theils als angehender Diplomat benutzend, mehr aber noch als Freund und Jünger der schönen Künste und Wissenschaften. Nach seiner Rückkehr, um den Anfang des Jahres 1806, wurde er in der Residenz zuerst im Justizfache angestellt und arbeitete als Assessor bei der Regierung, bis die Staaten zerstörenden und neue Staaten erschaffenden Zeitereignisse auch über Hessen hereinbrachen und die Hauptstadt des alten Kurfürstenthums zum Sitze eines ephemeren Königs und eines dem Namen nach zwar deutschen, in der That aber französischen Reiches machten. Die Stellung des jungen Freiherrn im Staatsdienste erlitt durch diesen Umschwung der Dinge keine nachtheilige Versetzung. Er wurde als Auditor im Staatsrath angestellt und schon im Jahr 1808 eröffnete sich ihm die eigentliche diplomatische Laufbahn, indem er als Gesandtschafts-Secretär nach München geschickt wurde. Dieser Posten hielt ihn nicht lange fest, und im Jahre 1810 wurde er in ebenderselben Eigenschaft der Gesandtschaft zu Wien beigegeben, wo er die an Thaten und Verhandlungen reiche Periode bis zum Jahre 1813 zurück-

legte. In diesem Jahre kehrte Kurhessen unter seinen angestammten Fürsten und unser Freiherr in seine Heimath und seine alten Dienstverhältnisse zurück. Er theilte das Schicksal aller kurhessischen Staatsdiener, die während der westphälischen Herrschaft in ihrer Laufbahn fortgerückt waren, und mußte, als Assessor bei der Regierung, gerade da wieder anfangen, wo er im Jahre 1807 aufgehört hatte. Auf solche Weise suchte der alte gute Kurfürst eine Zeitperiode, die ihm und seinem Lande Unheil und Erniedrigung gebracht hatte, aus der Geschichte desselben gänzlich auszustreichen, anstatt auch aus dieser Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft zu lernen. Im Jahre 1814 wurde der Freiherr von der Malsburg zum Justizrathe und drei Jahre später zum Regierungsrathe befördert, und zu gleicher Zeit als Geschäftsträger an den sächsischen Hof geschickt. Der Aufenthalt in Dresden, welches des Namens eines Elb-Athens oder eines deutschen Florenz nicht bedarf, um jeden Freund der Natur und Kunst wie ein geistiges Vaterland zu fesseln, war für ihn in jeder Hinsicht erwünscht und ersprießlich. Wenig Berufsarbeiten, eine ehrenvolle und angenehme Stellung in der Gesellschaft, freie Muße und Gelegenheit und Aufmunterung, sie seinen Lieblingsbeschäftigungen zu widmen, belehrender und ergötzender Umgang mit geschmackvollen und gelehrten Freunden, unter denen Tieck in der Folge der einflußreichste und die Grafen von Löben und von Kalckreuth die innigsten und vertrautesten gewesen seyn mögen, alle diese Verhältnisse wirkten gemeinschaftlich dahin, ihm Dresden zu einem irdischen Paradiese zu machen, in welchem er denn auch, um im Bilde zu bleiben, rein und liebenswürdig, wie ein Engel, lebte. Er war wie ein guter Geist in jedem Kreise, den er

besuchte, aufregend und lebhaft empfänglich, beschwichtigend und versöhnend, überall ausgleichend und verbindend, nirgends störend oder lästig, und, ohne zu heucheln oder sich zu verstellen, jeder Umgebung immer diejenige Seite seines reichen Wesens zukehrend, die dort gerade gern gesehn wurde; und so war es möglich, daß man ihn bei einem diplomatischen Diner an einem Spieltische zwischen alten Ehrendamen, im Dresdner Liederkreise, der seinem frühen Ende manchen gefühlten Trauergesang nachtönen ließ, und in dem engen Vereine mit drei bis vier Freunden gleich liebenswürdig und recht eigentlich an seiner Stelle fand.

Besonders förderlich war Dresden für die literärischen Arbeiten des Freiherrn. Um die Zeit seines Abganges von Cassel hatte er dort eine Sammlung seiner ersten poetischen Versuche herausgegeben, (Gedichte rc. Cassel. 1817. 8. Mit neuem Titel. Leipzig 1821) welche jedoch, da sie als Commissionsartikel in den Buchhandel gekommen war, wenig Verbreitung gewann. Sie enthält unter mancherlei schwachen und unreifen Versen doch auch mehrere lyrische Stücke, in denen sich das zarte und milde Gemüth des Dichters rein und voll ausspricht, und in einigen erkennen wir schon den späterhin entschiedener hervorragenden Characterzug seiner Muße, jene Südlichkeit des Geistes und der Form, die ihn zu einem Uebersetzer des Calderon berufen zu haben scheint. Eine vielleicht in seiner Natur begründete Liebe zu der Poesie des blüthenhellen Südens, genährt durch frühes Studium der italienischen und noch mehr der spanischen Dichter, hatte seinem Geiste diese Farbe und Form so eigen und natürlich gemacht, daß er in der fremden Welt voll Duft und Schimmer wie einheimisch lebte und webte. Daher sind denn auch die südlichen Anklänge in

seinen eigenen späteren Gedichten keines Weges störend und befremdend, weil sie eben aus ihm selbst herausklingen. Die Uebersetzung calderonischer Schauspiele, deren erster Band im Jahre 1818 zu Leipzig erschien, und an deren sechstem Bande er noch in den letzten Tagen seines Lebens arbeitete, ohne ihn ganz zu vollenden, hat dem Freiherrn von der Malsburg einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur neben den Meistern unserer Alles in sich übertragenden Poesie erworben. Jedoch ging der bescheidene Mann an seine Arbeit nicht wie zu einem Wettstreite mit A. W. Schlegel und Gries, und wählte daher, dem letztern, welcher noch mit demselben Dichter beschäftigt war, die Hand bietend zu einer freundlichen Verabredung für die Fortsetzung derselben, nur solche Stücke, welche noch von keinem dieser beiden Vorgänger übersetzt waren. Wo er in der Folge mit Gries zusammen stieß, da trägt dieser allein die Schuld der Collision, wenn überhaupt damit etwas verschuldet ist. Was Malsburgs Calderon betrifft, so läßt sich über denselben kein allgemeines Urtheil fällen; denn man kann wohl sagen, daß er sich vor dem Publicum allmälig zu einem meisterhaften Uebersetzer des großen Spaniers herangebildet hat, und wenn man den fünften Band seiner Arbeit mit dem ersten vergleicht, so möchte man diesen leicht als eine voreilige Bekanntmachung zurückweisen. Die letzten drei bis vier Stücke und darunter namentlich der Schultheiß von Zalamea, halten jede Vergleichung mit dem Besten aus, was unsre Virtuosen in der Uebersetzungskunst bisher geleistet haben und so tief in den Geist des Calderon, wie unser Malsburg in dem genannten Schauspiel, ist wohl von seinen Vorgängern nur Schlegel eingedrungen. Solche vertraute und lie-

bevolle Durchdringung seines Originals bekundet er auch in den reichhaltigen Einleitungen, die er jedem Bande seiner Uebersetzung beigegeben hat, und deren edler und feiner Ton seinen Character eben so sehr, wie seinen Geist, in dem schönsten Lichte darstellt.*) Er unterbrach sich selbst in seiner Verdeutschung des Calderon während der beiden letzten Jahre seines Lebens durch eine freie Bearbeitung dreier Dramen des Lope de Vega, welche unter dem Titel: Stern, Zepter, Blume zu Dresden 1824 in 8. erschienen ist. Die in dieser Trias enthaltenen Stücke sind: Der Stern von Sevilla. Der beste Richter ist der König und das Krugmädchen. Indem er in dieser Uebertragung einen Theil der fremden Form dem Geiste der deutschen Sprache und Poesie opferte, konnte er sich selbst mehr als Dichter in eigener schöpferischer Kraft geltend machen, als in seinem Calderon, worin es ihm vielmehr darauf ankommen mußte, sich selbst in seinem Original zu verlieren. Wir zeichnen namentlich das Krugmädchen als eine der lieblichsten Dichtungen aus, welche die spanische Muse der deutschen zum Eigenthum überlassen hat. Die Vorrede dieses Buches, mit gelehrtem Fleiße und gediegenem Urtheile verfaßt, gehört zu dem Besten und Vollständigsten, was wir über Lope besitzen Malsburg war überhaupt, wenigstens in seinen letzten Jahren, ein fleißiger Critiker und arbeitete viele Recensionen für den Hermes und das literärische Conversationsblatt, welche

*) Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca rc. Leipzig 1818 — 1823. 5 Bände. 8. Der sechste Band, vollendet von einer befreundeten Hand, ist als zum Drucke fertig angekündigt. Außerdem einzeln gedruckt: Die Verwickelungen des Zufalls, Lustspiel des D. Pedro Calderon d. l. B. rc. Berlin 1819. 8.

sich sämmtlich durch geistreiche Auffassung und vollständigen Ueberblick des zu Beurtheilenden, so wie durch einen mit feiner Laune gewürzten, jedoch aller Gehässigkeit und Bitterkeit entfremdeten Ton bemerklich machen. Außerdem lieferte er ein Paar Novellen und mehrere, größtentheils eines neuen Abdrucks in seinem Nachlasse würdige Gedichte für verschiedene Taschenbücher und Zeitschriften.*)

Wir kehren nach diesen Bemerkungen über die literärischen Arbeiten des Freiherrn von der Malsburg zu der Geschichte seines Lebens zurück, von dessen Ende wir nicht mehr weit entfernt sind. Im Jahre 1820 machte er eine Reise nach seiner Heimath, um seinen Oheim wieder zu sehen, dessen Gesundheitszustand eine nahe Auflösung erwarten ließ. Das nächste Jahr rief ihn auch wirklich von der Welt ab und machte seine beiden Neffen zu Erben eines bedeutenden Vermögens. Der jüngere bezog nun das Schloß Eschenberg, und unser Dichter faßte den Plan, sich, dem alten Bergsitze gegenüber, an einem reizenden See, welcher die beiden Wohnungen der Brüder trennen und ihre Bewohner leicht zusammenführen sollte, ein schönes Landhaus zu einem Musentempel zu erbauen. Der Tod des Oheims und die Uebernahme der Erbschaft brachten unsern Freiherrn wieder auf mehrere Monate nach Cassel und Eschenberg und er kehrte

---

*) Wir nennen: Urania, Beckers Taschenbuch von Kind, Schreibers Cornelia, Hells Penelope, Erichsons Musenalmanach, Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, Hesperiden (von Otto Heinrich Grafen von Löben), Raßmanns Anthologie deutscher Sonette und deutscher Sonettenkranz, Gesellschafter, Abendzeitung, Morgenblatt, Journal des Luxus und der Mode, Askania rc. Auch das Conversationslexicon verdankt ihm einige gute Artikel.

ner kindlichen Herzensgüte und einer immer heitern Freundlichkeit und Zufriedenheit. Eine gewisse schöne Form in seinem Wesen und Betragen war ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er sie auch im vertrautesten Umgange mit seinen Freunden nie ganz ablegte, aber diese Form war weder steif, noch kalt, sie war ein schön geschliffener Crystall, welcher seine Seele nur um so heller und voller durchblicken ließ. Er war ein überaus liebenswürdiger Gesellschafter, gern mittheilend und gern empfangend, und sein reich gebildeter Geist wußte sich nicht allein auf dem Papier, sondern auch in freien Gesprächen auf das anmuthigste kund zu geben. Frei von Anmaßung und Stolz, freuete er sich des Beifalls seiner Freunde, wenn er etwas geschaffen hatte, und gegen die Stimme des Publicums war er nicht gleichgültig, ohne jedoch darin die Hauptbelohnung seiner Arbeiten zu finden. Als Beurtheiler dessen, was seine Freunde ihm vorzulegen pflegten, wußte er Wahrheit und Aufrichtigkeit mit seltener Milde so zu geben, daß ein Tadel aus seinem Munde nie verletzen konnte, wie denn überhaupt sein ganzes Wesen ein Bild der Versöhnlichkeit, Sanftmuth und Begütigung war.

Aber Malsburg war nicht allein liebenswürdig, er war in jedem Verhältnisse seines Lebens gut und edel; ein wahrer Christ in Wort und That, ein treuer und tüchtiger Diener seines Landes, ein warmer und fester Freund, voll Anhänglichkeit für die Seinigen, voll Enthusiasmus für alles Gute und Edle und nachsichtig gegen die Fehler und Mängel seiner Nebenmenschen. Er war stets geneigt, in zweifelhaften Fällen das Beste zu glauben, und überzeugte sich nur mit Mühe und Schmerz von dem Aergsten. Seine Sitten waren

so rein, daß seine Freunde ihn manchmal wegen jungfräulicher Verschämtheit necken konnten, und keine niedrige Leidenschaft befleckte sein Herz. Es mag Einigen ein Mangel an unserm Malsburg scheinen, daß er unverheirathet blieb. Ein Mann von seinen Eigenschaften und in seiner Stellung hätte auch die von der Natur und ihrem Schicksal Beglückteste noch beglücken können. Wir wissen hierauf nur so viel zu entgegnen, daß Malsburg in früher Jugend eine Geliebte durch den Tod verloren hatte, deren verklärtes Bild er in seinem Herzen bewahrte und für welches vielleicht keine lebende Schönheit ihm Ersatz zu geben verhieß.

Wir haben von der Hand der erwähnten Stiftsdame von Kalenberg eine Biographie Malsburgs und eine Sammlung aus seinem Nachlasse zu erwarten, deren Revision Ludwig Tieck übernommen haben soll.

Wilhelm Müller.

Dr. Christian Ehrhard Kapp,

des königlich sächsischen Civilverdienstordens und des königlich schwedischen Wasaordens Ritter, so wie des collegii medici zu Stockholm auswärtiges und der medicinisch = chirurgischen Academie zu St. Petersburg correspondirendes Mitglied.

geb. den 23. Jänner 1739;
gest. den 30. September 1824.

Nur nach einem schweren Kampfe schied der ehrwürdige Mann, an den diese Zeilen erinnern sollen, aus diesem Kreise des Daseyns, das er in der langen Reihe seiner wirksamen Jahre vielen durch seine Kunst verlängert, durch seine Liebenswürdigkeit erheitert und durch sein Beispiel allen beachtungswerther gemacht hatte. Denn Kapp gehörte zu den Aerzten, welche die Natur, nach einem Worte des Dante, zum Heil ihrer liebsten Wesen erschuf *) und so ist ihm denn auch das have, pia anima von allen denen nachgefolgt, die ihr günstiges Schicksal jemals in seine Nähe gebracht hatte.

Kapp's Vater war M. Joh. Erh. Kapp, ordentlicher Professor der Beredsamkeit an der Universität zu Leipzig. Er war zu Oberkotzau im Baireuthschen 1696 geboren und starb zu Leipzig

---

*) — alcun de' famigliari
di quel sommo Ippocráte che natura
Agli animali fe' ch' ell' ha più cari.
Purgatorio, XXIX, 135.

1756. Sein Leben und seine zahlreichen Schriften gibt Fickenschers gelehrtes Fürstenthum Baireuth Bd. V. S. 22 — 34 (Nürnberg 1803, 8.)

Durch Privatunterricht zum Besuche der Nicolaischule vorbereitet, welche K. später noch mit dem Gymnasium zu Hof vertauschte, für das sein Vater, ein geborner Baireuther, Vorliebe zeigte, kehrte er 1758 nach Leipzig zurück, woselbst die unruhigen Jahre des siebenjährigen Kriegs für den nach Bildung Strebenden Anlässe herbeiführten, deren der ehrwürdige Greis noch in späten Jahren mit Dank und Laune gedachte. Außer der classischen Bildung, die den Zöglingen der sächsischen Schulen vorzugsweise nachgerühmt wurde, und dem ernstesten Studium seines Faches, das er mit dem Studium der Natur im weitesten Sinne verband, hatte er aber auch in jener Periode Leipzigs jenes Interesse für Literatur sich angeeignet, und die Theilnahme an ihren allgemein wichtigeren Erscheinungen, wodurch sich die Geschäftsmänner damaliger Zeit auf eine anerkannte Weise bemerklich machten. Was von allgemein menschlichem Interesse war, durfte daher auch in den spätesten Zeiten seines Greisenalters auf seine Beachtung rechnen und bei der Leichtigkeit, mit der er über die europäischen Umgangssprachen schaltete, stand ihm ein um so größeres Gebiet der Beziehungen offen. So gehörte die Entdeckung der Blitzröhren zu den Merkwürdigkeiten, die ihn lange beschäftigten und Reisebeschreibungen, vorzüglich englische, waren noch da seine Freude, als er kaum im Stande war, die Bücher lange zu halten. Erst nach 4jährigem Cursus suchte er um das Baccalaureat der Medicin nach, wies sich 1763 durch eine Abhandlung Comparatio humorum in plantis cum motu humorum in animalibus als des Licentiats vollwürdig aus und

trat im folgenden Jahre eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz, Frankreich, England und Holland an, deren frische Jugendeindrücke noch den Greis erwärmten.

Damals hatte K. Albrecht von Haller kennen gelernt, dessen Physiologie der junge Arzt in der zu Leipzig erscheinenden Bibliothek d. Wissenschaften kurz vorher ziemlich genau beurtheilt hatte, und auf der Stirn des hochgefeierten Hallers fand Kapp noch einige Wolken, die jene Recension zusammengezogen hatte. Sie schien den Punct an mehrern Stellen getroffen zu haben. Auch von Camper erzählte der Greis noch gern in Stunden, wo er sich mit einer Chronik des gelehrten ärztlichen Europa's verglich. Schon damals war Ks. Bestreben auf das Practische gerichtet, und unbestritten ist ihm in der Folge der Ruhm eines hippokratisch gebildeten Klinikers geblieben, der durch die innigste Vertrautheit mit dem gelehrten ärztlichen Wissen seiner Zeitgenossen und mit dem ganzen Schatze der Hülfsmittel, welche das weite Naturreich darbietet, sich einen Kreis von Zauberkräften erworben hatte, dem seine Persönlichkeit, die Milde und Reinheit seines Sinnes und die Klarheit aller seiner Bestrebungen eine unwiderstehliche Gewalt auf die Gemüther der Kranken verschafften. Durch eine Dissertation: de exstirpatione tumorum in mamnis L. 1768. 4. trat er die medicinische Doctorwürde an und wirkte von nun an in seiner Vaterstadt als practischer Arzt mit einer Anerkennung, die ihm Hülfesuchende aus allen Ländern Europa's zuführte. Durch seine Vertrautheit mit der englischen und der französischen Sprache wurde er in jener Zeit, als dieses Verdienst noch kein so allgemeines wie jetzt war, der Vermittler zwischen dem Auslande und Deutsch-

land. Die Werke von Rob. Whytt (L. 1771. 8.), Cadogan über die Gicht (Leipz. 1773. 8.), Grant über das Fieber (1775.), Bell's Elemente der Chirurgie, 2 Bde., Lewis Dispensatorium und das bekannte Werk von Cullen sind von ihm ins Deutsche übersetzt, mit Einleitungen und Berichtigungen bereichert worden. Sein richtiger Sinn wählte nur solche, die auch ietzt noch als Gewinne der heimischen Literatur angesehen werden. Die Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche practischer Aerzte, Lpz. 1774. ff. ist fast allein von ihm gearbeitet und herausgegeben. Zu andern schriftstellerischen Arbeiten fehlte späterhin dem Stetsbeschäftigten die Muße; denn Leipzig bot damals durch seine Messe, durch die Frequenz seiner Universität, als Mittelpunct einer geistreichen Geselligkeit für einen Arzt Gelegenheit, seine Kunst zu üben und zu vervollkommnen, wie wenig andere Puncte Deutschlands. Kapp war der gesuchteste der dortigen Aerzte und die Umgangsleichtigkeit, die ihm eigenthümlich war, empfahl ihn vorzugsweise den vornehmen Reisenden, bei denen er oft als Seelenarzt eintrat, wenn ein mißbrauchtes Leben scheinbar nur den Körper seiner Hülfe bedürftig machte. Scharfblick in der Erkennung der Uebel, die er oft schon durch ein seinen Fingerspitzen inwohnendes Gefühl, welches er sorgfältig ausgebildet hatte, und namentlich auch durch den Geruch erkannte, Ruhe in ihrer Behandlung und Reichthum in den Mitteln der Heilung waren die Erhalter und Mehrer des Vertrauens, das seine Erscheinung gewann; und durch Lebensweisheit und eine Duldsamkeit gegen menschliche Schwäche, die nicht sowohl Nachgiebigkeit gegen Mängel aus Nichtanerkennung des Werthes reinmenschlicher Würde, als innere Ueberzeugung von der Hoheit des Sittengesetzes und sei-

nen Anforderungen war, durch sein inniges ungeheucheltes Gottvertrauen und seine aufrichtige Religiosität wurde er schneller der Freund der Leidenden und der Berather der geistigen Gesundheit, die ihm die Herstellung der körperlichen erleichterte. Seine eigne Persönlichkeit gab dieser Therapeutik Einfluß und Nachdruck. Auch sein heiteres Temperament, seine socratische Laune, die sich selbst zuweilen zum Besten gab, um andre zu belehren und sein glücklicher durch Schulweisheit und Weltumgang geschärfter Witz mußte dazu beitragen, seinen Ruf als Kliniker zu befestigen. Carlsbads europäische Celebrität, so wie die der übrigen böhmischen Heilquellen, ist zum Theil das Werk seiner Heilart. Vorsichtig prüfend, wo ihre Wirkung wohlthätig seyn würde, war er einer der ersten, der dorthin seine Kranken sandte, und ihnen folgten dann viele aus eigenem Antriebe, nicht allemal mit gleichem Berufe. Seine Verbindung mit vornehmen russischen Kranken, die ihm ehrenvolle Rufe nach den nordischen Hauptstädten zuzogen, blieben nicht ohne Anerkennung von Seiten der gelehrten Vereine der nordischen Länder in den Jahren 1806 und 1810. Selbst der Bruder des Königs Gustav III. der Herzog v. Ostgothland, kam im J. 1801 seinen Rath zu suchen und die schwedische Regierung ehrte Kapp's Sorgfalt durch die Ertheilung des Wasaordens, von dem K. jedoch späterhin keinen Gebrauch machte.

Glücklich in seinen häuslichen Verhältnissen, innig verehrt und geliebt von seinen Mitbürgern, würden schwerlich die reizendsten Erbietungen, wie sie ihm auf einer zweiten Reise nach Frankreich im J. 1802 in Paris selbst gemacht wurden, K. dem Kreise seiner Freunde und Leipzig haben entziehen können, hätte nicht Dresden durch den Aufenthalt

seiner einzigen geliebten Tochter, die dort verheirathet war, ihn zu einer Aenderung vermocht. Die wiederholten Anträge einer Leibarztstelle bei des Königs von Sachsen Maj. hatte er aus Rücksicht auf seine damalige Gesundheit — er konnte das längere Stehen nicht vertragen — uneigennützig, wie immer, ausgeschlagen; doch that dies der Geneigtheit dieses Fürsten so wenig Eintrag, daß er 1819 mit dem Ritterkreuz des sächs. Verdienstordens geschmückt ward. Im Jahr 1808 gab Kapp seine ärztliche Thätigkeit auf und zog nach Dresden, wo er von nun an, so lange seine Körperkraft es zuließ, zwischen ländlichen Sommerruhplätzen und dem Winteraufenthalte der Stadt wechselnd, von allem gehuldigt, was dieser Ort Ausgezeichnetes hat, seine Tage beschloß.

Nie stillestehend im Forschen, jüngeren Aerzten ein williger Rathgeber, das Orakel der ausgezeichnetsten dieser, an vorzüglichen Aerzten so reichen Stadt, wirkte er auch in seiner Zurückgezogenheit noch auf die Wissenschaft ein, deren Uebung sein ganzes Leben geweiht war. Wie der lucianische Demonax, sagt ein ihm befreundeter Gelehrter, verbrachte der durch Wissen, Erfahrung und Lebensansicht gleich ehrwürdige Greis, von munteren Enkeln umscherzt, in der ländlichen Einsamkeit Tharands oder von Prießnitz in stillem Selbstgenusse den Abend seines arbeitsvollen Tagwerks. Er hatte diese nie unthätige Ruhe durch Anstrengung für fremdes Wohl sich erworben; Umgang von Erwählten war ihre schönste Würze. Die würdigsten Freundinnen hatte er in denen gefunden, die ein günstiges Geschick ihm als nächste gegeben hatte. Schon einmal glücklich verheirathet mit einer gebornen Dümont aus Leipzig, der Mutter seiner einzigen Tochter, fand er zum zweiten

Male in des edlen Zollikofers Wittwe die liebe-vollste Gefährtin für sein übriges Leben. Durch sie erheitert, und in Tagen der Krankheit gepflegt, erfreute er sich (auch darin Einer der alten Zeit) eines rüstigeren Greisenalters, bis ein schlagähnlicher Zufall, der sich bald darauf wiederholte, langsam die Fäden lös'te, mit dem auch er noch an einem Leben hing, das ihm so viele rühmliche Erinnerungen darbot. Oft hatte er über einen vornehmen Russen gescherzt, der ihn wegen einer Neigung zum Schwindel beklagt hatte, puisqu'il falloit avoir deux bonnes heures, pour s'arranger avec le bon Dieu: ihn traf das letzte Schicksal vorbereitet und voll Ergebung. Er trug als Christ, was ihm, der mit vollem Bewußtseyn sich selbst beobachtete, zweimal, in der Besorgniß und in der Wirklichkeit, zu bestehen war. So viele waren vorausgegangen, die ihm lieb waren: der Tod sollte ihn mit diesen vereinen. Derer nicht zu gedenken, die ein schmerzliches Schicksal gegen die Ordnung der Natur von seinem Herzen gerissen hatte, so war ja auch Zollikofer, Blankenburg, Weiße, Platner, waren Werner und Reinhard ihm dorthin vorausgegangen, und manchen werthen Freund hatte er scheiden sehen.

Alle Sagen erzählen viel von den Zauberliedern und dem Zuspruch, mit denen Aeskulap Todte dem Hades entrissen haben soll. Kapp war darin ein ächter Asklepiade, daß er, bis zum letzten Augenblicke seiner Thätigkeit, sich nicht versagen konnte, durch mildernden Zuspruch und Worte, die eine besänftigende Kraft hatten, Sterbende aus dem Kreise seiner nähern Bekannten zwar nicht dem Tode zu entreißen, aber doch so sie zu erquicken, daß dem letzten Kampfe sein Stachel genommen war. Ueberhaupt war er zum Arzte geboren. Selbst sein

Körperliches begünstigte seine Wirksamkeit. Jenes eigenthümliche feine Gefühl in den Fingerspitzen, wodurch er so oft den Grund des Leidens erkannte, beruht auf dem Ausspruche von Augenzeugen, und man darf es bei einem Manne, der so mit dem innern Organismus des Menschen in seinem kranken und gesunden Zustande vertraut war, nicht bewundern: er hatte dies, wie alle seine Sinne, sorglich gepflegt, und er hielt die durch sie gewonnenen Eindrücke, im Verein mit allen andern erforschten Anzeigen, der Beachtung da nicht unwerth, wo es fremdes Wohlseyn galt. Doch trotz dieses Eifers und des emsigsten wissenschaftlichen Studiums während eines halben Jahrhunderts, dem die glücklichsten Erfolge in der Praxis Hand in Hand gingen, hörten doch seine Freunde oft die Aeußerung aus seinem Munde, daß alle Aerzte nichts wüßten, und sie schien dann der Ausdruck einer sich ihm aufdrängenden Ueberzeugung zu seyn.

Die qualvollen Tage seiner letzten Krankheit ertrug er mit musterhafter Ruhe: die Thränen vieler Dürftigen, deren Versorger und Wohlthäter er gewesen war, vereinigten sich mit der Klage der Liebe und Verehrung bei der Nachricht von seiner Befreiung.

Auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindet sich sein sehr ähnliches Bildniß von Graff. Dankbarkeit hätte es dort aufstellen müssen (denn durch sehr bedeutende Beiträge hatte er diesen Bücherschatz vermehrt), wenn es die Freundschaft nicht so geordnet hätte. Das Bildniß gehörte zur Sammlung der verwittweten Madame Reich, welche die bedeutendsten ihrer leipziger Zeitgenossen umfaßte, und jetzt sich dort ungetrennt aufgestellt findet.

Johann Adolph Freiherr von Thielmann,

königlich preußischer General der Cavallerie, commandirender General des 8. Armee-Corps, Ritter des königlich preußischen rothen Adler-Ordens erster Classe, des eisernen Kreuzes erster und zweiter Classe, Commandeur der königlich französischen Ehrenlegion, Großkreuz des königlich hanöverschen Guelphen-Ordens, Ritter des kaiserlich russischen St. Georgen-Ordens 3. Classe, des Wladimir-Ordens 5. Classe, des Annen-Ordens erster Classe, Träger des russischen Ehrendegens der Tapferkeit, des königlich sächsischen Heinrichs-Ordens Commandeur.

geb. den 27. April 1765.
gest. den 10. October 1824.

Wenn wir mit trauerndem Blicke einen Helden zu Grabe geleiten, so fühlen wir uns unwillkürlich wieder auf den Schauplatz jener Begebenheiten zurückgeführt, auf dem er seine Lorbeeren errang. Der Zustand des Glücks und des Friedens, in dem wir uns in jetziger Zeit so wohl befinden, mahnt uns, Alles dessen zu gedenken, was er in dem Kampfe für denselben gethan hat. Da sehen wir den Verblichenen auf einmal in seiner ganzen Größe vor uns stehen und dasjenige in seinem Gefolge, was durch ihn nicht blos für uns, sondern für die allgemeine Verherrlichung erzielt wurde. In diesem allgemeinen Gesichtspuncte, da der Held nicht

blos seinem Vaterlande, sondern der Welt angehört, müssen wir ihn dann auch vollkommen zu würdigen und möglichst klar und erschöpfend sein würdiges Andenken der Nachwelt zu überliefern suchen.

Einer dieser Helden ist der königlich preußische General der Cavallerie, Freiherr von Thielmann; ihm gebührt vor Vielen, durch einen sachkundigen Biographen in die Hallen der Geschichte eingeführt zu werden. Wenn wir aber von ihm in diesen Blättern, ihrer Bestimmung gemäß, sprechen, so sind wir weit entfernt, uns einem solchen verdienstvollen Unternehmen unterziehen zu wollen, indem unsere Absicht nur dahin gehen kann, dasselbe durch einige nicht unwichtige Beiträge zu erleichtern.

Er war in Dresden geboren und von bürgerlichem Stande. Sein Vater war Rath bei der kurfürstlich-sächsischen Ober-Rechnungs-Cammer, der ihn zur Erziehung in das Luisen-Stift zu Dresden und dann zu seiner weitern Bildung in die Fürstenschule zu Meißen that. Mit den glänzendsten Eigenschaften des Geistes begabt, erwarb er sich in dieser Lehranstalt Kenntnisse mancherlei Art, deren Richtung jedoch früh Thielmanns besondere Vorliebe für den Kriegsdienst bekundete. Diese wurde bald so vorherrschend in ihm, daß er schon im Jahr 1783 in dem kursächsischen Dragoner-Regimente Herzog von Curland Dienste nahm. Er trat in dasselbe als Junker ein, rückte aber bald zum Seconde- und dann zum Premier-Lieutenant auf. Bei der Errichtung eines sächsischen Husaren-Regiments im Jahre 1791 wurde er in dasselbe in dem von ihm bekleideten Grade als Lieutenant aufgenommen. Als damals der französische Revolutionskrieg ausgebrochen war, marschirte er mit seinem Regimente an den Rhein. In diesem

Feldzuge bot sich ihm Gelegenheit dar, sich seines Berufes würdig zu bezeigen. Was von Muth, Geistesgegenwart und seltener Ausdauer erwartet werden konnte, leistete er hier; er erprobte sich in allen Unternehmungen, an denen sein Regiment Theil nahm, als einer der wackersten und brauchbarsten Reiter-Officiere, und sein Verhalten als Mensch und Soldat wurde von seinen Obern nicht selten als Muster für die übrigen Officiere aufgestellt.

Seine Verdienste blieben daher auch nicht ohne Belohnung, er wurde im Jahr 1798 zum Rittmeister befördert und mit dem sächsischen Heinrichs-Orden geziert. Der Friede führte sein Regiment nach Sachsen zurück und es kam nach Thüringen in Garnison; der Stab erhielt sein Standquartier in Artern.

Daß Thielmann, bei seiner Vorliebe für die Wissenschaften, die Freistunden, welche ihm sein friedliches Garnisonsleben gewährte, hauptsächlich den Musen und seiner weiteren Ausbildung im Militärfache widmen würde, war zu erwarten. Wie sehr begünstigten ihn aber auch die damaligen Verhältnisse. Damals war es, wo Jena, als der vornehmste deutsche Sitz alles Wissens und besonders als der Centralpunct der philosophischen Wissenschaften, vom In- und Auslande gerühmt und das nahe Weimar ein zweites Athen genannt wurde. Wir dürfen nur die hochgefeierten Namen: Wieland, Göthe, Schiller, Herder, Fichte nennen, die in beiden Städten ihren Aufenthalt hatten — und die Epoche jener Zeit in ihrem Stande zur deutschen Literatur ist hinlänglich bezeichnet. Dem Umgange mit diesen berühmten Männern und anderen Gelehrten und dem lebhaften Antheil, den er an ihrem literärischen Bestreben nahm, verdankte der

Rittmeister Thielmann einen solchen Zuwachs in seiner Bildung, daß es nur an ihm lag, in den Wissenschaften zu bedeutender Auszeichnung zu gelangen, und wenn dies nicht geschah, so war nur sein Vorsatz daran Schuld, seine ganze Bestimmung für immer an das militärische Fach zu fesseln.

Der Zirkel, in dem sich damals vor Allem die gebildeten Männer versammelten, war die Wohnung der geistreichen Frau von Werther in Weimar. Indessen hatte Thielmann auch in der kurfürstlichen Residenz in Dresden schöne Verbindungen angeknüpft, die all' seinen Sinn für Humanität bezeugen, und zugleich den Beweis liefern, daß seine Tendenz unverrückt auf das Wahre und Schöne gerichtet war. Eines der Häuser in Sachsens Hauptstadt, worin er am liebsten einsprach, war das des Appellationsraths Körner. Die öftere Anwesenheit Schillers in dieser achtbaren Familie mochte Vieles hierzu beitragen. In Freiberg hatte er zu gleicher Zeit mit zwei in jeder Hinsicht ausgezeichneten Männern, die später seine Freunde im eigentlichen Sinne des Wortes wurden, nämlich mit Hardenberg-Novalis und Reinhard aus Dresden, Bekanntschaft gemacht und durch sie Eingang in der Familie Charpentier gefunden. Diese Bekanntschaft hatte besondern Einfluß auf sein häusliches Leben, da ein Glied dieser Familie seine Lebensgefährtin ward. Auch mehrere Reisen unternahm Thielmann in dieser Zeit, unter andern auch eine nach Paris, wohin ihn besonders der Graf von Narbonne zog, den er in Eisenach kennen gelernt hatte. Er erneuerte mit diesem in der französischen Hauptstadt nicht blos seine Bekanntschaft, sondern schloß mit ihm eine enge Freundschaft; auch mehrere andere bedeutende Franzosen lernte er kennen. Sein Aufenthalt in Paris that

jedoch seinem deutschen Sinne keinen Eintrag, im Gegentheil, da ihm dieser und seine Verbindungen Gelegenheit verschafften, die wahre Tendenz der französischen Regierung und hiermit das Nachtheilige, welches aus derselben für das Wohl des deutschen Vaterlandes früh oder spät hervorgehen mußte, zu durchschauen, so erweckte dies eine völlige Abneigung in ihm gegen das Franzosenthum, und feuerte ihn zum standhaften Widerstande gegen dasselbe an, welchen ächt deutschen Sinn er später auf die würdigste Weise kund that.

Indeß verstrich ein Jahr nach dem andern und Sachsen genoß eines ununterbrochenen Friedens. So gut dieser Zustand auch dem Lande bekommen mochte, so wenig war er geeignet, einem so thätigen, immer vorwärts strebenden Geiste, wie Thielmann zu genügen. Abgesehen, daß für ihn an kein Avancement zu denken war, er war immer noch Rittmeister, so mußte ihm der Kammaschendienst je länger desto lästiger werden. Er war einmal Soldat und wollte ein ächter Soldat seyn — und da ihm in Sachsen die Aussicht für eine angemessene Laufbahn zu beengt zu seyn schien, so richtete er seine Blicke in die Ferne, nach einem größeren Reiche. Oesterreich, dem ein naher Kampf mit Napoleon, der sich vor einem Jahre die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, bevorstand, schien seinen Wünschen zu entsprechen. Er bewarb sich daher um eine Majorsstelle in den kaiserlichen Armeen, zu deren Ankauf er den Rest seines väterlichen Vermögens verwandte. Daß er sich zum Ankauf einer solchen Stelle im österreichischen Dienste verstehen konnte, darf kein nachtheiliges Licht auf seinen Character werfen, sobald man bedenkt, wie schwer es in jener Zeit einem Officier in Diensten eines Reichsfürsten wurde, in einigermaßen gleichem

Grade in den Dienst des Kaiserhauses einzutreten und seine kriegerischen Talente dort gefördert zu sehen.

Thielmanns Vorhaben kam aber gar nicht zur Ausführung; die Stelle war ihm zwar zugesagt, das Geld war schon abbezahlt, da schaffte eine kaiserliche Verfügung den Verkauf der Officiersstellen ab — und er mußte froh seyn, durch die Vermittelung des österreichischen Generals Stutterheim, dessen Sohn sein Jugendfreund war, sein Geld zurück zu erhalten.

Die größere Laufbahn, nach der er strebte, eröffnete sich für ihn durch den im Jahre 1806 zwischen Frankreich und Preußen ausgebrochenen Krieg, an dem Sachsen für letztere Macht Theil nahm. Er wohnte mit dem sächsischen Truppencorps dem Gefechte bei Saalfeld rühmlich bei und focht in der Schlacht bei Jena. Als der unglückliche Ausgang dieser letzteren das sächsische Corps in eine sehr mißliche Lage versetzt hatte, war er es, den das Commando desselben mit Vergleichsvorschlägen an Kaiser Napoleon sandte. Er traf den Sieger in Merseburg, der ihn gütig aufnahm und ihn nachher mit Aufträgen an den König von Sachsen zurück schickte. Daß er sich diesem letzteren durch sein Benehmen zu empfehlen wußte, erhellt daraus, daß er, von ihm mit dem Range eines Majors bekleidet, bei derjenigen sächsischen Division angestellt wurde, die sich im Jahr 1807 vertragsmäßig an die französische Armee anschloß.

Wir sehen ihn in diesem Jahre als Major der Belagerung von Danzig und der großen Schlacht von Friedland beiwohnen; später finden wir ihn sogar in diplomatischen Geschäften in Warschau. Bald hernach wurde er von seinem Könige zum Obersten und Flügeladjutanten erhoben. Nächst

seinen Verdiensten hatte er diese abermalige Beförderung der Empfehlung des oben erwähnten Grafen von Narbonne zu verdanken.

Jetzt war der österreichisch-französische Krieg von 1809 ausgebrochen. Die Oesterreicher waren von Böhmen aus über die Grenzen von Sachsen vorgedrungen und der Herzog von Braunschweig-Oels, jener unvergeßliche deutsche Held, dieses Ereigniß benutzend, versuchte, mit seinem zersprengten Häuflein sich durchzuschlagen. Thielmann hatte die Kühnheit, obgleich nur mit schwachen Streitkräften umgeben, sich beiden Unternehmen nicht blos zu widersetzen, sondern auch das österreichische um Vieles stärkere Corps durch einen eben so raschen als gut combinirten und muthigen Angriff völlig zu schlagen, so daß er so glücklich war, letzteres zum Rückzug nach Böhmen zu zwingen, die Hauptstadt Dresden zu befreien und die herrschaftlichen Cassen zu retten, die man, wegen des nicht erwarteten Ueberfalls, in Sicherheit zu bringen versäumt hatte. Er erhielt zur Belohnung den Grad eines General-Majors. Wenn man weiß, daß ihm zur Ausführung dieser Kriegsthat nur einige im Lande zurückgebliebene Reste sächsischer Truppen, kaum 2000 Mann, beinahe keine Artillerie und Cavallerie gegen einen zweimal stärkeren Feind zu Gebot standen, wenn man dabei besonders erwägt, daß Thielmann, der von jeher deutsche Gefühle in seiner Brust hegte, gegen Deutsche kämpfen mußte, so gehört diese That mit zu den beachtungswerthesten und ausgezeichnetsten seines Lebens, indem er sich so zu beherrschen wußte, dem Gebote der Pflicht seine wärmsten Neigungen aufzuopfern.

Nach Beendigung dieser Begebenheit unterhandelte er, das Wohl seines Vaterlandes stets vor

Augen habend, zugleich mit Oesterreichern und Franzosen.

Als der preßburger Frieden diesem kurzen aber blutigen Kriege ein Ende gemacht hatte, wurde die sächsische Armee neu organisirt. Der Generalmajor Thielmann nahm hieran den thätigsten Antheil und erhielt in der Eigenschaft eines General-Lieutenants das Commando einer schweren Reiterbrigade.

Indessen hatte das Jahr 1812 seinen blutigen Lauf begonnen. Jener Krieg nahm seinen Anfang, durch den Napoleon den Schlußstein zu seiner Weltherrschaft in den weiten Gefilden Rußlands erkämpfen wollte. Thielmann befand sich nun schon in einer Stellung, die ihm seine Rolle in diesem weltgeschichtlichen Kampfe bedeutend erschwerte. Er entledigte sich derselben auf eine seinen Talenten, seinem durch Nichts zu erschütternden Muthe, so wie seinem Ehrgefühl gleichwürdig entsprechende Weise. Die Reiterbrigade des Generals Thielmann, der noch eine berittene Batterie unter dem Befehl des Hauptmanns Hiller zugegeben war, machte zwar im russischen Feldzug einen Bestandtheil des 7. französischen Armeecorps aus, allein sie wurde, von diesem Corps gänzlich getrennt, auf einem ganz andern Puncte des Kriegs-Schauplatzes verwendet.

In dem Zustande ihrer Vollständigkeit, vortrefflich beritten, wohl ausgerüstet und mit allem zu einem Feldzuge Nöthigen versehen, lange und fleißig geübt, mit einem Worte schlagfertig, sah diese Reiterschaar, unter ihrem würdigen Führer, mit Verlangen der ernsten Bestimmung entgegen.

Bereits in den ersten Cantonnirungen zeigten sich ernstliche und nur zu gegründete Besorgnisse wegen der längeren Subsistenz. An einer regel-

mäßigen Verpflegung fehlte es durchaus und schon in der Gegend von Uniejow mußte zu Requisitionen geschritten werden, deren Ertrag gewöhnlich schlecht ausfiel. Ein wahres Nomadenleben begann. Wenn die Lebensmittel und das Futter aufgezehrt waren, zog man weiter und der Unterhalt der Truppen war immer nur tageweise gesichert. Den 26. April 1812 befand sich die Brigade zu Guzow bei Wiskitki, den 15. Mai stand sie unfern Warschau. Den 21. passirte sie über die warschauer Brücke die Weichsel. Nach einer Rast von mehreren Tagen bei Maszejowica traf die Brigade Thielmann in der Gegend von Kaluszyn ein. Den 18. Juni durchwatete sie, wegen Mangel der Uebergangsmittel, den Bug bei Kamientczyk. Am jenseitigen Ufer angekommen, stand die Brigade zum erstenmal im Angesicht des Feindes und nahm demgemäß eine Stellung ein, wie sie die Vorsicht gebot.

Es wäre unzweckmäßig, hier alle Einzelnheiten des ferneren Marsches der thielmannischen Schaar anzugeben, alle ihre in Russisch-Polen erduldeten Beschwerden aufzuzählen; versetzen wir uns daher auf einmal in die Epoche der denkwürdigen Schlacht an der Moskwa und schildern den Antheil, den jene an den Thaten des 7. Septembers nahm.

Auf den Höhen vorwärts Chewandino waren zwei große feindliche Batterien aufgeführt. Diese, unserer Brigade zur Rechten gelegen, wurden von den Franzosen nach einer verzweifelten Gegenwehr erobert, dann von den Russen wieder genommen und blieben endlich, aufs Neue erstürmt, im Besitze der Franzosen. Als diese blutige Waffenthat ihre Vollendung erreicht hatte, erhielt der französische General Lorge, unter dessen Oberbefehl die

Sachsen standen, den Auftrag, sich der Anhöhen von Semonowskoi zu bemächtigen. Die Brigade Thielmann wurde zum Hauptangriff auserſehen und bewerkstelligte diesen mit Aufsehen erregender Entschlossenheit in dem Augenblicke, wo eine Division des ney'schen Armeecorps, das eine so ausgezeichnete Rolle in dem blutigen Schauspiele an der Moskwa erhalten, sich von der eben eroberten Schanze aus auf die in den Brandstätten von Semonowskoi aufgestellten feindlichen Truppen geworfen hatte, hier aber zurück gewiesen in Unordnung von den Bergflächen herabkam. Die Brigade Thielmann stand gerade in unbedeutender Entfernung von der Schanze und ahnete noch keineswegs, daß deren Eroberung das Ziel ihrer heutigen Anstrengungen werden sollte.

Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags als dem General unvermuthet ein Adjutant Napoleons den Befehl brachte, dieselbe mit seiner Reiterei zu erstürmen. Die Regimenter setzten sich sogleich in Bewegung und ritten im schnellsten Gange, dessen die erschöpften Pferde fähig waren, der Schanze zu, aus welcher sich jetzt ein Strom von Kartätschen und Flintenkugeln in voller Wirksamkeit gegen sie ergoß. Nichts hemmte aber den Siegeslauf der unerschrockenen Krieger und ihre Anstrengungen wurden durch den schönsten Erfolg gekrönt, aber leider mit einem bedeutenden Verluste an Mannschaft und Pferden. Glänzend und unvergänglich ist der an diesem Tag von dem braven Thielmann und seinen Tapfern erfochtene Ruhm.

Nach dem Siege an der Moskwa zog die französische große Armee in Moskau ein und mit ihr die thielmannische Schaar. Diese durfte aber hier nicht verweilen, sondern mußte ihren Stand am jenseitigen Ende der Stadt nehmen und lagerte

sich auf dem eine Viertelstunde von derselben, links an der Straße von Kolomna befindlichen Begräbnißplatze, in dessen schöner Kirche während der ganzen Nacht Gottesdienst gehalten wurde. Als die Stadt Moskau durch den beispiellosen Brand zerstört wurde und sich die französische Armee zum Rückzug genöthigt sah, trat auch der Generallieutenant diesen mit den Seinigen an und theilte mit ihr die Gefahren der folgenden Gefechte und die Gesammtmasse des sie betroffenen Elends. Dem Gefechte bei Winkowo wohnten sie unter andern bei — aber die ganze Mannschaft war damals schon bis auf 250 Individuen geschmolzen. Murat, Augenzeuge der festen Haltung dieses Häufleins sächsischer Männer, überhäufte dessen Führer mit Lob und theilte mehrere Orden unter die Tapfersten aus. Den 29. October treffen wir die Brigade Thielmann bei Borodino an, den 2. November stand sie am Flüßchen bei Wiagena. Alles Geschütz war nun schon zurückgeblieben, da alle Pferde vor Elend umgekommen waren, und auch die Reiter waren bald hernach wegen der nämlichen Ursache in Infanteristen umgeschaffen. Alles Elend, das gräßlichste, wovon man sich keinen Begriff machen kann, kam von jetzt an über die Armee, von dem wir nur den höchsten Mangel an allen Bedürfnissen, die außerordentliche, selbst in jener Gegend ungewöhnliche Kälte anführen. Die thielmannischen Reiter waren so, im Kampfe mit dem furchtbaren Geschicke, endlich in Smolensk angekommen und ihr Führer war ihnen auf dem ganzen Fußmarsche durch diese russischen Steppen Alles mit ihnen theilend, Hunger, Kälte und Gefahren, als Held im Ausharren mit seinem Beispiel vorangegangen. In Smolensk war es, wo ein vom König dahin aus Dresden gesandter Of-

cier dem General Thielmann das Freiherrndiplom
berbrachte. Den 14. November marschirte dieser
it den Trümmern seiner Schaar und allen übri-
en Sachsen, die hier zusammentrafen, zu Fuß
ach Krasnoi, wo sie noch einen Kampf mit den
e verfolgenden Russen zu bestehen hatten. In
as härteste Gedränge geriethen sie noch den 28.
ei Weselowo. Mehrere Officiere schwammen zu
rer Rettung über die Berecina, General von
hielmann jedoch war so glücklich, über die Brücke
ach dem jenseitigen Ufer zu gelangen.

Wir übergehen nun, um nicht zu weitläuftig
u werden, das unsägliche Elend, welches im wei-
eren Verfolg des Rückzuges die Sachsen von hier-
us bis auf wenige nach und nach aufrieb. Es
af dieses Häuflein das nämliche Schicksal, dem
as ganze französische Heer mit seinen übrigen Al-
irten unterlag. Thielmann, der Zeuge aller Ein-
elnheiten dieses weltgeschichtlichen Ereignisses, ward
un auch der Zeuge der hohen Begeisterung, mit
er sich die Preußen für König und Vaterland er-
oben. Da erhob sich auch in ihm mächtig das
ng unterdrückte Gefühl, seinen Kopf und Arm
er Befreiung des deutschen Vaterlands zu leihen
nd schon damals war es ihm klar geworden, daß
ie Zeit herannahe, wo die schmäligen Fesseln, die
n fremder Krieger dem deutschen Volk angelegt
atte, zerbrochen werden sollten. Doch noch war
ür ihn der Zeitpunct nicht erschienen, werkthätig
inzuschreiten, er mußte sich noch gedulden; seine
flichten als Soldat und Unterthan geboten ihm,
lange noch seiner Gefühle Meister zu bleiben,
is es sich würde ausgewiesen haben, ob nicht sein
önig selbst sich bald der besseren Politik anschlösse,
wozu ihm dessen edler Character und die Liebe zu
einem Volke, die gegründetsten Hoffnungen gaben.

Als endlich der Generallieutenant von Thielmann so glücklich war, Sachsen wieder zu betreten, gab ihm der Monarch ein neues Zeichen seines Vertrauens, daß er Torgau seiner Vertheidigung anvertraute. Die Art und Weise in der seine Bestallung als Gouverneur dieser Stadt und Festung abgefaßt war, bestärkte ihn in eben bemerkter Hoffnung, ja sie gab ihm die Ueberzeugung, daß jetzt schon er der guten Sache nahe angehöre. Seine Instruction ging nämlich in bestimmten Worten dahin, diesen festen Punct als für sämmtliche kriegführende Mächte unzugänglich zu schließen, zu armiren und für das eigene Staatsinteresse Sachsens zu bewahren. Eine spätere königliche Weisung gab dieser seiner Ueberzeugung ein neues Gewicht. — Es ist nöthig, um die große Epoche in Thielmanns Leben, an der wir nun stehen, gehörig übersehen und würdigen zu können, alle Einzelnheiten mitzutheilen, die mit seiner Befehlshaberstelle in Torgau in Verbindung stehen. Als Thielmann in dieser Festung eintraf, fand er zu deren Vertheidigung beinahe nur Rekruten vor, deren Anzahl immer mehr aus den sächsischen Depots von auswärts vermehrt wurden. Er wendete daher seine ganze Thätigkeit dahin an, sie für ihre Bestimmung zuzurüsten. Die Franzosen setzten indeß immer noch ihren Rückzug fort, in der Absicht, sich bei Leipzig zu sammeln, wo bereits das Hauptquartier des Vicekönigs von Italien eingerichtet war. Thielmann ließ zur Erleichterung ihres Marsches eine Schiffbrücke oberhalb der Festung schlagen, ohne ihnen jedoch die geringste Verbindung mit dieser zu gestatten. Als später die Kosacken in der Nähe der Festung umherschwärmten und das Vordringen der feindlichen Hauptarmee eine Belagerung derselben erwarten

ließ, befahl er, die Vorstädte niederzureißen und mit Sorgfalt an der Befestigung der Forts zu arbeiten. Die Franzosen hatten nunmehr das rechte Elbufer völlig geräumt und die russischen leichten Truppen nahten schon öfters den sächsischen Vorposten auf Schußweite. Das 7. sächsische Armeecorps, das seit dem 9. März 1813 bei Dresden unter dem Befehl des Generals v. Lecoq gestanden hatte, theilte sich vor dieser Stadt, und der General selbst mußte mit der kleineren Hälfte nach Torgau aufbrechen, so daß die Garnison nun in zwei Brigaden eingetheilt wurde; eine befehligte der General von Nostitz, die andere der General von Salza. Der Feind hatte indessen die Elbe gänzlich passirt und stand auf dem linken Ufer. Alle Communication war dadurch völlig abgeschnitten, jedoch fiel nichts besonderes vor, da die Neutralitäts-Erklärung der Festung den Feind von jedem Unternehmen abhielt. Da man von Außen nichts mehr erfahren konnte und wegen des Schicksals des Königs Jedermann in Sorgen schwebte, so sendete Thielmann einen Obersten vom Stab nach Dresden ab, um die nöthigen Erkundigungen einzuholen. Dieser brachte die wichtige Nachricht mit, der König habe seine Residenz verlassen und befinde sich in Regensburg. Der Zweck dieser Reise schien dem ganzen Officiercorps der Garnison über jeden Zweifel, eine Aenderung in der Politik des Königs zu verrathen. Dieser ward ihm zur Gewißheit, als bald hernach ein königlicher Befehl anlangte: „Die Festung Niemandem, außer nach der Verfügung des Kaisers von Oesterreich, zu öffnen.“ Alles dies trug aber auch dazu bei, Parteien unter der Besatzung zu bilden, die allmälig immer lauter wurden; es gab russisch und französisch Gesinnte, letztere die schwächste Anzahl, und

auch Gemäßigte, die erst nach den Ereignissen sich erklären würden. Diese Parteienwuth äußerte sich am lautesten bei der Feier des Geburtsfestes Thielmanns, welche von den Bürgern und der Garnison in Gemeinschaft veranstaltet wurde. In der Mitte der Mahlzeit hielt Thielmann eine Rede, worin er alle die Schritte beleuchtete, die er in den letzten Tagen zum Vortheil der Stadt und auch zum Nachtheil der Franzosen gethan habe. „Diese Schritte," schloß er, „werden nie jenseits des Rheins gut geheißen werden; aber nie that ich auch einen derselben in der Hoffnung, von dorther Dank einzuerndten." Nach Beendigung dieser Rede legte er eine Abschrift davon auf den Tisch, um zu beweisen, daß reifes Nachdenken ihn hierzu veranlaßt habe. Ein lautes Vivat erscholl. Abends brachten ihm die Bürger in Procession ein Vivat. Er kam zu ihnen herab, ward unter lautem Jubel auf den Markt geführt, wo in einem Nu zwischen 8 Opferaltären sein Name in einer schönen Pyramide brannte. Zur Nacht beschloß ein Ball zwar die Feierlichkeiten, aber nicht die Parteienwuth, welche bei dieser Gelegenheit neue Nahrung erhalten hatte. Lauter wurden die Aeußerungen und ein weißes Cocardchen bezeichnete die russisch-preußische Partei. Kurz darauf entschied die Schlacht bei Lützen auch Torgaus — und Thielmanns Schicksal.

Plötzlich überbrachte ein Adjutant des Generals Regnier die unerwartete Nachricht, daß sein General auf dem Marsche nach Torgau und daß der Oberbefehl über die Sachsen ihm neuerdings übergeben sey, und vor Allem das Commando in der Festung. Der Gouverneur derselben, von Thielmann, wollte jedoch hiervon nichts wissen und ließ zurücksagen: „er könne nicht eher die Festung

öffnen, bis er dazu einen ausdrücklichen Befehl vom König von Sachsen oder vom Kaiser von Oesterreich bekäme."

Regnier schickte ihm als Antwort die laconische Erklärung zu: „Er würde kommen!" Thielmann ließ ihm hierauf eben so laconisch antworten: „Das stände bei ihm, er für seinen Theil würde ihn mit Kartätschen und Granaten erwarten!" Hierauf ersuchte ihn Regnier, nach schnell erfolgter Ankunft vor der Stadt, um eine Unterredung vor dem Glacis der Festung, die ihm auch zugesagt ward. Um 2 Uhr desselben Tags erschien Regnier in Begleitung seines Adjutanten und beide Generale unterhielten sich über 2 Stunden lang auf einem Feldrain sitzend. Die Garnison stand während dieser Unterredung unter Gewehr und man erwartete nur den Wink des Gouverneurs, um die am Walde bei Zinna aufgestellten französischen Colonnen zu begrüßen. Allein freundlich schieden die Sprechenden und die Festung blieb geschlossen. Die Franzosen bezogen Bivouacs bei Zinna. Wenige Tage waren jedoch kaum verflossen, als ein königlicher Botschafter den Befehl brachte, Torgau den Franzosen zu öffnen. Noch denselben Abend versammelte der Generallieutenant von Thielmann sämmtliche Chefs und eröffnete ihnen: „daß er entschlossen sey, die Festung den Franzosen zu öffnen und so seine Pflicht gegen seinen Landesherrn zu erfüllen; da aber seine Grundsätze ihm nicht gestatteten, fernerhin für den fremden Unterdrücker gegen Deutschlands und Europa's gerechte Sache zu fechten, so würde er unmittelbar nach der Uebergabe mit seinem Chef d'etat major zu den Russen gehen." —

Diese Eröffnung erregte allgemeines Staunen unter der Besatzung und laut sprach sich sodann

der Wunsch aus, dem geliebten Anführer folgen zu dürfen. Aber er gebot Ruhe und man gehorchte. Gegen Abend verließ Thielmann die Stadt in größter Stille mit den zwei ausgezeichneten Officieren von Mikwitz und von Aster. Nur wenige Worte und die ganze Garnison wäre ihm gefolgt. Durch einen Generalmarsch, den Niemand anbefohlen haben wollte, stand sie schon unterm Gewehr, seines Winkes gewärtig. Da aber dieser nicht erfolgte, ging das Militär gegen Mitternacht wieder auseinander.

Der Auftrag seines Monarchen, die Festung für das eigene Staats-Interesse Sachsens zu verwahren; die erste Weisung des Königs, nur dem Kaiser Franz die Thore Torgaus zu eröffnen; die allgemeine Begeisterung der Edlen, dem so schwer bedrängten Vaterlande endlich wieder die hoffnungsvoll nahende Freiheit muthig mit erkämpfen zu helfen; die Ueberzeugung, daß nur absonderliche Nöthigungen den gewissenhaften Landesvater, der sich schon der deutschen Sache zugekehrt hatte, veranlassen konnten, den Franzosen treu zu verbleiben, nachdem der Graf von Montesquiou im Namen Napoleons übertriebene Nachrichten von dem Siege bei Lützen überbracht hatte, und Sachsen der Gewaltthätigkeit der Sieger blosgestellt war; die loyale Weise und gehaltene Ruhe und Mäßigung, mit welcher Thielmann, ohne die Besatzung, wie er leicht vermocht, zu gleichem Beispiele zu verleiten, aus der Festung schied, sollte dies alles nicht den Mangel an militärischer Disciplin in so außerordentlicher Zeit entschuldigen, nicht vielmehr rechtfertigen, da seinem hellen Geiste die Ahndung der endlichen Errettung sich zur völligen Gewißheit im voraus erhoben hatte, und es galt, fremder Ty-

rannei müde, der Sache des allgemeinen größern Vaterlands, der Sache der Menschheit zu dienen?

Er sah, er der deutsche Mann, wie der große Freiheitskampf sich edler und kräftiger entwickelte, wie Preußens König mit ritterlichem Heldenmuthe, an der Spitze des neubeseelten Volks, den Entschluß so kräftig aussprach, auch schon zu vollziehen begonnen hatte, nicht länger sich in seinem Heiligsten von fremdem Uebermuthe kränken zu lassen; er sah, wie Rußland sich an seinen königlichen Freund anschloß, für Deutschlands und Europas Freiheit das Aeußerste zu wagen; wie die Blüthe der Jugend, wie Männer aller Stände sich dem rühmlichen Kampfe beigesellten — und er allein, er der erfahrne Krieger, der so Vieles der guten Sache leisten konnte, er sollte immer und immer sein heiliges, unveräußerliches, lang geprüftes Gefühl in sich verschließen, ja gegen dasselbe, zur Verlängerung der Schmach seines Vaterlandes kämpfen. Nein, eine niedere Pflicht mußte der höheren weichen, der zu Folge Thielmann recht handelte. Daß aber dieser Entschluß von dem reinsten Beweggrund geleitet wurde, würde sich auch daraus beweisen, wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß ihm Napoleon kurz vor seinem Austritte aus dem sächsischen Dienste den Titel eines Grafen des französischen Reichs mit einer Dotation von 30,000 Franken anbot.

Dem Austritt aus dem sächsischen Kriegsdienste erfolgte die Mißbilligung des Königs und der Aufruf, (den 9. August 1813) sich den 4. October d. J. zur Rechtfertigung vor das Kriegsgericht zu stellen; doch soll keine anderweitige Verhandlung gegen die Vorgeladenen statt gefunden haben.

Kaum hatte der Generallieutenant von Thielmann den königlich sächsischen Dienst verlassen, so

erging eine Einladung vom Kaiser Alexander an ihn, in den seinigen zu treten. Wir finden ihn schon nach dem Waffenstillstande von 1813 an der Spitze eines aus leichten russischen, österreichischen und preußischen Truppen bestehenden Corps in großen Unternehmungen im Rücken der Franzosen.

Am 13. September hatte er, in Verbindung des Prinzen Biron von Curland und des Generals Orlow Weißenfels angegriffen und erobert. Die ganze Garnison von mehr als 4000 Mann mit einem General und 57 Officieren wurde gefangen. Am 18. nahm er Merseburg und machte 2000 Gefangene. Am 19. und 24. bestand er sehr heftige Cavalleriegefechte mit dem französischen General Lefebre = Desnouettes, den Napoleon mit mehrern Husaren = und (8000 Mann stark) Garderegimentern abgeschickt hatte, die Streifcorps Thielmanns und Mensdorfs zu vernichten. Bei allen Gefechten war der Nachtheil auf französischer Seite. Durch diese Streifereien der benannten beiden Corps war es dahin gekommen, daß Napoleon keine Couriers mehr mit Sicherheit nach Paris schicken konnte, weswegen in dieser Stadt öffentlich bekannt gemacht wurde, man möchte sich nicht wundern, wenn einige Zeit keine Nachrichten von der Armee ankommen sollten. Zu Ende des Monats wurden diese Streifcorps der Verbündeten bedeutend verstärkt und waren in allen Unternehmungen über Erwarten glücklich.

Durch alle diese siegreichen Erfolge wirkte Thielmann vortheilhaft ein auf die Vorbereitung zur großen Schlacht bei Leipzig, ja auf den ganzen Feldzug. In gerechter Anerkennung dieser Verdienste erhielt er vom russischen Kaiser das Commandeurkreuz des heiligen Georgordens.

Am 16. October nahm der ungeheure Kampf seinen Anfang, in welchem eine halbe Million Soldaten der kriegführenden Völker von Europa gegen einander stritt. Die Verbündeten mit dem Wahlspruch „Einer für Alle und Alle für Einen" kämpften für die Rechte und Selbstständigkeit der Völker, die Franzosen für den Ehrgeiz ihres Kaisers und ihre Selbsterhaltung.

Nachdem der General von Thielmann den 7. October bei Frauen-Prieß einen Auftrag gegen Augereau, ihn in seinem Marsch nach Leipzig zu hindern, wegen dessen Uebermacht nicht mit ganz erwünschtem Erfolg ausgeführt hatte, finden wir ihn wieder den 18. October in einer Stellung jenseits der Pleiße, im Rücken des französischen Heeres, wohin er mit Giulai, Lichtenstein und Meerfeld abgesandt worden war. Von hieraus vollführte er jenen bekannten rühmlichen Durchbruch bei Konnewitz, Delitz und Möckern.

Nach der Schlacht bei Leipzig erhielt Thielmann den Auftrag, die zum 7. Armeecorps bestimmten sächsischen Truppen zu reorganisiren; auch führte er die letzten Sachsen (6000 Mann) nach den Niederlanden und nahm an mehrern Gefechten im Jahr 1814 Antheil. Der Herzog von Sachsen-Weimar hatte bekanntlich in den Niederlanden den Oberbefehl über die neugeschaffene sächsische Armee. Dieser Feldherr befand sich zu Tournay, indem diese Stadt, Ath und die Gegend von Mons die Hauptpuncte waren, die sein Heer besetzt hielt. In dem Monat März war es, als Thielmann mit jenem 6000 Mann bei ihm eintraf. In der zweiten Hälfte des März rückte der Herzog von Weimar von Tournay weiter vorwärts nach der altfranzösischen Grenze und unternahm die Belagerung von Mons. Indessen näherte sich der erste Act

des kriegerischen Spiels des Jahres 1814 allmälig seiner Entwickelung; der feindliche General Maison, der den Sachsen gegenüber stand, erklärte sich mit seinem Corps für die Bourbons, worauf der Herzog den 12. April mit ihm einen Waffenstillstand abschloß, wodurch der Thätigkeit der sächsischen Armee, mit Einschluß des Thielmannschen 7. Corps, ein Ziel gesetzt wurde.

Als die Alliirten in Paris den Frieden mit Frankreich abgeschlossen hatten, trat das 7. Armeecorps unter dem Befehl Thielmanns seinen Rückmarsch nach dem Niederrhein an, wo es bis zum Wiedererscheinen Napoleons blieb. Die hierauf ausgesprochene Theilung der königlich sächsischen Truppen, brachte ihn in königlich preußische Dienste und im Jahr 1815 wurde ihm die Führung des 3. preußischen Armeecorps anvertraut.

Als sich durch Napoleons Usurpation der zweite Krieg zwischen ihm und den verbündeten Monarchen entspann und die große preußische Armee unter Blücher auf den Höhen zwischen Brie und Sombreuf in den Niederlanden (16. Juni) ihre Stellung genommen, so hatte das 3. Corps unter General-Lieutenant von Thielmann Sombreuf und Tongrenelle besetzt. Es dehnte sich mit seinem linken Flügel über Le point du jour bis gegen Botry aus. Als nun den 16. Juni die furchtbare, für die Preußen so blutige Schlacht bei Ligny gefochten wurde und für sie, aller ihrer angestrengten Tapferkeit ungeachtet, verloren ging, war das thielmannische Corps in eine äußerst gefährliche Stellung gekommen, indem sich der französische General Grouchy mit seiner Macht auf dasselbe geworfen hatte. Der Franzosen Muth war zwar durch den bei Ligny erfochtenen Sieg erhoben, aber der der Preußen nicht gebrochen worden. Die berühm-

ten Tage des 17. 18. und 19. Juni, an denen so manchem preußischen Helden unverwelkliche Lorbeeren erblühten, zeugten hiervon.

Frühmorgens den 18. Juni hatte sich das preußische Heer, nachdem es anfänglich Blüchern gelungen war, Grouchy über seine Bewegungen zu täuschen, der deshalb auch nachher von Napoleon als der Haupturheber der erfolgten Niederlage der Franzosen beschuldigt wurde, von Wavre in Bewegung gesetzt. Während der General von Ziethen mit dem 1. Corps über Ohain in die rechte Flanke des Feindes zog, wandten sich Bülow und Pirch durch die Engpässe von Lambert und Lasnes, durch den Wald vor Frichmont gegen Planchenoit, im Rücken der französischen Stellung. Das 3. Corps unter Thielmann sollte langsam zur Unterstützung folgen.

Indessen wüthete die Schlacht zwischen den Franzosen und Britten, und Napoleon bestürmte mit unsäglicher Heftigkeit die linke Seite der Mittelstellung bei La Haye Sainte und den linken Flügel. Die preußischen Feldherren erkannten, daß das Schicksal der Schlacht gefahrvoll schwanke; sie ließen den Augenblick der Entscheidung sich nicht entschlüpfen.

Fürst Blücher befahl ungesäumt den Angriff mit den Streitkräften, die zur Hand waren, und wohl wissend, daß nur von ihm auf dem Schlachtfelde gegen Napoleon der Sieg zu suchen sey, störte es ihn nicht, als ihm die Nachricht ward, daß Thielmann mit dem 3. Corps bei Wavre einen harten Strauß gegen Grouchy und Vandamme zu bestehen habe, also auf dessen Mitwirkung nicht zu zählen sey. Dies ist das Ereigniß, welches dem General-Lieutenant von Thielmann einen so wich-

tigen Antheil an der Schlacht von Belle-Alliance gab.

Wir haben weiter oben erwähnt, wie dieser General der weit überlegnern Macht Grouchy's zu widerstehen hatte. Dieser erste Kampf war nur ein Vorspiel des gegenwärtigen, oder dieser war vielmehr eine ungetrennte Fortsetzung desselben, so daß das Ganze von zweitägiger Dauer war. Wir geben daher eine kurze zusammenhängende Erzählung davon als eine der schönsten Beiträge zu den ruhmvollen Waffenthaten unseres Helden.

Grouchy, der nebst Vandamme, wie schon bemerkt worden, von dem französischen Kaiser nach der Schlacht von Ligny und St. Amend, zur Verfolgung der geschlagenen preußischen Armee abgesandt worden, war, nachdem er unterwegs eine kostbare Zeit verloren hatte, während welcher jene ihren Rückzug bewerkstelligte, ihr auf dem rechten Ufer der Dyle gefolgt; und während er den von den Preußen besetzten Paß von Montguibert überwältigt, hatte Vandamme Wavre angegriffen und sich des auf dem rechten Ufer der Dyle belegenen Theils desselben bemächtigt. Grouchy selbst aber hatte den Uebergang über die Dyle bei Bierges zu erzwingen gesucht. Kaum 15,000 Mann war das Corps von Thielmann stark, das ihm diesen Uebergang muthvoll wehrte und so glücklich war, ihn gänzlich zurückzuschlagen. Am Morgen des 19. standen Grouchy und Vandamme noch bei Wavre, da sie Napoleon von dem für ihn unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Waterloo nicht hatte in Kenntniß setzen können. Thielmann griff sie nun selbst diesen Tag an und errang einen vollständigen Sieg über sie. Vergleicht man die Macht der Franzosen, die in 53 Bataillons, 63 Escadrons und 14 Batterien bestand (im Ganzen über 40,000 M.)

mit dem Häuflein der thielmannischen Helden, die ihnen in diesen beiden Tagen die Spitze boten, so wird man mit Bewunderung für sie und ihren Führer erfüllt, der durch sein Feldherrntalent ihrem Muthe eine so erfolgreiche Richtung zu geben vermochte.

Den 26. Juni marschirte das 3. Corps auf Guissard, den 27. nahm es am Gefechte bei Compiegne Theil und besetzte diese Stadt, wo das Hauptquartier schon aufgeschlagen war. Nach einigen später erfolgten nicht unbedeutenden Vorfällen, denen es gleichfalls beiwohnte, rückte es in St. Germain ein, um den Anfang mit dem Uebergange über die Seine zu machen. Ihm folgte in der Nacht das 1. Corps. Am 2. Juli rückte das 3. Corps über Versailles nach Plessis Piquet vor, während das 4. in ersterer Stadt verweilte. Sevres, Meudon und Issy mußten mit stürmender Hand genommen werden, weil der Feind Alles daran setzte, die Occupation der Anhöhen südlich von Paris den Alliirten zu verhindern. Nichtsdestoweniger erreichte die Vorhut des 1. Corps noch den Abend des 2. Juli das Dorf Issy, die des 3. Corps besetzte Chatillon.

Am 3. Juli mit Tagesanbruch machte General Vandamme von Montrouge und Vaugiraud aus, und mit Aufbietung seiner letzten Kräfte, den Versuch, sich des Dorfs Issy zu bemächtigen, aber vergebens. Er ward von der Vorhut Thielmanns und einer andern preußischen halben Brigade unter Anführung des Generals Ziethen zurückgeworfen.

So standen die Angelegenheiten dieses denkwürdigen Feldzugs für die preußische Armee, als die Convention von St. Cloud zu Stande kam und ihn durch die Uebergabe der Hauptstadt endigte.

Das Schwert hatte das Seinige gethan, die Staatskunst hatte das Ihrige zu thun, und unser Held, mit neuen Lorbeeren geschmückt, sah einer andern Bestimmung entgegen. Diese konnte nur eine ehrenvolle seyn für einen Mann, der in jeder Hinsicht die Achtung und Auszeichnung des Königs verdiente, zu dessen Fahnen er mit der Ueberzeugung geschworen hatte, wie dem erhabenen Fürsten der Brennen, so auch Deutschlands wieder zu erringender politischer Freiheit und Selbstständigkeit treu zu dienen.

Im Jahr 1816 ward Thielmann commandirender General in der rheinisch-westphälischen Provinz, wohin ihn der König in dieser Eigenschaft berufen hatte, mit dem Wohnsitz in Münster. Im Jahr 1820 wurde er von diesem Posten abberufen und zum commandirenden General des 8. Armeecorps ernannt und ihm Coblenz zum Wohnort angewiesen. Bei der Anwesenheit des Königs von England daselbst im Jahr 1821 wurde er von diesem mit dem Guelphenorden I. Classe beehrt. Im Jahr 1823 erhob ihn der König von Preußen zum General der Cavallerie und verlieh ihm den rothen Adlerorden I. Classe. Sonach hatte er die zweite Stufe im Militärdienste betreten, welche neue Würde er nur kurze Zeit bekleidete.

Lange schon bemerkte man mit Bedauern an dem, durch so manche, besonders durch in Rußland erduldete Strapazen geschwächten Helden die sichtbare Abnahme der Körperkräfte und sah ihn dem Grabe sich nähern. Im Jahr 1824 machte er zu Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise in die Schweiz, wo er Verwandte hatte, und kam von derselben ziemlich gesund zurück. Aber am 9. October, nachdem er noch diesen Tag einem Ma-

noeuvre beigewohnt hatte und Abends in einer Gesellschaft sehr munter war, entriß ihn ein plötzlicher Schlagfluß dem König, dem Vaterlande und seiner ihn schmerzhaft vermissenden Familie, die aus Gattin, 3 Söhnen, von denen schon 2 in der königlich preußischen Cavallerie dienen und 2 Töchtern besteht.

Der General von Thielmann war ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, den Wissenschaften vor Allem hold und ihr Beförderer, munter und unterhaltend in Gesellschaften, allem falschen Stolze fremd, auf einen festen Character sich stützend, stets das Bessere wollend; die Ehre war der helle Stern, der ihm vorleuchtete und das Glück stand ihm oft zur Seite. Da er mit der Gabe der Mittheilung, durch eine gefällige äußere Bildung und einen ausgezeichneten Verstand und viele Kenntnisse in verschiedenen Fächern unterstützt, im hohen Grade versehen war, so war auch seine Einwirkung auf seine Zeitgenossen nicht gering, berührte aber auch die ihm näher standen verschiedenartig und gab bei ihnen demnach über seine Persönlichkeit auch zu verschiedenartigen Urtheilen Veranlassung. Alle, die ihn kannten stimmten jedoch darin mit einander überein, daß er nur in wohlwollendem Sinne, nach reiflicher Ueberlegung und gewonnener inniger Ueberzeugung, aber kräftig und ohne Berücksichtigung äußeren Einflusses handelte. So hielt er treu und redlich so lange bei seinem Könige und Volke aus, bis der Lenker des Geschicks ihm eine andere und glänzendere Bahn bezeichnete, auf der er dann eben so treu und ehrenvoll einher wandelte, wie auf der ersten und der Achtung seines neuen Gebieters sich gleich der seines früheren erfreuete.

danken hatte, setzte er sich das doppelte Ziel: Tugend und Gelehrsamkeit; und beschloß (wie ich vor 30 Jahren — betheuert der obenerwähnte Berichterstatter — aus seinem Munde gehört habe) deshalb, sich dem geistlichen Stande zu widmen, weil er für sich überzeugt war, daß er auf diesem Wege jenes schöne Ziel am sichersten erreichen werde. Er reiste deshalb zu seinem Oheim, dem damaligen Pastor Bödeker zu Kl. Dorstadt (im Hildesheimschen, unweit Braunschweig) und nachmaligen Prälat (Probst des Augustinerklosters) zu Hamersleben im Halberstädtschen, um sich bei ihm Raths zu erholen. *) Es begab sich Carl van Eß darauf von Dorstadt nach der Benedictinerabtei Huysburg, im Halberstädtschen, und fand hier sogleich (wie auf Huysburg überhaupt Sitte war) die freundschaftlichste Aufnahme. Das durchgängig liebevolle Benehmen der Mitglieder des Klosters gewann ihnen sein Herz so vollkommen, daß er hier, und nirgends anders, seinen künftigen Aufenthalt zu nehmen beschloß. Es traf sich, daß gerade damals eine öffentliche Prüfung der jungen Geistlichen des Klosters gehalten wurde und er aus dem Gange derselben bemerkte, daß, neben der Tugend, auch für die Erreichung seines anderen Zieles, der Gelehrsamkeit, ganz nach seinen Wünschen werde ge-

*) Vermuthlich rieth Bödeker, ein sehr freundlicher Mann (mit dem der Einsender dieses biograph. Umrisses mehrere Jahre in den angenehmsten Verhältnissen gestanden) dem Jünglinge, das Klosterleben erst einmal in der Nähe anzuschauen und dann unter den halberst. zahlreichen Klöstern sich dasjenige auszuwählen, was ihm zu seinem Zweck das angemessenste scheinen würde. — In der Folge ward der freundliche Bödeker von seinen Mitcanonicis zu Hamersleben zum Prälat erwählt, wo er denn stets ein sehr mildes Regiment geführt hat, dessen der Einsender, als Nachbar, Zeuge gewesen ist.

sorgt werden. Dieses Alles befestigte seinen Entschluß, sogleich um Aufnahme in die huysburger geistliche Brüderschaft zu bitten. Durch sein Inneres und durch sein Aeußeres (denn van Eß war ein ungemein schöner Jüngling) gleich sehr empfohlen, fand seine Bitte sogleich die willfährigste Erfüllung; und so trat er denn schon ein halbes Jahr nachher, am 12. October 1788, in der frischen, vollen Blüthe des Lebens, ein in das Kloster und wurde Benedictiner. So ernstlich meinte es aber dieser Jüngling mit seinem Beruf, daß er in den ersten sechs Jahren nicht ein Mal aus den Ringmauern der Abtei hervortrat. Auf meine Frage (meldet der Berichterstatter), die ich deshalb einmal an ihn that, „ob diese Gefangenschaft ihm denn nicht sehr beschwerlich geworden sey?" erwiederte er: „Keineswegs! Ich rechne mir diese Eingezogenheit auch nicht einmal im Geringsten zum Verdienst an. Sehr früh hab ich einsehen gelernt, wie flüchtig der sinnliche Genuß des Lebens sey; einen herrlichern und dauerhaftern Genuß hat mir von jeher ein gutes Buch gewährt. Abgeschieden von der Welt habe ich mich stets frei und froh in Gott gefühlt und in Betrachtungen und Wünschen der Unsterblichkeit mein süßestes Glück gefunden!" Und in der That, so war es seine Weise auch immer gewesen. Bälle, Schauspiele und reich besetzte Tafeln hatten ihn nie in seinem stillen, gedanken- und gefühlvollen Wesen stören können. — Dieser frühen und gewohnten Lieblingsneigung entsprach nun der Aufenthalt zu Huysburg auf das Vollkommenste. Ordnung, Eintracht und dazu, was den Unterricht der jüngeren Brüder betraf, einen Lehrer, der es redlich meinte, den gelehrten, helldenkenden Isidorus Hagspiel, damals Rector, — hatte er auf Huysburg gefunden. Der hell- und

scharfblickende Hagspiel merkte bald, weß Geistes Kind der neue Klosterbruder sey, und übergab ihm eines Tages die Schlüssel zu der Klosterbibliothek mit den Worten: Scio, quod vir desideriorum tu es. So hatte nun Carl die längst ersehnte Gelegenheit gewonnen, seinen wissenschaftlichen Durst zu stillen und besonders auch die älteren Werke kirchlicher Schriftsteller kennen zu lernen, mit denen er sich dann allgemach auf das Genaueste bekannt machte.

Acht Jahre war van Eß im Kloster gewesen, da starb der bisherige Abt, der liebenswürdige Engelbert (6. Februar 1796) und Isidorus Hagspiel, der Rector, wurde von der Brüderschaft an dessen Stelle erwählt. Das Lehramt aber, welches bisher Isidorus bekleidet hatte, wurde nun unserm van Eß, als dem dazu Fähigsten und Würdigsten, übertragen. Und so rühmlich verwaltete er dasselbe und so ausgezeichnet waren seine Fortschritte, daß er 5 Jahre nachher (1801) vom hohen Ministerio der geistlichen Angelegenheiten zu Berlin, als Professor auf die Universität zu Frankfurt an der Oder berufen wurde. Anfangs nahm er diesen ehrenvollen Ruf an. Als aber sämmtliche Mitglieder des Klosters, denen die Ehre, aus ihrer Mitte einen Professor hervortreten zu sehen, kein Ersatz schien für den Verlust eines so geliebten und nützlichen Klostergenossen, ihn (1. September 1801) einstimmig zu ihrem Prior erwählten und bei ihnen zu bleiben baten, wurde der Entschluß, nach Frankfurt zu gehen, stark erschüttert, und dann bald nachher gänzlich aufgegeben. Die Vorliebe für das Kloster und die Brüder trug den Sieg davon, — wie denn in vielen Fällen, wenn auf das weiche, gefühlvolle Herz eingewirkt wurde, van Eß nicht genugsame

Willenskraft übrig behielt, um einen Anfangs festen Beschluß durchzuführen.

Im Jahr 1804, am 2. October, wurde das Kloster Huysburg aufgehoben und van Eß zum ersten Pfarrer der hier fortbestehenden katholischen Gemeinde (aus der nächsten Umgegend) bestellt. „Nun ward er" schreibt ein anderer Berichterstatter, der würdige Pfarrer Placidus Behrens zu Huysburg, in der Todesanzeige, die am 2. Oct. 1824 in das halberst. Intelligenzblatt eingerückt worden ist, „der Schutzengel der Armen des Klosters und „der Zubehörungen desselben, denen durch seine „Vermittelung von der königl. Commission eine lebenslängliche Unterstützung zugesichert wurde. Mit „liebevoller Sorgfalt übernahm er nun, als erster „Pfarrer, die Wirthschaft für seine hier wohnen „bleibenden Brüder; und nach der Aufhebung der „geistlichen Jungfernklöster, im Jahr 18$\frac{09}{10}$, suchten und fanden hier mehrere der heimathlosen, „geistlichen Jungfrauen in dem von ihm gemietheten Theile der Klostergebäude ein Asyl, worin sie „ihre Lebenstage zu beschließen hofften." — Wir kehren zu dem ersten Berichterstatter zurück! — „Mit Besorgung der Pfarrarbeiten noch nicht zufrieden, versuchte van Eß sich jetzo (seit 1804 nämlich) auch auf literärischen Bahnen. Er gab 1807 (Braunschweig, bei Vieweg) in Verbindung mit Leander van Eß, seinem Vetter, eine deutsche Uebersetzung des neuen Testaments heraus, und das Manuscript auch des alten Testaments *)

*) In welchem Verhältniß Carl van Eß mit seinem Vetter Leander, hinsichtlich dieser Bibelübersetzung gestanden, ist dem Einsender noch nicht ganz klar geworden. So viel aber kann er als Augenzeuge versichern, daß er Carln van Eß, wenn er selbigen zu Zeiten be-

liegt zum Druck fertig unter seinen hinterlassenen Papieren. Gewiß würde es längst erschienen seyn, wenn nicht van Eß im Jahr 1811 zum bischöflichen Commissarius (für das Magdeburgische, Halberstädtsche und Helmstädtsche) wäre ernannt worden. Denn nun wandte er alle seine Zeit, all' seinen Fleiß und sein Streben auf das eine Ziel, eine Geistlichkeit nach apostolischer Vorschrift zu bilden. Er bat und er strafte, wo und wie es die Noth erforderte, nach Paulus Art. — „Er lebte" sagt der zweite Berichterstatter, P. Behrens, „von „nun an nur für die ihm anvertrauten Gemeinden. „Kein Opfer für ihr Wohl war ihm je zu theuer. „Allen ihm untergebenen Pfarrern war er stets „Freund und Bruder. Keiner von ihnen trug ihm „einen billigen und gerechten Wunsch vor, den er „nicht nach Kräften zu erfüllen getrachtet hätte, „und so ging auch kein Bedrängter von ihm ohne „Rath und Hülfe."

Wir lassen nun wieder den ersten Berichterstatter reden:

„Wie jede neue Lage für uns eine gewisse Prüfung zu werden pflegt, so erging es auch dem neuen Commissarius der bischöflichen Behörde. Im Jahr 1817 wurde das Andenken des gewiß verdienstreichen *) Luther gefeiert. Carl van Eß, aus vorherrschender Vorliebe für seine, die katholische Kirche, gab gerade damals eine Religionsgeschichte („Entwurf einer kurzen Geschichte der Religion, vom Anfange der Welt bis auf unsere Zeit", zur Einleitung in eine nächstens fol-

---

suchte, eifrig mit jener Uebersetzungsarbeit beschäftigt gefunden und dessen Handschrift stellenweise selbst gelesen hat.

*) Der hier spricht, gehört zur katholischen Kirche.

gende *) „Darstellung der Religionslehre der allgemeinen Kirche Jesu Christi, (Halberstadt, bei Dölle") heraus, die ihm von protestantischer Seite her viele Gegner zuzog, von deren einigen seine kleine Schrift sogar öffentlich verbrannt wurde, während die Katholiken ihm für eben dieselbe Schrift Weihrauch streueten. Indessen muß zur Ehre der protestantischen Welt es gesagt werden, besonders aber zur Ehre der protestantischen Geistlichkeit, daß die Abneigung gegen van Eß, die in der ersten Hitze des Streits sich kund gethan, nur von kurzem Bestande war, und daß dieser Fehde in der Folge von den meisten nicht weiter gedacht wurde. **) — Daß es Carl van

---

*) Nachmals 1822 erschienen. Es wird davon weiter unten die Rede seyn.

**) Besonders waren in obgedachter Schrift „Entwurf einer kurzen Geschichte ꝛc. es die §§. 46—50, nebst dem angehängten Schlußgebet gewesen, worin van Eß, überwältigt und verblendet von dem bittern Gefühl (und Gefühl war das in ihm vorherrschende Vermögen), seine ihm unaussprechlich heilige und theure Kirche bei dem glänzenden Feste der Reformation in einen tiefen Schatten gestellt und manche der Seinigen hierdurch irre werden zu sehen, — sich fast hart und ungerecht gegen die evangelische Kirche und deren ehrwürdige Wiederhersteller ausgesprochen hatte, obwohl doch er selbst die Nothwendigkeit einer Reinigung und Wiederherstellung (s. §. 45 seiner Schrift) der Kirche nicht hatte verkennen und abläugnen mögen; wie denn ja auch von ihm selbst manche Verbesserungen, ganz im Sinn und in Nachahmung der Reformatoren und ihrer Nachfolger, in seiner eignen Kirche ausgegangen sind. Dafür zeugen seine Bibelübersetzung, seine stellenweis deutsche Liturgie, sein verbessertes Gesang- und Unterrichtsbuch. Durch jenen „Entwurf einer kurzen Geschichte ꝛc." zog er sich mehr oder minder scharfe Rügen aus dem benachbarten Halberstadt zu, besonders ein „Sendschreiben" und „eine abgeforderte Erklärung" vom Dr. Wilh. Körte; und dann eine vom Domprediger Dr. Augustin

Eß mit den Katholiken selbst aber erging, wie mit jenem Kinde, welches, als es sah, daß die Magd Tauben schlachtete, darüber dem Vater Vorstellungen wegen der an diesen Thieren verübten Ungerechtigkeit machte und der Vater sich über des Kindes Gerechtigkeitsliebe freute, aber, als er dasselbe Kind Abends bei einem Spazirgange unbarmherzig auf die Frösche losschlagen sah, traurig wurde und sagte: „Man sieht doch, daß überall die Leidenschaft herrscht!" — — Daß, wie oben erwähnt, es Carl van Eß eben so mit den Katholiken selbst erging, davon ist Beweis das Benehmen der katholischen Geistlichkeit, bei der Herausgabe des van Eß'schen Catechismus. *) Seit 20 Jahren hatte er für diesen Catechismus gedacht, nachgelesen, gesammelt, ausgewählt, und mußte nun, als das Buch, wodurch er ein großes und bleibendes Verdienst um die Jugend seiner Kirche sich erworben zu haben fest überzeugt war, an das Licht trat, sich so schief bekrittelt sehen! Das that ihm unaussprechlich weh. Mit dem bittersten Schmerze hat er — fügt der Berichterstatter hinzu — mir

---

verfaßte, ausführliche Gegenschrift: „die Ursachen und Wirkungen der Reformation, uebenbei auch der Geist der Liebe in des Hrn. C. v. Eß Entwurf :c. aufgesucht und näher beleuchtet. Halberstadt 1818."

*) „Darstellung des katholisch-christlichen Religionsunterrichts, in Fragen und Antworten, für Schulen. Von Carl van Eß. Halberstadt, bei Dölle." (ohne Jahrzahl, aber erschienen Ende 1822.)

Der Einsender wird über jenes Benehmen der katholischen Geistlichkeit genauere Nachricht einzuziehen suchen und bei Gelegenheit eines Nachtrages zu diesem biogr. Umrisse — denn Zeit und Umstände behindern jetzo die Vollständigkeit — auch über jenen hier nur beiläufig berührten Punct Auskunft geben.

es geklagt, „daß der Recensent nur von Leiden„schaft könne verleitet worden seyn zu solchem Un„recht. Er, der es mit der Kirche Gottes so red„lich meine und seine Seufzer für das Wohl der „gesammten Menschheit täglich erneuere, sey durch „jenes ungerechte Verfahren gegen ihn Anfangs in „eine gänzliche Niedergeschlagenheit versunken.“ — Ich möchte hinzusetzen — sagt der Berichterstatter — jene so unvermuthet und schuldlos erfahrene Unbill ist, wenn man so sagen darf, die causa efficiens seiner sich um diese Zeit anspinnenden Krankheit und seines viel zu frühen Grabes geworden; denn die nicht zu stillende Gemüthsbewegung nährte die, Anfangs wohl durch Erkältung bei den höchst mühevollen Amtsgeschäften und der hohen Lage des Klosters entstandene Krankheit, und erzeugte allgemach die Lungenschwindsucht bei ihm, dem ich eine eiserne Gesundheit und ein hohes Alter zugetrauet hatte.

Mit unerschütterlicher Geduld und unter stäter, auch selbst durch die immer zunehmende Krankheit nimmer unterbrochener, eifriger, treuer Beschäftigung mit den Arbeiten seines heiligen Berufes bis an seinen letzten Tag — hat er sein Leid, als frommer Christ, getragen. *)

Am 22. Oct. nach beinahe zweijährigem Leiden und nachdem er durch die heiligen Sacramente sich zum Heimgange angeschickt hatte, schied er im 55. Jahre seines thätigen Lebens so sanft hin, daß seine Umgebung ihn nicht hat sterben sehen. Ruhe sanft die Asche dieses treuen Arbeiters im Weinberge des Herrn!“

---

*) Auch der Einsender, der den Kranken kurz vor dem Hinscheiden besuchte, kann jenes rühmlichen Zeugnisses buchstäbliche Wahrheit bestätigen.

Hier schließt die Nachricht des ersten Berichterstatters.

„Uns Huyseburgern" sagt der zweite Berichterstatter, P. Behrens, „ist sein Verlust unersetzlich. „Nur die Hoffnung des Wiedersehens und Besserseyns dort jenseit des Grabes gießt Linderung in „unsere blutende Herzenswunde. — Gewiß alle, „die den Entschlafenen kannten, theilen gern mit „uns den herben Trennungsschmerz und gedenken „seiner in Liebe und Gebet vor Gott."

Nachdem wir, ohne vorzugreifen, zwei Glaubensgenossen und Vertraute des Hingeschiedenen von ihm und über ihn haben reden lassen, wird es uns verstattet seyn dürfen, auch aus unserer Erfahrung und Beobachtung noch Einiges hinzuzufügen. — Wenn wir die Erinnerungen eines langjährigen Umgangs mit dem Verewigten und daneben die Schriften desselben in Betrachtung ziehen, so stellt sich uns van Eß (hier abgesehen von seiner wissenschaftlichen, das Gewöhnliche übertreffenden Ausbildung) dar, als ein Mann von großer Lebhaftigkeit *) des Gefühls und des Geistes, zugewandt vorzugsweise dem Religiösen, wie es ihm besonders und meistens in der Farbe und in der Form seiner Kirche erschien. Diese Einseitigkeit und Beschränktheit der Ansicht wird man sich aus den oben geschilderten Umständen seines Lebenslaufes genugsam erklären können. Doch mag man hierüber auch das Nachwort (S. 211. 12) zu seiner bereits erwähnten „Darstellung des katholisch-christlichen Religionsunterrichts. Halberst., bei Dölle;" nachlesen.

Es gab indessen Zeiten und Augenblicke, wo das Religiöse auch in seiner Reinheit und Unbe-

---

*) Stärke, Kraft, Festigkeit — nicht.

schränktheit bei ihm zur Herrschaft kam und wo dann manches Vorurtheil für eine Weile zurücktrat.

Der gefühlvolle, begeisterte van Eß war, wie es jene seine Eigenthümlichkeit mit sich brachte, ein, auch mit großen Aufopferungen, wohlthätiger, in allen Amtsgeschäften höchst eifriger, durch beredte, dem Herzen entströmende Predigten und durch gewissenhafte, emsige Verwaltung der Seelsorge thatkräftig wirkender Geistlicher, so wie überhaupt im Umgange ein freundlicher und gefälliger Mann, wobei jedoch, wenn diejenigen, mit welchen er umging, zu einer andern Religionspartei gehörten, eine gewisse Zurückhaltung und Ungemüthlichkeit zuweilen nicht ganz unbemerkbar blieb.

Zu den Zeiten und Augenblicken, wo das Religiöse in seiner Reinheit und Unbeschränktheit bei ihm fast den Sieg über eingewurzelte Vorurtheile davon getragen hätte, gehört die Periode, wo, während der französischen Gewaltherrschaft, Rom nur schwach auf Deutschland einwirken konnte und wo sich die katholische, deutsche Kirche an mehreren Orten beinahe wieder zu jener nationalen Unabhängigkeit erhob, wie sie sich derselben in den Zeiten vor St. Bonifacius erfreut hatte. Dies war die Zeit, wo van Eß die römischen Vorurtheile gegen Bibelübersetzungen in der Muttersprache vergaß, wo die Liebe und Bewunderung und Verehrung des reinen Gotteswortes, als der ächten Quelle des wahren Christenthums, sein Herz und seine Thätigkeit frei beherrschte und das unberechenbar heilsame Unternehmen der Uebersetzung zunächst des neuen Testamentes für katholische Christen erweckte und glücklich zu Stande brachte. — Auch (1812) eine neue Ausgabe des Deutgenschen Gesangbuchs, in welches er eine große Anzahl der besten Gesänge aus evangelischen Gesang-

büchern aufnahm, veranstaltete er damals. Nächstdem führte er, so weit sein Wirkungskreis reichte, eine deutsche Liturgie, wenigstens für einige Theile des Gottesdienstes, ein, wie er denn überhaupt alles Gute, was ihm die evangelische Kirche in trefflichen Büchern oder auf andere Weise darbot, so weit es irgend ohne Anstoß der Schwachen geschehen konnte, mit Unparteilichkeit und ächter Weisheit benutzte. Bei dem unbeschränkten, herzlichen, ehrerbietigen Vertrauen, dessen er sich, wegen seiner Freundlichkeit in Worten und Werken, wegen seiner ausgezeichneten Amtstüchtigkeit und Thätigkeit, auch wegen des sehr für ihn gewinnenden Aeußern, da er ein großer, schöner Mann war, in dessen blühendem Antlitze Milde und Ernst und der Schimmer frommen Gefühls und Aufschwungs angenehm verschmolzen erschienen, — bei seinen Gemeindegliedern zu erfreuen hatte, konnte er so ziemlich mit freien Händen walten, und nahm der Gunst dieser Umstände auch freudig und fleißig wahr, — so lange sie dauerte. Als aber, nach Bonapartes Fall, der Pabst sich wieder erhob und Wessenberg die ersten Schläge der schweren Hand jenseit der Alpen her fühlte, kehrte van Eß zur alten Obedienz gegen Rom zurück, wagte nichts mehr für sich selbst und hielt mit seltner, doch fortdauernd reger Thätigkeit sich nun still binnen der vorgeschriebenen engeren Grenzen. Er hielt dafür, daß, in geistlichen Dingen, von einem gleichfalls geistlichen Oberhaupt und den mit diesem innigst verbundenen Kirchenvorstehern abzuhangen, weit würdiger, angemessener und sicherer sey, als einer Menge verschiedener, wandelbarer und oft sehr profaner Willen dahin gegeben zu seyn. Auch hierin und deswegen erschien ihm die Hierarchie seiner Kirche als eine wahrhaft heilige und darum göttliche

schränktheit bei ihm zur Herrschaft kam und wo dann manches Vorurtheil für eine Weile zurücktrat.

Der gefühlvolle, begeisterte van Eß war, wie es jene seine Eigenthümlichkeit mit sich brachte, ein, auch mit großen Aufopferungen, wohlthätiger, in allen Amtsgeschäften höchst eifriger, durch beredte, dem Herzen entströmende Predigten und durch gewissenhafte, emsige Verwaltung der Seelsorge thatkräftig wirkender Geistlicher, so wie überhaupt im Umgange ein freundlicher und gefälliger Mann, wobei jedoch, wenn diejenigen, mit welchen er umging, zu einer andern Religionspartei gehörten, eine gewisse Zurückhaltung und Ungemüthlichkeit zuweilen nicht ganz unbemerkbar blieb.

Zu den Zeiten und Augenblicken, wo das Religiöse in seiner Reinheit und Unbeschränktheit bei ihm fast den Sieg über eingewurzelte Vorurtheile davon getragen hätte, gehört die Periode, wo, während der französischen Gewaltherrschaft, Rom nur schwach auf Deutschland einwirken konnte und wo sich die katholische, deutsche Kirche an mehreren Orten beinahe wieder zu jener nationalen Unabhängigkeit erhob, wie sie sich derselben in den Zeiten vor St. Bonifacius erfreut hatte. Dies war die Zeit, wo van Eß die römischen Vorurtheile gegen Bibelübersetzungen in der Muttersprache vergaß, wo die Liebe und Bewunderung und Verehrung des reinen Gotteswortes, als der ächten Quelle des wahren Christenthums, sein Herz und seine Thätigkeit frei beherrschte und das unberechenbar heilsame Unternehmen der Uebersetzung zunächst des neuen Testamentes für katholische Christen erweckte und glücklich zu Stande brachte. — Auch (1812) eine neue Ausgabe des Deutgenschen Gesangbuchs, in welches er eine große Anzahl der besten Gesänge aus evangelischen Gesang-

„was in der heil. Schrift und in der apostolischen
„Erblehre enthalten, uns von der katholisch=christl.
„Kirche Gottes zu glauben vorgestellt wird."

Ich glaube, Jesus, alles fest,
Was mich die Kirche glauben läßt,
Die stets von den Aposteln her
Getreu bewahret deine Lehr':
Weil du in ihrer Mitte bist
Und dein Geist selbst ihr Lehrer ist.*)

In einer Note zu diesem §. fügt er hinzu: „daß der Pabst zugleich als Fürst ein eigenes Land besitzt, darob wird er von manchem Weltkinde beneidet. Wie heilsam aber der Besitz eines von aller Welt unabhängigen Landes für den obersten Bischof der Christenheit sey, das leuchtet dem nachdenkenden Christen völlig ein, wenn er erwägt, daß es gut, ja nothwendig sey, daß der Vater der Christenheit, der, als Mittelpunct der Einheit, der ganzen christlichen Welt gemeinschaftlich angehört, von allen Fürsten unabhängig in einem eigenen Lande wohne. — Wer den Sinn der Menschen und den Geist der Nationen kennt, der wird hier gern sein Amen sagen."

Daß bei diesen Ansichten von der Höhe und den Vortheilen der katholischen Kirche van Eß sich, als ein durch Priesterweihe ausgezeichnetes Mitglied derselben, sehr hoch erhoben und sehr glücklich fühlte, ist leicht zu erachten. — Auch die Aufopferung der süßesten Freuden des irdischen, und namentlich des häuslichen Lebens, welche er, als Priester, für höhere Zwecke — nach seiner Ansicht — dargebracht,

*) Jeder §. schließt mit einem Liederverse und ist mit ausgewählten Bibelsprüchen versehen, wie im evangel. Catechismen.

verstärkten ein frohes und fast stolzes Selbstbewußtseyn. — Ein geweihter Priester, frei von allen Banden und Berücksichtigungen irdischer Verhältnisse, Niemandem verpflichtet, als Gott und der Kirche Gottes, ausgerüstet, wie vom Himmel, mit der Macht, die Geheimnisse der Seelen aufzuschließen und sie zu binden oder zu lösen für Zeit und Ewigkeit, und selbst die Teufel *) — erforderlichen Falls — zu Paaren zu treiben; — wie hoch gestellt mußte ein Mann von van Eß Gefühl, Phantasie und Begeisterung sich erblicken! — Auch vermißte man, wenn jene Blendungen in ihm Oberhand gewonnen hatten und er in solchen Momenten etwa Geistlichen einer, wie er meinte, nicht so hochbegünstigten Religionspartei gegenüber stand, dann wohl den sonst klaren, freundlichen Blick und die Regungen eines nur von der Liebe erwärmten Herzens. — Jene hochgeschwungenen Vorstellungen von einem geweihten Priester der kathol. Kirche findet man im 10. §. seines „Religionsunterrichts" den Laien mit starken Farben vor Augen gehalten; und er ließ sich davon durchaus nichts abdingen. — Daß bei solchen Ansichten von der alleinigen Richtigkeit und Gültigkeit der kathol. Kirche er auf das Eifrigste strebte, kein Mitglied von derselben abtrünnig werden zu lassen, sondern vielmehr anderer Religionsparteien Mitglieder zu derselben herüber zu ziehen, wird man leicht vermuthen können, auch sich darin keinesweges irren.

Hier müssen wir aber noch hinzufügen, daß, wie streng-orthodox van Eß, betreffend die eigentlichen Glaubenslehren seiner Kirche war und darin auch nicht das Mindeste nachlassen und nachgelassen

*) Daß van Eß hiervon ehrlich überzeugt war, kann durch Thatsachen erwiesen werden.

ort, lebten hier, wie sie es gewohnt waren, nach alter, klösterlicher Weise und van Eß, obwohl ohnedem mit Geschäften überladen, unterzog sich dennoch willfährig den Auslagen und Mühen einer auf dieser abgelegenen Waldhöhe höchst beschwerlichen und kostspieligen Oeconomie, um eine gemeinschaftliche Speisung der Bewohner des Klosters, so wie auch der aus den umliegenden Dörfern zur Klosterschule kommenden Kinder zu veranstalten und überhaupt der Benedictiner stets und mit Recht gepriesene Gastfreundschaft gegen männiglich fortzusetzen. — Wenn man bedenkt, daß manche dieser wohlthätigen und freundlichen Einrichtungen nun, nach seinem Hintritt, und nachdem die Klostergebäude durch eine königliche Schenkung in andere Hände übergegangen sind, nicht werden fortbestehen können, so wird man den klagenden Ausruf des noch übrig gebliebenen Pfarrers, des wackern Placidus Behrens, „uns Hüyseburgern ist sein Verlust unersetzlich!“ auch in Hinsicht der häuslichen Verhältnisse nur zu gegründet finden. Uebrigens hat er doch in seinem Testamente für die Fortsetzung seiner wohlthätigen Zwecke nach Möglichkeit gesorgt. Ein Lieblingsgedanke und Lieblingsbestreben, wodurch er dem gefühlten Mangel an Lehrern für Kirchen und Schulen seines Sprengels zunächst abzuhelfen wünschte, war: die Stiftung eines Seminars auf der Huyseburg. Zugleich hoffte er hiedurch für die künftige Erhaltung dieses ihm so lieben Ortes am sichersten sorgen zu können. Aber aller angewandten Mühe ungeachtet, hat er die Ausführung dieses Plans nicht erwirken können.

Doch hören wir nun unsern van Eß selbst über seine liebe Huyseburg reden! — Er hat ihr ein eigenes Büchlein „Kurze Geschichte der ehemaligen Benedictinerabtei Huysburg, nebst einem Ge-

mälde derselben und ihrer Umgebungen. Mit 3 illum. Kupfern (von Henne). Halberstadt 1810. im Bureau für Literatur und Kunst. 8." gewidmet. — §. 7. S. 93 dieser sehr lesenswerthen Schrift handelt von dem eigentlichen Conventsgebäude, in welchem auch van Eß wohnte. „Die Wohnungen der ehemaligen, nun zum größten Theile schon in alle Welt zerstreuten, Mitglieder des Klosters liegen jenseits der Bibliothek und der Kirche, gegen Mitternacht und Morgen. Unbeschreiblich reizend ist die Aussicht, die sie dem einsamen Bewohner gewähren. Ich selbst bewohnte nach einander beide Flügel und erinnere mich mit tausend Entzücken der Vergnügungen, die ich in allen Jahreszeiten da genoß. Wo wäre auch ein Kloster, wie dieses? — Tiefe Einsamkeit und freundliche Natur um sich, und muntere, stets wechselnde Scenen des ländlichen Lebens unter sich, in den Ebenen, habend, konnte der genügsame Klausner hier glücklicher, als irgendwo, leben. Ohne in der Wildniß zu seyn, genoß er des erquickendsten Anblicks der einsamen Natur. — Ach! hättest du nur selbst, du armer, verfolgter Bukko *), hier deine Tage in Frieden verleben können! Hier, wo du so oft von deinen Geschäften und Mühseligkeiten ausruhtest, wenn Mißgunst und Neid dich überfielen. — Hier im Gebüsche und zwischen den Mauern des Klo-

*) Der Stifter des Klosters, 1084, am 12. November. Dieser Bukko, oder Burkhard II., Bischof von Halberstadt, wurde 1088 zu Goslar bei einem Volksauflaufe tödtlich verwundet und starb am 11. April zu Ilsenburg an seinen Wunden. — Als 1806 die Franzosen in das Halberstädtsche einbrachen, entging übrigens auch van Eß nur mit genauer Noth einem ähnlichen Schicksal, denn das einsame Kloster wurde von Marodeurs überfallen und geplündert.

sters würdest du vor den Dolchen deiner Feinde sicherer gewesen seyn. — Ich stelle mir, Verklärter! recht lebhaft die Bitterkeit vor, womit deine letzten Lebensjahre vergällt waren. — Du, den ich so ganz verstehe und verehre in deinen hohen Tugenden, wie in deinen Grundsätzen." —

§. 4. überschrieben „die Sargstedter und Schwanebecker Warte" enthält folgende schöne Stellen: „Auf einer über ihre Nachbarn hervorragenden Bergspitze kommt sie (die Sargstedter Warte, eine halbe Stunde vom Kloster) zum Vorschein, und mit ihr die mehr als 40 Meilen im Umfange begreifende Landschaft. Man klimmt auf einer von der alles zerstörenden Zeit gebildeten Treppe die, etwa noch 13 Fuß hohe, Ruine heran, um die ganze Natur, die für unser und anderer Geschöpfe freudiges Leben da ist, mit Dank und Entzückung zu umfassen. Wie das Kind auf einen Stuhl, steigt man da, um dem Angesichte der Mutter näher zu seyn und sie mit unserer kleinen Umarmung zu umschließen." (S. 122).

„Wie oft und wie herzlich ergötze ich mich hier an dem freudigen Wuchse der Pflanzen und an ihrer Blüthenpracht und an der Fülle der Erdbeeren und an dem Gewimmel der Mäher, Harker und Binder, und an dem blendenden Weiß der Thürme des Klosters, die gegen Morgen, wie ein leuchtender Pharus, über der Waldfluth sich emporheben. — Einmal hörte ich hier ihre Glocken und die Glocken der Stadt und aller benachbarten Dörfer. Ich kann es nicht sagen, was ich damals — es war gerade die Zeit, wo in Frankreich die Kirchen ihrer Glocken beraubt wurden — empfand! — und einmal sprach ich, an einem schönen Nachmittage, hingelehnt an die Wand dieses deckelosen, großen Stuhles, im

Geiste und in Entzückung: „Ihr, die ihr den ersten Morgengruß der Sonne empfangt und von ihrem letzten Strahle geröthet werdet, — Jahrhunderte thront ihr schon in dieser seligen Gegend, — Tausende von Menschen sahen euch bewundernd, — auch ich staune euch an, in eurem neuen *) Gewande und werde vor euch den Weg meiner Brüder vorüber gehen müssen, und zu euren Füßen **) in meinem Staube ruhen. Aber die Zeit kommt doch endlich auch an euch. Die Zeit kommt, in welcher auch ihr in den großen Schmelztiegel ***) sinken werdet — zu undenkbaren, neuen Schöpfungen; das weiß ich; — ihr wißt es nicht, — wißt auch nicht, was ihr seyd, und euer neuer Zustand wird keine Fortsetzung eures Wesens seyn. Ich aber werde mit den vorübergegangenen Menschen bleiben im ewigen Fortschreiten zum göttlichen Wesen." — Dann sprang ich, gestärkt durch diesen Gedanken, mit Frohsinn und Muth auf, stieg hinab von meiner Waldkanzel und wandelte wieder zurück in meine Burg — in diese meine Vorkam-

---

*) Die Thürme waren kurz zuvor durch einen neuen Anwurf geschmückt.

**) Am Fuße der Thürme liegt der Kirchhof.

***) — — Stat Carbasus, inque figuram
Ignis *apex pharii* surgit: mirabile visu,
Ridet et armatas hyemes et provocat austros;
Nec nisi cum lapso pannus lacerabitur orbe.
Commune hoc factum est; equidem terrestria nullo
Stant secura loco, casumque *infirma* minantur.
Aedes, navis, homo, (magis autem *foemina*), *pontes,*
Semper egent *refici,* ne tota ruina sequatur.
Sed neque et ista juvant. *Omneis tam certa manet mors.*

Jac. *Balde,* Tom. III. p. 251.

mer zum ewigen Leben. — O Christenglaube, wie köstlich bist du! —"

§. 8. Das Echo. „Nahe beim Kloster, der mittäglichen Seite der Ringmauer gegenüber, liegt die nächste Stelle. Sie gibt den Rückschall zweisylbiger Worte deutlich, vollständig und zwar doppelt. Eine zweite Wohnung des Wiederhalls ist die mittlere Gegend der von Dingelstedt nach Eilsdorf ziehenden Wiesen. Ganze Stanzen des Jagdhorns habe ich da von dem eine Drittel-Meile weit entfernten Huywalde über Anderbeck und Dingelstedt reflectiren gehört. — Schweigend, wie die stille Gesellschafterin, Dämmerung, lauscht man mit Ungeduld auf die kommende Stimme des Nachhalls, und schmilzt im Empfange der Begrüßung dieser ewigen Freundin der Wildniß. — Gern entsage ich in solchen Augenblicken dem Mitgenusse der künstlichen Opern der Städter und ihrer oft ziemlich langweiligen Concerte, — voll vom Gefühl des Segens der zufriedenen Einsamkeit und der balsamischen, milden Abendluft."

§. 9. Das Frohnleichnamfest.*) ——— (S. 137). „Man trägt an diesem Tage, nach beendigtem Hochamt und der Predigt, im feierlichen Zuge das Heiligste außer der Kirche umher, und Musik und Gesänge verkünden es denen, welche nicht auch in der Kirche an der Feierlichkeit Theil nehmen können, daß wir das Fest der Gemeinschaft feiern. Alle sollen auf die feiernde Versammlung schauen und den Gedanken erwägen: „Wir sind Alle Eins — Eins in Christo." Auch die ent-

*) Der feierliche Gottesdienst, der schöne Huywald, die gewisse Hoffnung, viele Freunde und Bekannte zu treffen, versammelte Tausende aus der ganzen Umgegend im Huywalde, nächst dem Kloster.

fernteren Nachbarn ladet das Läuten aller Glocken dazu ein, sich mit uns der Feier und des Gedankens zu freuen: „Alle — alle vereinigen sich heute zur gemeinschaftlichen Anbetung Gottes und Jesu. Alle danken für die unaufhörlich bestehenden Beweise seiner Liebe gegen die Menschen, nämlich für die Wohlthat, auf eine geheimnißvolle Weise stets unter uns zu seyn, vermittelst der Einsetzung dieses h. Sacramentes. Das ist die religiöse Ansicht dieses Festes!"

§. 10. Mein Gebet. (1. Kor. 10, 31). „Preis und Dank dir, Vater des Lichtes und der Wahrheit, daß du nicht allein die h. Schrift, nicht allein Vernunft und Gewissen, sondern auch die Natur in allen Jahreszeiten zur faßlichen, eindringenden Lehrerin der Weisheit und unserer Pflichten uns gegeben hast.

Die brennende Tagesgluth des Sommers geht vorüber — und läßt uns hoffen, daß auch schwüle Prüfungsstunden und bittere Leidenstage vorüber gehen werden; — und des Herbstes schauerliche, den Baum entkleidende Winde, — wie des Winters unerbittliche Zerstörungen nöthigen uns, nicht auf das Sichtbare, was vergeht, sondern auf das Unsichtbare, was ewig bleibt, zu sehen —; und von deiner Hand, mit blühender Schönheit geschmückt, hebt der Frühling sein Haupt aus der Nacht des Winters empor, um unsern Geist zu dir, der Quelle des Lebens, hinzuleiten, — um unsern Glauben an dich und deine Schöpferkraft zu stärken, und unser Herz mit frohen Ahnungen einer bessern Welt zu erfüllen, die uns Alle einst, am Ende unsrer irdischen Laufbahn, zum seligern Daseyn vereinigen wird. — Herr der Weisheit! erleuchte du unsern Geist, daß wir in diesem Tempel deiner Allmacht stets mit kindlicher Ehrfurcht wandeln, — enthülle

uns deine Herrlichkeit, daß wir in das Innere der Natur mit kindlich frommem Sinne blicken, und erhebe uns zu den Höhen des Glaubens, von welchen Jesus Christus, dein Geliebter, die ganze Schöpfung als einen großen Schauplatz deines Daseyns und Wirkens betrachten ließ. Dann, o dann werden alle Tage unseres Lebens für uns Tage des Segens und der Freude seyn; dann werden wir immer würdiger werden, in jenes große Heiligthum der Zukunft einzutreten, wo uns die Wonne eines ewigen Frühlings erwartet. Amen."

Und dieser Wonne des nie verblühenden Frühlings droben erfreuest du frommer, gefühlvoller, begeisterter Beter nun dich immer und ewiglich; und auch wir sprechen: Amen!

— y —
S. A. G. Th.

Clamer Eberhard Carl Schmidt,*)

gewesener Kriegssecretär und Domcommissär zu Halberstadt.

geb. den 29. December 1746.
gest. den 12. November 1824.

In den letzten drei Decennien des achtzehnten Jahrhunderts war Halberstadt der Sitz vieler gelehrten, talentvollen und ausgezeichneten Männer, und es regte sich in dieser Stadt ein literärisches Leben und Treiben, von welchem heute kaum noch ein Schatten geblieben ist. Wir dürfen kein Bedenken tragen, Clamer-Schmidt unter die Zahl jener Männer zu setzen, und mit ihm endete der letzte Zeuge jener schönen, frisch lebendigen Zeit. Er hat seine Vaterstadt, wo sein frommer Vater, Gottfried Schmidt, als Domcämmerer den 26. November 1789 im 82. Lebensjahre starb, mit Ausnahme seiner Universitätsjahre und einiger Reisen, nie verlassen; auch sehnte er sich nie in die Kreise einer vielbewegten und verbreiteten Wirksamkeit, denn

*) Diese kurze aber characteristische Lebensschilderung, welche in No. 16. des literärischen Conversationsblattes 1825 zuerst abgedruckt worden und der Feder eines authentischen Zeugen entflossen ist, stehe hier mit einigen Zusätzen aus dem kleinen lesenswerthen Aufsatz in dem neuen halberstädtischen Merkur: „Erinnerung an Clamer-Schmidt" vermehrt. Die in diesen Blättern verheißene größere Biographie wird das hier Ermangelnde baldigst zu ersetzen wissen.

Stille und Geräuschlosigkeit waren das Element seines Lebens. Drei ausgezeichnete Männer hatten, nach seiner eignen oftmaligen Versicherung, in seinen Jugendjahren den entscheidendsten Einfluß auf seine gelehrte und dichterische Ausbildung: Struensee, Göckingk und Gleim. Der erste war der berühmte Rector der halberstädter Domschule, der den jungen Schmidt wegen seines Fleißes und seiner Talente liebgewann, ihm aber eine ganze Zeit lang böse war, weil dem ernsten, strengen Schulmann ein Epithalamium seines Zöglings zufällig unter die Augen gekommen war, in welchem sich dieser schalkhaft ausgelassen hatte, man werde wohl nach vierzig Wochen sehen, welche Folgen das Hochzeitfest hätte; an Göckingk schloß er sich mit dem ganzen Feuer jugendlicher Freundesinnigkeit, und die sich früh begegnenden Geister haben in einer länger als funfzig Jahre dauernden Freundschaft gelebt, die erst der Tod getrennt hat; Gleim, den das Talent nicht abzusprechen war, Geister zu prüfen und heraus zu erkennen, kam dem Jüngling hülfreich und freundlich entgegen und munterte seine schüchterne Muse auf. Bald brachte sie auch ihre Gaben und characterisirte sich in den 1769 zuerst erschienenen: fröhlichen Gedichten als ein frohsinniges, harmloses und anmuthiges Kind, das sich gar gern in den sonnenhellen Regionen schuldlosen Genusses ergeht und den Wahlspruch hat: carpe diem. Im Jahr 1772 machten die Phantasien in Petrarca's Manier, Lemgo 1772, seinen Namen zuerst in Deutschland bekannt und erwarben ihm manchen Freund und Verehrer. Freilich war es damals, wo unsere Literatur die ersten Blüthen trieb, viel leichter, sich Kundbarkeit und literärische Freunde zu erwerben, als jetzt, wo in jedem Mondscheinssäculum poetische Geister, neu hervortauchend,

die Höhen der Unsterblichkeit zu erklimmen streben. Wieland gehörte auch keineswegs zur Zahl seiner literärischen Beschützer und Freunde, und erst da traten beide Männer in eine Art von Verbindung, als Schmidt einige Sonette zum Abdruck im Merkur mittheilte, die, zwar in der Form verfehlt, doch den Reiz der Neuheit hatten, indem bis dahin diese geputzten provencalischen Kinder Deutschland eben noch nicht durchwandelt hatten. Zwei Sammlungen vermischter Gedichte, 1772 u. 1773, Hendekasyllaben, 1773, Gesänge für Christen, Lemgo 1773 und Catullische Gedichte, Berlin 1774, zeugen von der Regsamkeit und Fruchtbarkeit seines Geistes in dieser Zeit. Die Elegien an meine Minna (1773) athmen schwärmerische, hoffnungslose Liebe. Wer diese Minna war, wissen seine gleichzeitigen Freunde nicht zu sagen, und er selbst hat auch in spätern Jahren darüber hartnäckig geschwiegen. Sonst nahm er an verschiedenen Musenalmanachen lebhaften Antheil. Doch konnte es Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht fehlen, daß seine einfache und heitere Dichtungsweise allmälig die deutsche Nation weniger ansprach. Durch die kantische Philosophie und ihren Verehrer Schiller war ein gewisser Tiefsinn, selbst in die lyrische Dichtung, gekommen, und je mehr weiterhin die von Frankreich ausgehenden Stürme Deutschland und den größten Theil Europa's erschütterten und die frühere unbefangene und oft heitere Stimmung des deutschen Volks trübten, desto weniger konnte und mochte man dem Sänger, der zum frohen Genuß der Gegenwart aufforderte, Ohren und Herzen öffnen.

Im Jahr 1781 verheirathete er sich mit der Tochter eines in Halberstadt sehr geschätzten Arztes, Friedrich Gottfried Abel, mit der er über drei und

später versetzten ihn die kriegerischen Unruhen 1806 und bald darauf unter westphälischer Regierung, die Aufhebung des Domcapitels in eine precäre, höchst sorgenvolle Lage. Wenn ihn aber auch solche Leiden auf Stunden niederbeugten, so lähmten sie doch nicht die Schwingen seines Geistes; die freundliche Muse heilte jede Wunde, und sie stand ihm in jeder Zeit der Noth zur Seite; er hauchte seinen Schmerz in seine Lieder, und er ward vergessen. Die Art und Weise, wie Horaz das Leben nahm und in seinen Liedern behandelte, sprach ihn besonders an, und er erkannte in dem sinnigen, leichtblütigen Römer seinen Geistesverwandten; deshalb weihte er der Verdeutschung desselben, im Geiste des classischen Alterthums, manche Stunde, bis nach und nach die Oden und Epoden übersetzt waren. Das Werk erschien jedoch erst, nachdem es zwiefach das Horazische: nonum prematur in annum, erfüllt hatte, im Jahr 1819. Die Periode, wo er seine Beiträge in die Beckerschen Erholungen gab, kann man wohl die Blüthenzeit seines literärischen Schaffens und Treibens nennen; zu bedauern ist, daß Ferdinand Palmhorst, der in diesen Blättern zuerst erschien und wohl nebst Clamersruh das Beste seyn mag, was er geliefert, nicht vollendet wurde. Unmittelbar nach dieser Zeit beschäftigte ihn lebhaft die Herausgabe der Briefe zwischen Gleim und Klopstock und einigen zu seinem Kreise gehörigen Freunden (1810 in 2 Bänden) die ihm aus des Erstern literärischem Nachlaß testamentarisch zugefallen waren, und eine kleine Fehde, die diese Herausgabe zur Folge hatte, mag wohl die einzige in seinem friedlichen Leben gewesen seyn. Denn während einige den Mann ganz, wie er war und lebte, der Nachwelt vorgeführt wissen wollten, mochten andere ihn

gleichsam nur im Feierkleide erscheinen lassen und Alles beseitigt haben, was, nicht sonst schon allgemein bekannt, einen Schatten auf den Gefeierten werfen konnte. Daher entging Cl. Schmidt, der sich, und gewiß nicht ohne Glück, bemühet hatte, die Mittelstraße zwischen beiden Extremen zu halten, doch dem Tadel der Leser von der letzten Classe nicht und erndtete von seiner Bemühung nicht den Dank, den er sich mit Recht davon versprechen durfte.

Als ihm der Herbstmond seiner Tage kühler anwehte, und er sein Amt niedergelegt hatte, lebte er gänzlich seiner Familie, seinen Freunden und den Musen. In den letzten Jahren beschränkte sich sein Umgang mit letzteren mehr auf Einsammeln; an Productivität war nicht mehr zu denken. Da er weder Gesellschaften suchte, noch sonst ein Steckenpferd hatte, so widmete er seine ganze Zeit dem Lesen, und sein Sopha, wo immer die neuesten und besten Erzeugnisse deutscher Literatur und Kunst lagen, war seine Welt. Mit einigen Bewährten blieb er noch im Briefwechsel, vor allen mit Göckingk, an dem er mit treuer Liebe und reiner Verehrung hing. Unter die Dichter, die er in den letzten Jahren seines Lebens besonders hoch schätzte, gehört Stägemann, dessen Kriegsgesänge er seinen jüngern Freunden als Vehikel für rhythmische und poetische Studien überhaupt empfahl, und es verdient bemerkt zu werden, daß auf seinem Sopha, wo er endete, die Kriegsgesänge neben seiner Leiche lagen. Nicht minder schätzte er als Menschen und Künstler Fouqué, und bedauerte es oft lebhaft, daß er zu alt sey, um ihn noch aufzusuchen und seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Die jetzt allgemein verbreiteten Walter Scottischen Romane aber wollten ihn nicht mehr ansprechen. Ueberhaupt in-

teressirte er sich bis zum letzten Athemzuge für Alles und Jedes, was dem vaterländischen Boden an Literaturproducten entsproßte, besaß eine ausgebreitete Kenntniß der vorzüglichsten Dichter und schönwissenschaftlichen Schriftsteller, zumal der neuern Nationen, war stets mild in seinem Urtheil, huldigte neidlos dem Verdienst, sprach höchst bescheiden von seinen eignen Leistungen, wo er denn wohl Despreaux Ausspruch mit anführte: „Qui s'eclipse au premier rang, brille au second," und trug, ob wohl nicht ohne Selbstgefühl, die unbillige und harte Begegnung eines bekannten berliner Critikers mit Sanftmuth. In seiner Vaterstadt hatte er noch am Abend seines Lebens einige jüngere Männer gefunden, denen er mit derselben Gesinnung ergeben war, mit welcher er sich in den Jahren der Kraft an frühere Freunde angeschlossen hatte: Friedrich Cramer, Rese und der Gatte seiner einzigen Tochter, der ihm geistesverwandte dasige reformirte Prediger Lautsch. In diesen dreien fand er denselben regen, frischen Sinn für Poesie und deutsche Literatur überhaupt, der ihn selbst beseelte, und wenn er sie in den Abendstunden zuweilen um sich sah, so feierte er mit ihnen und durch sie das, was die Engländer einen „comfortable evening" nennen. Den 29. December 1819 bereiteten ihm seine zahlreichen, nahen und fernen Freunde eine frohe Ueberraschung, indem sie sein funfzigjähriges Dichterjubiläum feierten und einen pierischen Kranz für das ehrwürdige Haupt flochten. Er gedachte sehr oft dieses frohen Tages und fand die Idee, ein Dichterjubiläum zu feiern, wo es weder Ordenszeichen noch Belobungsdecrete geben könne, höchst anziehend und neu. Auch genoß er die Freude, sowohl von seiner Tochter, als von seinem jüngsten Sohne, dem königlich preußischen Divisions-

prediger zu Erfurt, Wilh. Werner Joh. Schmidt, Enkel zu sehen. Eine nicht unbedeutende Pension sicherte ihn, nach Niederlegung fast aller seiner Geschäfte, vor Nahrungssorgen, und einige Jahre vor seinem Ende wurde er durch den Tod eines geliebten und sehr begüterten Verwandten in einen Wohlstand versetzt, der seine bescheidenen Wünsche überstieg.

Schmidt veränderte sich in der letzten Zeit wenig in seinem Aeußern (er zeigte einen schönen Greisenkopf) und machte fast täglich noch seinen Spazirgang in den Abendstunden; aber seine Kräfte nahmen unmerklich ab. Oft sagte er, deren Abnahme und seine Unlust zu Geschäften schmerzlich empfindend, zu sich selbst: „Stirb, stirb, du gehörst nicht mehr in die Kreise der Schaffenden und Wirkenden!" — Den 12. November 1824 hatte er sich noch im Kreise seiner gewohnten kleinen Tagsgeschäfte umhergetrieben; er fühlte sich gegen Abend nicht wohl, und der herbeigerufene Arzt erklärte sein Uebelbefinden für unbedeutend und die Seinigen achteten kaum auf die gewohnte Klage. Gegen acht Uhr legte er sich zum Schlummer auf sein Sopha, nachdem er vorher gewünscht hatte, in einem Stündchen geweckt zu seyn. Als ihn die Gattin halb neun Uhr wecken wollte, war er schon sanft, leise und geräuschlos, wie sein Leben stets war, hinübergegangen in die Friedenswelt. — Wenn auf die Hinterbliebenen ein so schneller Tod nur schmerzlicher wirkt, so war er doch selbst vielen Leiden entgangen, vor allem der Furcht vor dem Tode, wenn er ihn hätte nahen sehen; denn, nach seiner Erzählung, hatte ihm der Anblick der Leiche einer einst schönen Gräfin, in deren Antlitz die Verwesung entsetzlich gewüthet hatte, den Abscheu gegen Grab und Tod früh eingeflößt; zugleich entging er

gemäß, eine Auswahl sammeln und herausgeben, so wie sie auch sein Leben, wie er es größtentheils selbst niedergeschrieben, herausgeben werden. Dieses Leben greift vielfach ein in die deutsche Literaturgeschichte der letzten drei Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts. Sonst besteht sein literärischer Nachlaß in einer Bibliothek, die besonders reich ist im Fach der Literaturgeschichte und in von Gleim ererbten Briefen berühmter Männer und Frauen.

Seine Grabschrift, wie er sie selbst im Jahr 1792 niedergeschrieben hat, möge zum Schluß hier noch eine Stelle finden:

Staub muß mit Staub am Ende sich vereinen:
Dies allgemeine Loos — es traf auch Klamer
Schmidt.
Sein Leben oder sein Erscheinen
Ist bald erzählt: Er freute sich, er litt.
Er freute sich mit Weib und lieben Kleinen,
Mit Freunden ohne Falsch, und Musen, auch mit
euch!
Ihr folgtet ihm getreu bis in das Schattenreich.
Er litt, — was er gelitten, das verhülle
Das stumme Grab! Es war sein eigner Wille
Und der Nothwendigkeit. Nun hat ihn endlich hier
Die Parze still hinab gebettet.
Ihr Freunde, lebt denn wohl! Ihr Gütigen, wenn ihr
Das Bette mir zu machen hättet,
So wär's nicht hier! —

Louise von Matthison,

Gattin des bekannten Dichters, des königl. würtembergischen geheimen Legationsrathes, Oberbibliothekars der öffentlichen k. Bibliothek zu Stuttgart, Ritters des k. Ordens der würtembergischen Krone, Herrn von Matthisson.

geb. den 22. November 1790.
gest. den 13. November 1824.

Ihr Vater ist der verdienstvolle herzogliche Garten-Inspector, Gottlieb Schoch, der Mitschöpfer des berühmten wörlitzer Parks; ihre gleichfalls noch lebende Mutter ist die Tochter des verstorbenen herzoglichen Hofgärtners Eyserbeck in Luisium, dem Sommeraufenthalte der verewigten Herzogin Luise, der Gemalin des ehrwürdigen, 1817 verstorbenen Herzogs Leopold Friedrich Franz. Sie entfaltete sich in der freien Natur unter den Augen der liebevollsten Aeltern in der reinsten Unschuld, und fand besonders in ihrer Mutter, einer der würdigsten Frauen, ein Muster der hohen moralischen Reinheit und Bildung, durch welche sie selbst sich nachmals auszeichnete. Bis zum neunten Jahre erhielt sie Privat-Unterricht von dem damaligen verdienten Schullehrer des Städtchens, vertauschte aber dann das väterliche Haus mit dem großväterlichen in Luisium, um bis zu ihrer Confirmation die musterhafte Mädchenschule in Dessau von hier aus um so leichter besuchen zu können. Fleiß und Wohlverhalten gewannen ihr bald die ganze Liebe

August 1813 gewährt und die treffliche Frau brachte reichen Gewinn für Geist und Herz nach Stuttgart zurück, wo sie wieder mit ganzer Seele in den liebevollen Kreis eintrat, der ihr Stuttgart heimisch machte. Jetzt begann sie mit neuem Eifer an der Bildung ihres Geistes zu arbeiten, und Musik, Zeichnen und die französische Sprache wurden zum Theil mit den schwesterlichen Freundinnen gemeinschaftlich fleißig getrieben. Da sie alles, was sie unternahm, mit dem ganzen Ernste des Willens ergriff und keine Anstrengung scheute, so konnte der Erfolg nicht ausbleiben, wenn auch nicht gerade die eine oder die andere Uebung durch ausgezeichnete Anlagen dazu unterstützt wurde. Bei den Sprachen kam ihr ein unvergleichliches Gedächtniß zu Hülfe und beim Zeichnen der Sinn für Regelmäßigkeit und Sauberkeit, der auch die Arbeiten ihrer Nadel, in welchen sie sich als hohe Meisterin bewährte, zu wahren Kunstwerken erhob.

So verflossen ihr zwei Jahre im gemüthlichen traulichen Kreise, den gegenseitige Liebe und Achtung und gleiches Streben vereinigte; aber jetzt war für sie der glückliche Augenblick erschienen, wo sie die geliebten Aeltern und Geschwister und Gespielen in der Heimath besuchen sollte. Es war im Sommer 1815, daß ihr Gatte sie in die Arme der Ihrigen führte und ihr einige selige Monate im schönen und theuern Wörlitz gewährte, und sie kehrte in neuer Blüthe mit ihm nach Stuttgart zurück.

Der im folgenden Spätjahr erfolgte Tod König Friedrichs veränderte die Lage ihres Gatten, der sich des ganz besondern Zutrauens des hochgebildeten Monarchen bis an dessen Hinscheiden ununterbrochen erfreut hatte, weiter nicht, als daß er in Ansehung seines Berufs weniger unmittelbar

mit dem Hofe in Verbindung stand; wohl aber bewahrte er wie sie das Andenken an genossene Beweise freundschaftlicher Anhänglichkeit und sie blieben frühern Verbindungen getreu, wenn sie auch nicht gerade an der Tagesordnung schienen. — Es verflossen jetzt vier Jahre, in welchen sich ihr Streben und ihr Fleiß gleich blieben, der Kreis ihrer Freunde und Bekannten sich aber sehr erweiterte und ihr Talent für Geselligkeit größern Spielraum gewann, ohne jedoch den Mittelpunct zu vernachlässigen, den sie in der Hartmannschen Familie gefunden hatte und auf den sie gewohnt war alles zu beziehen. Sie fühlte sich als ein Glied derselben und wurde auch von ihr ganz als ein solches betrachtet. Mit kindlicher und schwesterlicher Liebe dachte sie stets darauf, jedem darin Freude zu machen, und die Anfertigung schöner Geburtstags- oder Weihnachtsgaben für die ihr Theuren war ihr eine heilige Angelegenheit, der sie sich oft mit Aufopferung der nächtlichen Ruhe selbst widmete, und mit inniger Freude empfing sie auch dagegen die gleichen Gaben der Liebe. Gern mochte sie aber auch einen größern Kreis in ihrem Hause vereinigen, zu dessen Unterhaltung sie alles aufbot, was in ihrem Vermögen stand, ohne dabei aus dem bescheidenen Standpunct zu treten, den sie sich selbst angewiesen hatte. Diese Anspruchlosigkeit machte sie allen nur um so werther, und jeder fühlte sich ihr dankbar verpflichtet für die Aufmerksamkeit, welche sie auf alles wandte, was jedem ihrer Gäste insbesondere Genuß gewähren konnte. Oefter waren es interessante Fremde, wie denn selten wohl einer Stuttgart berührt, ohne den Dichter Matthisson zu besuchen, die ihr zu solchen Gesellschaften die erwünschte Veranlassung gaben, oder auch die Gäste ihrer Freunde, und mancher Rei-

sende sah sich durch sie in einen Kreis versetzt, der ihm Stuttgart oft unvergeßlich machte. Man fühlte sich wohl in ihrem Hause, denn sie verstand es, ohne besondern Aufwand Eleganz mit Behaglichkeit zu verbinden und der Geist der Nettigkeit und stillen Ordnung, der alles um sie beseelte, erfüllte die Brust mit Wohlbehagen. Nie verstand eine Frau besser als sie, ein Hauswesen anständig zu bilden und zu führen; nie aber auch besser Rath einzuholen und zu benutzen, so daß ihre Bildung als Hausfrau vollendet genannt werden konnte.

Es knüpfte sich aber in dieser Zeit ein Verhältniß an, das zu einer abermaligen Reise nach der Schweiz und tiefer in Italien hinein Veranlassung gab, nämlich die vertraute Bekanntschaft mit der geistreichen, jetzt verstorbenen Herzogin Wilhelm von Würtemberg, die, angezogen von der Liebenswürdigkeit und Anspruchlosigkeit der Frau von Matthisson, und bei dem Zutrauen, welches ihr Gemal und sie selbst in Herrn von Matthisson setzte, den Wunsch hegte, sie zu ihren Begleitern auf einer Reise zu haben, die ihr Gemal und sie mit ihren Kindern zu unternehmen gedachten und die auf längere Zeit berechnet war. Der großmüthige Monarch bewilligte gern dem Wunsche seines Oheims einen hinreichenden Urlaub für Herrn von Matthisson. Die Reise wurde am 6. Juli 1819 angetreten und führte zuerst nach Baden bei Zürch ins Bad und dann nach Genf; von dort aber zum Winteraufenthalte nach dem kunstreichen Florenz. Jedermann beeiferte sich, den hohen Gästen, wo es seyn mochte, den Aufenthalt angenehm zu machen, und jede Sphäre der Gesellschaft öffnete sich hier den geachteten Begleitern der fürstlichen Reisenden, welche dagegen wieder durch sie in manche Verbindungen kamen, die ih-

nen angenehm waren. Da die verewigte Herzogin die Kunst in allen ihren Zweigen, von denen sie besonders die Musik selbst übte, hoch verehrte und gern die geistreichsten Personen an jedem Ort um sich versammeln mochte, die ihr dann auch gern alle eigene oder andere öffentliche und Privat-Sammlungen aufschlossen und durch ihre Belehrungen deren Werth erhöhten; so fand der Geist der Frau von Matthisson auf dieser Reise die reichste Nahrung, so wie ihr Herz Befriedigung in der Beschäftigung mit den herzoglichen Kindern, die alle mit großer Liebe an ihr hingen. Doch sagten die Zerstreuungen, die unter diesen Verhältnissen unvermeidlich waren, ihrem häuslichen Sinn wenig zu, und mit Freuden kehrte sie nach einem Jahre zu ihrer gewohnten Lebensweise nach ihrem lieben Stuttgart zurück. Ein Denkmal dieser Reise sind die interessanten Berichte, welche sie davon einer vertrauten Freundin abstattete.

Geistesbildung war ihr immer die wichtigste Angelegenheit und ihr Augenmerk ging besonders auf Sprachen, indem sie dem Französischen und dem vor der Reise begonnenen Italienischen nun auch das Englische beigesellte. — Tief erschütterte sie der nach einem halben Jahre zu Florenz erfolgte Tod der Herzogin Wilhem und nicht minder der Tod des jüngsten Sohnes derselben nach der Rückkunft der herzoglichen Familie, des Grafen **Constantin**, eines höchst liebenswürdigen blühenden, zehnjährigen Knabens, der ihr großer Liebling gewesen war. Da erheiterte sie im Frühlinge 1822 der Besuch ihres jüngsten Bruders, und dann die Aussicht, ihrem geliebten Gatten einen hohen längstersehnten Genuß zu bereiten durch den Besuch seines vieljährigen Freundes, des würdigen, jugendlichen Greises, **Herrn v. Bonstetten** aus

Genf, der als Philosoph die höchste Achtung der gebildeten Welt genießt. — Welch' eine heilige Angelegenheit ihr die Vereinigung der beiden Freunde war, davon zeugen die Zeilen, die sie dem zögernden Freunde schrieb und die als ein treues Gepräge ihres Geistes und Herzens hier eine Stelle finden mögen:

Verehrtester Freund!

Ihren lieben Brief vom 28. Mai aus Rolle haben wir erhalten, und ich ersehe leider mit Betrübniß daraus, daß alle unsre schönen Pläne und die frohe Aussicht, Sie bei uns zu haben, vernichtet sind. Mein guter Matthisson zwar hofft noch und denkt immer, es wäre Ihnen nicht möglich, so hart gegen ihn zu seyn und ihm diese Freude zu versagen; aber ich meines Theils muß Ihnen aufrichtig gestehen: Ihre mir recht lieben Zeilen kommen mir jedoch gerade vor, wie Arznei in Zuckerbrötchen eingewickelt. Sie können, Sie mögen unsern Bitten nicht Gehör geben und möchten uns doch auch nicht zu sehr betrüben, daher schreiben Sie schwankend. Gott lohne Ihnen diese Schonung! Hingegen, theurer Freund, wenn man sich einmal mit uns deutschen Weibern einläßt, so geht das Ungewisse gar nicht, denn wir ziehen immer vor, ein Uebel, sey es noch so groß, ganz zu kennen, um es mit unserer ganzen Kraft zurück zu drängen oder zu ertragen, oder auf irgend eine Weise ein wenig Linderung für uns und für andere hinein zu bringen. Sehen Sie, dies ist nun auch hier bei mir der Fall. Mein guter Matthisson hofft und will Sie den ganzen Sommer und Herbst erwarten; ich hingegen bitte Sie, mir bestimmt zu sagen, ob wir die Freude haben werden, Sie bei uns zu sehen, weil ich meinem armen Matthisson durchaus den Schmerz ersparen will, nicht mit Ihnen diesen

Sommer zusammen zu treffen. Mögen Sie nicht kommen, so finden sich bei uns Mittel und Wege, daß wir nach Bern kämen, und da Sie mir sagen, daß Sie mit S . . . . d auch dahin gehen, so läßt sich vielleicht ein Rendezvous arrangiren. Sehen Sie, mein verehrter Freund, welch' einen Plagegeist Sie sich durch Ihr freundliches Schreiben in mir herbeigerufen haben. Um nichts weniger bitte ich, als mir mit nächster Post Ihre Willensmeinung kund zu thun, damit, wenn Sie nicht kämen, uns die Gelegenheit zu reisen nicht entwische. Bitte! bitte! ziehen Sie aber Stuttgart vor. Ihr Nestchen winkt freundlich neben Matthisson, und seyn Sie unsrer aller Pflege gewiß, denn was könnte ich besser thun als alles anwenden, dem theuersten Freund meines lieben Matthisson seinen Aufenthalt hier so erträglich als möglich zu machen. Auch Matthisson hat Ihnen so vieles zu sagen, und ich glaube, auch ihm werden alle Arbeiten mehr in Ihrer Nähe gelingen. Sie sprechen von Mißvergnügen, welches wir uns aber gefallen lassen, sobald es ein episches Gedicht hervorbringt und sich also auf diese Weise für uns und viele Ihrer Freunde in Vergnügen verwandelt u. s. w.

So herzlicher Aufforderung konnte Herr von Bonstetten nicht widerstehen und sie feierte einen hohen Triumph. Wie glücklich dieser Besuch sie machte, davon zeugt ein Schreiben nach der Heimath an ihre vertrauteste Freundin und Verwandte, die Frau von Glaffey, Gattin des herzoglich nassauischen Ober-Stallmeisters, in welchem sie ihr von allem, was ihr in diesem Jahre fröhliches widerfahren war, Bericht abstattete. — Nachdem der ehrwürdige Greis sich vierzehn Tage in seines Freundes Hause aufgehalten hatte, begleitete von Matthisson mit seiner Gattin den Freund in die

Schweiz zurück bis Bern, um eine Lieblings-Idee der beiden Freunde zu erfüllen, sich an dem Orte für diesmal zu trennen, wo sie früher am längsten beisammen gewesen waren. Das erwähnte Schreiben enthält einen höchst anmuthigen Bericht auch von dieser Reise, welche nur einige Wochen währte.

Das Jahr 1823 verlebte sie im Kreise ihrer Freunde und zwar in den beiden übrigens in Stuttgart gänzlich geschiedenen Gesellschaftskreisen, in denen beiden sie ganz heimisch war, im höhern bürgerlichen und im adlichen, welche sie bei sich öfter zu vereinigen wußte. Im Mai 1824 führte sie aber ihr Gatte wieder in die Heimath, in die Arme ihrer Aeltern und Geschwister, Verwandten und Freunde. Hier trat sie nach einem Zeitraum von neun Jahren, in welchem sie unablässig gestrebt hatte, sich in jeder Hinsicht zu bilden, mit ungewelkter jugendlicher Anmuth nun wieder auf, nach Maßgabe mit gleicher Anspruchlosigkeit und war für Jedermann eine höchst liebliche Erscheinung und gewann sich allgemein Liebe und Achtung, die ihr von dem edlen Fürstenhause wie von allen, die sich ihr näherten, auf das Unzweideutigste bezeugt wurde. Die Rückreise ging nach einem Aufenthalt von einigen Monaten über Dresden. Ein Brief an Frau von Glaffey nach ihrer Zurückkunft Ende August in Stuttgart, feiert gerührt die Genüsse für Geist und Herz, welche ihr besonders daselbst von allen Seiten geboten wurden und von denen ihr die süßesten die waren, die ihr aus der Anerkennung der Verdienste ihres Gatten entsproßten, worüber sie ihrer Freundin schrieb: „Matthisson als Gast wurde vielfältig gefeiert und man beeiferte sich ihm dadurch Freude zu machen, daß man ihm zeigte, wie wohlthätig er auf junge Gemüther gewirkt habe.“

Sommer zusammen zu treffen. Mögen Sie nicht kommen, so finden sich bei uns Mittel und Wege, daß wir nach Bern kämen, und da Sie mir sagen, daß Sie mit S.... d auch dahin gehen, so läßt sich vielleicht ein Rendezvous arrangiren. Sehen Sie, mein verehrter Freund, welch' einen Plagegeist Sie sich durch Ihr freundliches Schreiben in mir herbeigerufen haben. Um nichts weniger bitte ich, als mir mit nächster Post Ihre Willensmeinung kund zu thun, damit, wenn Sie nicht kämen, uns die Gelegenheit zu reisen nicht entwische. Bitte! bitte! ziehen Sie aber Stuttgart vor. Ihr Nestchen winkt freundlich neben Matthisson, und seyn Sie unsrer aller Pflege gewiß, denn was könnte ich besser thun als alles anwenden, dem theuersten Freund meines lieben Matthisson seinen Aufenthalt hier so erträglich als möglich zu machen. Auch Matthisson hat Ihnen so vieles zu sagen, und ich glaube, auch ihm werden alle Arbeiten mehr in Ihrer Nähe gelingen. Sie sprechen von Mißvergnügen, welches wir uns aber gefallen lassen, sobald es ein episches Gedicht hervorbringt und sich also auf diese Weise für uns und viele Ihrer Freunde in Vergnügen verwandelt u. s. w.

So herzlicher Aufforderung konnte Herr von Bonstetten nicht widerstehen und sie feierte einen hohen Triumph. Wie glücklich dieser Besuch sie machte, davon zeugt ein Schreiben nach der Heimath an ihre vertrauteste Freundin und Verwandte, die Frau von Glaffey, Gattin des herzoglich nassauischen Ober-Stallmeisters, in welchem sie ihr von allem, was ihr in diesem Jahre fröhliches widerfahren war, Bericht abstattete. — Nachdem der ehrwürdige Greis sich vierzehn Tage in seines Freundes Hause aufgehalten hatte, begleitete von Matthisson mit seiner Gattin den Freund in die

Schweiz zurück bis Bern, um eine Lieblings-Idee der beiden Freunde zu erfüllen, sich an dem Orte für diesmal zu trennen, wo sie früher am längsten beisammen gewesen waren. Das erwähnte Schreiben enthält einen höchst anmuthigen Bericht auch von dieser Reise, welche nur einige Wochen währte.

Das Jahr 1823 verlebte sie im Kreise ihrer Freunde und zwar in den beiden übrigens in Stuttgart gänzlich geschiedenen Gesellschaftskreisen, in denen beiden sie ganz heimisch war, im höhern bürgerlichen und im adlichen, welche sie bei sich öfter zu vereinigen wußte. Im Mai 1824 führte sie aber ihr Gatte wieder in die Heimath, in die Arme ihrer Aeltern und Geschwister, Verwandten und Freunde. Hier trat sie nach einem Zeitraum von neun Jahren, in welchem sie unablässig gestrebt hatte, sich in jeder Hinsicht zu bilden, mit ungewelkter jugendlicher Anmuth nun wieder auf, nach Maßgabe mit gleicher Anspruchlosigkeit und war für Jedermann eine höchst liebliche Erscheinung und gewann sich allgemein Liebe und Achtung, die ihr von dem edlen Fürstenhause wie von allen, die sich ihr näherten, auf das Unzweideutigste bezeugt wurde. Die Rückreise ging nach einem Aufenthalt von einigen Monaten über Dresden. Ein Brief an Frau von Glaffey nach ihrer Zurückkunft Ende August in Stuttgart, feiert gerührt die Genüsse für Geist und Herz, welche ihr besonders daselbst von allen Seiten geboten wurden und von denen ihr die süßesten die waren, die ihr aus der Anerkennung der Verdienste ihres Gatten entsproßten, worüber sie ihrer Freundin schrieb: „Matthisson als Gast wurde vielfältig gefeiert und man beeiferte sich ihm dadurch Freude zu machen, daß man ihm zeigte, wie wohlthätig er auf junge Gemüther gewirkt habe.“

Diese Reise hatte sie unendlich befriedigt und glücklich gemacht. Stuttgart freute sich, sie wieder zu besitzen und sie trat ganz unverändert wieder in die Stellung ein, die sie sich selbst gebildet hatte. — Da bot sich ihrem hülfreichen Herzen in der Nähe ein Gegenstand ihrer Menschenfreundlichkeit dar, und wie hätte ihr Herz vermocht, ihn unbeachtet zu lassen. Eine Mitbewohnerin des Hauses, in welchem sie wohnte, lag längere Zeit an einem bösartigen Nervenfieber krank und es traten oft Zufälle ein, die augenblickliche Dienstleistungen nothwendig machten, welche man natürlich in der Nähe zuerst suchen mußte. Die edle Frau entzog sich ihnen nicht, sie eilte der Kranken beizuspringen und brachte ihr Hülfe und Labung; aber — ein Schauder und Ekel, den sie bei einer solchen Dienstleistung plötzlich empfand, ließ sie fürchten, daß sie von dem bösen Gifte ergriffen sey. Der Arzt, den sie sogleich rufen ließ, suchte den Folgen vorzubeugen und scheinbar mit erwünschtem Erfolge; es hatte sich ihrer aber ein unwiderstehlicher Drang bemächtigt, ihre Wohnung auf einige Tage zu verlassen, wozu ein schon seit länger verabredeter Besuch bei der gräflich Dillenschen Familie in Dätzingen, fünf Stunden von Stuttgart, die beste Gelegenheit darbot; welche sie am 30. October zu benutzen gedachte. Da trat in der Nacht unter einem furchtbaren Regen und Sturm die für Würtemberg so verderbliche Ueberschwemmung ein, welche auch in Stuttgart selbst manche Verwüstungen anrichtete und wenigstens in manchen Stadttheilen die Bewohner der untern Stockwerke aus ihren Wohnungen vertrieb. Dies war auch der Fall in der Vorstadt, wo Herr von Matthisson wohnt. Geängstigt durch die Noth, die sie erblickte, vermochte sie nicht sich loszureißen von dem Fenster,

aus welchem sie das Steigen des Wassers bemerken konnte, und des herabströmenden Regens ungeachtet schaute sie oft hinaus, ob irgendwo Hülfe zu bringen seyn möchte, des triefenden Hauptes nicht achtend. Der Tag brach an, die Gefahr schien vorüber und Frau von Matthisson fühlte sich ungeachtet der Erschöpfung und Anstrengung so wohl, daß ihr gar nicht einfiel, den beschlossenen Besuch aufzuschieben. Sie fuhr mit ihrem Gatten in Begleitung ihrer Däzinger Freunde, welche zur Stadt gekommen waren, gegen Abend hinaus. Da fing Sturm und Regen von Neuem zu wüthen an, die Fluten stiegen, ein Bergrutsch hatte die nächste Straße unfahrbar gemacht; allein Frau von Matthisson bat dringend, nicht nach Stuttgart zurückzukehren, sondern einen andern Weg einzuschlagen. Man willfahrte ihren Bitten. Nicht weit bereits vom Ziele sahen sie sich noch einmal gehemmt durch die Fluten, welche die Chaussee bedeckten und tiefe Löcher wühlten. Sie mußten bei einbrechender Nacht in einer elenden Kneipe bis Tagesanbruch ein Unterkommen suchen. Die Nacht verging schlaflos unter Entbehrungen und Unbequemlichkeiten aller Art. Frau v. Matthisson befand sich in einem fieberhaften Zustande. Als sie in Däzingen ankamen, war zufällig der Amtsarzt, welcher zugleich der Arzt des gräflichen Hauses ist, zugegen. Dieser drang darauf, sie sollte sich ins Bett legen. Bald erklärte es sich, daß sie vom Nervenfieber ergriffen sey. Ihr Kammermädchen, eine Jugendbekannte, die Tochter des Schullehrers, der ihr den ersten Unterricht ertheilt und die sie bei ihrer Versetzung aus dem Vaterlande nach Stuttgart mit sich genommen hatte, wurde nebst dem Arzte der Kranken aus Stuttgart herbeigeholt; — allein die sorgsamste Pflege und alle Kunst ver-

mochte nicht ein so theures Leben zu retten, und als ihre Freunde sich eben freuten, daß der lang ersehnte Schlaf sich einfand, war es der Schlummer, aus dem sie in diesem Leben nicht wieder erwachen sollte. Sanft wie ihr Leben war ihr Hinscheiden; ihre letzten Worte waren: „Gute Nacht lieber Friedrich!" welche sie ihrem Gatten zurief, als er ihr Bett verließ, um sie dem Schlummer zu überlassen. Sie starb im 33. Jahre ihres schönen Lebens, wenige Tage vor ihrem Geburtsfeste, an dem neue Freuden der Freundschaft und Liebe sie erwarteten.

Als die Nachricht von ihrem Tode nach Stuttgart gelangte, wie tief erschütterte sie jeden, der sie vernahm: sie kam zu unerwartet, da man kaum von ihrer Krankheit gehört hatte. Selten ist wohl der Tod einer Frau aus dem Privatstande durch alle Classen so gefühlt und betrauert worden, als der Tod dieser edlen Frau. Ihre Menschenfreundlichkeit, ihr Wohlwollen, das aus jedem ihrer Züge sprach, ihre Bereitwilligkeit zu helfen, wo und wie sie vermochte, hatten ihren Namen in Segen gebracht unter den niedern Classen des Volks, aus denen viele sich ihrer besondern Wohlthätigkeit zu erfreuen hatten, und die früher bezeichnete Stellung in den höhern Ständen machte ihren Verlust diesen allgemein fühlbar. Dazu kamen die weitern Kreise ihrer Freunde und Bekannten aus allen Ständen in ihrer Heimath und in den Oertern und Ländern, wohin ihre öftern Reisen sie geführt und wo ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit ihr überall die Herzen gewonnen hatten: in welchem Grade, beweiset die ehrenvolle Theilnahme, die sich dem tiefgebeugten Gatten, der in ihr bei herannahendem höherm Alter seinen irdischen Schutzengel verloren hat, von überall her von den höchsten wie von Privat-Per-

sonen kund thut und die allgemein die hohen Tugenden und die Liebenswürdigkeit der Entschlafenen feiert. Auch warf die Muse wehmüthig manche Blume auf ihr Grab. — Gewiß, nie schlug ein wohlwollenderes, reineres Herz in einer weiblichen Brust, und selten erhob sich wohl ein weibliches Wesen durch eigenes unablässiges Streben bei so viel äußerer Anmuth zu dieser Höhe ächter weiblicher Bildung, — nach einer andern strebte sie nicht — und bewahrte dabei so den reinen Sinn und die Anspruchlosigkeit, wie diese seltene Frau. — Sie war eine Zierde und ein Muster ihres Geschlechts. — Ihre treue Pflegerin und Jugendbekannte folgte ihrer liebenswürdigen und besonders gegen sie so liebevollen und nachsichtigen Gebieterin, von gleichem Gifte ergriffen und das Herz gebrochen durch den Tod der Verehrten, in Stuttgart wenige Wochen nach ihrer Rückkehr, in die bessere Welt nach. — Das Grab der Frau von Matthisson schmückt den Kirchhof zu Däzingen, und wird von einem einfachen Denkstein bezeichnet, auf welchem die Worte des Dichters stehen:

Hoch im heil'gen Hain der Palmen,
Wo der Strom des Lebens fließt,
Tönt es in der Engel Psalmen:
Schwesterseele sey gegrüßt,
Die empor mit Adlerschnelle,
Zu des Lichtes Urquell stieg!
Tod, wo ist dein Stachel? Hölle,
Stolze Hölle, wo dein Sieg?

Stuttgart im Februar 1825.

Reinbeck.

Gallus Aloys Caspar Kleinschrod,

Doctor der Rechte, ordentlicher öffentlicher Lehrer der Rechtswissenschaft an der Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg, k. baierscher Hofrath und Ritter des Civilverdienstordens der baierschen Krone, so wie des großherzoglich badenschen Civilverdienstordens.

geb. den 6. Januar 1762.
gest. den 17. November 1824.

Er wurde zu Würzburg geboren, wo sein Vater als fürstbischöflicher Geheimerath und tüchtiger Geschäftsmann in verdientem Ansehen stand. Schon als Jüngling offenbarte Kleinschrod die vielversprechendsten Anlagen des Geistes und Herzens, besonders aber einen, dem früheren Alter seltenen Hang zum Nachdenken und zur möglichst selbstständigen Prüfung. Nachdem er mit Auszeichnung die Vorstufen zur höheren und besonderen Berufsbildung durchlaufen hatte, widmete er sich dem Studium der Rechtslehre, aber bald entschied sich seine vorzügliche Neigung für das Criminalrecht. Es geschah dieses in einer Zeit, als, wenn gleich wenige, doch die vorzüglichsten Talente auf einen bisher größtentheils vernachlässigten Rechtszweig hingezogen wurden. Bereits waren durch die erwachte Oeffentlichkeit in Frankreich und Italien auffallende Ungerechtigkeiten zu Tage gefördert. Voltaire, Beccaria und zum Theil auch Montesquieu hatten ihre Stimmen erhoben; Filangieri stellte seine Untersuchungen über den Geist der Gesetzgebung, und

namentlich über Verbrechen und Strafen an; ein unbekannter Menschenfreund hatte überdies eine (von Voltaire noch vermehrte) Preisaufgabe über einen vollständigen Plan zu einer Criminalgesetzgebung bekannt gemacht, und zwei Deutsche, Globig und Huster dieselbe gelöst. Alles dies mußte Kleinschrod's regsamen Geist um so mehr aneifern, den schönsten Preis, den des Beifalls seiner Zeitgenossen, bei Bearbeitung eines noch unbebauten Feldes zu erringen, wozu er nicht minder durch die, ihm inwohnende Menschenliebe, als durch seinen Hang zum Nachdenken bestimmt wurde. Kleinschrod's Aufstreben erweckte bald den Kennerblick des Fürstbischofs Franz Ludwig v. Erthal, und es geschah vorzüglich auf dessen Veranlassung und Ermunterung, daß er nach Erwerbung des academischen Grades die Universität Göttingen für längere Zeit besuchte, und sodann, nach einem kurzen Aufenthalte am Sitze des Reichscammergerichts zu Wetzlar, bereichert und ermuthigt seinem Berufe in der Vaterstadt entgegen ging. Schon am 13. Juli 1785 ernannte ihn sein Fürst in einem Alter von 23 Jahren zum öffentlichen ordentlichen Lehrer der römischen Institutionen und des Criminalrechts, nachdem er unter Schmidts Präsidium eine von ihm selbst verfaßte und noch jetzt angeführte Disputation de jure filii familias disponendi de peculiis vertheidigt hatte, bald darauf zum Hofrath. Der Erfolg rechtfertigte die von ihm gehegten Erwartungen. Mit dem Gedanken beschäftigt, eine in gewisser Hinsicht ganz neue Wissenschaft zu gestalten, und täglich von seinen Zuhörern gleichsam aufgefordert, neu gewonnene Ansichten mitzutheilen, fand Kleinschrod in dem Lehramte einen besondern Reiz, und seine Vorliebe für diese Art öffentlicher Thätigkeit währte bis zum Ende seines

rühmlichen Lebens. Allein er begnügte sich nicht nur mit persönlicher Einwirkung auf den Kreis seiner Zuhörer, sondern er entschloß sich bald, durch geschriebenes Wort auch an das große Publicum zu sprechen. Sein heller, und auf das practische Leben gerichteter Blick erkannte bald die Nothwendigkeit, vorerst das Feld der Wirklichkeit prüfend im Einzelnen zu durchlaufen, um des Ganzen um so leichter Meister zu werden. Besonders hatte ihn die laut gewordene Erfahrung belehrt, wie nothwendig es vor Allem sey, eine Revision mehrerer Theile des Criminalprocesses vorzunehmen, und dieses in der doppelten Absicht, um durch angemessene Vorschläge die Bestrafung der Verbrechen zu sichern, aber auch der Unschuld und Menschlichkeit die ihnen gebührende Huldigung zu bringen. Dahin zielten mehrere, der Reihe nach zuerst in lateinischer Sprache erschienene und darauf in eine, aus zwei Bänden bestehende Sammlung aufgenommene Abhandlungen, z. B. „über die Wirkung eines unvollkommenen Beweises in peinlichen Sachen" — „über die Lossprechung von der Instanz" — „über Suggestionen" — „über die Nothwendigkeit, den Gebrauch der Confrontationen im peinlichen Processe einzuschränken" — „über die Fähigkeit eines Angebers oder Denuncianten zu einem Zeugnisse in peinlichen Fällen." — Besondere Verbrechen und ihre Strafarten erweckten nicht minder seine Prüfung. Daher die Abhandlungen: „Von der Strafe der öffentlichen Arbeiten" — „über den Wilddiebstahl, dessen Vollführung, Geschichte, Strafe und Gerichtsstand" — „über die Aufzeichnung der Güter eines Verdächtigen oder Verbrechers" — „von dem Begriff, Wesen und der Bestrafung des Diebstahles." — Diesen, mit ehrendem Beifalle aufgenommenen Beiträgen zum Criminalrechte folgten

noch andere. Dahin gehört der Versuch, „einer vollständigen Theorie der Lehre vom sichern Geleite" — der „Beitrag zur Lehre vom Ehebruch" — die „Untersuchung über die Erfordernisse der Steckbriefe in peinlichen und andern Fällen" endlich die „Theorie des Adhäsionsprocesses in peinlichen Sachen" und die „Lehre von dem Ersatze des durch Verbrechen gestifteten Schadens." — Was aber dem Verfasser zum bleibenden Ruhme stets gereichen wird und ihm einen der ersten Plätze in der Zahl der Vormänner in der Criminalrechtswissenschaft errungen hat, das ist sein Werk: „Systematische Entwickelung der Grundbegriffe und Grundwahrheiten des peinlichen Rechts" 3 Theile, Erlangen 1793 bis 1796, wovon 1805 die dritte Auflage erschienen ist. Zwar erstreckt sich dieses Werk nur auf den allgemeinen Theil der Wissenschaft, um als scharfsinniger und unerschütterlicher Anhänger der Präventionstheorie zu bestehen; allein der philosophische Jurist fand in demselben eben so viel für seinen Geist, als der practische für die Anwendung. Die wissenschaftliche Behandlung dieses über Leben und Freiheit entscheidenden Theils der Rechtswissenschaft erhielt dadurch zuerst eine ganz andre Richtung, (obgleich ihr Verfasser die Verdienste seiner Vorgänger stets anerkannte und dadurch vermittelnd eintrat, es aber auch mit den Drangmännern eben dadurch verdarb und oft unzureichend und flach gescholten wurde) und der Einfluß, den dieses Werk auf den neuen Standpunct der Wissenschaft gehabt, läßt sich nicht verkennen. Bald vereinigte er seine Bemühungen mit andern, gleichsam um die Ausbildung des Criminalrechts hochverdienten Männern, und gab seit 1798 mit Klein das Archiv des Criminalrechts heraus, welches seit 1817 unter dem Titel: „neues Archiv des Criminal-

rechts" mit den würdigen Collegen Conopack und Mittermaier bis gegenwärtig fortgesetzt, noch im 7. Bande St. 2. einen Aufsatz des Verstorbenen enthält, und seit den vielen Jahren seiner Erscheinung die wichtigsten criminalrechtlichen Fragen, wissenschaftliche und practische Bemühungen, so wie Beiträge aus mehreren verwandten Zweigen auf die rühmlichste Weise erörterte.

Ein so vielfach in Wort und Schrift von Kleinschrod ausgestreuter Saame mußte auch auf die practische Gesetzgebung von großem Einflusse seyn zu einer Zeit, da mehrere Regenten begannen, in Verbesserung der Criminalgesetze zu wetteifern. Bereits hatte ein deutscher Fürst glorreichen Andenkens, Leopold II., 1786 seinen italienischen Staaten eine verbesserte Strafgesetzgebung geschenkt; ihm folgte sein hochherziger Bruder, Joseph II., 1787 — 1788; dann Frankreich 1791. In der Zwischenzeit bis zu der 1795 erfolgten preußischen Gesetzgebung faßte Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal den Entschluß, sowohl im Angesichte des laut sprechenden Bedürfnisses, als in Erinnerung an seinen Vorfahren, den Bischof Georg aus dem Geschlechte v. Limburg, welcher durch die bekannte, vom Freiherrn v. Schwarzenberg verfaßte Halsgerichtsordnung dem deutschen Reich ein Mustergesetz aufgestellt hatte, eine zeitgemäße Revision der Strafgesetze anzuordnen; er ließ mit Zugrundelegung des Quistorp'schen Entwurfes einen neuen unter Berichtserstattung seines Referendarius Pflaum entwerfen, und Kleinschrod ward durch eine eben so ehrende als verbindliche Zuschrift des Fürsten, d. d. Bamberg 24. Juni 1792, aufgefordert, die Prüfung desselben vorzunehmen, und wirklich ging daraus, jedoch erst unter dem Nachfolger Franz Ludwigs, 1795 das „Bamberger Strafgesetzbuch" her-

vor. *) Doch Kleinschrod sollte bald Gelegenheit finden, ein selbstständiges Werk für einen größeren Staat zu entwerfen. Ein nun verewigter Regent, dessen Namen Deutschland mit Verehrung nennt, der die Liebe seines Volks besaß, und dessen Namen einst die spätesten Nachkommen im Vaterlande segnen werden, Maximilian Joseph, hatte gleich beim Antritte seiner glorreichen Regierung den schönen Entschluß gefaßt, unter andern auch durch eine verbesserte Strafgesetzgebung der Wohlthäter eines Theils der Menschheit zu werden. Es entgingen seiner Weisheit und Humanität die Gebrechen nicht, woran der Codex juris bavarici criminalis 1751 noch litt, noch weniger aber die Mängel der Ausübung der Strafgerechtigkeit. Mit dem allerehrendsten Vertrauen gab er Kleinschrod den Auftrag, einen Entwurf zu Erreichung jenes Zweckes vorzulegen. Für die darauf vollendete Arbeit wurde dem Verfasser in einem eigenhändig unterzeichneten allerhöchsten Rescripte, d. d. München den 25. Oct. 1801, die allergnädigste Anerkennung des hierdurch erworbenen Verdienstes unter Beifügung eines wahrhaft fürstlichen Geschenkes ausgedrückt; das Werk selbst aber erschien 1802 im Druck mit dem Namen des Verfassers unter dem Titel: „Entwurf

*) Derselbe Fürst, Franz Ludwig, befahl, als ihm einst ein Todesurtheil vorgelegt wurde, aus landesherrlicher Milde und Gewissenhaftigkeit, Kleinschrod möge den Proceß noch einmal revidiren. Es geschah mit der größten Umsicht, und die Folge davon war, daß der Verurtheilte aus bewegenden Gründen blos mit Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit belegt wurde. Der Dank, welcher dem Berichterstatter von der Familie des vorher zum Tode verurtheilten armen Landmannes dargebracht wurde, war seinem menschenfreundlichen Herzen noch in später Erinnerung der süßeste Lohn für seine mit Erfolg gekrönten Bemühungen.

eines peinlichen Gesetzbuches für die pfalz-baierschen Staaten." Unser Zeitalter ist bisher durch mehrere Strafgesetzbücher bereichert worden. Große Fortschritte haben Erfahrung und Wissenschaft gerade in diesem Fache gemacht; es ist daher weder an der Zeit, noch am Orte, über den Werth jenes Entwurfes zu urtheilen; gewiß ist es aber, daß sich die oft angebliche Critik darüber wenigstens nicht nach jenen geregelten Formen ausgesprochen hat, welche für die freie Bewegung der Geister in dem Gelehrtenstaate unumgänglich erforderlich sind. Diese Critiken sah sich Kleinschrod ungern veranlaßt, im dritten Theile seiner Abhandlungen einer Revision zu unterwerfen. Die Zeit, und neue Erfahrungen haben in der Folge das unparteiische Urtheil gefällt, daß Kleinschrod einer der ersten Verbesserer der Criminalrechtslehre war, und daß, nachdem er bis in das Einzelne die Bahn mit geebnet hatte, seine Verdienste leicht als Brücke dienen konnten, um weiter fortzuschreiten. Indem Kleinschrod sich zur vorzüglichen Angelegenheit machte, bei seinen Studien gleichsam in die geheime Werkstätte von Verbrechen und Vergehen zu blicken, und selbst da, wo die Menschen von ihrer Schattenseite sich zeigen, doch wieder die höhere Anlage nicht zu übersehen, und zur Lösung des alten Räthsels: Was ist der Mensch? etwas beizutragen, erkannte er vorzüglich die Unvollkommenheit der öffentlichen und Privaterziehung, und mancher Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, und sah sich in das Gebiet der Staatswissenschaft und Staatskunst zurück gewiesen. Er hielt daher ein Strafgesetzbuch zwar für eine nothwendige und äußerst wichtige Sache, glaubte aber nicht, daß es den ersten Rang im Staate behaupte, weil sonst Furcht das beste Mittel zu regieren wäre. Unterricht, Er-

ziehung, Gewöhnung zur Arbeit, Kenntniß der einfachen Vorschriften der Sittlichkeit und Religion, und namentlich die Verbreitung der Ueberzeugung, daß das besondere Wohl an das allgemeine und an die gewissenhafte Achtung der gegenseitigen Rechte geknüpft sey, hielt er für eine der ersten Regierungsangelegenheiten. Vielfache Ansichten dieser Art finden sich in seiner weit verzweigten Correspondenz mit mehreren ausgezeichneten Personen in ganz Deutschland, und namentlich in seinen Briefen an den verewigten Fürsten Primas ausgesprochen, welcher Kleinschrod mit vorzüglichem Vertrauen beehrte, und selbst rechtliche Gutachten über Verwaltungsgegenstände von ihm verlangte. *) Die, im ersten Jahrzehent des neuen Jahrhunderts schnell auf einander folgenden politischen Ereignisse, und namentlich die Umgestaltung des Fürstenthums Würzburg zu einem selbstständigen Großherzogthume, wurden Veranlassung zu neuen Wirkungskreisen für Kleinschrods practische Thätigkeit. Der Großherzog sah sich durch die politischen Verhältnisse veranlaßt, das französische bürgerliche Gesetzbuch einzuführen und bediente sich vorzüglich seines Rathes, um die dem Lande angemessenen Modificationen eintreten zu lassen; auch unternahm es Kleinschrod in öffentlichen, besonders auch von Staatsdienern besuchten Vorlesungen, die Wißbegierigen in die französische Gesetzgebung einzuführen. Ferner gab er 1812 die „vollständige Einlei-

*) Ihm zuerst eröffnete dieser Fürst in einem Schreiben, d. d. Regensburg d. 3. April 1804, seine Absicht, die ihm vom König v. Baiern zugesicherten Domprobstei-gefälle zum Besten des Würzburger Landes zu verwenden; ein Vorsatz, welchen der edle Fürst ausgeführt und sich durch die großmüthige Ausstattung der Universitätsbibliothek ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

tung in die Lehre von der peinlichen Gerichtsbarkeit mit Rücksicht auf die rheinische Bundesacte" heraus. Im März 1813 erhielt Kleinschrod, in fernerem Vertrauen auf seine bewährten gründlichen Kenntnisse, den Auftrag, eine Revision des, im Jahr 1803 in Oestreich erschienenen Strafgesetzbuches zu bearbeiten, und die Modificationen zu begutachten, unter welchen dasselbe zu einem eigenen Gesetzbuche für das Großherzogthum Würzburg geschaffen werden könnte; eine Arbeit, welche der Beauftragte neben seinen andern vielfältigen Berufsgeschäften nur durch die unermüdetste Thätigkeit und Versagung der nothwendigsten Erholungsstunden zu fördern vermochte. Schon bis zum Ziele vorgedrungen, mußte er indeß diese vielfachen Bemühungen bei der, inzwischen erfolgten Vereinigung des Großherzogthums Würzburg mit der Krone Baiern fruchtlos, unberücksichtigt und unbelohnt bei Seite legen, besonders da sich der baiersche Staat seit 1813 eines eigenen Strafgesetzbuches erfreute. Doch Kleinschrod fand bald durch die, mit dieser Regierungsveränderung eingetretene, Wiederbelebung der Universitat eine neue Ermunterung in seinem Berufe, und noch mehr, als sein allverehrtester König bei dem höchst erfreulichen Besuche seiner neu angefallenen Kreishauptstadt Würzburg im Spätsommer 1814 denselben mit ausgezeichneter Gnade empfing, und ihm den Civilverdienstorden der baierschen Krone auf die huldvollste Weise verlieh. *) Kleinschrod widmete sich nun

*) Eine seltene Bescheidenheit und Genügsamkeit zierte den Verewigten; nie dachte er daran, vor seinen Collegen irgend eine Auszeichnung oder Gehaltserhöhung geltend zu machen, besonders auch, weil ihm die beschränkten Verhältnisse des Universitätsfonds bekannt waren, und so erlangte er, nachdem er viele Jahre mit

fortan auch ganz dem, ihm so theuer gewordenen Berufe als Lehrer, worin er auch besonders durch eine, im späteren Lebensalter seltene Rüstigkeit und Lebensthätigkeit unterstützt ward. Viele Fremde, welche eingedenk seines, seit so langer Zeit begründeten Rufes ihn besuchten, waren erstaunt, statt eines Greises noch einen in voller Geistes- und Lebenskraft aufrecht stehenden und mit der Wissenschaft gleichen Schritt haltenden Mann zu erblicken, dessen Aussehen und Haare sein Alter verläugneten. Seine besonders durch Klarheit ausgezeichneten Vorträge hat er bis auf die letzten Jahre nie unterbrochen, er war zu gewissenhaft, seinen Zuhörern nur Minuten zu entziehen und diente ihnen als Muster des Fleißes und der Ordnungsliebe. Die seiner Erholung gewidmete Zeit war sparsam und geregelt, vorzüglich verwendete er sie, um seinen Hausgarten mit eigenen Händen zu bauen und sich an der Flora und Pomona zu ergötzen. Jedes ehrgeizige und besonders egoistische Bestreben war ihm fremd; er hing mit Religiosität an seinem Berufe, und entfaltete dieselben rühmlichen Eigenschaften, welche ihn als Lehrer und Schriftsteller auszeichneten, auch in jedem andern Zweige seines Wirkungskreises, bei seiner langen Führung des Prorectorats, als Senatsmitglied und zuletzt als Rechtsconsulent des Verwaltungsausschusses der Universität, deren rechtliche und öconomische Angelegenheiten ihm mehr wie die seinigen am Herzen lagen; dann als zeitiger Decan und Senior der Juristenfacultät, als Mitglied des Spruchcollegiums, in welcher Beziehung er bis 350 von ihm

---

sehr geringem Gehalte gedient, erst im Jahre 1819 mit andern würdigen Collegen ein festes Einkommen von 1600 fl.

bearbeitete namentliche, aber interessante Criminalrechtsfälle hinterlassen hat. Eben so befinden sich andere Gelegenheitsabhandlungen, Manuscripte verschiedener Art und eine bedeutende Bibliothek, besonders über alle Zweige des Criminalrechts, unter seinem Nachlasse. Nicht immer sind glänzende öffentliche Eigenschaften auch mit Privattugenden gepaart, allein auch in dieser Hinsicht gebührte ihm der Preis. Als Mensch, als College, als Freund, Gatte und Familienvater war Kleinschrod ein sprechendes Muster, und der hohe Grad seiner Redlichkeit ist bei allen, welche ihn kannten, beinahe zum Sprichwort geworden; er war nicht blos in Wort und Schrift, sondern auch im Herzen und in der That ein Priester der Gerechtigkeit; bei ihm wohnte Ruhe, Friede und Eintracht; er war wohlwollend gegen Alle, hatte keine Feinde und würde solche auch stets nur durch seine Persönlichkeit entwaffnet haben. Frei von den gewöhnlichen Vorurtheilen war er ein Vorbild bei Erfüllung der wahrhaft religiösen Pflichten. Er war glücklich in seinem häuslichen Kreise, als Gatte und Vater, und genoß noch im vorigen Jahre das Glück, bei seinem 63. Geburtstage alle seine, zum Theil entfernt wohnenden Kinder und mehrere Enkel um sich versammelt zu sehen. Doch das Ziel seiner Tage war ihm von der Vorsehung gesteckt; schon seit einem Jahre kündigten leise Vorboten ein unbekanntes Uebel an, und periodisch wiederkehrende Krampfhusten hatten ihn während dieser Zeit genöthigt, seine früher nie unterbrochenen Vorlesungen einigemal, wiewohl höchst ungern, für wenige Tage auszusetzen. Eine Reise an den Rhein, welche er nach dem Eintritte der Herbstferien in Begleitung seiner Gattin und seiner zwei jüngsten Kinder unternahm und ihn alten Freunden, Gei-

tesverwandten und zahlreichen Verehrern entgegen führte, schaffte augenblickliche Erleichterung. Gestärkt und erheitert kam er zurück, allein bald kehrte das alte Uebel mit verdoppelter Hartnäckigkeit wieder; der Leidende sah sich außer Stande, seine bereits angekündigten Vorlesungen für das laufende Wintersemester zu beginnen, und unterlag endlich, durch einen heftigen Anfall am 15. Nov. auf's Krankenlager geworfen, einer Wiederholung desselben, in der Nacht des 17. desselben Monats. Sanft und ruhig ging er in eine bessere Welt über. Alle Kunst der Aerzte mußte an der Ursache seines Todes scheitern, und die sorgsamste Pflege einer liebenden Gattin und Familie vergebens seyn. Die Aorta und ein Theil der Pulsschlagadern war verknöchert, und die Brustwassersucht in vollstem Grade ausgebildet. Lange Zeit fand kein Todesfall solche Theilnahme; auch der gute König ließ durch ein allerhöchstes Rescript vom 2. December der tief trauernden Gemahlin und Familie sein Bedauern über einen so empfindlichen Verlust, den die Universität, das Vaterland und die Wissenschaft erlitten, huldvoll eröffnen. Quis desiderio sit pudor aut modus tam cari capitis!

Johann Christian Klengel,

ordentlicher Professor der Landschaftsmalerei an der kö-
nigl. Academie der bildenden Künste zu Dresden, Eh-
renmitglied der Berliner Academie der Künste.

geb. den 5. Mai 1751.
gest. den 19. December 1824.

Unter den gefeierten Künstlern der sächsischen Re-
sidenz nimmt dieser geachtete Veteran, in seiner Ma-
nier, seiner Darstellungsgabe und seiner rastlosen
Thätigkeit keine kleine Stelle ein, und seinem Anden-
ken zollt jeder warme Verehrer der Zeichenkunst und
Landschaftsmalerei unaufgefordert eine stille Zähre.
Ob übrigens diese flüchtig hingeworfene Skizze ein
vollkommen anschauliches Bild von der innern Aus-
bildung, dem regen Leben und Wirken dieses rüstigen
Greises gewähren werde, wagt der Einsender nicht
zu behaupten, da er, als ein Laie in den bildenden
Künsten, seine Schwäche nur zu sehr fühlt und es
bedauert, daß er diese Darstellung keiner kundigen
Feder übertragen konnte.

Joh. Christ. Klengel ist der Sohn eines Land-
mannes, welcher in dem zwei Stunden von Dresden
entfernten und durch die daselbst 1745 gelieferte
Schlacht berühmt gewordenen Dorfe Kesselsdorf wohn-
haft war, wo auch der Sohn geboren wurde, und, nach
andern Nachrichten, als Hirtenknabe von Freunden der
Kunst freundlich aufgemuntert und belehrt worden seyn
soll. Die mannichfachen Anlagen, die sich in dem mun-
tern Knaben deutlich zeigten, veranlaßten aber auch

den Vater, seinen Sohn für das gelehrte Studium zu bestimmen, und so kam derselbe bereits im 12. Jahre in die Unterrichtsanstalt eines Candidaten nach Dresden. Da sein Lehrer bei dem damaligen Generaldirector der neu errichteten Kunstacademie, dem geheimen Legationsrath Christ. Ludwig v. Hegedorn, öfters Zutritt hatte, so stellte er ihm seinen Schüler vor und es entging dem Scharfblick des Kenners nicht, daß kein gewöhnliches Talent in dem Sohne eines schlichten Landmannes schlummere. Auf Verwendung des Herrn v. Hegedorn erhielt Kl. die Erlaubniß, wöchentlich zweimal die Zeichenschule zu besuchen, und, nach seiner Entlassung damals, nahm ihn der Director der Academie, Carl Hütin, unter seine eignen Schüler auf. Seitdem legte sich der junge Kl. mit allem Eifer auf die Geschichtsmalerei. Im J. 1767 copirte er einst auf der königl. Gallerie ein Bild von Rembrand; dies sah der Professor Dietrich, welcher zufällig in den academischen Saal gekommen war, um sich einen Schüler auszusuchen. Da nun letzterer, nach eingezogener Erkundigung, viel Gutes über unsern Kl. hörte, so trug er ihm die Copie eines andern Gemäldes auf und unterzog sich hierauf, da diese nach Wunsch gelungen war, seiner weitern Ausbildung. Bald fand auch der wißbegierige Jüngling sich in die Ansichten und Forderungen seines neuen Lehrmeisters und legte sich nun ausschließend auf das Studium der Thier- und Landschaftsmalerei; ja er wußte sich die Manieren seines Lehrers in Kurzem so zu eigen zu machen, daß in der Folge oft seine Arbeiten für die seines Meisters angesehen und verkauft wurden. Sein eignes Genie, das unermüdete Studium der alten Meister auf der trefflichen königl. Gallerie, die er den [illegible] Alter, z. B. Berghems [illegible]

sichtige Baum- und Wasserpartien und Paul Potters Viehstücke, zu copiren nicht unter seiner Würde hielt, vorzüglich aber eine treue Auffassung aller der Gegenstände, die ihm Dresdens üppige Umgegend im reichsten Maße darbot, bahnten ihm allmälig den Weg zu einer eignen originellen Manier, die stets des ungetheiltesten Beifalls des Kenners gewürdigt worden ist. Zwar hatte er in seinen jüngern Jahren manchen harten Kampf zu bestehen, wenn ihm besser Empfohlene vorgezogen wurden und wenn seine Armuth ihm die spärlichste Lebensweise vorschrieb; aber seine muthige Ausdauer errang bald den Sieg über alle Hindernisse.

Nach einem vierjährigen Unterricht, da ihm seiner früh gewonnenen Geschicklichkeit wegen zwei Jahre erlassen worden, erhielt Kl. im November 1771 einen förmlichen Lehrbrief, ward auch 1783 auf Empfehlung des Herrn v. Hegedorn zum Mitgliede der Academie ernannt. Seitdem lebte er unermüdet für die Kunst und unter seiner Anleitung haben sich mehrere verdiente Landschaftsmaler gebildet. Unter diesen sind die vorzüglichsten: Joh. Heinr. Mencke, ein geschätzter Maler und Zeichner in Bremen; Joh. Gottl. Sam. Stamm, Landschaftsmaler in Dresden; Heinr. Wehle, welcher im Gefolge eines russischen Fürsten den Caucasus und die Küsten des schwarzen und caspischen Meeres bereisete und 1805 in Dresden starb; Aug. Reichel, der unlängst von einer Reise auf die Karpathen nach Dresden zurückgekehrt ist, und Traug. Faber, jetzt Landschaftsmaler und Mitglied der Academie der Künste. Da Kl. selbst als Kunstlehrling nach damaliger Sitte streng behandelt worden war, so übte er gleiche Strenge gegen die Jünglinge, welche seines speciellen Unterrichts genossen. Diese mußten sich zu allerlei leichten Hausarbeiten ver-

stehen; eine Einrichtung, die sich in der Folge oftmals nicht ohne Nutzen erweist, weil es dem jungen Künstler, welcher nie von sich, sondern mehr von fremden Personen abhängt, vor Eigendünkel bewahrt und ihn frühzeitig an eine seinen Talenten angemessene Geschmeidigkeit gewöhnt.

Wie sehr übrigens der Ruf von Kl. Geschicklichkeit auch auswärts bekannt ward, erhellet schon daraus, daß er bereits im J. 1786 zum Ehrenmitglied der Berliner Academie der Künste ernannt ward, wie denn jene Jahre überhaupt die blühendsten seiner Thätigkeit wie seines Rufs als Künstler waren. Auch Sachsens allgerechter Monarch, ein wahrer Mäcen der Künste und Wissenschaften, ließ den Talenten unsers Kl. Gerechtigkeit widerfahren, und durch seine landesväterliche Unterstützung konnte derselbe im J. 1790 seinen längst gehegten Wunsch ausführen, Italiens Kunstschätze mit eignen Augen zu sehen und zu studiren. Ungeachtet er nur ein Jahr von Dresden abwesend war, so benutzte er doch seine Zeit auf das vortheilhafteste. Dies bewies sehr deutlich die nach seiner Rückkehr erfolgte öffentliche Ausstellung mehrerer aus Italien mitgebrachter Kunstwerke, wodurch er die sprechendsten Beweise ablegte, daß er den italienischen Geschmack sich ebenfalls angeeignet habe. Allein wenn auch in seinen italischen Landschaften ein richtiges Auffassen jener reizenden Gegenden unverkennbar hervortritt, so ist es doch unbestritten, daß seine Hauptstärke darin bestand, ländliche Scenen aus seinem Vaterlande der Natur getreu zu copiren und in allen Nüancen kräftig auszuführen. Idealische Landschaften, so oft er sie auch nach seiner Heimkehr aus Italien in Composition und Färbung darzustellen bemühet war, wollten ihm so wenig vollkommen gelingen, als die eigenthümlichen Lüfte jener

hesperischen Gefilde. Seine Phantasie weilte am liebsten in der freien Natur und seine Portefeuilles füllten sich größtentheils mit Partien aus den herrlichen Umgegenden des Elbathens. Solche idyllische Compositionen aus der ländlichen Natur, Korn-Kartoffel- Heuerndten u. s. w. waren ein von ihm mit täuschender Lebendigkeit immer aufs neue bearbeiteter Gegenstand. Die unter seinem Nachlasse befindliche, von ihm in den letzten Monaten mit großer Anstrengung einigemal ausgeführte Scene des Vorabends vor dem Kirchweihfeste in einer mit allem Hausgeräthe und Zubehör trefflich ausgestatteten Pächterstube, wo alles entweder Kuchen bäckt, oder (selbst die Hausthiere nicht vergessen) genießt, ist bis zur Täuschung natürlich dargestellt.

Bei seinen Wanderungen trug er meistentheils eine kleine Kupfertafel bei sich, und so oft sich ihm ein interessanter Gegenstand darbot, zeichnete er ihn sogleich im Freien auf die Platte. Besonders trefflich ist seine Manier, den Baumschlag nach dem Leben wieder zu geben, in welchem er der Natur Vieles glücklich abgelauscht hatte. Nur wenn er Morgen- und Abendbeleuchtungen darstellte, hielt er die sorgsamere Behandlung des Baumschlages für entbehrlich und neigte sich aus der Klarheit und characteristischen Wahrheit zu dunklern Massen hin; dagegen hatte er aber auch die Abstufung der Lichttöne und die eigenthümlichen Tinten, besonders in dem Hintergrunde und vorzüglich an unserm nordischen Himmel, als ein Meister aufgefaßt. Daß er Schule hatte, bezeugen vorzüglich auch zwei Sammlungen der radirten Vorlegeblätter, welche in der Arnoldischen und Skerlischen Kunsthandlung erschienen und wegen ihrer zweckmäßig fortschreitenden Anleitung oft mit Lobe genannt worden sind. In frühern Jahren hatte er sich zwar auch zur Abwechselung mit dem Porträ-

malen in ganzen Figuren befaßt und namentlich hat er die Familie des Fürsten Beloselsky porträtirt. Auch entschloß er sich in dem Jahre 1790, einige Gegenden vom plauischen Grunde in einer colorirten Suite herauszugeben; doch dieses ihm Zeit raubende Unternehmen gab er bald wieder auf, zumal da er die Bemerkung machte, daß auf diese Weise sein vorzüglichstes Talent zurückgesetzt würde.

Im J. 1800 wurde Kl. zum außerordentlichen Professor bei der Academie der Künste und um das Jahr 1815 zum ordentlichen Professor ernannt und seitdem ward seine Thätigkeit noch mehr in Anspruch genommen. Bis in sein hohes Alter bewies der wackere Greis, ungeachtet er oft von Gichtschmerzen, Augenschwäche und Engbrüstigkeit gefoltert ward, eine musterhafte Thätigkeit. Interessant ist es, über seine Kunstleistungen das Urtheil eines Kunstverwandten, des Professor Roux zu Heidelberg, zu vernehmen, der folgendes an einen Freund schreibt und zum Schluß einen characteristischen Brief Klengels mittheilt. Sie beide lauten also:

Hier, lieber Freund, sende ich Ihnen den versprochenen Brief, welchen Professor Klengel in Dresden kurz nach meiner Hierherberufung an mich schrieb. Klengel wurde mir bei meinem ersten Eintritt in die Dresdner Kunstwelt von mehrern Künstlern als zurückstoßend beschrieben; aber ich fand ihn durchaus nicht so, er kam mir vielmehr freundlich entgegen und blieb mir gewogen, so lange ich in dem kunstreichen Dresden wohnte. Ich war nicht sein Schüler, und dennoch zeigte er mir im Gespräch auf Spazirgängen und zu Hause den rechten Weg im Fache der Landschaftsmalerei; d. h. wie man die Natur als Künstler anzusehen und im Bilde wieder zu geben, oder besser, wie man einen bedeutenden Landschaftscharacter aus der Natur herauszusehen und in Einheit darzustellen habe. Schon vor 25 Jah-

ren war K. krank am Asthma; dabei verließ ihn jedoch die heitere Stimmung nicht. Er wurde um seine Celebrität sehr beneidet, folglich viel getadelt; aber dennoch wurden seine Bilder immer von der öffentlichen Kunstausstellung weg verkauft. Daß K. nicht gern Andre zusehen ließ, war nicht Neid, wie man ihn ungerecht beschuldigte, sondern ihm eigene Schüchternheit. Er konnte nicht aufmerksam arbeiten, wenn er wußte, er werde dabei beobachtet. Er zeichnete einmal die bekannte malerische große Weide im großen Garten bei Dresden, welche später vom Blitz zersplittert ward, bei'm Mondschein, wobei ihm einer seiner Schüler mit der Laterne leuchtete. Es näherten sich aber zwei andere Leute mit einer Laterne und setzten sich nicht weit von ihm ins Gras. Aergerlich über diese Störung schickte K. seinen Schüler hin, um zu sehen, was sie da trieben; da kam der Schüler zurück und sagte, sie zeichneten auch. K. hörte sogleich auf zu zeichnen, ging selbst hin, — und erkannte seine Frau und Tochter, welche mit ihm zuweilen solchen Scherz trieben. Damals war K. unstreitig einer der berühmtesten Landschaftsmaler in Deutschland. Seine Bilder gingen reißend ab. Man studirte nach denselben. In öffentlichen Blättern ward er gewöhnlich sehr gelobt, obwohl auf solches Lob nicht immer viel zu gehen ist. K. kam einmal mit einem gedruckten Blatte (ich glaube, es war die Zeitung für die elegante Welt) zu mir: „Sehn Sie her, lieber Freund," sagte er, „hier nennt man mich den alten, erfahrnen Klengel, den Veteran der Landschaftsmalerei; diese Critiker verstehen gar nichts von der Kunst, indem sie keinen Begriff davon haben, wie viel dazu gehört, die Natur zu erreichen, denn ich weiß recht gut, daß ich ein Stümper bin gegen die Natur." Dagegen war K. hoch erfreut, als eins seiner Bilder, welches den Morgen dar-

stellte, und in welchem die Sonne wunderbar leuchtete, von einem der ersten Kenner, dem Grafen v. Fries in Wien, sehr gelobt worden, nachdem es Klengels Gegner in Dresden eben so heftig getadelt. K. hielt es für eine lächerliche Neuerung, daß die Künstler Alles aus sich selbst heraus holen und die Natur nur nebenbei zuweilen betrachten sollten. Der Künstler, der nicht auch fleißig die Natur studire, nach der Natur nicht allein zeichne, sondern auch componire und male, werde nie etwas Tüchtiges leisten. K. hatte eine Kornerndte gemalt, woran mir der Himmel so wohl gefiel; und als ich es ihm sagte, antwortete er: „Diese Wolken sind mir deshalb so gerathen, weil ich sie aus meinem Fenster nach der Natur malte." Ich zeichnete einmal in seiner Gartenlaube für mich eine Weinranke, und als er meine Arbeit besah sagte er: die Zeichnung wäre recht gut, aber man sähe sogleich, daß sie nicht nach der Natur gezeichnet sey. Um so viel als möglich in der Betrachtung der Natur zu leben, miethete er sich im Sommer gewöhnlich auf einige Monate am Ende des plauischen Grundes in Tharant ein, und die Gemälde, die er dort ausführte, waren immer seine Lieblingsbilder. Er malte dieselben auf dem Platze nach der Natur mit wenigen Aenderungen. Ich war einmal dabei, als er in Tharant einen kleinen Wasserfall malte, welches Bild einem Ruisdael an die Seite zu stellen war. Man vergaß bei längerer Betrachtung desselben die Kunst und glaubte in die Natur hinein zu sehen. K. war ein eben so trefflicher Thiermaler als Landschaftsmaler. Seine Gemälde in diesem Fache sind mehr einem Berckheim, als denen von Potter an die Seite zu stellen. Er gab den Dresdner Künstlern einen bestimmten Styl, und von ihm ging es aus, daß die Dresdner Land-

schaftsmalerei sich in Deutschland besonders ausgezeichnet hat. Später wurde K. kränker und konnte wenig mehr leisten, indem ihm beständige heftige Gichtschmerzen Geist und Hand lähmten. Er schrieb mir einmal einen sehr traurigen Brief vom Krankenbette, worin er klagte, daß er seit einem Jahre keinen Pinsel mehr habe anrühren können. Ich sandte ihm meine kleine Schrift über die Farben und über meine neue Auffindung der Wachsmalerei; doch der Tod hatte ihn noch vor dem Empfang derselben ereilt. Hier ist einer seiner frühern Briefe, worin er über sein Verhältniß zu der Kunst sich auf interessante Weise ausspricht.

Dresden, d. 10. April 1820.

– – – – Ihr Wunsch, Ihnen meine Idee über die Landschaftsmalerei mitzutheilen, ließe sich mehr mündlich thun, da ich theils ungern schreibe, als darüber nicht viel sagen kann. Einen Rath Ihnen mitzutheilen, welchen Weg Sie allen jungen Künstlern zeigen müssen, ist das einzige, was ich niederschreiben kann, und dieser besteht darin, die Muster, die die Alten in ihren Werken uns hinterlassen haben, zur Leitung und Richtschnur zu machen! Diese bestehen vorzüglich in ihren radirten Blättern, als Ruisdael, Everdingen, Naywincks, Waterloo, Dietrich und Berckheim, welcher letzterer vorzüglich ein Muster der Felsenbrüche ist. Unter den neuern: Ferdinand Kobell, Kolbe in Dessau, denn dieser hat Blätter radirt, welche stets an der Seite des Waterloo stehen können und zum Nachzeichnen sehr deutlich sind. Man kann nicht eher das Buch der Natur verstehen, oder darin lesen, wenn man nicht erst bei diesen oben angeführten Meistern in die Schule gegangen ist. Jetzt herrscht aber die Mode, daß man da anfängt, wo man aufhören sollte und ein falsches Principium, Alles

aus eigenen Kräften hervorbringen zu wollen, um Original zu seyn. Es ist Alles schon da gewesen, und die Alten haben es in ein System gebracht, daß wir kein besseres erfinden werden. Die Neulinge fallen entweder ins Unnatürliche, Uebertriebene und Abgeschmackte, oder in die Kindheit der Kunst zurück, welches mir vorkommt, als wenn wir anfangen wollen, deutsch zu sprechen, wie wir vor 300 Jahren geredet haben. Reinhardt in Rom gehört noch unter die alten classischen Künstler; er componirt, zeichnet und radirt gut. Bildet man nun erst seinen Geschmack nach oben erwähnten Meistern, dann wird man die Natur von der rechten Seite betrachten können, solche zu nehmen wissen und alle die alten Meister darin finden; aber ohne jene Vorübungen, möchte ich sagen, erkennt man den Wald vor lauter Bäumen nicht. Aber durch jene Muster lernt man Form, Character, Methode und Machwerk, und dadurch kann man wie mit einem Schlüssel in die Natur hineingehen, und gleichsam alle Arten Blumen pflücken, woraus man sie alsdann nach Belieben in Bouquets binden kann. Selbst wenn man die Natur als Porträt betrachten und nachahmen muß, wird man wissen (wenn man erst bei den classischen Autoren in die Schule gegangen ist) Geist und Geschmack darüber zu verbreiten, ohne die Aehnlichkeit zu verlieren. Aber ohne jene Studien tappt man im Finstern, macht Sachen ohne Klang und Gesang, und Tüschelei ist die Hauptsache darin. Es ließe sich freilich noch viel darüber sagen, allein ich habe weder Athem noch Geduld dazu, mich ins Detail einzulassen. Nehmen Sie indeß mit den wenigen Meinungen vorlieb, und prüfen Sie solche, ob ich Recht habe oder nicht ꝛc. Klengel.

NB. Ich hoffe, daß Sie diesen Brief gut und

recht verstehen werden, indem ich mich, da ich kein Literatus bin, oft schlecht und lahm ausdrücke.

Noch 10 Tage vor seinem Ableben nahm er eine ernsthafte Retouche in einem seiner großen, weit früher vollendeten Gemälde vor. Ja, da es die gelinde Witterung gestattete, ließ er sich noch eine schöne Kuh in seinem Garten vorführen und suchte einem Viehstücke, das er gerade auf seiner Staffelei hatte, durch eine passende Stellung die vorzüglichste Rundung zu geben. Allein dieses war auch seine letzte Arbeit, indem er am 19. December, nach einem 8tägigen Krankenlager, zu einem andern Meister, der höher ist, als alle Kunst, abberufen ward. Sein einziger Sohn ist der als Clavierspieler und Tonsetzer für dieses Instrument rühmlich bekannte Klengel, welcher als Hoforganist an der römisch-katholischen Kirche in Dresden angestellt ist.

Was endlich seine Arbeiten selbst anbelangt, so bestehen sie größtentheils in geätzten Blättern und Oelgemälden, die meistens zerstreut und ins Ausland gekommen sind. Seine besten Leistungen befinden sich auf den Landsitzen und in den Pallästen einiger wohlhabenden Russen und Polen. Drei seiner gelungensten Arbeiten hat der Staatsrath von Beck aus Moskau, welcher seit einiger Zeit in Dresden sich aufhält, käuflich an sich gebracht. Das Wenigste davon ist (wie das nachstehende Verzeichniß beurkundet) ins größere Publicum gekommen.

1. Größere Werke in geätzten Blättern.

Studium Iuventutis. Dresd. sumtibus C. F. Boetii, 4. 29 St. — Divers sujets d'après les desseins de Mons. Dietrich. Gravés à l'eau forte 1773. 4. 12 St. — 12 Landschaften verschiedener Größe mit dem Titel: 12 Landschaften aus Sach-

fen, nach der Natur gezeichnet und radirt, 1775, q. Fol. — Oeuvres gravés à l'eau forte, Dresd. 1800. kl. Fol. 80 Blätter. Sie enthalten in allem 132 radirte Blätter in verschiedenen Größen, und es sind davon höchstens 25 Exemplare abgezogen und ausgetheilt worden. — Principes de dessein pour les paysages, Dresd. Rittner, 1805. q. Fol. Blatt. — Etudes de paysages 12 Feuilles. Faisant suite aux principes de dessein pour les paysages. Dresd. Skerl. 1824. gr. q. Fol. Noch vermehrt seinen Nachlaß ein Schatz von beinahe 800 Kupferplatten in verschiedener Größe, welche lauter eigenhändige Radirungen enthalten, und die künftighin, mit Einschluß der bereits oben erwähnten, im J. 1800 erschienenen Sammlung, unter dem Titel: Oeuvres gravés à l'eau forte, herausgegeben werden sollen. Sie sind das Resultat eines 40jährigen regen Kunsteifers.

2. Die wichtigsten einzelnen geätzten Blätter.

Zwei Landschaften: ein Nachtstück, Bauerhütte und Landleute und eine nächtliche Feuersbrunst, 1770. q. 8. — Zwei Landschaften mit Waldung und Hügeln, im Vordergrunde Hirten und Vieh, 1770. q. 4. — Zwei bergichte Landschaften mit Felsen und Vieh, q. 4. — Eine Landschaft mit Figuren unfern Dresden. 1770. q. 4. — Eine Landschaft mit einem Wirthshause, 1773. q. 4. (selten). — Eine Landschaft mit Figuren und Pferden, im Hintergrunde Bauerhäuser, 1773. q. 4. — Eine Lagerscene unfern Dresden, 1774. q. 4. — Eine Landschaft mit Figuren und Pferden, 1775. q. 4. — Eine große Landschaft mit einem Flusse, 1776. q. 4. — Eine ländliche Scene, die Kornverschiffung vorstellend, 1778. q. 4. — Eine große bergichte Landschaft mit Figuren und Vieh, gr. q. Fol. — Der Wald, eine große Landschaft nach Ruysdael,

1787. gr. q. Fol. — Eine große Landschaft mit Bäumen, rechts eine Villa, 1787. gr. q. 4. — 2 römische Aussichten mit Ruinen: 1) Aquedotti vecchi presso di Roma, 2) il Monte Testaccio à Roma, Romae, 1791. gr. q. Fol. (sehr selten). — Ueberdies mehrere Vignetten zu einigen bei Gerlach in Dresden in den 1780er Jahren herausgekommenen Büchern.

3. Weiter ausgeführte Kupferstiche.

Daphnis und Chloe, eine Landschaft nach Salom. Geßners Idyllen, gr. q. Fol. — Der Morgen, eine große Landschaft, 1779, in aquatinta abgedruckt, q. Fol. — Abraham, von Dietrich gezeichnet, 1784. 4. — Ein Kuhstall, 1785, q. 4. — Der Buchwald, 1787, gr. q. 4. (sehr selten). — Ein Viehstück, gez. von Ch. A. Wizani, gr. q. 4. (in aquatinta). — Die Behmburg, gestochen von A. Herzinger, gr. q 4. (in aquatinta).

4. Größere Oelgemälde.

Eine Landschaft mit einem Wasserfall, bei untergehender Sonne, im Hintergrunde der Biliner Felsen. — Eine sich zu einer Anhöhe hinaufziehende Obstallee. — Eine Kartoffelerndte, (ausgestellt um das J. 1819, erkauft von dem Fürsten v. Baratinsky in Rußland). — Eine große Landschaft in Morgenbeleuchtung; von dem Fürsten v. Baratinsky erkauft. — Ein kleineres Gemälde, eine Dorfschule vorstellend; erkauft im J. 1819 von dem Herzog August von Gotha. — Ein großes Gemälde, einen Wald vorstellend. — Eine Weizenerndte; erkauft im J. 1823 von dem jüngst verstorbenen König von Baiern. — Ein großes Landschaftsgemälde in Abendbeleuchtung, wie Apollo als Schäfer die Rinderheerde des Königs Admetus hütet; erkauft im J. 1825 von dem König von Sachsen für die k. Gallerie. — Eine italienische Gegend in Abend-

leuchtung; erkauft im J. 1825 vom König von Baiern für die Münchner Gallerie.

2. Noch in seinem Nachlasse befindliche größere Oelgemälde.

1) Originalgemälde.

Eine große Landschaft in italienischem Styl; im Vorgrunde eine Gruppe großer Cypressen, an deren Füßen ein antiker Sarkophag und Vieh sichtbar ist, seitwärts ein Wasserfall mit badenden Nymphen, im Hintergrunde eine weite Ferne mit Tempeln und andern Ruinen. 8 Ellen lang, 2 Ellen hoch. — Der Vorabend eines Kirchweihfestes, dargestellt in einer Pächterstube. 18 Zoll hoch, 22 Zoll breit. — Eine große Landschaft bei Mondbeleuchtung. Im Mittelgrunde rechts eine schöne Baumgruppe, hinter welcher man den Tempel der Minerva erblickt; zur Linken am Wasser befinden sich große Massen von Bäumen, und im Vordergrunde Hirten und Schaafe. 2 Ellen 14 Zoll lang, 1 Elle 18 Zoll hoch. — Eine große Landschaft, einen Gewittersturm vorstellend. Links im Vordergrunde auf einem Hügel einige große Bäume, deren Aeste vom Sturm gebogen worden; zwei Hirten flüchten sich vor dem Gewitter, welches in der Ferne über eine Gebirgskette grausend hereinbricht. Dieselbe Größe. — Eine reizende Landschaft in italienischem Styl. Den Mittelgrund bilden üppige Bäume auf großen Hügeln, die sich nach der Tiefe eines Thales ziehen, im Hintergrunde erblickt man bei untergehender Sonne am Horizont ein Felsengestade; den durch reiche Pflanzen gezierten Vordergrund beleben einige Hirten und Thiere. Dieselbe Größe. — Eine Landschaft bei untergehender Sonne. Rechts im Vordergrunde [illegible] hohen Baumgruppen, hinter welchen

die Sonne durchblickt; unten zieht sich ein Wasserfall hin und in der Ferne wird ein großer Felsen sichtbar. 1 Elle 14 Zoll lang, 1 Elle 7 Zoll hoch. — Eine Landschaft mit heiterer Beleuchtung. Rechts im Vordergrunde große Bäume, links ein Wasserfall, welcher einen sich nach der Ferne ziehenden Fluß bildet, über den im Mittelgrunde eine Brücke führt. 2 Ellen lang, 1 Elle 13 Zoll hoch. — Eine Landschaft mit weiter Ferne. Der Mittelgrund ist durch mehrere Hügel und Bäume unterbrochen; im Vordergrunde sieht man auf einer Wiese einen Hirtenknaben mit weidenden Kühen. 1 Elle lang, 21 Zoll hoch. — Eine Landschaft, mit flacher, aber reicher Ferne; in deren Vordergrunde auf einer Wiese schöne weidende Kühe und Hirten sichtbar werden. 1 Elle 4 Zoll lang, 20 Zoll hoch. — Eine idyllische Landschaft mit einigen Felsen und reicher Ferne; im Vordergrunde ein aus dem Bade steigendes Mädchen und einige Schaafe. 17 Zoll hoch, 15 Zoll breit. — Eingang in ein Gehölz. Links bilden große Bäume bei einem Kornfelde den Eingang zu dem in Ferne liegenden Gehölz; im Vordergrunde ein ruhender Wanderer und ein Bauer zu Pferde mit einem Knaben. 2 Ellen lang, 1 Elle 13 Zoll hoch. — Eine Heuerndte, flache Wiese mit einfacher Ferne, (auf Holz). 15 Zoll lang, 12 Zoll hoch.

2) Copien nach Berghem von der königlich Dresdner Gallerie.

Eine große Heerde Vieh, die von mehreren Hirten und Hirtinnen in einer Thalgegend durchs Wasser getrieben wird. Links zeigen sich große Felsen, an deren Fuß man einige Pappeln sieht, und rechts große nach der Gebirgsferne hin ziehende Hügel. Das Ganze in Morgenbeleuchtung. — Das Seitenstück.

zu beiden Seiten stehen große Felsen, durch welche sich ein Bergstrom stürzet; im Vordergrunde erblickt man einige Baumstämme und rechts Viehheerden, die durchs Wasser ziehen. Beide Bilder, in etwas verjüngtem Maßstabe copirt, halten in der Länge 1 Elle 18½ Zoll und in der Höhe 1 Elle 10 Zoll. — Einige Hirten leiten eine große Heerde Thiere zum Wasser. Rechts große Felsen mit Baumgruppen, im Hintergrunde das Schloß Bentheim, auf einem Felsen liegend. 2 Ellen 9 Zoll hoch, 1 Elle 19 Zoll breit.

W. L.

Zweite Abtheilung.

Kürzere Notizen.

tesverwandten und zahlreichen Verehrern entgegen führte, schaffte augenblickliche Erleichterung. Gestärkt und erheitert kam er zurück, allein bald kehrte das alte Uebel mit verdoppelter Hartnäckigkeit wieder; der Leidende sah sich außer Stande, seine bereits angekündigten Vorlesungen für das laufende Wintersemester zu beginnen, und unterlag endlich, durch einen heftigen Anfall am 15. Nov. auf's Krankenlager geworfen, einer Wiederholung desselben, in der Nacht des 17. desselben Monats. Sanft und ruhig ging er in eine bessere Welt über. Alle Kunst der Aerzte mußte an der Ursache seines Todes scheitern, und die sorgsamste Pflege einer liebenden Gattin und Familie vergebens seyn. Die Aorta und ein Theil der Pulsschlagadern war verknöchert, und die Brustwassersucht in vollstem Grade ausgebildet. Lange Zeit fand kein Todesfall solche Theilnahme; auch der gute König ließ durch ein allerhöchstes Rescript vom 2. December der tief trauernden Gemahlin und Familie sein Bedauern über einen so empfindlichen Verlust, den die Universität, das Vaterland und die Wissenschaft erlitten, huldvoll eröffnen. Quis desiderio sit pudor aut modus tam cari capitis!

Johann Christian Klengel,

ordentlicher Professor der Landschaftsmalerei an der Kö-
nigl. Academie der bildenden Künste zu Dresden, Eh-
renmitglied der Berliner Academie der Künste.

geb. den 5. Mai 1751.
gest. den 19. December 1824.

Unter den gefeierten Künstlern der sächsischen Residenz nimmt dieser geachtete Veteran, in seiner Manier, seiner Darstellungsgabe und seiner rastlosen Thätigkeit keine kleine Stelle ein, und seinem Andenken zollt jeder warme Verehrer der Zeichenkunst und Landschaftsmalerei unaufgefordert eine stille Zähre. Ob übrigens diese flüchtig hingeworfene Skizze ein vollkommen anschauliches Bild von der innern Ausbildung, dem regen Leben und Wirken dieses rüstigen Greises gewähren werde, wagt der Einsender nicht zu behaupten, da er, als ein Laie in den bildenden Künsten, seine Schwäche nur zu sehr fühlt und es bedauert, daß er diese Darstellung keiner kundigen Feder übertragen konnte.

Joh. Christ. Klengel ist der Sohn eines Landmannes, welcher in dem zwei Stunden von Dresden entfernten und durch die daselbst 1745 gelieferte Schlacht berühmt gewordenen Dorfe Kesselsdorf wohnhaft war, wo auch der Sohn geboren wurde, und, nach andern Nachrichten, als Hirtenknabe von Freunden der Kunst freundlich aufgemuntert und belehrt worden seyn soll. Die mannichfachen Anlagen, die sich in dem muntern Knaben deutlich zeigten, veranlaßten aber auch

den Vater, seinen Sohn für das gelehrte Studium zu bestimmen, und so kam derselbe bereits im 12. Jahre in die Unterrichtsanstalt eines Candidaten nach Dresden. Da sein Lehrer bei dem damaligen Generaldirector der neu errichteten Kunstacademie, dem geheimen Legationsrath Christ. Ludwig v. Hegedorn, öfters Zutritt hatte, so stellte er ihm seinen Schüler vor und es entging dem Scharfblick des Kenners nicht, daß kein gewöhnliches Talent in dem Sohne eines schlichten Landmannes schlummere. Auf Verwendung des Herrn v. Hegedorn erhielt Kl. die Erlaubniß, wöchentlich zweimal die Zeichenschule zu besuchen, und, nach seiner Entlassung damals, nahm ihn der Director der Academie, Carl Hütin, unter seine eignen Schüler auf. Seitdem legte sich der junge Kl. mit allem Eifer auf die Geschichtsmalerei. Im J. 1767 copirte er einst auf der königl. Gallerie ein Bild von Rembrand; dies sah der Professor Dietrich, welcher zufällig in den academischen Saal gekommen war, um sich einen Schüler auszusuchen. Da nun letzterer, nach eingezogener Erkundigung, viel Gutes über unsern Kl. hörte, so trug er ihm die Copie eines andern Gemäldes auf und unterzog sich hierauf, da diese nach Wunsch gelungen war, seiner weitern Ausbildung. Bald fand auch der wißbegierige Jüngling sich in die Ansichten und Forderungen seines neuen Lehrmeisters und legte sich nun ausschließend auf das Studium der Thier- und Landschaftsmalerei; ja er wußte sich die Manieren seines Lehrers in Kurzem so zu eigen zu machen, daß in der Folge oft seine Arbeiten für die seines Meisters angesehen und verkauft wurden. Sein eignes Genie, das unermüdete Studium der alten Meister auf der trefflichen königl. Gallerie, die er bis in sein höheres Alter, z. B. Berghems durch-

sichtige Baum- und Wasserpartien und Paul Potters Viehstücke, zu copiren nicht unter seiner Würde hielt, vorzüglich aber eine treue Auffassung aller der Gegenstände, die ihm Dresdens üppige Umgegend im reichsten Maße darbot, bahnten ihm allmälig den Weg zu einer eignen originellen Manier, die stets des ungetheiltesten Beifalls des Kenners gewürdigt worden ist. Zwar hatte er in seinen jüngern Jahren manchen harten Kampf zu bestehen, wenn ihm besser Empfohlene vorgezogen wurden und wenn seine Armuth ihm die spärlichste Lebensweise vorschrieb; aber seine muthige Ausdauer errang bald den Sieg über alle Hindernisse.

Nach einem vierjährigen Unterricht, da ihm seiner früh gewonnenen Geschicklichkeit wegen zwei Jahre erlassen worden, erhielt Kl. im November 1771 einen förmlichen Lehrbrief, ward auch 1783 auf Empfehlung des Herrn v. Hegedorn zum Mitgliede der Academie ernannt. Seitdem lebte er unermüdet für die Kunst und unter seiner Anleitung haben sich mehrere verdiente Landschaftsmaler gebildet. Unter diesen sind die vorzüglichsten: Joh. Heinr. Mencke, ein geschätzter Maler und Zeichner in Bremen; Joh. Gottl. Sam. Stamm, Landschaftsmaler in Dresden; Heinr. Wehle, welcher im Gefolge eines russischen Fürsten den Caucasus und die Küsten des schwarzen und caspischen Meeres bereisete und 1805 in Dresden starb; Aug. Reichel, der unlängst von einer Reise auf die Karpathen nach Dresden zurückgekehrt ist, und Traug. Faber, jetzt Landschaftsmaler und Mitglied der Academie der Künste. Da Kl. selbst als Kunstlehrling nach damaliger Sitte streng behandelt worden war, so übte er gleiche Strenge gegen die Jünglinge, welche seines speciellen Unterrichts genossen. Diese mußten sich zu allerlei leichten Hausarbeiten ver-

stehen; eine Einrichtung, die sich in der Folge oftmals nicht ohne Nutzen erweist, weil es dem jungen Künstler, welcher nie von sich, sondern mehr von fremden Personen abhängt, vor Eigendünkel bewahrt und ihn frühzeitig an eine seinen Talenten angemessene Geschmeidigkeit gewöhnt.

Wie sehr übrigens der Ruf von Kl. Geschicklichkeit auch auswärts bekannt ward, erhellet schon daraus, daß er bereits im J. 1786 zum Ehrenmitglied der Berliner Academie der Künste ernannt ward, wie denn jene Jahre überhaupt die blühendsten seiner Thätigkeit wie seines Rufs als Künstler waren. Auch Sachsens allgerechter Monarch, ein wahrer Mäcen der Künste und Wissenschaften, ließ den Talenten unsers Kl. Gerechtigkeit widerfahren, und durch seine landesväterliche Unterstützung konnte derselbe im J. 1790 seinen längst gehegten Wunsch ausführen, Italiens Kunstschätze mit eignen Augen zu sehen und zu studiren. Ungeachtet er nur ein Jahr von Dresden abwesend war, so benutzte er doch seine Zeit auf das vortheilhafteste. Dies bewies sehr deutlich die nach seiner Rückkehr erfolgte öffentliche Ausstellung mehrerer aus Italien mitgebrachter Kunstwerke, wodurch er die sprechendsten Beweise ablegte, daß er den italienischen Geschmack sich ebenfalls angeeignet habe. Allein wenn auch in seinen italischen Landschaften ein richtiges Auffassen jener reizenden Gegenden unverkennbar hervortritt, so ist es doch unbestritten, daß seine Hauptstärke darin bestand, ländliche Scenen aus seinem Vaterlande der Natur getreu zu copiren und in allen Nüancen kräftig auszuführen. Idealische Landschaften, so oft er sie auch nach seiner Heimkehr aus Italien in Composition und Färbung darzustellen bemühet war, wollten ihm so wenig vollkommen gelingen, als die eigenthümlichen Lüfte jener

hesperischen Gefilde. Seine Phantasie weilte am liebsten in der freien Natur und seine Portefeuilles füllten sich größtentheils mit Partien aus den herrlichen Umgegenden des Elbathens. Solche idyllische Compositionen aus der ländlichen Natur, Korn= Kartoffel= Heuerndten u. s. w. waren ein von ihm mit täuschender Lebendigkeit immer aufs neue bearbeiteter Gegenstand. Die unter seinem Nachlasse befindliche, von ihm in den letzten Monaten mit großer Anstrengung einigemal ausgeführte Scene des Vorabends vor dem Kirchweihfeste in einer mit allem Hausgeräthe und Zubehör trefflich ausgestatteten Pächterstube, wo alles entweder Kuchen bäckt, oder (selbst die Hausthiere nicht vergessen) genießt, ist bis zur Täuschung natürlich dargestellt.

Bei seinen Wanderungen trug er meistentheils eine kleine Kupfertafel bei sich, und so oft sich ihm ein interessanter Gegenstand darbot, zeichnete er ihn sogleich im Freien auf die Platte. Besonders trefflich ist seine Manier, den Baumschlag nach dem Leben wieder zu geben, in welchem er der Natur Vieles glücklich abgelauscht hatte. Nur wenn er Morgen= und Abendbeleuchtungen darstellte, hielt er die sorgsamere Behandlung des Baumschlages für entbehrlich und neigte sich aus der Klarheit und characteristischen Wahrheit zu dunklern Massen hin; dagegen hatte er aber auch die Abstufung der Lichttöne und die eigenthümlichen Tinten, besonders in dem Hintergrunde und vorzüglich an unserm nordischen Himmel, als ein Meister aufgefaßt. Daß er Schule hatte, bezeugen vorzüglich auch zwei Sammlungen der radirten Vorlegeblätter, welche in der Arnoldischen und Skerlischen Kunsthandlung erschienen und wegen ihrer zweckmäßig fortschreitenden Anleitung oft mit Lobe genannt worden sind. In frühern Jahren hatte er sich zwar auch zur Abwechselung mit dem Porträt=

malen in ganzen Figuren befaßt und namentlich hat er die Familie des Fürsten Beloselsky porträtirt. Auch entschloß er sich in dem Jahre 1790, einige Gegenden vom plauischen Grunde in einer colorirten Suite herauszugeben; doch dieses ihm Zeit raubende Unternehmen gab er bald wieder auf, zumal da er die Bemerkung machte, daß auf diese Weise sein vorzüglichstes Talent zurückgesetzt würde.

Im J. 1800 wurde Kl. zum außerordentlichen Professor bei der Academie der Künste und um das Jahr 1815 zum ordentlichen Professor ernannt und seitdem ward seine Thätigkeit noch mehr in Anspruch genommen. Bis in sein hohes Alter bewies der wackere Greis, ungeachtet er oft von Gichtschmerzen, Augenschwäche und Engbrüstigkeit gefoltert ward, eine musterhafte Thätigkeit. Interessant ist es, über seine Kunstleistungen das Urtheil eines Kunstverwandten, des Professor Roux zu Heidelberg, zu vernehmen, der folgendes an einen Freund schreibt und zum Schluß einen characteristischen Brief Klengels mittheilt. Sie beide lauten also:

Hier, lieber Freund, sende ich Ihnen den versprochenen Brief, welchen Professor Klengel in Dresden kurz nach meiner Hierherberufung an mich schrieb. Klengel wurde mir bei meinem ersten Eintritt in die Dresdner Kunstwelt von mehrern Künstlern als zurückstoßend beschrieben; aber ich fand ihn durchaus nicht so, er kam mir vielmehr freundlich entgegen und blieb mir gewogen, so lange ich in dem kunstreichen Dresden wohnte. Ich war nicht sein Schüler, und dennoch zeigte er mir im Gespräch auf Spazirgängen und zu Hause den rechten Weg im Fache der Landschaftsmalerei; d.h. wie man die Natur als Künstler anzusehen und im Bilde wieder zu geben, oder besser, wie man einen bedeutenden Landschaftscharacter aus der Natur herauszusehen und in Einheit darzustellen habe. Schon vor 25 Jah-

Zweite Abtheilung.

Kürzere Notizen.

stellte, und in welchem die Sonne wunderbar leuchtete, von einem der ersten Kenner, dem Grafen v. Fries in Wien, sehr gelobt worden, nachdem es Klengels Gegner in Dresden eben so heftig getadelt. K. hielt es für eine lächerliche Neuerung, daß die Künstler Alles aus sich selbst heraus holen und die Natur nur nebenbei zuweilen betrachten sollten. Der Künstler, der nicht auch fleißig die Natur studire, nach der Natur nicht allein zeichne, sondern auch componire und male, werde nie etwas Tüchtiges leisten. K. hatte eine Kornerndte gemalt, woran mir der Himmel so wohl gefiel; und als ich es ihm sagte, antwortete er: „Diese Wolken sind mir deshalb so gerathen, weil ich sie aus meinem Fenster nach der Natur malte.“ Ich zeichnete einmal in seiner Gartenlaube für mich eine Weinranke, und als er meine Arbeit besah sagte er: die Zeichnung wäre recht gut, aber man sähe sogleich, daß sie nicht nach der Natur gezeichnet sey. Um so viel als möglich in der Betrachtung der Natur zu leben, miethete er sich im Sommer gewöhnlich auf einige Monate am Ende des plauischen Grundes in Tharant ein, und die Gemälde, die er dort ausführte, waren immer seine Lieblingsbilder. Er malte dieselben auf dem Platze nach der Natur mit wenigen Aenderungen. Ich war einmal dabei, als er in Tharant einen kleinen Wasserfall malte, welches Bild einem Ruisdael an die Seite zu stellen war. Man vergaß bei längerer Betrachtung desselben die Kunst und glaubte in die Natur hinein zu sehen. K. war ein eben so trefflicher Thiermaler als Landschaftsmaler. Seine Gemälde in diesem Fache sind mehr einem Berckheim, als denen von Potter an die Seite zu stellen. Er gab den Dresdner Künstlern einen bestimmten Styl, und von ihm ging es aus, daß die Dresdner Land-

schaftsmalerei sich in Deutschland besonders ausge- zeichnet hat. Später wurde K. kränker und konnte wenig mehr leisten, indem ihm beständige heftige Gichtschmerzen Geist und Hand lähmten. Er schrieb mir einmal einen sehr traurigen Brief vom Kran- kenbette, worin er klagte, daß er seit einem Jahre keinen Pinsel mehr habe anrühren können. Ich sandte ihm meine kleine Schrift über die Farben und über meine neue Auffindung der Wachsmale- rei; doch der Tod hatte ihn noch vor dem Empfang derselben ereilt. Hier ist einer seiner frühern Briefe, worin er über sein Verhältniß zu der Kunst sich auf interessante Weise ausspricht.

Dresden, d. 10. April 1820.

——— Ihr Wunsch, Ihnen meine Idee über die Landschaftsmalerei mitzutheilen, ließe sich mehr mündlich thun, da ich theils ungern schreibe, als darüber nicht viel sagen kann. Einen Rath Ihnen mitzutheilen, welchen Weg Sie allen jungen Künst- lern zeigen müssen, ist das einzige, was ich nie- derschreiben kann, und dieser besteht darin, die Mu- ster, die die Alten in ihren Werken uns hinterlas- sen haben, zur Leitung und Richtschnur zu ma- chen! Diese bestehen vorzüglich in ihren radirten Blättern, als Ruisdael, Everdingen, Naywincks, Waterloo, Dietrich und Berckheim, welcher letzterer vorzüglich ein Muster der Felsenbrüche ist. Unter den neuern: Ferdinand Kobell, Kolbe in Dessau, denn dieser hat Blätter radirt, welche stets an der Seite des Waterloo stehen können und zum Nach- zeichnen sehr deutlich sind. Man kann nicht eher das Buch der Natur verstehen, oder darin lesen, wenn man nicht erst bei diesen oben angeführten Meistern in die Schule gegangen ist. Jetzt herrscht aber die Mode, daß man da anfängt, wo man aufhören sollte und ein falsches Principium, Alles

aus eigenen Kräften hervorbringen zu wollen, um Original zu seyn. Es ist Alles schon da gewesen, und die Alten haben es in ein System gebracht, daß wir kein besseres erfinden werden. Die Neulinge fallen entweder ins Unnatürliche, Uebertriebene und Abgeschmackte, oder in die Kindheit der Kunst zurück, welches mir vorkommt, als wenn wir anfangen wollen, deutsch zu sprechen, wie wir vor 300 Jahren geredet haben. Reinhardt in Rom gehört noch unter die alten classischen Künstler; er componirt, zeichnet und radirt gut. Bildet man nun erst seinen Geschmack nach oben erwähnten Meistern, dann wird man die Natur von der rechten Seite betrachten können, solche zu nehmen wissen und alle die alten Meister darin finden; aber ohne jene Vorübungen, möchte ich sagen, erkennt man den Wald vor lauter Bäumen nicht. Aber durch jene Muster lernt man Form, Character, Methode und Machwerk, und dadurch kann man wie mit einem Schlüssel in die Natur hineingehen, und gleichsam alle Arten Blumen pflücken, woraus man sie alsdann nach Belieben in Bouquets binden kann. Selbst wenn man die Natur als Porträt betrachten und nachahmen muß, wird man wissen (wenn man erst bei den classischen Autoren in die Schule gegangen ist) Geist und Geschmack darüber zu verbreiten, ohne die Aehnlichkeit zu verlieren. Aber ohne jene Studien tappt man im Finstern, macht Sachen ohne Klang und Gesang, und Tuschelei ist die Hauptsache darin. Es ließe sich freilich noch viel darüber sagen, allein ich habe weder Athem noch Geduld dazu, mich ins Detail einzulassen. Nehmen Sie indeß mit den wenigen Meinungen vorlieb, und prüfen Sie solche, ob ich Recht habe oder nicht ꝛc. Klengel.

NB. Ich hoffe, daß Sie diesen Brief gut und

recht verstehen werden, indem ich mich, da ich kein Literatus bin, oft schlecht und lahm ausdrücke.

Noch 10 Tage vor seinem Ableben nahm er eine ernsthafte Retouche in einem seiner großen, weit früher vollendeten Gemälde vor. Ja, da es die gelinde Witterung gestattete, ließ er sich noch eine schöne Kuh in seinem Garten vorführen und suchte einem Viehstücke, das er gerade auf seiner Staffelei hatte, durch eine passende Stellung die vorzüglichste Rundung zu geben. Allein dieses war auch seine letzte Arbeit, indem er am 19. December, nach einem 8tägigen Krankenlager, zu einem andern Meister, der höher ist, als alle Kunst, abberufen ward. Sein einziger Sohn ist der als Clavierspieler und Tonsetzer für dieses Instrument rühmlich bekannte Klengel, welcher als Hoforganist an der römisch-katholischen Kirche in Dresden angestellt ist.

Was endlich seine Arbeiten selbst anbelangt, so bestehen sie größtentheils in geätzten Blättern und Oelgemälden, die meistens zerstreut und ins Ausland gekommen sind. Seine besten Leistungen befinden sich auf den Landsitzen und in den Pallästen einiger wohlhabenden Russen und Polen. Drei seiner gelungensten Arbeiten hat der Staatsrath von Beck aus Moskau, welcher seit einiger Zeit in Dresden sich aufhält, käuflich an sich gebracht. Das Wenigste davon ist (wie das nachstehende Verzeichniß beurkundet) ins größere Publicum gekommen.

1. Größere Werke in geätzten Blättern.

Studium Iuventutis. Dresd. sumtibus C. F. Boetii, 4. 29 St. — Divers sujets d'après les desseins de Mons. Dietrich. Gravés à l'eau forte 1773. 4. 12 St. — 12 Landschaften verschiedener Größe mit dem Titel: 12 Landschaften aus Sach-

sen, nach der Natur gezeichnet und radirt, 1775, q. Fol. — Oeuvres gravés à l'eau forte, Dresd. 1800. kl. Fol. 80 Blätter. Sie enthalten in allem 132 radirte Blätter in verschiedenen Größen, und es sind davon höchstens 25 Exemplare abgezogen und ausgetheilt worden. — Principes de dessein pour les paysages, Dresd. Rittner, 1805. q. Fol. Blatt. — Etudes de paysages 12 Feuilles. Faisant suite aux principes de dessein pour les paysages. Dresd. Skerl. 1824. gr. q. Fol. Noch vermehrt seinen Nachlaß ein Schatz von beinahe 300 Kupferplatten in verschiedener Größe, welche lauter eigenhändige Radirungen enthalten, und die künftighin, mit Einschluß der bereits oben erwähnten, im J. 1800 erschienenen Sammlung, unter dem Titel: Oeuvres gravés à l'eau forte, herausgegeben werden sollen. Sie sind das Resultat eines 40jährigen regen Kunsteifers.

2. Die wichtigsten einzelnen geätzten Blätter.

Zwei Landschaften: ein Nachtstück, Bauerhütte und Landleute und eine nächtliche Feuersbrunst, 1770. q. 8. — Zwei Landschaften mit Waldung und Hügeln, im Vordergrunde Hirten und Vieh, 1770. q. 4. — Zwei bergichte Landschaften mit Felsen und Vieh, q. 4. — Eine Landschaft mit Figuren unfern Dresden. 1770. q. 4. — Eine Landschaft mit einem Wirthshause, 1773. q. 4. (selten). — Eine Landschaft mit Figuren und Pferden, im Hintergrunde Bauerhäuser, 1773. q. 4. — Eine Lagerscene unfern Dresden, 1774. q. 4. — Eine Landschaft mit Figuren und Pferden, 1775. q. 4. — Eine große Landschaft mit einem Flusse, 1776. q. 4. — Eine ländliche Scene, die Kornverschiffung vorstellend, 1778. q. 4. — Eine große bergichte Landschaft mit Figuren und Vieh, gr. q. Fol. — Der Wald, eine große Landschaft nach Ruysdael,

1787. gr. q. Fol. — Eine große Landschaft mit Bäumen, rechts eine Villa, 1787. gr. q. 4. — 2 römische Aussichten mit Ruinen: 1) Aquedotti vecchi presso di Roma, 2) il Monte Testaccio à Roma, Romae, 1791. gr. q. Fol. (sehr selten). — Ueberdies mehrere Vignetten zu einigen bei Gerlach in Dresden in den 1780er Jahren herausgekommenen Büchern.

3. Weiter ausgeführte Kupferstiche.

Daphnis und Chloe, eine Landschaft nach Salom. Geßners Idyllen, gr. q. Fol. — Der Morgen, eine große Landschaft, 1779, in aquatinta abgedruckt, q. Fol. — Abraham, von Dietrich gezeichnet, 1784. 4. — Ein Kuhstall, 1785, q. 4. — Der Buchwald, 1787, gr. q. 4. (sehr selten). — Ein Viehstück, gez. von Ch. A. Wizani, gr. q. 4. (in aquatinta). — Die Behmburg, gestochen von A. Herzinger, gr. q 4. (in aquatinta).

4. Größere Oelgemälde.

Eine Landschaft mit einem Wasserfall, bei untergehender Sonne, im Hintergrunde der Biliner Felsen. — Eine sich zu einer Anhöhe hinaufziehende Obstallee. — Eine Kartoffelerndte, (ausgestellt um das J. 1819, erkauft von dem Fürsten v. Baratinsky in Rußland). — Eine große Landschaft in Morgenbeleuchtung; von dem Fürsten v. Baratinsky erkauft. — Ein kleineres Gemälde, eine Dorfschule vorstellend; erkauft im J. 1819 von dem Herzog August von Gotha. — Ein großes Gemälde, einen Wald vorstellend. — Eine Weizenerndte; erkauft im J. 1823 von dem jüngst verstorbenen König von Baiern. — Ein großes Landschaftsgemälde in Abendbeleuchtung, wie Apollo als Schäfer die Rinderheerde des Königs Admetus hütet; erkauft im J. 1825 von dem König von Sachsen für die k. Gallerie. — Eine italienische Gegend in Abendbe-

leuchtung; erkauft im J. 1825 vom König von Baiern für die Münchner Gallerie.

5. Noch in seinem Nachlasse befindliche größere Oelgemälde.

1) Originalgemälde.

Eine große Landschaft in italienischem Styl; im Vorgrunde eine Gruppe großer Cypressen, an deren Füßen ein antiker Sarkophag und Vieh sichtbar ist, seitwärts ein Wasserfall mit badenden Figuren, im Hintergrunde eine weite Ferne mit Tempeln und andern Ruinen. 3 Ellen lang, 2 Ellen hoch. — Der Vorabend eines Kirchweihfestes, dargestellt in einer Pächterstube. 18 Zoll hoch, 22 Zoll breit. — Eine große Landschaft bei Mondbeleuchtung. Im Mittelgrunde rechts eine schöne Baumgruppe, hinter welcher man den Tempel der Minerva erblickt; zur Linken am Wasser befinden sich große Massen von Bäumen, und im Vordergrunde Hirten und Schaafe. 2 Ellen 14 Zoll lang, 1 Elle 18 Zoll hoch. — Eine große Landschaft, einen Gewittersturm vorstellend. Links im Vordergrunde auf einem Hügel einige große Bäume, deren Aeste vom Sturm gebogen worden; zwei Hirten flüchten sich vor dem Gewitter, welches in der Ferne über eine Gebirgskette grausend hervorbricht. Dieselbe Größe. — Eine reizende Landschaft in italienischem Styl. Den Mittelgrund bilden üppige Bäume auf großen Hügeln, die sich nach der Tiefe eines Thales ziehen, im Hintergrunde erblickt man bei untergehender Sonne am Meere ein Felsengestade; den durch reiche Pflanzen gezierten Vordergrund beleben einige Hirten und Thiere. Dieselbe Größe. — Eine Landschaft bei untergehender Sonne. Rechts im Vordergrunde auf felsigem Boden Baumgruppen, hinter welchen

die Sonne durchblickt; unten zieht sich ein Wasserfall hin und in der Ferne wird ein großer Felsen sichtbar. 1 Elle 14 Zoll lang, 1 Elle 7 Zoll hoch. — Eine Landschaft mit heiterer Beleuchtung. Rechts im Vordergrunde große Bäume, links ein Wasserfall, welcher einen sich nach der Ferne ziehenden Fluß bildet, über den im Mittelgrunde eine Brücke führt. 2 Ellen lang, 1 Elle 13 Zoll hoch. — Eine Landschaft mit weiter Ferne. Der Mittelgrund ist durch mehrere Hügel und Bäume unterbrochen; im Vordergrunde sieht man auf einer Wiese einen Hirtenknaben mit weidenden Kühen. 1 Elle lang, 21 Zoll hoch. — Eine Landschaft, mit flacher, aber reicher Ferne; in deren Vordergrunde auf einer Wiese schöne weidende Kühe und Hirten sichtbar werden. 1 Elle 4 Zoll lang, 20 Zoll hoch. — Eine idyllische Landschaft mit einigen Felsen und reicher Ferne; im Vordergrunde ein aus dem Bade steigendes Mädchen und einige Schaafe. 17 Zoll hoch, 15 Zoll breit. — Eingang in ein Gehölz. Links bilden große Bäume bei einem Kornfelde den Eingang zu dem in Ferne liegenden Gehölz; im Vordergrunde ein ruhender Wanderer und ein Bauer zu Pferde mit einem Knaben. 2 Ellen lang, 1 Elle 13 Zoll hoch. — Eine Heuerndte, flache Wiese mit einfacher Ferne, (auf Holz). 15 Zoll lang, 12 Zoll hoch.

2) Copien nach Berghem von der königlich Dresdner Gallerie.

Eine große Heerde Vieh, die von mehreren Hirten und Hirtinnen in einer Thalgegend durchs Wasser getrieben wird. Links zeigen sich große Felsen, an deren Fuß man einige Pappeln sieht, und rechts große nach der Gebirgsferne hin ziehende Hügel. Das Ganze in Morgenbeleuchtung. — Das Seitenstück.

Zu beiden Seiten stehen große Felsen, durch welche sich ein Bergstrom stürzet; im Vordergrunde erblickt man einige Baumstämme und rechts Viehheerden, die durchs Wasser ziehen. Beide Bilder, in etwas verjüngtem Maßstabe copirt, halten in der Länge 1 Elle $18\frac{1}{2}$ Zoll und in der Höhe 1 Elle 10 Zoll. — Einige Hirten leiten eine große Heerde Thiere zum Wasser. Rechts große Felsen mit Baumgruppen, im Hintergrunde das Schloß Bentheim, auf einem Felsen liegend. 2 Ellen 9 Zoll hoch, 1 Elle 19 Zoll breit.

W. L.

Zweite Abtheilung.

Kürzere Notizen.

Johann David Naumann,

königlich preußischer geheimer Ober-Tribunalrath.

geb. den 14. September 1775. gest. den 7. Januar 1824.

Zu Königsberg in Preußen, wo sein Vater Kirchenrath und erster Prediger an der altstädtischen Kirche war, wurde Neumann geboren und studirte auch später daselbst, ganz seiner Neigung folgend, die Rechtswissenschaft. Schon als Auscultator bei der damaligen ostpreußischen Regierung, 1793, zeigte er in seinen Arbeiten und Vorträgen eine Beurtheilungskraft und einen Scharfblick wie man selten in solcher Jugend zu erblicken gewohnt ist. Hierdurch zog er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich, welche bald den fähigen und tüchtigen Juristen in ihm erkannten und ihn zu befördern suchten. Nachdem er kurze Zeit (1796) Assessor beim Hofgerichte in Bromberg gewesen war, ward er in demselben Jahre zum Rath bei der Regierung zu Marienwerder ernannt und erhielt endlich im Jahre 1820 die Stelle eines geheimen Obertribunalrathes. Seine schriftlichen Vorträge waren klar und deutlich in der Darstellung des Sachverhältnisses, gründlich in der Beurtheilung und sein gerader, rechtlicher Sinn ließ ihn in verwickelten Fällen leicht die Wahrheit finden. Im Kreise einer zahlreichen Familie, glücklich durch Freundschaft und die ungetheilte Achtung seiner Amtsgenossen, durfte er bei seinem Alter heiter auf die Zukunft blicken; aber anders wollte es die Vorsehung. Er legte den Brautkranz auf das Grab seiner ältesten Tochter und folgte bald darauf dem Sarge seines zweiten Sohnes. Seit diesen harten Prüfungen verzehrte ihn der Gram. An seiner Gruft weint eine Wittwe mit drei Söhnen und einer Tochter, unversorgt und zum Theil noch in den ersten Jugendjahren.

Simon Gunz,

Lehrer der Rechenkunst an der israelitischen Hauptschule zu Prag.

geb. zu Augsburg 1743. gest. zu Prag den 11. Januar 1824.

Ward zum Rabbiner, welches Amt sein Vater und Großvater in seinem Geburtsorte versehen hatten, erzogen. Er studirte den Talmud in Fürth und Frankfurt

a. M. (wo er im 20. Jahre deutsch lesen lernte). Im 24. Jahre (1767) begab er sich nach Berlin, wo er sich auf Wissenschaften und Sprachen legte und sich die Mathematik zur Lieblingswissenschaft wählte. 1782 ward er Lehrer der Rechenkunst an der israelitischen Hauptschule in Prag. Er gab heraus: Practische Bemerkungen und Vorschläge zur Verbesserung des Lesefachs für angehende Haus= und Schullehrer, vorzüglich jene der jüdischen Jugend; nebst einem Gespräche über die Numeration, als ein Beispiel der sokratischen Lehrart. Prag 1792. — Handbuch für Kaufleute, enthaltend allgem. Schlüssel, vermittelst deren man den Localbetrag eines wiener Centners oder Pfundes, in wiener Cour. jeder vorkommenden Art, in einem amsterdamer, hamburger, londoner und französischen Preiscourant, zu jedem vorzügl. Preise und Curse auf die schnellste, leichteste und bisher unbekannte Art berechnen kann. 1792. — Verhältnißtabellen des niederösterreichischen Gewichts, nassen und trockenen Maßes, der Elle und Klafter, gegen das altböhmische und umgekehrt, das altböhmische gegen das niederösterreichische, von den kleinsten Unterabtheilungen bis zu 1000. Nebst Geldtabellen des Betrags bis 1000 von 1 Pfund bis zu 10 fl. Ebendaselbst 1793. — Theoretisch=practisches Rechenbuch für Lehrer und Lernende. Ebend. 1802. II. 2. Aufl. 1804, 3. mit einem 3. Thle. verm. Aufl. 1807, 4. 1810, 5. 1815. — Cours= und Wechseltabellen 1. Abtheilung. 4. Prag 1807. Dergleichen für Banquiers und Kaufleute. 4. Wien. 1807. — Der Arbitrageur. 8. Prag 1813. — Tabelle z. Uebers. des Standes der Obligationen. 1818. — Kelkenbrechers Taschenbuch für Banquiers und Kaufleute, für die österreichischen Staaten brauchbar gemacht. Ebend. 1808.

Dr. Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein,

Abt zu Michaelstein, Consistorialrath und Director der Schulanstalten des fürstlichen Waisenhauses zu Braunschweig.

geb. 1766. gest. den 12. Januar 1824.

Sein Vater war Magazinverwalter zu Braunschweig, wo sein Sohn geboren und erzogen wurde. Letzterer bildete sich unter dem ausgezeichneten Gelehrtenverein von Ebert, Eschenburg, Zachariä, Lessing u. a., gewann be-

sonders die französische und englische Literatur lieb und bestimmte sich für das von dem Herzog Carl Wilhelm beförderte Schulwesen, zu dessen Verbesserung dieser damals Campe u. a. in seine Dienste zog. Der junge Ziegenbein fing frühzeitig an Unterricht zu geben, ohne daß weder dieses noch die Verwendung seiner Muße auf die fremde Literatur dem Ernst seines theologischen Studii schadete. Sein erstes selbstständiges Fortkommen war um so schwerer und sorgenvoller, je nöthiger seine verwittwete Mutter der Hülfe des liebenden Sohnes bedurfte. Unablässig arbeitend lieferte er in dieser Zeit zum Nebenerwerb viele Uebersetzungen und Auszüge von englischen und französischen Schriften. Als ihn dann eine Predigerstelle an der Petrikirche zu Braunschweig von Nahrungssorgen befreite, verband er als öffentlicher Lehrer an der Catharinenschule mit seinen Berufsarbeiten fortdauernd Schulunterricht und blieb auch als Schriftsteller thätig. Aber am entscheidendsten wirkte er für die weibliche Erziehung als Generalsuperintendent des Fürstenthums und erster Prediger zu Blankenburg. Hier entwickelten sich seine Ideen über diese Erziehung zur vollen Reife und traten in das Leben ein. Er legte diese dann zur öffentlichen Beurtheilung in einer Schriftenreihe 1809 und 1810 vor, und hatte bei seiner Leitung des dortigen Unterrichts die erwünschteste Gehülfin an seiner Gattin, geb. Hartmann, der verdienstvollen Gründerin der dasigen Töchterschule. Hierauf ward er ins Consistorium nach Wolfenbüttel berufen und mit der benachbarten einträglichen Landpfarrei Salzdalum beliehen, welche er indeß bald mit der Direction der Waisenhausschule zu Braunschweig vertauschte. Seine Frau machte auch hier den weiblichen Unterricht wieder zu ihrem Beruf unter dem dankvollsten Beifall. Er selbst trieb seine vielfachen Geschäfte mit aller Emsigkeit, wie er auch damals zugleich die wieder vacant wordene Religionslehrerstelle am Carolinum aufs neue übernommen hatte und sie nur erst in den letzten Lebensjahren niederlegte. Ganz besonders eifrig widmete er sich der Aufsicht über die Waisenhausschulen, die er täglich besuchte und wohin er sich, da ihn die Gicht am Gehen hinderte, in einem Sessel tragen ließ. Zu diesem schmerzhaften und bedenklichen Fußübel gesellte sich endlich die Wassersucht. Doch auch noch als ernannter Abt von Michaelstein wohnte er der Ständeversammlung bei und theilte ihr sein lebendiges Interesse für das Schulwesen

wehr zu neuen kriegerischen Unternehmungen aufforderte. Er erhielt mit dem Range eines Obristwachtmeisters das Commando über das 3. Bataillon der wiener Freiwilligen und machte den Feldzug von 1809, in welchem er sich so vortheilhaft auszeichnete, mit. Mit welcher schmeichelhaften Anerkennung der Kaiser die Verdienste des Grafen zu würdigen wußte, beweist die hohe Auszeichnung, die ihm nach der Auflösung der wiener Freiwilligen zu Theil wurde, indem er das Commandeurkreuz des Leopoldordens erhielt und den wohlerworbenen Obristlieutenants-Character auch fernerhin beibehalten durfte. Im Jahr 1814 wies ihm die Fügung des Himmels einen neuen Wirkungskreis an, in welchem er den ganzen Reichthum seines Geistes und Herzens entwickeln konnte. Er übernahm nach dem Tode seines Bruders die Fideicommißherrschaften Dux, Oberleutensdorf und Maltheuern in Böhmen und die Allodialherrschaften Großcal, Zwihan, Laukowitz, Sicherhof ꝛc. ꝛc. Vieles, was früher für die Verschönerung sowohl, als für die Verbesserung dieser Herrschaften und Güter zu wünschen übrig geblieben war, wurde nun begonnen und auf das Rascheste vollendet. Dafür zeugen die geschmackvollen Umstaltungen mehrerer Schlösser, besonders in Dux und Oberleutensdorf, welches erstere von den Badegästen zu Töplitz zahlreich besucht wird und wo die neuen Einrichtungen des Naturaliencabinets, der Porzellänsammlung, der Kunstgallerie und des mit den seltensten ältern und neuern Waffen geschmückten Waffensaals selbst den Kenner befriedigen. Schon seit einem Jahrhundert bestand die sowohl im Aus- wie im Inlande durch die Erzeugung der feinsten Producte berühmte Tuchfabrik in Oberleutensdorf, welche auch ihr Säcularfest im Jahr 1815 auf das Feierlichste beging. Allein durch den Drang der Zeit, so wie durch andere ungünstige Umstände, war auch diese früher so blühende Fabrik in ein bedeutendes Stocken gerathen und nur Graf Franz Adam war es, der durch Anschaffung neu erfundener Maschinen, durch den Herbeiruf tüchtiger Manufacturisten, worunter sich der damalige Leiter der Fabrik, Herr Remheld, besonders auszeichnete und durch andere zweckmäßige Hülfsmittel diese ihrem Verfalle so nahe Anstalt nicht nur neu belebte, sondern auch zu ihrer schönen Blüthe brachte. Gleiche fruchtbringende Verbesserungen wurden in allen Zweigen der Administration und Oeconomie vorgenommen. Auch als Mensch bewies er sich gefühlvoll und mit dem treff-

lichsten Herzen geschmückt. Nur eine Stimme erhob sich darüber unter seinen Unterthanen auf allen seinen weitläufigen Besitzungen. Seine Menschenliebe und Wohlthätigkeit hatte keine Grenzen, und wie er selbst gewohnt war, zur Erreichung edler Zwecke das Möglichste aufzuopfern, so war ihm auch hier kein Opfer zu groß, wenn es darauf ankam, Arme und Verunglückte zu unterstützen und jedes Leiden nach Kräften zu mildern.

Er starb nach einem langwierigen Gichtleiden im 65. Jahre seines thätigen, nützlichen und wahrhaft edlen Lebens zu Oberleutensdorf.

Ferd. Adolph Wilh. Richard Soyaux, *)

Prediger zu Lissa im Großherzogthum Posen.

geboren den 25. September 1773. gestorben den 28. Julius 1823.

Sein Vater, Peter Soyaux, war Provincialrendant bei der Accisedirection zu Großglogau in Schlesien; aber seine Mutter, eine geborne Wunsch, widmete sich bei den überhäuften Geschäften ihres Gatten, fast allein der Leitung ihres Sohnes, in welchem beide Aeltern schon frühzeitig nicht geringe Fähigkeiten bemerkten. Zum Knaben erwachsen besuchte er die Schule seiner Vaterstadt, welche damals unter dem gelehrten Rector Uhse in großem Rufe stand. Der Vater wünschte den Sohn für seinen eignen Geschäftskreis zu bilden, und Soyaux, welcher wohl noch nichts Höheres kannte, dessen Ahnung eigentlich noch nicht zum Bewußtseyn gekommen war, fügte sich willig in den väterlichen Wunsch. So trat er in seinem achtzehnten Jahre als Supernumerarius bei der Accise ein und arbeitete darin anderthalb Jahre. Wer diese Art von Geschäften, besonders in den untern Zweigen der Verwaltung, kennen gelernt hat, wird es gewiß bestätigen, daß der Jüngling von aufstrebendem Geiste und glücklichen Anlagen nicht lange dabei ausdauern kann. Dazu kam noch die Bekanntschaft, welche Soyaux mit einem jungen Manne damals machte, der seinen Geist durch eine wohlgeordnete Lectüre gebildet

*) Freundeshand wünscht dem Verblichenen, wenn auch erst zu später Zeit, diesen Kranz der Liebe und des Andenkens auf sein Grab niederlegen zu können, und den Frühgeschiedenen möglichst der Vergessenheit zu entreißen.

hatte. Was in dem jungen Acciseofficianten bisher gebunden gelegen hatte, die Neigung, sich höhern Studien zu weihn, wurde nun fesselfrei durch des Freundes leitende Mittheilung; er schlug vorzüglich die Bahn ein, auf welcher der Freund vorangegangen war und wählte also das Studium der Philosophie. Von nun an trachtete er, die drückenden Fesseln abzustreifen, und die Neigung zu befriedigen, welche sich in ihm zum klaren Bewußtseyn entwickelt hatte; er wollte sich nicht länger mehr bei mechanischen Federzügen langweilen, sondern sich weiter fortbilden, um einst auf einer Universität seine Studien vollenden zu können. Aber die Vermögensumstände setzten leider diesem innigen Wunsche große Hindernisse entgegen und erlaubten ihm nicht, an die Ausführung seines Vorhabens zu denken. Wo sollte er nun sich hin wenden mit seinem regen Triebe? Da rettete ihn sein Oheim väterlicher Seite aus dem gefährlichen Kampfe. Der Kriegsrath Soyaux in Berlin, dem sich der Neffe vertrauensvoll entdeckte, versprach ihm, ihn liebreich zu unterstützen, und hielt auch redlich Wort. Soyaux verließ nun die Accise und besuchte noch ein halbes Jahr die Schule, um sich zur Universität vorzubereiten. An Ostern 1793 ging Soyaux schon nach Halle, wo er bis Michaelis 1795 blieb und mit einem so angestrengten Fleiße sich zu seinem künftigen Berufe vorbereitete, daß seine Gesundheit bedeutend gelitten hatte. Seine Neigung für das pädagogische Studium hatte sich unter der Leitung des Canzlers der Universität Halle, Doctor Niemeyer, so herrlich entwickelt, daß dieser würdige Lehrer, Soyaux's Talent dafür bemerkend, ihm väterlich rieth, sich immer mehr und nun auch practisch dafür auszubilden. Er schlug dem nun Halle verlassenden Soyaux zwei Hauslehrerstellen zu diesem Zwecke vor; die eine beim Grafen Salis in Graubündten zog den jungen Mann gewaltig an. Die Schweiz mit all' ihren Reizen, mit den erhabnen Gestalten ihrer Natur; die Nähe des ehrwürdigen Pestalozzi, von welchem damals nur erst dunkle Gerüchte nach Deutschland gekommen waren; die fast sichre Aussicht, Italien zu sehn: dies Alles erzeugte auf's Neue in ihm einen Kampf. Hier siegte die kindliche Liebe in dem trefflichen Sohne, da er überzeugt war, daß eine so weite Entfernung für seine Aeltern sehr schmerzlich seyn würde; deshalb zog er die andre, ihm angebotene, Hauslehrerstelle bei dem Grafen Dohna zu Schlobitten und Finkenstein in Preußen vor.

War die Natur auch hier nicht so reizend, so waren doch seine Verhältnisse desto angenehmer und mehr Zeit ihm gewährt zum kräftigen Selbststudium; auch Gelegenheit, noch mehr zu lernen, fand er in reichem Maße, denn er bezog mit seinem Zöglinge, während der Wintermonate, die Universität Königsberg und benutzte diesen Aufenthalt besonders dazu, seine philosophischen Studien weiter auszubilden. An Ostern 1797 berief ihn der selige Kirchenrath und nachmalige Bischoff Sack als Domcandidaten nach Berlin. In dieser Stellung fand er nicht nur Gelegenheit, sich durch practische Uebungen, als Prediger, zu vervollkommnen, sondern auch durch den Umgang mit so vielen gelehrten und gebildeten Männern daselbst überhaupt an wissenschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen zu wachsen. Er stand diesem Amte fünf Jahre lang mit Auszeichnung vor, bis ihn 1802 die Reihe traf, eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen. Sein deshalb eingereichter Vorschlag, Deutschland, Holland und die Schweiz zu besuchen, wurde von dem Kirchendirectorium zu Berlin genehmigt, und so trat Soyaux mit seinem Collegen Jablonsky (jetzt zweiter Prediger an der Parochialkirche zu Berlin) seine Reise im Mai 1802 wirklich an. (Aus seinem Tagebuche, einem nur skizzirten Brouillon, wird künftig einiges für das Schul- und Erziehungswesen höchst Schätzbare dem gebildeten Publicum mitgetheilt werden.) Um diese Zeit fing Pestalozzi an, durch seine Lehrmethode großes Aufsehen in der pädagogischen Welt zu machen. Die Gerüchte darüber waren so widersprechend, oft so übertrieben, daß Soyaux beschlossen hatte, selbst zu sehn und zu prüfen; er brachte daher, während seines Aufenthalts in der Schweiz, mehrere Wochen in Burgdorf zu, wo damals Pestalozzi lebte und wirkte und erinnerte sich immer mit vielen Vergnügen an die dort verlebten Tage, so wie er überhaupt oft und freudig sich mit seiner Familie und seinen Freunden über seine Reise unterhielt. Den Winter 180$\frac{2}{3}$ verlebte er in Göttingen, besuchte dort fleißig die Vorlesungen der berühmten Lehrer dieser ausgezeichneten Hochschule, und schrieb hier auch seine Bemerkungen über Pestalozzi nieder, das erste Gediegene, welches über den ehrwürdigen Kinderfreund damals in Deutschland erschien. Soyaux gab diese Bemerkungen in demselben Jahre bei Fleischer in Leipzig heraus, unter dem Titel: „Pestalozzi, seine Lehrart und seine Anstalt." Er lobt mit einer Herzlichkeit und tadelt mit ei-

ner Freimüthigkeit, daß dieses Schriftchen ohne Zweifel das Gepräge der parteilosesten Wahrheit an sich trägt und heute noch angelegentlich empfohlen werden darf. Da Soyaux sich zu diesem Ende von Göttingen aus mit jenem berühmten Manne in Briefwechsel setzen mußte, so erweiterte sich dadurch seine Bekanntschaft und sein Ruf in der Schweiz so sehr, daß er noch während seines Lebens in Göttingen die Einladung erhielt, als Prediger und Mitdirector einer Knabenanstalt nach Zürich zu kommen. Schon wieder mußte er einen harten Kampf mit seiner Neigung bestehn; denn freudig wäre er jener Einladung gefolgt, wenn er's nicht für heilige Pflicht gehalten hätte, als einziger Sohn, seinen geliebten Vater nicht zu verlassen. Nach beendigter Reise kehrte Soyaux ins älterliche Haus zurück, und wurde zu einer Probepredigt in Lissa (damals in Südpreußen, jetzt im Großherzogthum Posen) aufgefordert. Er folgte dieser Aufforderung, wurde gewählt und hielt im Mai 1804 seine Antrittspredigt. Zwei Jahre darauf verheirathete er sich mit Henriette geborne Sack aus Glogau. Von jetzt an fand er in seinem Hause allein Erholung von seinen Geschäften, im Umgange mit seiner Gattin, in der Bildung seiner Kinder die einzige Ausfüllung seiner Freistunden. Seinem Amte widmete er sich mit Liebe, und so genoß er auch die Liebe und das Vertrauen seiner Gemeinde, welche mit innigem Schmerze seinen frühen Tod beweinte. Vorzüglich widmete er sich dem Religionsunterricht, und schrieb, um ihn zu vervollkommnen, einen neuen, sehr brauchbaren Katechismus, welcher bei allen reformirten Unitätskirchen eingeführt worden ist. Derselbe erschien 1816 zu Posen bei Mehwald und ist einer allgemeinen Verbreitung höchst würdig. Er hing so sehr an seiner Gemeinde und fühlte sich so glücklich in seinem Berufe, daß er mehrere vortheilhafte Einladungen ausschlug, um nur sie nicht zu verlassen, aber er wollte auch noch mehr bewirken. Seinem Geschmacke, seiner Liebe zur Musik und seiner gründlichen Kenntniß darin konnte es nicht entgehen, in welchem betrübten Zustande das Unitätsgesangbuch, worin noch viele alte böhmische, jetzt gar nicht mehr singbare Lieder stehn, sich befände. Er arbeitete daher seit 1817 an einem neuen Gesangbuche, welches, vollendet, der Behörde vorliegt, von den Gemeinen wohl, aber nicht von jener begünstigt zu werden scheint. Soyaux hat den Druck desselben, welcher heute noch ein frommer Wunsch

ist, nicht erlebt. Dies betrübte ihn, und die darauf verwendeten, vergeblichen Arbeiten griffen zugleich seine Gesundheit an, welche die wiederholten Badereisen nicht wiederherzustellen vermochten. In dem strengen Winter von $18\frac{22}{23}$ wurde er bedeutend kränker, mußte sich von seinem Amte suspendiren lassen und ging nach Glogau, um dort wieder zu genesen. Scheinbar wieder hergestellt kehrte er im Frühlinge nach Lissa zurück; aber ein ausbrechendes Hämorrhoidalübel machte seinem Leben ein Ende, im funfzigsten Jahre seines Alters. Er war in dieser letzten Krankheit nie bettlägerig und hoffte bis zum letzten Augenblicke noch, wieder geheilt, fernerhin nützlich seyn zu können. Das Armenwesen zu Lissa wird ihn, als seinen vorzüglichen Stifter, dankbar ehren, die von ihm verbesserten Elementarschulen seinen Verlust noch lange empfinden und seine vier meist noch unerzogenen Kinder mit ihrer Mutter den geliebten Vater und Gatten beweinen und ihn im segensreichen Andenken bewahren. Er war ein Prediger voll Licht und Wärme; aber so streng gegen sich selbst, daß er immerfort feilte und nie eine Predigt des Druckes für werth genug hielt, daher auch keine von ihm erschienen ist. Rechtlichkeit und gerader Sinn, weise Sparsamkeit und Freimüthigkeit zeichneten ihn aus und werden seinen Namen in der Unitätsgemeine Lissa noch lange in Achtung und Liebe erhalten.

M. Carl Gottlob Hunger,

vocirter Pastor zu Liebstadt bei Pirna.

geb. den. 8. Sevtember 1755. gest. den 3. Januar 1824.

Nicht ausgezeichnete Talente noch schriftstellerische Thätigkeit, aber eine musterhafte Berufstreue erwarben ihm in diesem Buche des Andenkens eine Stelle. Geboren zu Voigtsdorf bei Saida im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater Müller war, erzogen einige Jahre darauf in dem benachbarten Zethau unter Anleitung eines wackern Schullehrers, besonders durch den Cantor Kessel in Freiberg aufgemuntert zu studiren, kam er dahin auf Schulen, so sehr der Vater sich sträubte, und war so thätig, daß er letztern sogar in der drückenden Theuerung 1772 unterstützen konnte. Nun bezog er die Universität Leipzig, und hier empfing er, als eben sein kleiner Geldvorrath geschmolzen war, eine Anweisung von einem edlen

Unbekannten, monatlich drei Thaler in einem Comptoir erheben zu dürfen. Professor Funk und M. Lohdius nahmen sich seiner mit Liebe an. Im 5. Jahre seines academischen Aufenthalts, den er wohl benutzt hatte, stellte ihn der Kreiscommissär von Carlowitz auf Großhartmannsdorf als Lehrer seiner Kinder — eins derselben der nachherige Bundestagsgesandte zu Frankfurt — an. Des dasigen als Dichter und Schriftsteller bekannten Pfarrers Hartwig Umgang war ihm von besonderm Werth. Nicht lange darauf, 1782, ertheilte ihm sein Gönner das Pastorat zu Döbra. Hier bildete er sich als Seelsorger emsig aus, während er auch, besonders als Mitglied einer journalistischen Gesellschaft, welche gelehrte Ausarbeitungen lieferte, höhere Fortbildung keineswegs hintansetzte. Vier Jahre darauf ward er vom Herrn v. Carlowitz als Diaconus nach Liebstadt, eine halbe Stunde davon, versetzt. Sein Dienst war mühsam, aber die Liebe der Gemeinden erleichterte ihm auch sein beschwerliches Filial. Der häufiger besuchte Gottesdienst, Schlichtung manches ehelichen Zwistes, verminderte Proceßsucht und vermehrte Sittlichkeit und Wohlstand der Parochien zeugten für sein treues, gesegnetes Wirken. Still floß sein Leben und auch bei geringer Einnahme ohne Klage dahin. Die kriegerischen Ereignisse des Jahrs 1813 störten ihn in dieser Ruhe. Auch von Plünderung und Mißhandlung blieb er nicht ganz verschont und mußte einst zu näherer Angabe des Terrains vor Napoleon erscheinen, der ihm auf seine Fürbitte zum Besten zwei geplünderter Dörfer 2000 Franken Unterstützungsgelder zusicherte, in dem Bibliotheksaale des carlowitzer Schlosses zu Liebstadt aber, als er das Portrait Moreau's bemerkte, die dreifarbige Cocardschleife desselben durchstach und darunter schrieb: ce traitre en étoit indigne. Manche häusliche Leiden heimsuchten ihn später und kränkliche Zufälle. Ihnen kräftiger zu begegnen, wollte er 1823 das Töplitzer Bad besuchen. Da starb plötzlich sein würdiger College, Pastor M. Behnert und seine Berufsgeschäfte häuften sich ungewöhnlich. Zwar ward er in gerechter Anerkenntniß seiner Thätigkeit zum Nachfolger desselben erwählt und zur Freude der Gemeinde in sein neues Amt eingewiesen; doch ein Schlagfluß endete unvermuthet sein Leben im 41. Jahre seiner treuen Amtsführung.

Johann David Naumann,

königlich preußischer geheimer Ober-Tribunalrath.

geb. den 14. September 1775. gest. den 7. Januar 1824.

Zu Königsberg in Preußen, wo sein Vater Kirchenrath und erster Prediger an der altstädtischen Kirche war, wurde Neumann geboren und studirte auch später daselbst, ganz seiner Neigung folgend, die Rechtswissenschaft. Schon als Auscultator bei der damaligen ostpreußischen Regierung, 1793, zeigte er in seinen Arbeiten und Vorträgen eine Beurtheilungskraft und einen Scharfblick wie man selten in solcher Jugend zu erblicken gewohnt ist. Hierdurch zog er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich, welche bald den fähigen und tüchtigen Juristen in ihm erkannten und ihn zu befördern suchten. Nachdem er kurze Zeit (1796) Assessor beim Hofgerichte in Bromberg gewesen war, ward er in demselben Jahre zum Rath bei der Regierung zu Marienwerder ernannt und erhielt endlich im Jahre 1820 die Stelle eines geheimen Obertribunalrathes. Seine schriftlichen Vorträge waren klar und deutlich in der Darstellung des Sachverhältnisses, gründlich in der Beurtheilung und sein gerader, rechtlicher Sinn ließ ihn in verwickelten Fällen leicht die Wahrheit finden. Im Kreise einer zahlreichen Familie, glücklich durch Freundschaft und die ungetheilte Achtung seiner Amtsgenossen, durfte er bei seinem Alter heiter auf die Zukunft blicken; aber anders wollte es die Vorsehung. Er legte den Brautkranz auf das Grab seiner ältesten Tochter und folgte bald darauf dem Sarge seines zweiten Sohnes. Seit diesen harten Prüfungen verzehrte ihn der Gram. An seiner Gruft weint eine Wittwe mit drei Söhnen und einer Tochter, unversorgt und zum Theil noch in den ersten Jugendjahren.

Simon Gunz,

Lehrer der Rechenkunst an der israelitischen Hauptschule zu Prag.

geb. zu Augsburg 1743. gest. zu Prag den 11. Januar 1824.

Ward zum Rabbiner, welches Amt sein Vater und Großvater in seinem Geburtsorte versehen hatten, erzogen. Er studirte den Talmud in Fürth und Frankfurt

a. M. (wo er im 20. Jahre deutsch lesen lernte). Im 24. Jahre (1767) begab er sich nach Berlin, wo er sich auf Wissenschaften und Sprachen legte und sich die Mathematik zur Lieblingswissenschaft wählte. 1782 ward er Lehrer der Rechenkunst an der israelitischen Hauptschule in Prag. Er gab heraus: Practische Bemerkungen und Vorschläge zur Verbesserung des Lesefachs für angehende Haus- und Schullehrer, vorzüglich jene der jüdischen Jugend; nebst einem Gespräche über die Numeration, als ein Beispiel der sokratischen Lehrart. Prag 1792. — Handbuch für Kaufleute, enthaltend allgem. Schlüssel, vermittelst deren man den Localbetrag eines wiener Centners oder Pfundes, in wiener Cour. jeder vorkommenden Art, in einem amsterdamer, hamburger, londoner und französischen Preiscourant, zu jedem vorzügl. Preise und Curse auf die schnellste, leichteste und bisher unbekannte Art berechnen kann. 1792. — Verhältnißtabellen des niederösterreichischen Gewichts, nassen und trockenen Maßes, der Elle und Klafter, gegen das altböhmische und umgekehrt, das altböhmische gegen das niederösterreichische, von den kleinsten Unterabtheilungen bis zu 1000. Nebst Geldtabellen des Betrags bis 1000 von 1 Pfund bis zu 10 fl. Ebendaselbst 1793. — Theoretisch-practisches Rechenbuch für Lehrer und Lernende. Ebend. 1802. II. 2. Aufl. 1804, 3. mit einem 3. Thle. verm. Aufl. 1807, 4. 1810, 5. 1815. — Cours- und Wechseltabellen 1. Abtheilung. 4. Prag 1807. Dergleichen für Banquiers und Kaufleute. 4. Wien. 1807. — Der Arbitrageur. 8. Prag 1813. — Tabelle z. Uebers. des Standes der Obligationen. 1818. — Reikenbrechers Taschenbuch für Banquiers und Kaufleute, für die österreichischen Staaten brauchbar gemacht. Ebend. 1808.

Dr. Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein,

Abt zu Michaelstein, Consistorialrath und Director der Schulanstalten des fürstlichen Waisenhauses zu Braunschweig.

geb. 1766. gest. den 12. Januar 1824.

Sein Vater war Magazinverwalter zu Braunschweig, wo sein Sohn geboren und erzogen wurde. Letzterer bildete sich unter dem ausgezeichneten Gelehrtenverein von Ebert, Eschenburg, Zachariä, Lessing u. a., gewann be-

sonders die französische und englische Literatur lieb und bestimmte sich für das von dem Herzog Carl Wilhelm beförderte Schulwesen, zu dessen Verbesserung dieser damals Campe u. a. in seine Dienste zog. Der junge Ziegenbein fing frühzeitig an Unterricht zu geben, ohne daß weder dieses noch die Verwendung seiner Muße auf die fremde Literatur dem Ernst seines theologischen Studii schadete. Sein erstes selbstständiges Fortkommen war um so schwerer und sorgenvoller, je nöthiger seine verwittwete Mutter der Hülfe des liebenden Sohnes bedurfte. Unablässig arbeitend lieferte er in dieser Zeit zum Nebenerwerb viele Uebersetzungen und Auszüge von englischen und französischen Schriften. Als ihn dann eine Predigerstelle an der Petrikirche zu Braunschweig von Nahrungssorgen befreite, verband er als öffentlicher Lehrer an der Catharinenschule mit seinen Berufsarbeiten fortdauernd Schulunterricht und blieb auch als Schriftsteller thätig. Aber am entscheidendsten wirkte er für die weibliche Erziehung als Generalsuperintendent des Fürstenthums und erster Prediger zu Blankenburg. Hier entwickelten sich seine Ideen über diese Erziehung zur vollen Reife und traten in das Leben ein. Er legte diese dann zur öffentlichen Beurtheilung in einer Schriftenreihe 1809 und 1810 vor, und hatte bei seiner Leitung des dortigen Unterrichts die erwünschteste Gehülfin an seiner Gattin, geb. Hartmann, der verdienstvollen Gründerin der dasigen Töchterschule. Hierauf ward er ins Consistorium nach Wolfenbüttel berufen und mit der benachbarten einträglichen Landpfarrei Salzdalum beliehen, welche er indeß bald mit der Direction der Waisenhausschule zu Braunschweig vertauschte. Seine Frau machte auch hier den weiblichen Unterricht wieder zu ihrem Beruf unter dem dankvollsten Beifall. Er selbst trieb seine vielfachen Geschäfte mit aller Emsigkeit, wie er auch damals zugleich die wieder vacant wordene Religionslehrerstelle am Carolinum aufs neue übernommen hatte und sie nur erst in den letzten Lebensjahren niederlegte. Ganz besonders eifrig widmete er sich der Aufsicht über die Waisenhausschulen, die er täglich besuchte und wohin er sich, da ihn die Gicht am Gehen hinderte, in einem Sessel tragen ließ. Zu diesem schmerzhaften und bedenklichen Fußübel gesellte sich endlich die Wassersucht. Doch auch noch als ernannter Abt von Michaelstein wohnte er der Ständeversammlung bei und theilte ihr sein lebendiges Interesse für das Schulwesen

mit, für welches der Landtagsabschied mehrere befördernde Bestimmungen enthält. Der Tod hatte sich ihm lange Zeit angekündigt, überraschte ihn aber doch in Arbeiten. Als Schriftsteller glich er der fleißigen Biene, welche den Honig aus vielen Blumen saugt und in ihre Zelle trägt. Er war ein fleißiger und verständiger Sammler, und hatte vielumfassende literärische Kenntnisse. Besonders setzte ihn seine Kenntniß der neuern Sprachen in den Stand, alles zu erforschen und sich anzueignen, was die Ausländer im pädagogischen Fache geschrieben haben. Aber eben die Begierde, alles erforschen und wissen zu wollen, was in sein Fach schlug, ließ ihn von seinen Studien und von seiner Schriftstellerei für ihn selbst keinen andern Gewinn erndten, als den einer immer größern Ausbildung seines Geistes und des erheiternden Bewußtseyns, der Welt nützlich geworden zu seyn. — Seine Schriften kosteten ihm gewöhnlich mehr, als sie ihm einbrachten. Sie sind aber auch mit rühmlichem Fleiße verfaßt, besonders sein Catechismus der christlichen Religion, seine kleine Bibel, sein biblisches Lesebuch u. a. m. Ein vollständiges Verzeichniß derselben befindet sich im Gel. Deutschl. und im ersten Bande von Ersch Handbuch; die hallische Literaturzeitung verdankte ihm früher viele interessante Beiträge. Er wurde von vielen verkannt. Die gewöhnlichen Alltagsmenschen verstanden das Wirken dieses ausgezeichneten Geistes nicht, und da sein Eifer oft von einem kränklichen Körper gehemmt wurde, und dies ihn mißmuthig und verstimmt machte, so verleitete ihn diese Verstimmung seines Gemüths gewöhnlich zu Klagen, die man immer ungern hört und denen man noch weniger gern abhilft, denen aber auch größtentheils nicht abzuhelfen stand. So führte er denn die letzten Jahre seines Lebens ein sehr leidenvolles Daseyn, und ob er gleich seinen zahlreichen Freunden, seinen Schülern und seiner Familie noch viel zu früh abgestorben ist, so mußten ihn doch alle die Ruhe gönnen, welche ihm nur das Grab gewähren konnte; sein Andenken aber wird sich noch späthin in der Welt erhalten.

David Schultheß,

Hülfsprediger bei der reformirten Gemeinde zu Leipzig.

geboren den 18. October 1798. gestorben den 12. Januar 1824.

Dieser junge, vielversprechende Mann, war der Sohn des zu Zürich im Jahre 1798 bei einem Volksaufstande, den er eben zu stillen bemüht war, auf eine sehr unglückliche und unvorsichtige Weise, durch den Flintenschuß eines Franzosen, sein Leben verlierenden dortigen Predigers Georg Schultheß und somit gleich bei seinem Eintritt ins Leben des Vaters und Versorgers beraubt. Erzogen in den ersten Jugendjahren von seiner Mutter, verdankte er seine weitere Bildung besonders seinem gelehrten Verwandten Johannes Schultheß, Doctor der Theologie in Zürich, der erst seinen Schul- und dann seinen academischen Cursus in Zürich leitete, welches beides der junge Schultheß mit so vielem Fleiße benutzte, daß er nach Beendigung seiner Studien nicht allein sein Examen auf eine sehr ausgezeichnete Art bestand, sondern auch sogleich nach dortigem Gebrauch die Ordination empfing. (1821).

Schultheß begab sich nun nach Stuttgart, wo er die Stelle eines Informators in einem jüdischen Hause annahm; sein Drang sich weiter auszubilden, veranlaßte ihn aber bald, Würtembergs Hauptstadt wieder zu verlassen und nach Heidelberg zu gehen, um hier unter dem von ihm hochverehrten Paulus in seiner Wissenschaft fortzuschreiten, und von hier war es, wo er im Jahre 1822 nach Leipzig berufen wurde, um daselbst dem dortigen Prediger Dumas, dessen Altersschwäche und Kränklichkeit eines Gehülfen bedurfte, als solcher an die Seite gesetzt zu werden. Hier erwarb sich nun der junge Mann bald, sowohl durch sein persönliches Benehmen, als durch seine Kanzelvorträge, die allgemeinste Liebe und Achtung seiner, von nun an allein von ihm und seinem Mitbruder und Landsmann, dem Prediger Hirzel, vorgestandenen Gemeinde, und eben stand diese, das Wahlrecht bei Besetzung ihrer Pfarrstellen übend, im Begriff, ihm die durch den gegen Schluß des Jahres 1823 erfolgenden Hintritt des französischen Predigers Dumas, erledigte Stelle eines wirklichen Predigers bei der reformirten Kirche in Leipzig zu übertragen und somit von dem früher beobachteten Gebrauche abzuweichen, nach welchem der Gottesdienst abwechselnd in deutscher und

in französischer Sprache gehalten wurde, als auch Schultheß, der kaum fünf und zwanzigjährige, anscheinend gesunde Mann, plötzlich und unverhofft ins Grab sank. Zurückgekehrt von einer kleinen Reise nach Halle, wo Schultheß einige Bekannte besucht hatte, fühlte er sich unwohl und bald trat ein hitziges Fieber ein, gegen welches, da es in Gehirnentzündung übergegangen, die Kunst der Aerzte u. auch die in neueren Zeiten vielfach gerühmte homöopatische Heilmethode nichts auszurichten vermochte. Seine Gemeinde verlor an ihm einen guten, mit Recht geliebten Seelsorger, die Wissenschaften einen fleißigen, zu den schönsten Erwartungen berechtigenden Verehrer. Sein im scharfen Urtheile und tiefen Denken gleich gewandter Geist, in der seltenen Vereinigung mit einem zartfühlenden und theilnehmenden Herzen, und vor allem sein offenes, ungezwungenes Behandeln derer, die ihm ohne Zurückhaltung entgegen kamen, gewannen ihm sehr bald auch im Auslande Freunde, welche sein Andenken noch im Tode dankbar ehren. Schultheß hatte drei Brüder und zwei Schwestern. Von den ersteren ist einer Prediger in der Nähe von Zürich, und bei diesem lebt auch die Mutter des Verblichenen; eine seiner Schwestern ist aber in Oldenburg verheirathet.

August Wendt,

k. sächs. Geh. Rath und Geh. Cabinets-Rath, Comthur des k. sächs. Civil-Verdienst-, des k. spanischen und des großherzogl. toskanischen Ordens.

geb. zu Dresden den 17. März 1741. gest. den 13. Januar 1824.

Sein Vater, Superintendent und Consistorialassessor in Sorau, war ein sehr religiöser Mann von ernstem Character und selbst für damalige Zeiten von strengen Begriffen über Anstand und Anstandsbezeugungen, die so weit gingen, daß er sich von seiner Gattin, einer geistvollen und würdigen Frau, die er in der That liebte und achtete, Sie nennen ließ, während er sich gegen dieselbe des Ausdrucks hör' sie bediente. In diesem Geiste erzog er seine Kinder und ertheilte den Söhnen, deren jüngster unser W. war, den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, bis sie das väterliche Haus mit einer gelehrten Schule vertauschten. Er prägte seinen Kindern zeitig religiösen Sinn und Achtung gegen die

Bibel ein, zu deren Lectüre er sie schon frühzeitig anhielt; daher kam es, daß der Geh. Rath als Knabe bei einem Spazirgange sich plötzlich von der Hand seines Vaters losriß, auf einen Landmann zulief, der ein Pferd und einen Ochsen zusammen gespannt hatte, und diesen in kindlichem Eifer fragte: „weißt du nicht, was in der Bibel steht? Du sollst nicht einen Ochsen und ein Pferd zusammen spannen." Der Ernst des Vaters gab auch schon dem Knaben eine ungewöhnliche Gesetztheit, so daß er nach seiner eigenen Versicherung von der Zeit an, zu welcher er wissenschaftlichen Unterricht bekam, keine Knabenspiele mehr trieb. Seine einzige Beschäftigung der Art bestand darin, daß er Papierkästchen machte, Ameisen hineinsetzte, das Kästchen auf den angefüllten Wassertrog stellte und sich daran ergötzte, wenn die Ameisen, aus ihrem Behälter zu entfliehen versuchend, erschreckend über das Wasser, schnell wieder in die Tiefe des Kästchens eilten. Von seinem 12. Jahre an besuchte er die gelehrte Schule seiner Vaterstadt. Mit vorzüglichem Eifer widmete er sich dem Studium der lateinischen und hebräischen Sprache. Der griechischen, der des neuen Testaments ausgenommen, konnte er weniger Geschmack abgewinnen. Seine Lieblingsschriftsteller waren Cicero, Virgil und Horaz. Als er schon das 80. Jahr zurückgelegt, erhielt er von einem seiner Stiefenkel einen Brief in lateinischer Sprache. Er beantwortete denselben in der nämlichen Sprache und der erstaunte Enkel zeigte diesen Brief seinem Lehrer, der ihn mit der Antwort zurückgab: „armer Junge, dir hat ein Cicero geantwortet." Nach vollendeten Schuljahren besuchte er die Universität Halle und ging von da als Accessist ins Justizamt Dresden, bei welchem er im Jahre 1766 als Actuar angestellt ward. Durch Fleiß und Geschicklichkeit erwarb er sich bald die Achtung des Amtmanns, welcher ihn besonders zur Aufnahme der Testamente gebrauchte, weshalb er von seinen Collegen den Beinamen Testamentenschmidt erhielt.

Dem Conferenz-Minister Freiherrn von Gutschmidt ward die Revision einer auswärtigen Behörde übertragen, zu welcher sich derselbe einen Actuarius aus dem Amte Dresden vom Amtmann empfehlen ließ, der den Actuarius Wendt vorschlug. Durch seine Arbeiten bei dieser Revision empfahl sich der Actuar Wendt so, daß er dadurch den Grund zu seiner künftigen Carriere legte. Schon im Jahre 1768 ward er ohne sein Gesuch, blos

durch Empfehlung des erwähnten Conferenzministers, Legations-Secretär bei der kurfürstl. Gesandschaft am k. russ. Hofe zu St. Petersburg. Es sey hier erwähnt, daß er, den Acceß beim Justizamte Dresden ausgenommen, nie um eine Anstellung gebeten hat, indem sein Grundsatz war: „was du haben sollst, wird dir werden.“

Auf seine Gesundheit wirkte das Petersburger Clima so nachtheilig, daß er, ohne eine namhafte Krankheit zu haben, sich genöthigt sah, im J. 1773 um seine Zurückberufung anzuhalten, welche ihm gewährt ward. Sein gedachter Gönner bewirkte seine fernere Anstellung als Oberrechnungsinspector. Im Jahr 1775 trat er als Geh. Cabinets-Registrator und Legationsrath im Departement der auswärtigen Angelegenheiten ein, und ward 1779 Geh. Cabinets-Secretär und Geh. Legationsrath. Sein Diensteifer und die unbedingt treue Anhänglichkeit an seinen Monarchen erwarben ihm dessen Vertrauen in einem hohen Grade. Im Jahr 1809 begleitete er den König nach Paris, ward auch von demselben 1813 nach Berlin berufen. Im Jahre 1815 folgte er ihm nach Preßburg und war bei Schließung des wiener Friedens vom 18. Mai 1815 thätig. In dem nämlichen Jahre ward er Geh. Cabinetsrath und erhielt auch das Prädicat eines Geh. Rathes, so wie das Comthurkreuz des Civilverdienstordens. Den 15. Januar 1817 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum, bei welcher Gelegenheit er vom König eigenhändig mit einer goldenen Tabatière mit Brillanten und dessen Porträt beschenkt ward, eine Huld, die er auch späterhin nie anders als mit Thränen im Auge erwähnte. In den Jahren 1820 und 1821 erhielt er das Comthurkreuz des großh. toskanischen St. Josephordens und des k. spanischen Ordens Carls III. So anerkannt wurden seine Verdienste, daß der König, als er ihn wegen seines hohen Alters von den gewöhnlichen Geschäften freisprach, sich vorbehielt, fortwährend seines Rathes sich bedienen zu können. Noch 10 Tage vor seinem Ableben besuchte er das Bureau, um sich mit Allem im Zusammenhang zu erhalten.

Erst in seinen spätern Lebensjahren verheirathete er sich mit der verwittw. Geh. Finanzassistenzräthin Schumann. Wie glücklich er mit derselben gelebt hat, beweist die Grabschrift, die er selbst für sie machte:

Du sprachst: „Hab' Dank!“
dies letzte Wort
sey Trost mir noch im Leben.

Noch in seinem hohen Alter war er, wie immer, offen für häusliche Freuden und beschränkte sich fast allein auf den Umgang seiner Verwandten, deren mehrere in Dresden leben und die er wöchentlich ein Mal bei sich versammelte. Oft scherzte er, schon im Greisenalter, darüber, daß man ihm schon in seiner Jugend einen schnellen Tod vorausgesagt habe. Auch ergötzte er sich bis zuletzt an den lauten Spielen der Kinder. Ueberdies war er ein leidenschaftlicher Verehrer der Botanik und hatte eine ansehnliche Sammlung zum Theil seltener exotischer Gewächse. Die meisten davon wurden nach seinem Ableben zu theuern Preisen bezahlt.

Er starb nach einem Krankenlager von wenigen Tagen und nahm die Verehrung seiner Verwandten und die Achtung seines Monarchen, so wie aller, die ihn kannten, mit ins Grab. Der Cabinetsminister Graf von Einsiedel begleitete ihn auf eigenen Antrieb zur Ruhe. Er verlangte, ihn zuvor noch zu sehen, und sagte beim Anblick des Entschlafenen: „Das ist ganz die Miene des ruhigen Gewissens. Wenn du auch kein gutes Gewissen hättest, wer sollte es denn haben?"

Kurz zuvor hatte der wahre Verdienste ehrende Monarch seinen Minister, als er wegen der Beerdigung um Urlaub gebeten, mit den Worten entlassen: „Gehen Sie in Gottes Namen, wäre ich nicht der König, ich begleitete ihn selbst."

Johann Christian Traugott Schlegel,

fürstlich schönburgischer Hofrath und Leibarzt, Mitglied der kaiserlichen leopold. carolinischen Academie der Naturforscher, der Societät der Medicin, Chirurgie und Pharmacie zu Brüssel und der Societät der Wissenschaften und Künste zu Nancy.

geb. den 28. November 1746. gest. den 18. Januar 1824.

Wurde in Langeneichstädt, einem Dorfe bei Querfurt, in dem heutigen Herzogthume Sachsen geboren, wo sein Vater Prediger war. Die Knabenjahre verlebte er theils in seinem Geburtsorte, theils in dem Dorfe Kirchheilingen, unweit Langensalza, in dem Hause seiner Aeltern, die ihm auch den ersten Unterricht ertheilten. Um sich auf höhere Wissenschaften vorzubereiten, ging er 1762 auf die Schule zu Roßleben. Daselbst verweilte er 6 Jahre, worauf er die Universität Jena besuchte. Nach

dem Wunsche seiner Mutter sollte er Theologie studiren, aber seine große Vorliebe für die Medicin ließ ihn diese erwählen. Da Schlegel um die Zeit, als Baldinger in Langensalza lebte, noch klein und unerzogen war, so ergibt sich aus dem, was dieser in seinem der Schlegelschen Dissertation angedruckten Glückwunschungsschreiben sagt, daß Schlegel diese Vorliebe für seine Wissenschaft schon sehr frühzeitig gefaßt hatte. Denn dort heißt es: Contigit, ut eo jam tempore, cum Longosalissae adhuc viverem, innotesceres mihi, quo primum cognovi, Te tanta cupiditate addiscendi medicam artem flagrare, ut spem justam conciperem, fore aliquando, ut non vulgari eruditione ditatum Te videam. Man weiß, daß ihn seine Hoffnung nicht betrogen hat. Sein Vater konnte zu seinem Unterhalte auf der Universität nur wenig beitragen, und um Stipendien und andere dergleichen Unterstützungen bemühte er sich stets umsonst. Desto mehr aber hat sich Baldinger um ihn verdient gemacht. Dieser nahm ihn in sein Haus auf, machte ihn zu seinem Amanuensis und trug so zur Bildung seines hoffnungsvollen Schülers das meiste bei. Seine übrigen Lehrer waren: Riedel, Succow, Walch, Kaltschmied, Nicolai, Neubauer, Rickmann und Mayer. Den 20. Juli 1771 erhielt er zu Jena die Doctorwürde. Seine mit vieler Gelehrsamkeit geschriebene und unter dem Vorsitz Baldingers vertheidigte Inauguraldissertation handelt von der Krankheitsversetzung (de metastasi in morbis). Nach seiner Promotion übte er die Arzneikunde in Langensalza, wo er seiner Geschicklichkeit wegen bald allgemeines Zutrauen erhielt. Im Jahre 1773 verheirathete er sich mit Sophie Wilhelmine geb. Seebach, mit der er 2 Söhne und 3 Töchter zeugte. Vier seiner Kinder leben noch jetzt, der ältere Sohn aber starb 1812 als Lehrer der Hebammenkunst zu Merseburg. Endlich wurde er im Jahre 1788 als fürstl. schönburgischer Leibarzt und Physicus nach Waldenburg berufen, wo er auch bis ans Ende seines Lebens blieb. Einige Jahre vor seinem Tode hatte er noch die Freude, erst das Doctorjubiläum und dann die Jubelhochzeit zu feiern. Schlegel war, nach dem Zeugnisse aller, einer der gelehrtesten Aerzte seiner Zeit. Nur waren seine Gesundheitsumstände nicht immer die besten. Besonders litt er viel an Steinbeschwerden und seit 1822 auch an einer äußerst schmerzhaften Krankheit der Füße (Gangraena senilis). Sein Tod aber erfolgte plötzlich nach Zerreißung einer

Ader am Halse. Das erwähnte Fußübel nöthigte ihn zu einem anhaltenden Gebrauch des Opiums und in Folge dieses hatte er in seinem Alter noch das Unglück, an seiner Sehkraft geschwächt zu werden, daß er sich vorlesen lassen mußte. Die fürstliche Familie schätzte ihn sehr. Gleich bei seiner Ankunft in Waldenburg wurde er zum Rath ernannt, und 1791 zum Hofrath, der vielen Ehrenbezeugungen nicht zu gedenken, die ihm sonst noch und besonders bei seinem Jubelfeste bezeugt wurden. Mehrere gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Bei seinem Jubiläum schickte ihm die Universität Jena ein Ehrendiplom. Mit Gelehrten von fast allen Universitäten Deutschlands stand er in Briefwechsel, und erhielt durch sie sehr viele und seltene Dissertationen, die er nachher zum Theil herausgegeben hat. Außerdem verdankt ihm aber die Medicin auch noch mehrere eigenthümliche Werke. Was ihn besonders beschäftigte, war die pathologische Anatomie. Ueberhaupt besaß er eine große Belesenheit. Sein rastloser Fleiß und strenge Gewissenhaftigkeit wurden allgemein gerühmt. Als Mensch zeichnete er sich durch einen sanften Character und eine immer heitere Stimmung des Gemüthes aus, Eigenschaften, die den Umgang mit ihm auch in seinem Alter noch angenehm machten. Seine an 6000 Nummern haltende Bibliothek befindet sich für jetzt noch in den Händen der Hinterlassenen.

Die Werke, die er geschrieben, und deren Herausgabe er besorgt hat, sind der Reihe nach folgende:

Tronchin (T.) de colica pictonum. Iterum edidit Schlegel. Jen. et Lips., 1771. 4. — Kloeckhof (D. C. A.) opuscula medica omnia. Edidit Schlegel. Jen. et Lips., 1772. 8. — Rouppe (D. Ludw.) Abh. vom Scorbut, herausgegeben von Schlegel. Gotha, 1775. 8. — Schlegels deutsches Apothekerbuch. Nach der Pharmac. Danica ausgearbeitet. Gotha, 1776. 8. Sein vornehmstes Werk. Es wurde mit vielem Beifall aufgenommen und hat 4 Auflagen erlebt. Zu der 2. und 3. Auflage hat der Verfasser die Arbeit in Verbindung mit dem gelehrten Wiegleb in Langensalza unternommen, die 4. aber hat er wieder allein besorgt, weil sein Mitarbeiter 4 Jahre zuvor gestorben war. — Dessen medicinische Literatur. 12 Theile. Leipz., 1781—87. 8. — Andere vier Bände medicinischer Literatur, erschienen unter dem Titel: Neue medicinische Literatur. Herausgegeben von

Schlegel und Arnemann. Leipz., 1787—92. 8. — Sein Werk über die neueste medicinische Literatur blieb unvollendet. Es führt die Aufschrift: Uebersicht der neuesten medicinischen Literatur. Ersten Bandes erstes und zweites Stück. Chemnitz, 1795. 8. — van Doevdren (D. G.) primae lineae de cognoscendis mulierum morbis. Itecudi curavit Schlegel. Lips., 1786. 8. Eine andere Ausgabe erschien ebendaselbst im Jahre 1787. — Lieutaud (Jos.) hist. anatomico-med. Recensuit quondam Ant. Portal et recudi curavit Schlegel. Vol. I—III. Longosaliss. et Goth. 1786—1802. 8. — Eine andere Ausgabe eben dieses Werkes erschien zu Gotha in den Jahren 1796—1802. — Schlegel, sylloge selectiorum opusculorum de mirabili sympathia, quae partes inter diversas corporis humani intercedit. Lips., 1787. 8. — Ejusd. thesaurus semiotices pathologicae. Vol. I—III. Stendal, 1787—1802. 8. — Ejusd. thesaurus pathologico-therapeuticus. Vol. I. Lips., 1789. 8. — Ejusd. thesaurus materiae medicae. Tom. I—III. Lips., 1793. cum tabb. aen. 8. — Ejusd. sylloge operum minorum praestantiorum ad artem obstetriciam spectantium. Vol. I. et II. Lips., 1795—96. Cum. tabb. aen. 8. — Das Meiste hat er demnach in Langensalza geschrieben. Auch war er Mitarbeiter an der deutschen Bibliothek, in der sich auch sein Bildniß befindet. Das Nähere über seine Krankheit, so wie den Sectionsbericht, kann man im 3. Hefte der allg. med. Annalen von 1824 nachsehen. In den letzten Jahren seines Lebens wollte er noch einen seltenen Fall von Caries mit Verlust der ganzen untern Kinnlade beschreiben, wovon die Abbildung schon vorräthig war, und sein Leben aufsetzen. Dies sollte sein Schwanengesang werden, aber durch seine kränklichen Umstände und besonders durch die Schwäche seiner Augen, wurde er an der Ausführung verhindert.

Michael Meinhard,

Inspector und Pastor zu Schmölln im Herzogthum Altenburg, geb. zu Bornheim 1761. gest. den 19. Januar 1824 zu Schmölln.

Vorher Hofprediger zu Altenburg. War ein Lieblingsschüler Döderleins gewesen und zeichnete sich durch seltene Kenntnisse und redliche Amtsführung aus.

Friedrich Ludwig Graf von Moltke,

königl. dänischer geh. Conferenzrath, Großkreuz vom Danebrog und letzter Dechant des Domcapitels zu Lübeck.

geb. 1745, gest. den 22. Jannar 1824.

Sein Vater war der unvergeßliche dänische Staatsminister, Adam Gottlieb Graf von Moltke († 1792). So wie seine älteren Brüder genoß er einer vortrefflichen Erziehung; studirte, wie diese, unter Gellert's specieller Aufsicht, zu Leipzig, dessen Hochschule damals die berühmtesten Lehrer hatte; bereis'te die cultivirtesten europäischen Staaten; erhielt dann den Posten eines dänischen Gesandten in Eutin und ward darauf zum Domdechanten in Lübeck erwählt. Nachdem das dortige Domcapitel aufgehoben worden war, lebte er bis an sein Ende als ein wahrer Weiser zu Altona. Er war mit der würdigen Tochter des Marschalls, Grafen von Luckner vermählt, aus welcher Ehe zwei Töchter entsprangen, deren ältere kürzlich, als Gattin des eutinischen Landraths von Wedderkopp, starb, die jüngere aber, als Gemahlin des Landmarschalls von Maltzahn zu Penzlin, noch lebt. Noch im Greisenalter mit Jünglingskraft und Jünglingsfrohsinn begabt, war er rastlos mit Forschen nach immer höherem Wissen, mit Streben nach stets größerer Veredlung und mit Allem beschäftigt, was zum Besten seiner Nebenmenschen beitragen konnte. Wegen seiner vielen Erfahrungen unter Welt und Menschen, so wie wegen seiner Masse von Kenntnissen (er redete nicht weniger als sieben Sprachen fertig und war mit dem Schönsten und Besten, was in ihnen geschrieben worden, genährt) hatte der Umgang des bei allem Wissen, doch äußerst bescheidenen, sanften Greises ungemein viel Angenehmes und Lehrreiches. Seine ächtchristliche Menschenliebe bethätigte er durch große Wohlthätigkeit, und nicht weniger bekundete er seine Vaterlandsliebe mannichfaltig. So war er ein sehr thätiges Mitglied der schleswig-holsteinischen patriotischen Gesellschaft zu Altona, von ihrer Entstehung an, und beschenkte ihre Bibliothek ansehnlich. Welche Freude es ihm gewährte, wahres Verdienst zu ehren, beweisen seine lateinischen Inschriften im Lapidarstyl zu Klopstocks Denkmal und zur Jubelfeier des hochverdienten altonaischen Bürgermeisters, des Conferenzrathes Gähler. — Daß Viele

diesen Edlen im Leben liebten, Viele um seinen Tod weinten, bedarf wohl kaum noch der Erwähnung.

Thomas Friedrich Liede,

Pastor primarius zu Reichenbach in Schlesien.

geb. den 15. Juni 1762 zu Pasewalk. gest. den 22. Januar 1824 zu Reichenbach.

Als Kanzelredner berühmt, von dem auch Predigten, die sich durch ihre Körnigkeit und Kraft, oft aber auch durch gesuchte und wunderliche Zusammenstellung auszeichnen, so wie ein Communionbuch am bekanntesten sind.

Seine Werke sind: Der Communicant, gr. 8. Breslau, 1801. — Merkwürdigkeiten Schlesiens, 6 Hefte m. K. gr. 8. Ebend. 1806. — Sonntagsabende, ein Andachtsbuch nebst einer Gesch. der Sonntagsfeier. 8. Ebend. 1799. — Erhebe dich zum geist. Leben, gr. 8. Berl. 1814. — Das Fest der drei Könige, gr. 8. Ebend. 1814. — Kanzelgemälde und Altarstücke aus den Zeiten der Dienstbarkeit und Morgenröthe der Erlösung, 3 Hefte. Ebend. 1815, 16. — Die Siege bei Leipzig, gr. 8. Ebend. 1813. — Die letzten Stunden, 4 Fastenpredigten, gr. 8. 1814. — Wohin weißt der Finger der Zeit? gr. 8. 1814. — Sammlung von Predigten und Gelegenheitsreden, gr. 8. Berlin 1819.

H. Flensberg,

ehemaliger münsterscher Hauptmann und Platzmajor.

geb. den 19. Juni 1750. gest. den 23. Januar 1824 zu Münster.

Ein Mann von vielen gründlichen historisch-geographischen Kenntnissen, der im Schacht der Vorzeit manches Gold erspähte und sich als Schriftsteller sowohl durch eine „Uebersetzung von Lloyd's Abhandl. über die allgem. Grundsätze der Kriegskunst (1783)", als besonders durch ein Werkchen: „Westphalen in Hinsicht seiner Lage und deren Folgen, 1817" und auch durch mehrere mit Beifall aufgenommene Aufsätze in der münstrer Eos, z. B. die Rheinenge bei Andernach, im westphäl. Anzeiger, im Hermann, in Mallinckrodt's Magazin u. s. w. bekannt gemacht hat. Auch verdient zu seinem Ruhme noch be-

merkt zu werden, daß im Jahre 1788 nach seinem Plane in dem großen Moore auf dem linken Emsufer zehn, und auf dem rechten Ufer sechs neue Dörfer angelegt wurden. Ein mehreres von ihm in Raßmanns münst. Schriftst. Lexicon.

Johann Carl Friedrich Witting,

Pastor an der St. Magnus-Kirche zu Braunschweig.

geboren den 30. März 1760. gestorben den 24. Januar 1824.

Alfeld im Hannöverschen ist sein Geburtsort. Sein Vater war damals zweiter Prediger am benannten Orte, wurde jedoch nachher von der Jacobigemeinde in Eimbeck zum Prediger gewählt, wo er, mehrere achtzig Jahre alt, starb. Seine Mutter war die dritte Tochter des Superintendenten Temme in Greene. In seiner frühesten Kindheit war er sehr schwächlich; doch mit dem 7. Jahre befestigte sich seine Gesundheit. Von dem 8. Jahre an besuchte er die lateinische Schule seines Geburtsorts und alsdann das Andreanum zu Hildesheim, wo der nachher ausgezeichnete Gelehrte Ruhkopf sein Stubenbursche und der berühmte Reisende Hornemann sein Schüler war. Liebe zu den Wissenschaften, ein fester Character und sittliches Betragen empfahlen ihn schon damals. Um so hoffnungsvoller war sein Uebergang zur Academie Göttingen 1779, wo er Leß, Walch, Koppe und Feder mit großem Nutzen hörte und besonders Walchs Grundsätzen sich hingab. Bald ertheilte er einigen Mitstudirenden ein Privatissimum über Dogmatik. Der Neigung zur Dichtkunst, wie sie damals herrschend war, widerstand er muthig, indem er seine poetischen Versuche verbrannte. Mehr zog ihn die Medicin als Nebenstudium an. Ostern 1782 ward er Hauslehrer bei dem General von Meding in Eimbeck und durch dessen Vermittelung ein Jahr darauf Patronatsprediger in Ellensen bei Eimbeck. Geringe Einnahme, ländliche Muße und besonders der Eifer für die theologischen Wissenschaften, veranlaßten ihn jetzt, als Schriftsteller aufzutreten. Er versuchte es, dem als Patronatsprediger eine Versorgung von dem Consistorium nicht zu erwarten stand, als Gastprediger eine Wahlstelle zu erhalten, war aber, ob er gleich nicht ohne Beifall predigte, nicht so glücklich, seine Absicht zu erreichen. Daher unterließ er

es nicht, über die dabei obwaltenden Zufälligkeiten sich in einer besondern Schrift auszusprechen. Dabei blieb er sich in seinem Eifer gleich. So führte er z. B. zweckmäßigere Betstunden, das neue hildesheimsche Gesangbuch und den neuen hannöverschen Katechismus ein; schaffte das doppelte Verlesen des Evangeliums vor dem Altar und auf der Kanzel ab und beschränkte es auf letztere; überließ es den Beichtkindern, zur öffentlichen statt der bisherigen Privatbeichte zu gehen, führte eine ganz neue Sommerschule ein; steuerte dem lauten Unwesen in der Fastenzeit ꝛc. Bei der Einrichtung der Sommerschule fragte ihn seine Gemeinde, ob dies auf höhern Befehl geschehn, sonst würden sie sich dagegen erklären; geschehe es aber nur nach seinem Willen, so würden sie aus Liebe und Zutrauen ihre Kinder schicken. — Hinlänglicher Beweis, daß es ihm gelungen war, sich Achtung und Liebe bei seiner Gemeinde zu verschaffen.

Im Jahr 1788 erschien seine erste Schrift: „Stoff zu Unterhaltungen am Krankenbette", eine damals noch nicht in Schriften bearbeitete Materie. Sie erlebte bald die zweite Auflage. Durch den ersten glücklichen Versuch aufgemuntert, ward und blieb Schriftstellerei seine Lieblingsbeschäftigung. Seine letzte gedruckte Schrift war: „Ueber Rationalismus und Ratiolatrie." Diese wie manche andre seiner symbolischen Rechtgläubigkeit das Wort redenden Schriften fanden ihre Gegner. Schon hatte er sich zum Examen in Hannover, im Jahre 1798, gemeldet, weil sich ihm im Hildesheimschen keine Aussichten eröffneten, und schon war ihm wegen rühmlichst bestandener Prüfung eine namhafte Stelle zugesichert worden, als im Frühjahr des folgenden Jahrs von Braunschweig, von den Repräsentanten der St. Magnusgemeinde daselbst, eine Aufforderung an ihn erging, eine Gastpredigt zu übernehmen. Aufgemuntert durch den Umstand, daß er ungefähr zehn Jahre früher in der Martinuskirche ebendaselbst nur zwei Stimmen weniger erhalten hatte als derjenige, dem diese Stelle zu Theil ward, nahm er die Aufforderung an, wurde gewählt und hielt am 15. Mai nach hergebrachter Sitte seinen freudigen Einzug in Braunschweig. Auch hier setzte er seine schriftstellerischen Arbeiten, ungeachtet sie gewöhnlich nachtheilig beurtheilt wurden, thätig fort, und erfreuete sich auch in späterer Zeit als Prediger des Beifalls seiner Zuhörer. Seine öffentlichen Vorträge hatten etwas eigenthümlich Anziehendes und sprachen das Gemüth an;

erfreuliche und tröstende Weise an. Er verwandte darauf sehr großen Fleiß, sprach aber auch gern von seinen Arbeiten und theilte sie gern Andern mit. Er mußte Jemand in der Nähe haben, dem er seine Predigten ganz oder im Auszuge vorlesen konnte. Ihm ward auch der Religionsunterricht der herzoglichen Pagen anvertraut und 1805 die erste Predigerstelle an derselben Kirche. Mannichfaltigen Beschwerden, unangenehmen Ereignissen und einer Menge von Gegnern setzte er einen festen Muth entgegen, mit welchem er Gewandtheit des Umgangs verband. Aber ein Nervenschlag endete sein Leben früher, als man seinem rüstigen Körperbau und seiner blühenden Gesundheit nach hätte erwarten sollen. Er hinterließ eine Wittwe und fünf meistens versorgte Kinder.

Seine sämmtlichen Schriften: Stoff zu Unterhaltungen am Krankenbett. Göttingen bei Vandenh. und Rupr. 2. Aufl. 1789. — Einige Betrachtungen über Kanzelvorträge und deren zweckmäßige Einrichtung. Vandenh. und Rupr. 1790. — Tabellarische Uebersicht der Kirchengeschichte des N. T. Leipzig. Barth. 1790. — Von den Mißbräuchen bei Predigerwahlen. Im Journal von und für Deutschland. 1790. — Ueber die Moralität des Spiels. Leipz. Barth. 1791. — Mehrere Recensionen in den Rintelschen Annalen. 1793. — Practisches Handbuch für Prediger. 1. Band. 1. Theil. Ueber die Evangelien. Leipz. bei Barth. 1791. Neue Aufl. 1795. — 1. Bandes 2. Theil. ibid. 1792. N. Aufl. 1796. 2. Bandes 1 Theil über die Episteln. ibid. 1793. Neue Aufl. 1798. 2. B. 2. Th. über die Episteln. ibid. 1793. N. Aufl. 1799. 3. B. 1. Th. Buß- und Passionspredigten und Leichenreden. ibid. 1794. N. Aufl. 1802. 3. B. 2. Th. Seltenere Gelegenheitsreden. ibid. 1794. N. Afl. 1802. 4. B. 1. Th. Liturgische Materialien und Abhandlungen. ibid. 1795. N. Aufl. 1803. 4. B. 2. Th. Die christlichen Religionslehren in Katechisationen. ibid. 1796. N. Aufl. 1802. 5. B. 1. Th. Vom Verhalten des Predigers bei Kranken nebst Betrachtungen für Kranke. ibid. 1797. N. Aufl. 1805. 5. B. 2. Th. Von Schulbesuchen, Anreden bei Schwörenden und Missethätern. 1797. 6. B. 1. Th. Von der Weltklugheit eines Predigers. 1798. 6. B. 2. Th. Von den Pflichten und Rechten eines Predigers. ibid. 1798. — Beitrag zur Beförderung der Einführung des neuen hildesheimischen Gesangbuches. Hildesheim 1793. — Katechismus der Weltklugheit. Leipzig bei Barth. 1796. — Jubilarpre-

digt 1801. Braunschw. Schulbuchh. — Ueber die Unsterblichkeit der Seele, eine Predigt. ibid. 1801. — Grundriß der Religions- und Tugendlehre. Leipzig bei Barth. 1802. — Abendmahls- Tauf- und Traureden. ibid. 1803. — Leitfaden zum Unterricht in der Religions- und Tugendlehre. Brschw. Schulbh. 1805. — Ermunterung, den Dürftigen zu geben. Predigt bei der Einführung der neuen Armenanstalten in Braunschweig. 1805. — Vergleichung der Religiosität in den vorigen und jetzigen Zeiten. In den Materialien für Prediger. 7. Bd. 355. — Erster Unterricht in der Religion für Kinder in Beispielen und Erzählungen. Hannover bei Hahn. 1810. Zweiter Unterricht. ibid. Dritter Unterricht. 1. Th. Berlin bei Saalfeld. 1812. 2. Th. Leipz. b. Barth. 1817. — Ueber die Meditation eines Predigers, nebst einem Repertorium über 300 theils einzelne Predigten, theils Predigtsammlungen. — Ein Te deum auf die Ankunft des Durchl. Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Oels. 3 Auflagen. Brschw. Schulbh. 1813. — Zwei Predigten zur Gedächtnißfeier des Durchl. Herzogs. 1815. — Die Darstellung der Religionslehren von den mannichfaltigsten Seiten, in Hauptsätzen zu Predigten. Leipz. b. Barth. 1816. — Biblischer Beweis von der Himmelfahrt Jesu, gegen Jacob Andreas Brennecke's unbiblische Behauptungen. 1820. — Ueber die Frage: Warum hat Jesus nichts Schriftliches hinterlassen? Brschw. Schulbh. 1822. — Ueber Rationalismus und Ratiolatrie. ibid. 1822. — Ueber den Glauben (Manuscript). — Noch mehrere einzelne Predigten und Confirmationsreden.

Johann Georg Reutter,

königl. sächs. Oberthierarzt und Professor an der Thierarzneischule zu Dresden, Mitglied der leipziger öconomischen so wie der copenhagener Veterinärgesellschaft.

geb. den 29. September 1755. gest. den 27. Januar 1824.

Zu Pförten in der Niederlausitz, seinem Geburtsort, war sein Vater Stadtwundarzt. Da der Knabe noch 14 Geschwister hatte, die Ortsschuleinrichtung sehr unvollkommen war und er vom 12. Jahre an dem Vater in seinem Barbiergeschäfte beistehen mußte, so waren seine Schulkenntnisse höchst mangelhaft.

Im J. 1770 trat er in Dresden als Barbiergeselle

in Condition, besuchte dabei die Vorlesungen des Collegii medico-chirurgici; ward 1772 Compagniewundarzt bei dem kurfürstl. Infanterie-Reg. v. Hartitzsch; erhielt 1778 auf sein Ansuchen den Abschied und widmete sich nun unter Anleitung des Dr. Rumpelt, des Schulschmidts Hirsch und des Schulapothekers Wenzel der Thierheilkunde. Im Jahre 1781 rückte er als kurfürstl. Pensionär-Scholar ein und erwarb sich in dieser Stelle so viel Kenntnisse, daß er nach dem Tode seines Lehrers (1787) als kurfürstl. Oberthierarzt und Lehrer an der Thierarzneischule zu Dresden angestellt wurde. Das Jahr vorher erhielt er einen Ruf an die Thierarzneischule nach Berlin, den er aber aus Dankbarkeit gegen seinen Landesherrn, und aus Liebe für sein Vaterland ausschlug. 1799 trat er auf seine eigenen Kosten eine wissenschaftliche Reise an und besuchte die vorzüglichsten Thierarzneischulen und 1805 reiste er in Auftrag des Kurfürsten an die russische Grenze. Er war geraume Zeit erster Lehrer an der königlichen Thierarzneischule, bis er im Jahre 1815 bei der neuen Organisation der medicinisch-chirurgischen Academie mit seinem jüngern Bruder, Gottlob Siegismund Reutter, in Ruhestand gesetzt wurde.

Er hat mehrere verdienstvolle Thierärzte, vorzüglich was die practische Pferdearzneikunst betrifft, gebildet, die in der Folge selbst als Lehrer dieser Wissenschaft angestellt worden sind, und sich durch veterinärische Schriften vortheilhaft bekannt gemacht haben. Einer derselben, der einige Jahre sein Famulus war, ist der jetzt noch bekannte Major der Cavallerie und Oberpferdearzt von Tennecker, der sowohl durch seine Schriften wie durch seine practische Geschicklichkeit in der Pferdearzneikunst, im In- und Auslande rühmlichst bekannt ist. Reutter besaß einen schnellen und scharfen Ueberblick, eine richtige Beurtheilung der Krankheit und einen sichern Tact in ihrer Behandlung, den er mehreren seiner Schüler in einem hohen Grade angeerbt hat. Sonst war er ein guter und sorgsamer Hausvater und im Lebensumgang ein gemüthlicher und froher Mann. Er hat keine Bücher herausgegeben; seine veterinärischen Schriften bestehen blos in Abhandlungen über diese Wissenschaft, welche in den Schriften der leipziger öconomischen Gesellschaft, im Reichsanzeiger, in dem leipziger Intelligenzblatt und in Joh. Riems vermischten öconomischen Schriften befindlich sind.

Johannes von Türkheim,

geb. 1746 zu Straßburg. gest. den 28. Januar 1824 zu Altorff unweit Ettenheim im badischen Kinzigkreise.

Als ältester Sohn einer der angesehensten protestantischen Familien in Straßburg widmete er sich den Wissenschaften, da ihm der Stand seines Vaters, eines der ersten Banquiers in jener Stadt, nicht gefiel. Ausgezeichnet durch vielseitige Kenntnisse, so wie durch hohe Bildung, die er sich auf seinen Reisen und durch seine ausgedehnten Verbindungen erworben, bekleidete er nach einander mehrere wichtige Stellen in seiner Vaterstadt, die unter der Aegide Frankreichs ihre alte, in mancher Hinsicht treffliche republikanische Verfassung beibehalten hatte, und bis zur französischen Staatsumwälzung sich des ungetrübten Genusses derselben erfreute. Einmüthig zum ersten Repräsentanten Straßburgs in der constituirenden Nationalversammlung erwählt, zeichnete er sich auch dort durch den Eifer, mit dem er die Rechte und Ansprüche seiner Committenten vertheidigte, sehr vortheilhaft aus. Mehrere publicistische Schriften, die er damals verfertigte, und unter denen seine **Darstellung der politischen Verhältnisse des Elsaßes überhaupt und der Stadt Straßburg insbesondere**, mit Meisterhand entworfen ist, gewähren auch jetzt noch mannichfaltiges Interesse. Die Stürme der Revolution und die Wärme, mit der er die alte erprobte Verfassung seiner Vaterstadt vertheidigt hatte, nöthigten ihn, Frankreich zu verlassen. Er lebte einige Jahre auf seinen Besitzungen bei Ettenheim, durch welche er Mitglied der ortenauischen Ritterschaft geworden war. Es fehlte ihm nicht an Anerbietungen, in deutschen Staatsdienst zu treten. Er nahm die Stelle eines Abgeordneten mehrerer sächsischer Fürsten bei der fränkischen Kreisversammlung zu Nürnberg an. Später trat er in hessendarmstädtische Dienste und wurde zum darmstädtischen bevollmächtigten Minister beim Reichstag zu Regensburg ernannt. In dieser Eigenschaft wohnte er den Sitzungen der Reichsdeputation bei. Mit der Auflösung des deutschen Reichs hörte seine Wirksamkeit zu Regensburg auf. Mit mehreren wichtigen Missionen seiner Regierung, besonders auch nach Wien beauftragt, wo er längere Zeit verweilte, hatte er Gelegenheit, von seinen ausgebreiteten diplomatischen Kenntnissen vielfa-

chen Gebrauch zu machen. Das herannahende höhere Alter bewog ihn, sich auf seine Besitzungen in der Nähe des Rheins zurückziehen. Doch entzog er sich dem ehrenvollen Auftrage nicht, mit dem Freiherrn Schmitz v. Grollenburg im Namen der protestantischen Fürsten Süddeutschlands die Mission nach Rom, zum Behuf der Unterhandlung wegen des Concordats mit dem päbstlichen Hof, zu übernehmen. Dies war seine letzte diplomatische Sendung, und neu gestärkt kehrte er aus Italien nach Deutschland zurück. Ein unglücklicher Fall mit dem Wagen auf seiner letzten Rückkehr aus Darmstadt beschleunigte seinen Tod.

Joseph, Graf und Herr von und zu Stubenberg,

Fürst-Bischof zu Eichstätt und Erzbischof zu Bamberg, Reichsrath des Königreichs Baiern 2c.

geb. den 8. November 1740 zu Grätz in Steiermark.
gest. den 29. Januar 1824 zu Eichstätt.

Von seiner frommen Mutter, einer gebornen Gräfin von Strasoldo und Schwester des im Jahre 1781 zu Eichstätt verstorbenen Fürst-Bischofs Raymund Anton, sorgfältig erzogen, begann er seine ersten Studien zu Salzburg und vollendete sie zu Rom, wo er zum Doctor der Theologie promovirt wurde. Hier empfing er auch die Priesterweihe, wurde in kurzer Frist Domherr zu Regensburg, dann zu Eichstätt, infulirter Probst des Stifts St. Johannes in Regensburg und war schon damals nahe daran, zum Fürst-Bischof in Regensburg erwählt zu werden. Im Jahre 1790 ward er Fürst-Bischof von Eichstätt; 1802 wurde jedoch sein Bisthum säcularisirt. Den 29. Mai 1814 feierte er durch stille und öffentliche Wohlthätigkeit sein Priesterjubiläum. Vermöge des Concordats ward er zum Erzbischof von Bamberg ernannt und erhielt das Pallium aus der Hand des apostolischen Nuntius zu München, Franz Xaver von Cassano; doch trat damals schon große Altersschwäche ein, die ihm nicht erlaubte, seine neue Diöces zu bereisen. Sein liebevoller und zum Wohlthun geneigter Character bewährte sich besonders durch seine testamentarische Verfügung, da er der Domkirche zu Eichstätt, un-

begüterten Verwandten, so wie seiner Dienerschaft beträchtliche Summen aussetzte, den Armen legirte er den jährlichen Ertrag seines, eine Stunde von Eichstätt gelegenen, eigenthümlichen Landguts Pfinz, über 40000 fl. an Werth. Auch an seinem Beerdigungstage wurden 1500 fl. vertheilt, wie er schon bei Lebzeiten dem Frauenkloster zu Indersdorf ein Geschenk von 500 fl. vermacht hatte, daß am Jubiläumsfeste des Königs Maximilian von Baiern für ihn Gebete verrichtet werden sollten, wie an demselben Tage Eichstätts Arme von ihm 500 fl. empfingen. Er war der 63. Bischof seit der Gründung seines Bisthums.

Louise, Gräfin von Albany, geb. Prinzeßin von Stolberg-Gedern,

geb. den 21. September 1752. gestorben den 29. Januar 1824.

Sie war die Wittwe des am 31. Januar 1788 gestorbenen Prinzen von Stuart, Prätendenten von Großbritannien, und mit ihr erlischt der Name dieses königlichen Hauses aus Schottland. Nach einer langwierigen Unpäßlichkeit, die sich zuletzt erst bösartig zeigte, starb sie zu Florenz.

Dr. Johann Ehrenfried Emanuel Blödau,

fürstl. schwarzburg. Hofrath und Leibmedicus zu Sondershausen,

geboren den 26. März 1769 zu Heringen bei Nordhausen.
gestorben den 31. Januar 1824 zu Sondershausen.

Sein Vater war Chirurgus und seiner Geschicklichkeit und Rechtlichkeit wegen in Heringen und in der Umgegend geachtet. Er hatte drei Söhne, von denen unser Blödau der jüngste war. Es ist bemerkenswerth, daß alle drei Doctoren der Medicin geworden sind. Der älteste starb zuerst zu Roßla, wo er ein gräfl. Gut im Pacht hatte; der mittlere, ausübender Arzt und Chirurg, lebt zu Heringen, und erfreut sich des Rufs einer sehr geschickten und thätigen Arztes und Chirurgen, und äußerst rechtlichen Mannes. Der jüngste besuchte die Stadtschule in Heringen, empfing dann den

ersten Unterricht in der Chirurgie von seinem Vater, und da dieser ungemeine Talente und Fähigkeiten in ihm entdeckte, schickte er ihn zur höhern Ausbildung und Vervollkommnung nach Dresden. Hier widmete er sich mit Eifer dem Studium der Chirurgie in den kurfürstl. Instituten zwei Jahre hindurch, nämlich 1788 und 1789, und kehrte von da mit tüchtigen Kenntnissen und mit nicht gemeiner Geschicklichkeit in seinem Fache bereichert, zurück in seine Vaterstadt, um daselbst seine Kunst practisch zu treiben. Er debütirte mit so günstigem Erfolge, daß er bald einen nicht gemeinen Ruf in der ganzen Umgegend erlangte, auch oft nach Sondershausen zu chirurgischen Curen und Operationen berufen wurde, die in der Regel ein gelungener Erfolg begleitete, und war so glücklich, damals die Aufmerksamkeit des regierenden Fürsten auf sich zu ziehen, so daß er sich bewogen fand, ihn die Hochschulen Jena und Würzburg besuchen zu lassen, damit er dort die medicinischen Wissenschaften und höhere Chirurgie studiren und sich zum Arzte und vollendeten Chirurgen ausbilden möge. Von innigster Dankbarkeit durchdrungen benutzte Blödau die fürstliche Unterstützung und trieb in den Jahren 1794 u. 1795 mit Eifer und Fleiß seine Studien, erwarb sich den Beifall seiner academischen Lehrer und erlangte im Jahre 1795 zu Jena die medicinische Doctorwürde, ging aber dann noch, um nichts zu seiner höhern Ausbildung zu versäumen, nach Würzburg und vollendete dort unter dem berühmten Siebold seine Studien. So ausgerüstet mit den besten Kenntnissen in der Medicin, mit erhöheter Geschicklichkeit in der Chirurgie, kehrte B. im Jahre 1796 nach Sondershausen zurück, erhielt sofort die Erlaubniß zur Ausübung der medicinischen und chirurgischen Praxis, und freudig und voll jugendlicher Kraft, mit einem Herzen glühend von Liebe für die leidende Menschheit, trat er seine Laufbahn an, die man in Beziehung auf den Erfolg ruhmvoll, nennen darf. Der Fürst ernannte ihm bald zum Leibarzt, legte ihm die Würde eines Raths und später eines Hofraths bei. Schnell erweiterte sich sein Wirkungskreis, und aus dem In- und Auslande strömten die Hülfsbedürftigen herbei, keiner verließ ihn ohne die innigst gefühlte Dankbarkeit; denn wo die Kunst nicht ausreichte, da gab er aus dem reichen Schatze seines Gemüths reges Mitgefühl und uneigennützige Theilnahme und machte sich so alle Herzen zu eigen. Mit rastloser Thätigkeit, mit

nie zu ermüdendem Eifer, mit der größten Anstrengung, widmete er sich seinen vielen, ja in der Regel überhäuften Geschäften; er behandelte mit gleicher Gefälligkeit und Freundlichkeit die Reichen so wie die Armen, und diente diesen mit der größten Uneigennützigkeit; denn seinem edlen Herzen galt nur die Sache. Als Arzt zeichnet er sich, nebst nicht gemeinen Kenntnissen, durch scharfen, treffenden Blick, schnelles und richtiges Urtheil aus; als Chirurg konnte er den größern und besten an die Seite gestellt werden; und nicht leicht dürfte es in Sondershausen eine Familie geben, der er nicht irgend ein theures Mitglied gerettet hat, und ihr Wohlthäter geworden ist. Kunst und Wissenschaft lagen ihm äußerst am Herzen, deshalb studirte er auch unaufhörlich fort, machte sich immer mit den neuesten Erforschungen und Ergebnissen im Gebiete der Arzneiwissenschaft und Chirurgie bekannt und gewann dadurch natürlich immer mehr. Heilig, unverletzlich war ihm seine Pflicht, darum scheuete er keine Mühe, keine Arbeit, keine Beschwerde; wo er auch hingerufen wurde, er eilte rasch und schnell zur That; und so handelte und wirkte er immerfort treu und redlich in seinem Berufe: Gutes um sich verbreitend bis an sein Lebensende. Denn ob er gleich in den letzten fünf Jahren selbst sehr leidend war, entzog er sich dennoch keineswegs seinen Berufsgeschäften, sondern arbeitete selbst mit großer Anstrengung immer fort, ja oft über seine Kräfte, die leider seit 1818 in jedem der darauf folgenden Jahre immer merklicher dahin schwanden. Im Herbst 1818 nämlich hatte er den ersten Anfall von Niersteinbeschwerden, verbunden mit Hömorrhoidalleiden und Gicht; eine Entzündung des rechten Auges, auf dem er schon im vorigen Sommer die Sehkraft verloren hatte, heftiger Schmerz daselbst und in dieser Seite des Kopfs, dies waren die letzten Aeußerungen eines äußerst complicirten Krankheitszustandes, und leider mußte er der schmerzlichsten Leiden viele und lange dulden. Der mehrjährige Gebrauch des Carlsbades, die rühmlichsten Bemühungen mehrerer wackerer Aerzte — B. zählte einige der berühmtesten unter seine Freunde — die liebevollste sorgsamste Pflege seiner liebenswürdigen, braven, treuen Gattin — die heißen Wünsche vieler Theilnehmenden — nichts vermochte dies alles gegen den unabänderlichen Rathschluß der Vorsehung. Ein Nervenschlag endete sein Leben.

B. war bis zum Jahre 1818 ein kraftvoller, in Fülle der Gesundheit blühender schöner Mann; immer freundlich, liebevoll, äußerst gutmüthig; nie verließ ihn die heitere, frohe Laune; wie überhaupt, so auch im Umgange war er äußerst angenehm und liebenswürdig, ein guter Gatte, ein herzlich liebender sorgsamer Vater, ein treuer redlicher Freund; Biederkeit, Rechtlichkeit im strengsten Sinne des Worts zeichneten ihn aus. Er war dreimal glücklich verheirathet; seine ihn überlebende Gattin ist eine geborne v. Lynker; diese letzte Ehe blieb kinderlos. Von seinen zwei ersten Frauen wurden ihm 5 Kinder geboren, wovon die 3 ältesten Töchter glücklich an achtbare angesehene Männer verheirathet sind, die jüngste aber noch im älterlichen Hause ist; sein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling, bezog so eben die Universität Göttingen, um dort die medicinischen Wissenschaften zu studiren. Alle verehrten und liebten ihren Vater auf das herzlichste und innigste, und B. war ein äußerst glücklicher Familienvater.

Sogleich nach seinem Tode vereinigten sich mehrere seiner Verehrer und Freunde, ihm ein würdiges Denkmahl zu errichten.

Marie Therese von Paradis,

geboren den 15. Mai 1759. gestorben den 1. Febr. 1824.

Sie war die Tochter des kaiserl. königl. österreich. Regierungsraths (von Niederösterreich) von Paradis in Wien, eben so durch ihre ausgezeichneten Talente als durch ihr Unglück berühmt. Sie war erst 2 Jahr 11 Monate alt, als sie in einer Nacht, sey es nun durch einen gichtischen Schlagfluß, oder in Folge eines plötzlichen Schrecks, ihres Gesichts gänzlich beraubt wurde; — man erzählt nämlich, es sey im Hause ihres Vaters des Nachts ein entsetzliches Geschrei: „Feuer, Diebe, Mörder!“ erhoben worden, worauf der Vater Mutter und Kind in der höchsten Bestürzung verlassen und nach Degen und Pistolen gegriffen habe; der Schreck aber habe das schwächliche Kind sogleich erblindet. — Therese war sieben Jahr alt, als sie, so oft sie in den Kirchen Wiens Musik hörte, mit größter Aufmerksamkeit auf dieselbe horchte. — Diese von ihr gezeigte besondere Neigung für die Tonkunst veranlaßte die aufmerksamen Aeltern, sie

auf dem Pianoforte und bald darauf auch im Singen unterrichten zu lassen. Sie machte so schnelle Fortschritte, daß sie sich nach Verlauf von 3—4 Jahren in der Augustinerkirche zu Wien, in Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia, ihrer Taufpathin, in Pergolesi's Stabat Mater als erste Sopransängerin hören ließ und dabei selbst auf der Orgel accompagnirte. Die Kaiserin wurde von ihrem Vortrage außerordentlich eingenommen und setzte ihr deshalb und aus Theilnahme mit ihrem unglücklichen Schicksale einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 200 Gulden aus. — Nachdem sie unter der Leitung verschiedener Meister in Wien ihre musicalischen Talente ferner ausgebildet hatte, wurde sie in der Folge der Sorgfalt des dasigen geschickten Tonkünstlers Kozeluch empfohlen, der verschiedene vortreffliche Stücke und Concerte für die Hände dieser jungen Virtuosin componirte, die sie mit größter Annehmlichkeit und Ausdruck spielte. Nach und nach lernte sie gegen 60 Claviconcerte auf das vollkommenste spielen. Sie war 18 Jahr alt, als der berüchtigte Mesmer durch seine Charlatanerien sich einige Zeit lang Ansehen zu erwerben wußte und jede Art von Krankheiten durch seinen animalischen Magnetismus zu heilen versprach. — Die über das traurige Schicksal ihrer Therese bekümmerten Aeltern ließen sich, je mehr ihre Zärtlichkeit sie genigt machte, jedes Mittel zu Hebung desselben zu versuchen, um so eher bewegen, die unglückliche Therese ihm anzuvertrauen; und Mesmer täuschte die Aeltern, indem er die Zufälle für eine gutta serena erklärte und nachdem er Theresen verschiedene Monate in seinem Hause als Kostgängerin behalten hatte, die durch ihn vollkommen bewirkte Heilung des Uebels behauptete; indeß wollte er nicht gestatten, daß ihre Verwandten sie zu sich nehmen oder besuchen sollten. Ja sie mußte endlich, auf Anzeige des D. Ingenhauß, der Freiherren Störk und Wenzel und des berühmten Anatomikers Barth, seinen Händen durch Beihülfe der Gerichte und mit Gewalt entrissen werden, und es fand sich, daß sie in demselben unveränderten Zustande war, in welchem sie Mesmer als Kranke zu sich genommen hatte. Dieser trieb die Bosheit so weit, zu behaupten, sie könne recht gut sehen und stelle sich nur blind, um die ihr von der Kaiserin bewilligte Pension behalten zu können, die auch wirklich nach dem Tode derselben eingezogen wurde. (Ob sie sie später wieder erhalten, darüber mangeln dem Verfasser Nach-

richten.) Im Jahr 1784 trat sie in Begleitung ihrer zärtlich treuen, auch wegen ihrer andern Eigenschaften des Charakters achtungs- und liebenswürdigen Mutter, eine musikalische Reise an, besuchte die vornehmsten Höfe und Städte Deutschlands, wo ihr ihre Talente und unglücklichen Schicksale große Aufmerksamkeit und Unterstützung erwarben und im Sommer 1785 Paris, wo sie bei ihrem ungefähr halbjährigen Aufenthalt, ebenfalls durch ihre musikalischen Geschicklichkeiten und ihr bescheidenes und liebenswürdiges Benehmen, der Gegenstand allgemeiner Achtung war. Sie spielte vor der Königin Antoinette, von der sie viele auszeichnende Beweise ihrer Gnade erhielt, und ließ sich oft mit dem schmeichelhaftesten Beifall im concert spirituel hören. — Hierauf reiste sie, mit Empfehlungsschreiben von Personen vom ersten Range an die Königin von England, den kaiserlichen Minister und andere angesehene Personen, so wie die vornehmsten Tonkünstler, nach London, spielte auch dort wiederholt vor der königlichen Familie und genoß die ausgezeichnetste freundliche Behandlung; sie spielte auch außerdem in Carltonhouse, wo sie der damalige Prinz von Wallis, der jetzt regierende König, selbst mit dem Violoncell begleitete, im Pantheon und in andern großen Concerten. Bei einem derselben, im Hause des sächsischen Gesandten, Grafen v. Brühl, zitterte eine Thräne in den Augen des großen Wilhelm Pitt bei ihrem rührenden Spiel, und die angesehensten Männer, so wie die großen deutschen Virtuosen Abel, Salomon und Fischer, die sich in London aufhielten, wetteiferten, ihr mit thätiger Freundschaft und Gefälligkeit zuvorzukommen. Man nannte sie ein Phänomen und überhäufte sie mit Beweisen des Beifalls. — Das ihrer Gesundheit nicht zusagende Clima nöthigte sie im Frühjahr 1786 England zu verlassen; sie ging nach Brüssel und erwarb sich auch dort, wo sie am Hofe spielte, allgemeinen Beifall und Gnadenbezeigungen. — Besonders sang sie dort zu allgemeiner Rührung, zu ihrem vortrefflichen Spiele, die Cantate, worin der verstorbene liebenswürdige Dichter Pfeffel — ihr im Unglück, des Augenlichts beraubt zu seyn, ähnlich — die Geschichte ihrer Blindheit so rührend besungen hat, — die von ihr selbst, aber auch von Kozeluch in Musik gesetzt worden ist. — (D. Burney übersetzte dieses Gedicht ins Englische.) — Noch in demselben Jahre kam sie über Berlin, wo ebenfalls allgemeiner Beifall sie krönte, nach

Wien zurück, wo sie auch bis zu ihrem Tode gelebt hat. — Unstreitig waren ihre Talente sehr ausgezeichnet. War auch ihre Stimme vielleicht minder mächtig als ihre Hand, so war sie doch im höchsten Grade rührend und wurde es noch mehr durch ihren Ausdruck und ihr unglückliches Schicksal. — Ihr Gedächtniß, dasjenige was sie spielen hörte, zu behalten, war bewundernswürdig. So lernte sie in London einige der verwickeltsten und künstlichsten Orgelfugen, nebst andern Handstücken Händel's, und in Berlin ein Rondo von Bach, — und ein Beweis ihres treuen Gedächtnisses sind ihre eigenen Compositionen; eine ansehnliche Zahl derselben, mehrentheils für den Gesang, und unter diesen Stücke von einem ansehnlichen Umfang, hat sie Note für Note in die Feder dictirt. — Auch in andern Wissenschaften, z. B. in der Erdbeschreibung, besaß sie viele Kenntnisse, so daß sie auf ihrer Landcharte jede Provinz und merkwürdige Stadt zu bezeichnen wußte. Sie rechnete vermittelst gewisser Täfelchen selbst in allen Gattungen der Rechenkunst, spielte die meisten Kartenspiele und tanzte in jüngern Jahren sehr kunstreich Menuets. Ihre von Herzensgüte und Gefühl zeigenden Briefe setzte sie nach Art der Schriftsetzer. Allen diesen ausgezeichneten natürlichen Talenten und erworbenen Fertigkeiten gaben aber ihre Bescheidenheit, Heiterkeit und andern achtungswürdigen Eigenschaften, die ihren Umgang interessant, unterhaltend und lehrreich machten und ihr allgemeine Achtung erwarben, den größten Werth. — Nach ihrer Rückkehr nach Wien studirte sie die Setzkunst eigentlich und hat mehrere Sonaten, Concerte und einige deutsche Opern componirt, ob sie gleich in neuern Zeiten nichts mehr davon herausgegeben hat, auch eben so wenig mehr sich öffentlich hören ließ; — dagegen hatte sie eine musikalische Bildungsanstalt zu Wien errichtet, welche der eifrigen Lehrerin, die hier als Blinde ihren eigenen Weg wählen mußte, das Zeugniß der trefflichsten Lehrmethode gibt. — Ihre Werke: Pfeffel's Gedicht: Therese von Paradis, ihr selbst gewidmet, 1784 von ihr selbst componirt. Diese Composition ist in des Freiherrn S. von Bibra Journal von und für Deutschland, 3. Jahrg. a. J. 1786. Nr. 8. aufgenommen, mit dem Gedichte selbst, welches aus Pfeffel's Schriften bekannt ist. Vier Claviersonaten. Amsterdam 1778. — Zwölf Lieder, auf ihrer Reise in Musik gesetzt. Leipzig 1786. gr. Fol. Mit ihrer Silhouette. (20 Gr.) An meine

gleichsam zum Abschiede die Besuche der königlichen Familie, einer geliebten Schwägerin (der verwittweten Frau Herzogin von Zweibrücken), der beiden Kinder und der sämmtlichen Enkel zuführte. Eben so innig und allgemein war aber auch nun die Theilnahme, als gegen Ende des Januars 1824 ein entzündliches Fieber die theuern Lebenstage der Fürstin bedrohte, als am vierten Februar Nachmittags halb drei Uhr die Sterbeglocke ertönte und endlich die ehrwürdige Hülle der Verblichenen nach der herzoglichen Familiengruft in Banz abgeführt wurde.

M. Ernst Thomas,

Cantor und Lector an der reformirten Kirche zu Leipzig.

geb. 1793, gest. den 5. Februar 1824.

Durch seinen Musikfreund und andere Schriften bekannt.

Johann Nicolaus Bandelin,

erster College an der St. Catharinenschule in Lübeck, Mitglied der dasigen Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit.

geb. den 2. December 1741. gest. den 9. Februar 1824.

So lange das, was bei beschränkten Verhältnissen für häuslichen Unterricht geschehen konnte, ausreichte, lebte Bandelin in seinem Geburtsorte Rhena (im Großherzogthum Mecklenburg), wo sein Vater Prediger war; später besuchte er die Schule zu Wismar. Im J. 1761 bezog er die neugestiftete Universität Bützow; doch erlaubte die dürftige Lage des Vaters nur zweijährigen Aufenthalt daselbst. So sah sich der junge Mann gezwungen, zwei Jahre im väterlichen Hause unter Privatstudien zuzubringen, bis es ihm heimathliche Unterstützung und Stipendien aus Lübeck möglich machten, in Göttingen die academischen Studien 1765 zu vollenden. — Von dem Wunsche und der Hoffnung, seinem Vaterlande als Prediger zu nützen, begleitet, kehrte er nach Mecklenburg zurück; da er aber hier bis in sein 37. Jahr nichts fand, als das unbequeme und spärliche Brod eines Hauslehrers in verschiedenen Stellen, folgte er im Jahr 1778 der Aufforderung lübecker Freunde zur Be-

werbung um die Stelle eines Unterlehrers an der Catharinenschule — eine Bewerbung, die nicht erfolglos blieb. Nachdem er im treuen Dienste dieser Schule allmälig zur ersten Collegenstelle hinaufgerückt war, ward er — zunehmende Schwäche des Gesichtes und des Gehöres ließen es ihn selbst wünschen — im Jahr 1820 in ehrenvollen Ruhestand versetzt. Was in den früheren Jahren seine liebste Beschäftigung in Stunden der Muße gewesen war, das wurde jetzt seine einzige — die Beschäftigung mit kleinen schriftstellerischen Arbeiten. Die Hand schrieb noch fort, nachdem das blöde Auge schon lange der Controlle sich hatte begeben müssen. Als auch jene den Dienst versagte, behalf er sich mit Dictiren. Die treue Pflegerin seines Alters, die Tochter, übernahm es gern, auch in dieser Hinsicht seine rechte Hand zu seyn. Sein einziger, mehr mit wissenschaftlicher als nach der allzustrengen Erziehung des Vaters mit Menschen- und Lebenskenntniß versehener Sohn harret annoch als Candidat auf Versorgung. Vor allen Beschäftigungen war unserm Bandelin Verfertigung geistlicher Lieder die liebste. Eigentlichen Dichterberuf — schon der Ausdruck läßt es errathen — hatte er nicht; wohl aber, seit dem ersten, von Kindern, die er unterrichtete, erbetenen Versuch eines gereimten Neujahrwunsches — seit dem 34. Lebensjahre — den besondern Trieb, (die technische Fertigkeit kam mit der Zeit) sich in Reimen auszusprechen: achtungswerth erscheint sein dichterisches Treiben immer, weil es eng verwachsen war mit dem innern religiösen Leben. Auch auf die prosaischen Schriften des Mannes, was Gegenstand und Behandlungsart betrifft, hatte — wie es denn auch anders nicht seyn konnte — das ächt christliche Gemüth entschiedenen Einfluß: sie sind gründlich, nüchtern, herzlich; Originalität freilich darf man in ihnen nicht suchen. Mehrere seiner Schriften haben verschiedene Auflagen erlebt; er besserte und feilte an ihnen bis an sein Ende. Ihr Verzeichniß ist folgendes: Predigt von der christlichen Frömmigkeit, Bützow 1775. — Predigt von der christlichen Vorbereitung zu den Gefühlen dieses Lebens, ebend. 76. — Predigt über die Weisheit des Erlösers bei der Wahl der Zeugen seiner Auferstehung, ebend. 78. — Predigt über Sauls Bekehrungsgeschichte, ebend. 78. — Gesänge zur Erbauung, ebend. 78. — Predigt von den Vorrechten getaufter Kinder Gottes, ebend. 80. — Neujahrspredigt, ebend. 80. — Tabellarische Uebersicht der Natur-

körper des Erdballes, für höhere Classen der Bürgerschulen, Lübeck 1808. N. Aufl. ebend. 1818. 8. — Unterhaltungen über Religion überhaupt. 3. Aufl., ebend. 18. — Ueber Sauls Bekehrungsgeschichte. 2te Aufl., ebend. 21. — Gedichte religiösen Inhalts. 1ste Aufl., ebd. 1786. 7te Aufl. (in den früheren Aufl. unter andern Titeln) mit dem Bilde des Vrf., ebd. 1817. — Kleine Aufsätze und Gedichte in den lübeckschen Anzeigen. — Festigkeit des Sinnes war dem achtungswürdigen Manne im hohen Grade eigen. Einmal gefaßte Ansichten und Gewohnheiten verließ er nicht leicht. Wenn er gleich die Berührungen mit der Außenwelt für sich und die Seinigen bis zur Uebertreibung und Sonderbarkeit vermied, so war er doch ein stiller Beförderer des Gemeinwohls. Daß der nichts weniger als wohlhabende Mann den Ertrag, von den verschiedenen Auflagen seiner geistlichen Lieder, der lübeckischen „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit," zur Verwendung für ihre Zwecke zugestellt hatte, ist erst nach seinem Tode in's Publicum gekommen.

Christian Andreas Wilhelm Graf von Bohm.

k. preußischer Cammerherr, Domherr des Capitels zu Magdeburg, Ritter des rothen Adlerordens.

gest. den 10. Februar 1824.

In seiner frühesten Jugend war er im Cabinet des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen angestellt und begleitete den Monarchen auf seinen Feldzügen in Frankreich und Polen. Er erwarb sich die besondere Gnade desselben und empfing mehrere Beweise seines Vertrauens. Gleich nach dem basler Frieden war er der preußischen Gesandtschaft in Paris beigegeben. Hier machte er die Bekanntschaft der verwittweten Gräfin von Bassy, einer Tochter des Marquis von Gerardin. Diese Frau, eben so ausgezeichnet durch körperliche Reize als durch einen hellen Verstand, den eine treffliche Erziehung ausgebildet hatte, reichte ihm ihre Hand und setzte ihn dadurch in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Er blieb von nun an in Paris, ob er gleich sein väterliches Haus in Berlin beibehielt und von Zeit zu Zeit seine

Vaterstadt besuchte. Die Administration des Vermögens seiner Gemahlin und die Erziehung der beiden Kinder, die sie ihm gebar, beschäftigten ihn hinlänglich; aber er war immer stolz darauf, ein preussischer Staatsdiener zu heißen und zu allen Zeiten bereit, dem Vaterlande seine Dienste zu widmen, wenn es derselben bedürfe. Darum wies er auch alle Anerbietungen ab, die man ihm in Frankreich machte, wo er durch seine Gattin mit den ersten Häusern sowohl unter Napoleon, als unter dem König Ludwig XVIII. in Verbindung war. Auch wußte der preußische Gesandte, als er 1813 Paris verließ, die gesandtschaftlichen Papiere keinen treuern Händen anzuvertrauen, als den des Grafen Böhm, der sie 1814 dem nun verstorbenen Grafen von der Golz einhändigte. Sein wärmster Wunsch war, den Sohn in preußischen Diensten zu sehen, für Vaterland und König erzog er denselben und die Mutter unterstützte ihn dabei eifrig. Beide führten den Jüngling auf's Gymnasium nach Mannheim und der Vater begleitete ihn nachher auf die Universitäten Bonn und Berlin, wo er seine Studien endete. Im Jahr 1819 gab der König dem Verstorbenen den letzten Beweis seiner Gnade, indem er ihm die Grafenwürde verlieh. Die Achtung, welche dieser im Stillen Gutes wirkende Mann sich in Paris erworben, äußerte sich laut nach seinem Tode; den Werth seines Herzens kannten seine Familie und seine Freunde. Das Gerücht aber, welches der Redacteur des drapeau blanc verbreitet hatte, als habe der Graf den Glauben, worin er geboren und erzogen worden, in Paris verlassen, ist authentischen Nachrichten zu Folge völlig ungegründet.

Professor August Christian Stützer,

Lehrer der Kriegsgeschichte und Militärgeographie und Mitglied der Studiendirection bei der königl. allgemeinen Kriegsschule zu Berlin.

geb. 1765. gest. den 11. Februar 1824.

Nach einer mehr als 30jährigen ununterbrochenen Thätigkeit in diesem Fach kann man sagen, daß durch ihn ein Reichthum schöner kriegsgeschichtlicher Kenntnisse in die preuß. Armee gekommen ist und daß er um die Bildung eines großen Theils ihrer Officiere ein entschiedenes Verdienst hat. Mit großem Bedauern sah die Anstalt,

welcher er angehörte, seiner nützlichen Thätigkeit ein so frühes Ziel gesteckt. Alle, welche seinen Unterricht genossen, nahmen einen herzlichen Antheil an seinem Hintritt und erinnerten sich besonders mit Rührung an die Freundlichkeit und Liebe, die sein ganzes Wesen auszeichnete und womit er seinen Schülern entgegen kam, um nicht blos ihr Lehrer, sondern auch ihr Freund und Schüler zu seyn. Auch in seinen übrigen Verhältnissen zum Staat wie zu seiner Familie, gehörte er zu den wackersten Männern seiner Zeit.

M. Christian Gottlob Hempel,

Privatgelehrter,

geb. im November 1748 zu Hotburg bei Merseburg, gest. den 11. Februar 1824 zu Leipzig.

Im J. 1772 hatte er in Leipzig die Magisterwürde angenommen und vor kurzem sein 50jähriges Jubiläum gefeiert. Er ist Verfasser mehrerer kleiner Schriften, welche zum Theil im gel. Deutschl. verzeichnet sind. Doch fehlen darin noch folgende: „Pestalozzis Religionslehre, vornehmlich aus seinen Nachforschungen über den Gang der Natur und der Entwickelung des Menschengeschlechts gezogen, Leipz. 1804." — „Grab der Messe, oder vernunft- und schriftmäßige Widerlegung der päbstlichen Meßopfer, aus dem Französischen des Desidor. Ebd. 1808. 8. 2. Aufl. 1817." — „Neue geistliche Lieder. Ebend. 1817."

Dr. Johann Wolf,

fürstl. isenburg. Rath, Professor des k. Schullehrer-Seminariums zu Nürnberg, der Gesellschaft der Forst- und Jagdkunde zu Dreißigacker, der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau; der physico-medicinischen zu Erlangen, der Gesellschaft zur Beförderung der Naturwissenschaften zu Marburg, der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. Main, der kaiserl. leopoldin. Academie der Naturforscher zu Erlangen, der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg, so wie des pegnesischen Blumenordens Mitglied.

geb. den 26. Mai 1765. gest. den 12. Februar 1824.

Der älteste Sohn eines Gärtners bei Nürnberg, der nach seinen beschränkten Verhältnissen der Wißbegierde

des talentvollen Knaben manches Hinderniß entgegenstellte. Da er zu des Vaters Geschäft nicht tauglich erschien, ward er, der früh schon Anlage hiezu bewies, in die dasige Zeichenacademie geschickt, um alsdann ein Handwerk zu lernen. Endlich, da er dazu gar keine Neigung bewies, wurde er zum Schullehrer bestimmt und gewann durch Fleiß, Geschick und Sittlichkeit die Liebe der Lehrer der dasigen Schule. Von da kam er 1789 nach Meiningen und stand unter der Leitung des Seminar-Inspectors Walch. Hierauf wurde ihm die Vergünstigung, eine pädagogische Reise nach Schnepfenthal, Gotha, Weimar, Jena, Halle, Dessau, Leipzig, Magdeburg, Barby, Rekahn, Potsdam und Berlin antreten zu können. Der Gewinn derselben war für ihn bedeutend. Besonders benutzte er den Wink des trefflichen Salzmann, daß der naturhistorische Unterricht nur dann den Kindern recht heilsam werde, wenn man ihnen die Naturkörper selbst vor die Sinne bringe. Mit allem Eifer widmete er sich von da in Meiningen dem Studium der Naturgeschichte. Pfarrer Heim in Gumpelstadt bei Salzungen gab ihm die erste Anleitung in der Pflanzenkunde nach dem linnéschen System und Dr. Panzerbieter in Meiningen, sein Freund, vervollkommte seine Kenntniß darin, während Pfarrer Scharfenberg zu Ritschenhausen ihm Entomologie und das Ausstopfen der Säugethiere und der Consistorialrath Heim zu Meiningen Mineralogie lehrten. Doch größern Theils war er seinem eignen Fleiße überlassen und hatte daher sowohl mit den Schwierigkeiten eines Autodidactos zu kämpfen, als dessen Tugenden und Fehler sich angeeignet. Als Hauslehrer bei dem Sohne seines edlen Gönners, des Reichsschultheißen Haller von Hallerstein zu Nürnberg, blieb ihm Zeit zum Fortstudiren und die 1792 übernommene Lehrerstelle bei der büchnerschen Lehr- und Erziehungsanstalt ward ihm zu erneuetem Anlaß, besonders mit Hülfe des um Botanik verdienten Dr. Panzer in Hersbruck, in Pflanzen- und Vögelkunde, und in der Naturgeschichte überhaupt einheimischer zu werden. Nun trat er auch als Schriftsteller auf und beabsichtigte zunächst, gleich der Harmonie der Evangelisten, eine Harmonie der Pädagogen zu Ausgleichung des Streits zwischen Humanismus und Philantropinismus zu schreiben; unterließ es jedoch. „Neue methodische Vorschriften für Erziehungs- und Schulanstalten und häuslichen Unterricht, 1796" war sein erstes Werk. Er vollendete den

B. war bis zum Jahre 1818 ein kraftvoller, in Fülle der Gesundheit blühender schöner Mann; immer freundlich, liebevoll, äußerst gutmüthig; nie verließ ihn die heitere, frohe Laune; wie überhaupt, so auch im Umgange war er äußerst angenehm und liebenswürdig, ein guter Gatte, ein herzlich liebender sorgsamer Vater, ein treuer redlicher Freund; Biederkeit, Rechtlichkeit im strengsten Sinne des Worts zeichneten ihn aus. Er war dreimal glücklich verheirathet; seine ihn überlebende Gattin ist eine geborne v. Lynker: diese letzte Ehe blieb kinderlos. Von seinen zwei ersten Frauen wurden ihm 5 Kinder geboren, wovon die 3 ältesten Töchter glücklich an achtbare angesehene Männer verheirathet sind, die jüngste aber noch im älterlichen Hause ist; sein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling, bezog so eben die Universität Göttingen, um dort die medicinischen Wissenschaften zu studiren. Alle verehrten und liebten ihren Vater auf das herzlichste und innigste, und B. war ein äußerst glücklicher Familienvater.

Sogleich nach seinem Tode vereinigten sich mehrere seiner Verehrer und Freunde, ihm ein würdiges Denkmahl zu errichten.

Marie Therese von Paradis,

geboren den 15. Mai 1759, gestorben den 1. Febr. 1824.

Sie war die Tochter des kaiserl. königl. österreich. Regierungsraths (von Niederösterreich) von Paradis in Wien, eben so durch ihre ausgezeichneten Talente als durch ihr Unglück berühmt. Sie war erst 2 Jahr 11 Monate alt, als sie in einer Nacht, sey es nun durch einen gichtischen Schlagfluß, oder in Folge eines plötzlichen Schrecks, ihres Gesichts gänzlich beraubt wurde; — man erzählt nämlich, es sey im Hause ihres Vaters des Nachts ein entsetzliches Geschrei: „Feuer, Diebe, Mörder!“ erhoben worden, worauf der Vater Mutter und Kind in der höchsten Bestürzung verlassen und nach Degen und Pistolen gegriffen habe; der Schreck aber habe das schwächliche Kind sogleich erblindet. — Therese war sieben Jahr alt, als sie, so oft sie in den Kirchen Wiens Musik hörte, mit größter Aufmerksamkeit auf dieselbe horchte. — Diese von ihr gezeigte besondere Neigung für die Tonkunst veranlaßte die aufmerksamen Aeltern, sie

auf dem Pianoforte und bald darauf auch im Singen unterrichten zu lassen. Sie machte so schnelle Fortschritte, daß sie sich nach Verlauf von 3—4 Jahren in der Augustinerkirche zu Wien, in Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia, ihrer Taufpathin, in Pergolesi's Stabat Mater als erste Sopransängerin hören ließ und dabei selbst auf der Orgel accompagnirte. Die Kaiserin wurde von ihrem Vortrage außerordentlich eingenommen und setzte ihr deßhalb und aus Theilnahme mit ihrem unglücklichen Schicksale einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 200 Gulden aus. — Nachdem sie unter der Leitung verschiedener Meister in Wien ihre musicalischen Talente ferner ausgebildet hatte, wurde sie in der Folge der Sorgfalt des dasigen geschickten Tonkünstlers Kozeluch empfohlen, der verschiedene vortreffliche Stücke und Concerte für die Hände dieser jungen Virtuosin componirte, die sie mit größter Annehmlichkeit und Ausdruck spielte. Nach und nach lernte sie gegen 60 Clavierconcerte auf das vollkommenste spielen. Sie war 18 Jahr alt, als der berüchtigte Mesmer durch seine Charlatanerien sich einige Zeit lang Ansehen zu erwerben wußte und jede Art von Krankheiten durch seinen animalischen Magnetismus zu heilen versprach. — Die über das traurige Schicksal ihrer Therese bekümmerten Aeltern ließen sich, je mehr ihre Zärtlichkeit sie geneigt machte, jedes Mittel zu Hebung desselben zu versuchen, um so eher bewegen, die unglückliche Therese ihm anzuvertrauen; und Mesmer täuschte die Aeltern, indem er die Zufälle für eine gutta serena erklärte und nachdem er Theresen verschiedene Monate in seinem Hause als Kostgängerin behalten hatte, die durch ihn vollkommen bewirkte Heilung des Uebels behauptete; indeß wollte er nicht gestatten, daß ihre Verwandten sie zu sich nehmen oder besuchen sollten. Ja sie mußte endlich, auf Anzeige des D. Ingenhauß, der Freiherren Störk und Wenzel und des berühmten Anatomikers Barth, seinen Händen durch Beihülfe der Gerichte und mit Gewalt entrissen werden, und es fand sich, daß sie in demselben unveränderten Zustande war, in welchem sie Mesmer als Kranke zu sich genommen hatte. Dieser trieb die Bosheit so weit, zu behaupten, sie könne recht gut sehen und stelle sich nur blind, um die ihr von der Kaiserin bewilligte Pension behalten zu können, die auch wirklich nach dem Tode derselben eingezogen wurde. (Ob sie sie später wieder erhalten, darüber mangeln dem Verfasser Nach-

richten.) Im Jahr 1784 trat sie in Begleitung ihrer zärtlich treuen, auch wegen ihrer andern Eigenschaften des Charakters achtungs- und liebenswürdigen Mutter, eine musikalische Reise an, besuchte die vornehmsten Höfe und Städte Deutschlands, wo ihr ihre Talente und unglücklichen Schicksale große Aufmerksamkeit und Unterstützung erwarben und im Sommer 1785 Paris, wo sie bei ihrem ungefähr halbjährigen Aufenthalt, ebenfalls durch ihre musikalischen Geschicklichkeiten und ihr bescheidenes und liebenswürdiges Benehmen, der Gegenstand allgemeiner Achtung war. Sie spielte vor der Königin Antoinette, von der sie viele auszeichnende Beweise ihrer Gnade erhielt, und ließ sich oft mit dem schmeichelhaftesten Beifall im concert spirituel hören. — Hierauf reiste sie, mit Empfehlungsschreiben von Personen vom ersten Range an die Königin von England, den kaiserlichen Minister und andere angesehene Personen, so wie die vornehmsten Tonkünstler, nach London, spielte auch dort wiederholt vor der königlichen Familie und genoß die ausgezeichnetste freundliche Behandlung; sie spielte auch außerdem in Carltonhouse, wo sie der damalige Prinz von Wallis, der jetzt regierende König, selbst mit dem Violoncell begleitete, im Pantheon und in andern großen Concerten. Bei einem derselben, im Hause des sächsischen Gesandten, Grafen v. Brühl, zitterte eine Thräne in den Augen des großen Wilhelm Pitt bei ihrem rührenden Spiel, und die angesehensten Männer, so wie die großen deutschen Virtuosen Abel, Salomon und Fischer, die sich in London aufhielten, wetteiferten, ihr mit thätiger Freundschaft und Gefälligkeit zuvorzukommen. Man nannte sie ein Phänomen und überhäufte sie mit Beweisen des Beifalls. — Das ihrer Gesundheit nicht zusagende Clima nöthigte sie im Frühjahr 1786 England zu verlassen; sie ging nach Brüssel und erwarb sich auch dort, wo sie am Hofe spielte, allgemeinen Beifall und Gnadenbezeigungen. — Besonders sang sie dort zu allgemeiner Rührung, zu ihrem vortrefflichen Spiele, die Cantate, worin der verstorbene liebenswürdige Dichter Pfeffel — ihr im Unglück, des Augenlichts beraubt zu seyn, ähnlich — die Geschichte ihrer Blindheit so rührend besungen hat, — die von ihr selbst, aber auch von Kozeluch in Musik gesetzt worden ist. — (D. Burney übersetzte dieses Gedicht ins Englische.) — Noch in demselben Jahre kam sie über Berlin, wo ebenfalls allgemeiner Beifall sie krönte, nach

Wien zurück, wo sie auch bis zu ihrem Tode gelebt hat. — Unstreitig waren ihre Talente sehr ausgezeichnet. War auch ihre Stimme vielleicht minder mächtig als ihre Hand, so war sie doch im höchsten Grade rührend und wurde es noch mehr durch ihren Ausdruck und ihr unglückliches Schicksal. — Ihr Gedächtniß, dasjenige was sie spielen hörte, zu behalten, war bewundernswürdig. So lernte sie in London einige der verwickeltsten und künstlichsten Orgelfugen, nebst andern Handstücken Händel's, und in Berlin ein Rondo von Bach, — und ein Beweis ihres treuen Gedächtnisses sind ihre eigenen Compositionen; eine ansehnliche Zahl derselben, mehrentheils für den Gesang, und unter diesen Stücke von einem ansehnlichen Umfang, hat sie Note für Note in die Feder dictirt. — Auch in andern Wissenschaften, z. B. in der Erdbeschreibung, besaß sie viele Kenntnisse, so daß sie auf ihrer Landcharte jede Provinz und merkwürdige Stadt zu bezeichnen wußte. Sie rechnete vermittelst gewisser Täfelchen selbst in allen Gattungen der Rechenkunst, spielte die meisten Kartenspiele und tanzte in jüngern Jahren sehr kunstreich Menuets. Ihre von Herzensgüte und Gefühl zeigenden Briefe setzte sie nach Art der Schriftsetzer. Allen diesen ausgezeichneten natürlichen Talenten und erworbenen Fertigkeiten gaben aber ihre Bescheidenheit, Heiterkeit und andern achtungswürdigen Eigenschaften, die ihren Umgang interessant, unterhaltend und lehrreich machten und ihr allgemeine Achtung erwarben, den größten Werth. — Nach ihrer Rückkehr nach Wien studirte sie die Setzkunst eigentlich und hat mehrere Sonaten, Concerte und einige deutsche Opern componirt, ob sie gleich in neuern Zeiten nichts mehr davon herausgegeben hat, auch eben so wenig mehr sich öffentlich hören ließ; — dagegen hatte sie eine musikalische Bildungsanstalt zu Wien errichtet, welche der eifrigen Lehrerin, die hier als Blinde ihren eigenen Weg wählen mußte, das Zeugniß der trefflichsten Lehrmethode gibt. — Ihre Werke: Pfeffel's Gedicht: Therese von Paradis, ihr selbst gewidmet, 1784 von ihr selbst componirt. Diese Composition ist in des Freiherrn S. von Bibra Journal von und für Deutschland, 3. Jahrg. a. J. 1786. Nr. 8. aufgenommen, mit dem Gedichte selbst, welches aus Pfeffel's Schriften bekannt ist. Vier Claviersonaten. Amsterdam 1778. — Zwölf Lieder, auf ihrer Reise in Musik gesetzt. Leipzig 1786. gr. Fol. Mit ihrer Silhouette. (20 Gr.) An meine

blieb er bis 1797, nach der Krönung des Kaisers Paul, und kehrte dann nach Berlin zurück. Während dem ward er 1795 zum Obersten ernannt, wurde nun zu noch manchen Gesandtschaften gebraucht und 1801 zum General-Major befördert. 1804 erhielt er das vormalige Infanterie-Regiment Laurens in Ansbach und 1805 den rothen Adlerorden. 1806 führte er die Avantgarde des hohenlohischen Corps und wurde im Mai 1807 General-Lieutenant. In dem Feldzuge von 1806 hatte er am 9. October bei Schleiz das erste unglückliche Gefecht, leitete aber bei der Ueberlegenheit des Feindes den Rückzug sehr einsichtsvoll. In der Schlacht von Jena commandirte er die Vortruppen der hohenlohischen Armee, die am Morgen bei Lützerode das Gefecht eröffnend, erst nach hartnäckigem Kampfe zurückgeworfen wurden. Nach der unglücklichen Schlacht theilte er bei Prenzlow das Schicksal der Gefangenschaft mit dem ganzen unter dem Fürsten von Hohenlohe stehenden Corps. — Nach dem tilsiter Frieden wurde er als Chef der brandenburgischen Brigade angestellt und als sich Preußen im März des Jahres 1813 gegen Napoleon erklärte, wurde er zum Militärgouverneur von Pommern ernannt und mit der oberen Leitung der Belagerung von Stettin beauftragt. Nach dem aufgehobenen Waffenstillstande im August desselben Jahres erhielt er das — meist aus Landwehr bestehende — vierte Armeecorps, welches als Reservecorps zur Nordarmee des damaligen Kronprinzen (jetzigen Königs) von Schweden gehörte. So nahm er denn am Siege von Groß-Beeren Theil, indem er auf dem linken Flügel, bei Blankenfelde, die Angriffe des überlegenen vierten französischen Armeecorps unter Bertrand zurückwies, und ohne die ausharrende Vertheidigung jener Stellung wäre ein so entscheidender Sieg bei Beeren nicht denkbar gewesen. Von der Art war auch seine Theilnahme an dem glorreichen Siege von Dennewitz, indem er am 5. September dem ney'schen Corps festen Widerstand leistete, und am 7. vor Jüterbock aufgestellt, eine Zeit lang einen überlegenen Angriff aushielt; und ob er endlich gleich zurück gedrängt wurde, so war doch während der Zeit das bülow'sche Corps in die linke Flanke des Feindes gerückt, wo dann der Sieg auf die bekannte ruhmvolle Weise erfolgte. (Am 6. war er, als er mit dem General von Bülow eine Conferenz gehalten hatte, zwischen die auf dem Marsche befindlichen feindlichen Truppen gerathen, hatte sich aber durch seine

Geistesgegenwart, indem er sich für einen französischen General ausgab, gerettet.) Nachher deckte er den linken Flügel der Nordarmee an der Elbe, ging am 5. October über den Fluß; am 11. mußte er die Brücke bei Roßlau decken, so wie Brandenburg und Berlin, da sich das vierte und siebente französische Armeecorps gegen Wittenberg bewegten. Er zog sich nun näher nach der Hauptstadt hin und kam am 15. October zu Baumgartenbrück bei Potsdam an. Während dem waren aber wieder alle französische Corps zur Schlacht nach Leipzig berufen, wo die glorreiche Völkerschlacht geliefert wurde. Als nun das siegreiche Heer dem Rheine zueilte, wurde ihm die Belagerung von Torgau und Wittenberg aufgetragen, so wie die Blokade von Magdeburg. Torgau ergab sich nach einer lebhaften Belagerung und Bombardirung am 26. December durch Capitulation, nach welcher die Besatzung kriegsgefangen wurde. Nun wurde Wittenberg ernstlich belagert, und in der Nacht zum 13. Januar durch den General von Dobschütz mit Sturm genommen. Tauentzien wurde hierauf mit dem Großkreuze des eisernen Kreuzes und dem schwarzen Adlerorden belohnt, zum General von der Infanterie ernannt und späterhin, als mehrere Feldherren erhoben wurden, ihm der Beiname Graf von Wittenberg gegeben. Den Rest des Feldzugs füllte die Blokade von Magdeburg aus. Im Jahre 1814 wurde er commandirender General von Brandenburg und Pommern und führte 1815 das sechste Armeecorps als Reserve nach Frankreich. Nach dem Frieden wurde er von seinem Könige als Gesandter nach Paris, London und Hannover abgesendet, und dann zum General des dritten Armee-Corps ernannt. Die ausgezeichneten Gaben, sein reger Eifer und die große Anhänglichkeit für das königliche Haus erwarben ihm huldreich das Vertrauen der drei Könige, unter denen er diente. Er starb nach mehrmonatlichen Leiden im 64. Jahre seines Alters, von seinem Könige wahrhaft bedauert. — Bemerkenswerth ist, daß der Februar ein lebensgefährlicher Monat für die Generale der Armeecorps in dem Befreiungskriege vou 1813 und 1814 ist. Der General Graf Bülow von Dennewitz starb im Februar 1816, der Feldmarschall Graf Kleist von Nollendorf im Februar 1823 und in demselben Monate des darauf folgenden Jahres Graf Tauentzien. — Auf Befehl des Königs ward der Entseelte, einem Feldmarschall gleich, beerdigt, und eine halbe Stunde nach vollendeter Feierlich-

gleichsam zum Abschiede die Besuche der königlichen Familie, einer geliebten Schwägerin (der verwittweten Frau Herzogin von Zweibrücken), der beiden Kinder und der sämmtlichen Enkel zuführte. Eben so innig und allgemein war aber auch nun die Theilnahme, als gegen Ende des Januars 1824 ein entzündliches Fieber die theuern Lebenstage der Fürstin bedrohte, als am vierten Februar Nachmittags halb drei Uhr die Sterbeglocke ertönte und endlich die ehrwürdige Hülle der Verblichenen nach der herzoglichen Familiengruft in Banz abgeführt wurde.

M. Ernst Thomas,

Cantor und Lector an der reformirten Kirche zu Leipzig.

geb. 1793. gest. den 5. Februar 1824.

Durch seinen Musikfreund und andere Schriften bekannt.

Johann Nicolaus Bandelin,

erster College an der St. Catharinenschule in Lübeck, Mitglied der dasigen Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit.

geb. den 2. December 1741. gest. den 9. Februar 1824.

So lange das, was bei beschränkten Verhältnissen für häuslichen Unterricht geschehen konnte, ausreichte, lebte Bandelin in seinem Geburtsorte Rhena (im Großherzogthum Mecklenburg), wo sein Vater Prediger war; später besuchte er die Schule zu Wismar. Im J. 1761 bezog er die neugestiftete Universität Bützow; doch erlaubte die dürftige Lage des Vaters nur zweijährigen Aufenthalt daselbst. So sah sich der junge Mann gezwungen, zwei Jahre im väterlichen Hause unter Privatstudien zuzubringen, bis es ihm heimathliche Unterstützung und Stipendien aus Lübeck möglich machten, in Göttingen die academischen Studien 1765 zu vollenden. — Von dem Wunsche und der Hoffnung, seinem Vaterlande als Prediger zu nützen, begleitet, kehrte er nach Mecklenburg zurück; da er aber hier bis in sein 37. Jahr nichts fand, als das unbequeme und spärliche Brod eines Hauslehrers in verschiedenen Stellen, folgte er im Jahr 1778 der Aufforderung lübecker Freunde zur Be-

werbung um die Stelle eines Unterlehrers an der Catharinenschule — eine Bewerbung, die nicht erfolglos blieb. Nachdem er im treuen Dienste dieser Schule allmälig zur ersten Collegenstelle hinaufgerückt war, ward er — zunehmende Schwäche des Gesichtes und des Gehöres ließen es ihn selbst wünschen — im Jahr 1820 in ehrenvollen Ruhestand versetzt. Was in den früheren Jahren seine liebste Beschäftigung in Stunden der Muße gewesen war, das wurde jetzt seine einzige — die Beschäftigung mit kleinen schriftstellerischen Arbeiten. Die Hand schrieb noch fort, nachdem das blöde Auge schon lange der Controlle sich hatte begeben müssen. Als auch jene den Dienst versagte, behalf er sich mit Dictiren. Die treue Pflegerin seines Alters, die Tochter, übernahm es gern, auch in dieser Hinsicht seine rechte Hand zu seyn. Sein einziger, mehr mit wissenschaftlicher als nach der allzustrengen Erziehung des Vaters mit Menschen- und Lebenskenntniß versehener Sohn harret annoch als Candidat auf Versorgung. Vor allen Beschäftigungen war unserm Bandelin Verfertigung geistlicher Lieder die liebste. Eigentlichen Dichterberuf — schon der Ausdruck läßt es errathen — hatte er nicht; wohl aber, seit dem ersten, von Kindern, die er unterrichtete, erbetenen Versuch eines gereimten Neujahrwunsches — seit dem 34. Lebensjahre — den besondern Trieb, (die technische Fertigkeit kam mit der Zeit) sich in Reimen auszusprechen: achtungswerth erscheint sein dichterisches Treiben immer, weil es eng verwachsen war mit dem innern religiösen Leben. Auch auf die prosaischen Schriften des Mannes, was Gegenstand und Behandlungsart betrifft, hatte — wie es denn auch anders nicht seyn konnte — das ächt christliche Gemüth entschiedenen Einfluß: sie sind gründlich, nüchtern, herzlich; Originalität freilich darf man in ihnen nicht suchen. Mehrere seiner Schriften haben verschiedene Auflagen erlebt; er besserte und feilte an ihnen bis an sein Ende. Ihr Verzeichniß ist folgendes: Predigt von der christlichen Frömmigkeit, Bützow 1775. — Predigt von der christlichen Vorbereitung zu den Gefühlen dieses Lebens, ebend. 76. — Predigt über die Weisheit des Erlösers bei der Wahl der Zeugen seiner Auferstehung, ebend. 78. — Predigt über Sauls Bekehrungsgeschichte, ebend. 78. — Gesänge zur Erbauung, ebend. 78. — Predigt von den Vorrechten getaufter Kinder Gottes, ebend. 80. — Neujahrspredigt, ebend. 80. — Tabellarische Uebersicht der Natur-

körper des Erdballes, für höhere Classen der Bürgerschulen, Lübeck 1808. N. Aufl. ebend. 1818. 8. — Unterhaltungen über Religion überhaupt. 3. Aufl., ebend. 18. — Ueber Sauls Bekehrungsgeschichte. 2te Aufl., ebend. 21. — Gedichte religiösen Inhalts. 1ste Aufl., ebd. 1786. 7te Aufl. (in den früheren Aufl. unter andern Titeln) mit dem Bilde des Vrf., ebd. 1817. — Kleine Aufsätze und Gedichte in den lübeckschen Anzeigen. — Festigkeit des Sinnes war dem achtungswürdigen Manne im hohen Grade eigen. Einmal gefaßte Ansichten und Gewohnheiten verließ er nicht leicht. Wenn er gleich die Berührungen mit der Außenwelt für sich und die Seinigen bis zur Uebertreibung und Sonderbarkeit vermied, so war er doch ein stiller Beförderer des Gemeinwohls. Daß der nichts weniger als wohlhabende Mann den Ertrag, von den verschiedenen Auflagen seiner geistlichen Lieder, der lübeckischen „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit,“ zur Verwendung für ihre Zwecke zugestellt hatte, ist erst nach seinem Tode in's Publicum gekommen.

Christian Andreas Wilhelm Graf von Bohm.

k. preußischer Cammerherr, Domherr des Capitels zu Magdeburg, Ritter des rothen Adlerordens.

gest. den 10. Februar 1824.

In seiner frühesten Jugend war er im Cabinet des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen angestellt und begleitete den Monarchen auf seinen Feldzügen in Frankreich und Polen. Er erwarb sich die besondere Gnade desselben und empfing mehrere Beweise seines Vertrauens. Gleich nach dem basler Frieden war er der preußischen Gesandtschaft in Paris beigegeben. Hier machte er die Bekanntschaft der verwittweten Gräfin von Bassy, einer Tochter des Marquis von Gerardin. Diese Frau, eben so ausgezeichnet durch körperliche Reize als durch einen hellen Verstand, den eine treffliche Erziehung ausgebildet hatte, reichte ihm ihre Hand und setzte ihn dadurch in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Er blieb von nun an in Paris, ob er gleich sein väterliches Haus in Berlin beibehielt und von Zeit zu Zeit seine

Vaterstadt besuchte. Die Administration des Vermögens seiner Gemahlin und die Erziehung der beiden Kinder, die sie ihm gebar, beschäftigten ihn hinlänglich; aber er war immer stolz darauf, ein preußischer Staatsdiener zu heißen und zu allen Zeiten bereit, dem Vaterlande seine Dienste zu widmen, wenn es derselben bedürfe. Darum wies er auch alle Anerbietungen ab, die man ihm in Frankreich machte, wo er durch seine Gattin mit den ersten Häusern sowohl unter Napoleon, als unter dem König Ludwig XVIII. in Verbindung war. Auch wußte der preußische Gesandte, als er 1813 Paris verließ, die gesandtschaftlichen Papiere keinen treuern Händen anzuvertrauen, als den des Grafen Bohm, der sie 1814 dem nun verstorbenen Grafen von der Golz einhändigte. Sein wärmster Wunsch war, den Sohn in preußischen Diensten zu sehen, für Vaterland und König erzog er denselben und die Mutter unterstützte ihn dabei eifrig. Beide führten den Jüngling auf's Gymnasium nach Mannheim und der Vater begleitete ihn nachher auf die Universitäten Bonn und Berlin, wo er seine Studien endete. Im Jahr 1819 gab der König dem Verstorbenen den letzten Beweis seiner Gnade, indem er ihm die Grafenwürde verlieh. Die Achtung, welche dieser im Stillen Gutes wirkende Mann sich in Paris erworben, äußerte sich laut nach seinem Tode; den Werth seines Herzens kannten seine Familie und seine Freunde. Das Gerücht aber, welches der Redacteur des drapeau blanc verbreitet hatte, als habe der Graf den Glauben, worin er geboren und erzogen worden, in Paris verlassen, ist authentischen Nachrichten zu Folge völlig ungegründet.

Professor August Christian Stützer,

Lehrer der Kriegsgeschichte und Militärgeographie und Mitglied der Studiendirection bei der königl. allgemeinen Kriegsschule zu Berlin.

geb. 1765. gest. den 11. Februar 1824.

Nach einer mehr als 30jährigen ununterbrochenen Thätigkeit in diesem Fach kann man sagen, daß durch ihn ein Reichthum schöner kriegsgeschichtlicher Kenntnisse in die preuß. Armee gekommen ist und daß er um die Bildung eines großen Theils ihrer Officiere ein entschiedenes Verdienst hat. Mit großem Bedauern sah die Anstalt,

welcher er angehörte, seiner nützlichen Thätigkeit ein so frühes Ziel gesteckt. Alle, welche seinen Unterricht genossen, nahmen einen herzlichen Antheil an seinem Hintritt und erinnerten sich besonders mit Rührung an die Freundlichkeit und Liebe, die sein ganzes Wesen auszeichnete und womit er seinen Schülern entgegen kam, um nicht blos ihr Lehrer, sondern auch ihr Freund und Schüler zu seyn. Auch in seinen übrigen Verhältnissen zum Staat wie zu seiner Familie, gehörte er zu den wackersten Männern seiner Zeit.

M. Christian Gottlob Hempel,

Privatgelehrter,

geb. im November 1748 zu Hotburg bei Merseburg, gest. den 11. Februar 1824 zu Leipzig.

Im J. 1772 hatte er in Leipzig die Magisterwürde angenommen und vor kurzem sein 50jähriges Jubiläum gefeiert. Er ist Verfasser mehrerer kleiner Schriften, welche zum Theil im gel. Deutschl. verzeichnet sind. Doch fehlen darin noch folgende: „Pestalozzis Religionslehre, vornehmlich aus seinen Nachforschungen über den Gang der Natur und der Entwickelung des Menschengeschlechts gezogen, Leipz. 1804.“ — „Grab der Messe, oder vernunft- und schriftmäßige Widerlegung der päbstlichen Meßopfer, aus dem Französischen des Desidor. Ebd. 1808. 8. 2. Aufl. 1817.“ — „Neue geistliche Lieder. Ebend. 1817.“

Dr. Johann Wolf,

fürstl. isenburg. Rath, Professor des k. Schullehrer-Seminariums zu Nürnberg, der Gesellschaft der Forst- und Jagdkunde zu Dreißigacker, der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau; der physico-medicinischen zu Erlangen, der Gesellschaft zur Beförderung der Naturwissenschaften zu Marburg, der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. Main, der kaiserl. leopoldin. Academie der Naturforscher zu Erlangen, der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg, so wie des pegnesischen Blumenordens Mitglied.

geb. den 26. Mai 1765. gest. den 12. Februar 1824.

Der älteste Sohn eines Gärtners bei Nurnberg, der nach seinen beschränkten Verhältnissen der Wißbegierde

des talentvollen Knaben manches Hinderniß entgegenstellte. Da er zu des Vaters Geschäft nicht tauglich erschien, ward er, der früh schon Anlage hiezu bewies, in die dasige Zeichenacademie geschickt, um alsdann ein Handwerk zu lernen. Endlich, da er dazu gar keine Neigung bewies, wurde er zum Schullehrer bestimmt und gewann durch Fleiß, Geschick und Sittlichkeit die Liebe der Lehrer der dasigen Schule. Von da kam er 1789 nach Meiningen und stand unter der Leitung des Seminar-Inspectors Walch. Hierauf wurde ihm die Vergünstigung, eine pädagogische Reise nach Schnepfenthal, Gotha, Weimar, Jena, Halle, Dessau, Leipzig, Magdeburg, Barby, Rekahn, Potsdam und Berlin antreten zu können. Der Gewinn derselben war für ihn bedeutend. Besonders benutzte er den Wink des trefflichen Salzmann, daß der naturhistorische Unterricht nur dann den Kindern recht heilsam werde, wenn man ihnen die Naturkörper selbst vor die Sinne bringe. Mit allem Eifer widmete er sich von da in Meiningen dem Studium der Naturgeschichte. Pfarrer Heim in Gumpelstadt bei Salzungen gab ihm die erste Anleitung in der Pflanzenkunde nach dem linnéschen System und Dr. Panzerbieter in Meiningen, sein Freund, vervollkommte seine Kenntniß darin, während Pfarrer Scharfenberg zu Ritschenhausen ihm Entomologie und das Ausstopfen der Säugethiere und der Consistorialrath Heim zu Meiningen Mineralogie lehrten. Doch größern Theils war er seinem eignen Fleiße überlassen und hatte daher sowohl mit den Schwierigkeiten eines Autodidactos zu kämpfen, als dessen Tugenden und Fehler sich angeeignet. Als Hauslehrer bei dem Sohne seines edlen Gönners, des Reichsschultheißen Haller von Hallerstein zu Nürnberg, blieb ihm Zeit zum Fortstudiren und die 1792 übernommene Lehrerstelle bei der büchnerschen Lehr- und Erziehungsanstalt ward ihm zu erneuetem Anlaß, besonders mit Hülfe des um Botanik verdienten Dr. Panzer in Hersbruck, in Pflanzen- und Vögelkunde, und in der Naturgeschichte überhaupt einheimischer zu werden. Nun trat er auch als Schriftsteller auf und beabsichtigte zunächst, gleich der Harmonie der Evangelisten, eine Harmonie der Pädagogen zu Ausgleichung des Streits zwischen Humanismus und Philantropinismus zu schreiben; unterließ es jedoch. „Neue methodische Vorschriften für Erziehungs- und Schulanstalten und häuslichen Unterricht, 1796" war sein erstes Werk. Er vollendete den

rückständigen Theil der „Beschreibung der in Meyers populärer Zoologie ꝛc. Nürnberg bei Frauenholz 1802 abgebildeten Thiere"; und übernahm dann des Verlegers Auftrag, auf gleiche Weise „die Vögel Deutschlands" zu bearbeiten, denn seine größte Stärke besaß er darin und galt für einen der ersten Ornithologen. Der Tod unterbrach leider mit dem 29. Hefte die Vollendung dieses trefflichen Werks, wobei die durch W. besondere Sorgfalt vermittelst ausgestopfter Vögel gelieferten Abbildungen ein vorzügliches Verdienst haben. Er beschränkte sich mehr auf die Vögel Deutschlands, deren er viele zu nachhaltiger Beobachtung in seiner Behausung hielt. Auch die größtentheils auf eigne Beobachtung sich gründenden „Beschreibungen der Säugethiere in der Fortsetzung zum linnéschen Natursysteme" und „der Amphybien in Sturms Faunas" sind nennenswerth. Eben so glückliche Fortschritte machte er in der Technologie, indem er seit 1803 als erster Lehrer an der neuerrichteten Knabenindustrieschule zu Nürnberg diese Wissenschaft lehrte und Arbeiten fertigte, die ein zünftiger Meister nicht tadeln konnte. Waren seine Sprachkenntnisse auch nicht die gründlichsten, so konnte er doch auch in der lateinischen und französischen Sprache verfaßte Werke gut verstehn. Dabei besaß er einen Schatz pädagogischer Kenntnisse. Im J. 1801 ward er auch Stifter der naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg und fand besonders im Auslande gerechte Anerkenntniß seiner Verdienste. Im J. 1808 ward er Professor der naturgeschichtlichen Studien bei dem neuerrichteten physico-technischen Realinstitute in seiner Vaterstadt, jedoch schon im folgenden Jahre zu dem eben daselbst gegründeten Schullehrerseminar als Inspector und zweiter Lehrer versetzt, womit 1811 die Districts-Schulinspection der Lorenzerstadtseite vereinigt wurde; jedoch letzter beschwerlicher Posten wurde ihm späterhin wieder abgenommen. Hier wirkte der anspruchlos bescheidene, ungemein thätige Mann glücklich und heiter und mit sichtbar segensreichem Erfolg. Ein Freund einfacher, unschuldiger Vergnügungen machte er zuweilen kleine Fußreisen in Gesellschaft einiger Freunde, besonders in die von ihm sogenannte Nürnberger Schweiz, oder das an Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten reiche Pegnitzthal von Hersbruck bis Velden, wie es sein Jugend-Almanach auf das Jahr 1803 schildert. Seine biederherzige Frömmigkeit ward durch manche trübe Schicksale geprüft, die auch seinem Cha-

racter einen stillen Ernst und einige Strenge mittheilten; doch war seine Dienstgefälligkeit warm und innig, und seine häuslichen Tugenden ließen der Wittwe und vier Kindern aus drei verschiedenen Ehen, seinen Tod um so schmerzhafter fühlbar werden. Schon seit Jahren litt er an der Lunge, so wenig er es glaubte, und dazu gesellten sich endlich Unterleibsbeschwerden und die Darmentzündung endete sein nützliches Leben.

Seine Schriften: Neue methodische Vorschriften für Erziehungs- und Schulanstalten und den häuslichen Unterricht. Nürnberg 1796. — Abbildungen und Beschreibungen der in Franken brütenden wilden und zahmen Vögel. Nürnberg bei Frauenholz 1799. Dieses Werk wurde bis zum 7. Heft von Wolf allein bearbeitet. Von 1804 an erschien es in Verbindung mit Hofrath Dr. J. B. Meyer zu Offenbach unter dem Titel: Deutschlands Vögel in getreuen Abbildungen und Beschreibungen. Nürnberg bei Frauenholz in gr. Fol. bis jetzt 29 Hefte, jedes zu 6 Laubthlrn. S. Anzeiger der Deutschen 1822. Nr. 282. — Deutschlands Fauna in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen von Jacob Sturm. Zur III. Abth. die Amphybien. 2. Heft 1799 und 1802. das 3. Heft. IV. Abth. Würmer. 1. Heft 1803. 8. hat Wolf den Text geliefert. — Neues Buchstabir- und Lesebuch zur Beförderung und Entwickelung des Verstandes für niedere, besonders aber für Landschulen, nebst einer kurzen Anweisung zum Gebrauch desselben mit 8 illum. Kupfertafeln, welche die gemeinsten Giftpflanzen vorstellen. Nürnb. b. Schneider u. Weigel 1799. — C. Chr. Oelhafen's von Schöllnbach Abbildung und Beschreibung der wilden Bäume, Stauden und Buschgewächse, fortgesetzt von Wolf. Nbg. bei J. C. Winterschmidt, dem Jüngsten, 1799—1804. 4. Von Wolf sind: Zweiter Theil 1. bis 3. Heft u. dritter Theil 1. bis 3. Heft. Das ganze Werk enthält 150 colorirte Kupfertafeln. — Deutschlands Gemüse, beschrieben von J. Wolf, gezeichnet und geätzt von J. C. Winterschmidt, dem Jüngsten. 1. Heft. Mangoldarten, m. 14 illum. Kupfern. Nbg. b. J. C. Winterschmidt d. J. 1806. 4. — Jugendkalender f. d. J. 1804—8. Herausgegeben in Verbindung mit Seidel und Bauer, mit Kpfrn. Nbg. u. Sulzbach. 8. — Kurze Beschreibung der Lehrmethode, welche in der neuerrichteten Knaben-Industrieschule zu Nürnberg eingeführt ist. Nbg. b. Schmidt 1805. 8. — Fortsetzung der kurzen Beschreibung der Lehrmethode ꝛc. Nbg. b. Lech-

keit, dem ausdrücklichen Wunsche des Verstorbenen zu Folge, von der Garnisonkirche aus, von den nächst Angehörigen begleitet, in der Stille nach dem Invaliden-Kirchhof gebracht, um hier bei seinen alten Kriegsgefährten zu ruhen.

Friedrich Alexander Carl Freiherr von Schilling und Canstadt,

königl. preuß. geheimer Ober-Tribunalrath, Cammerherr, und Ritter des rothen Adlerordens 3. Classe.

geb. den 2. October 1765. gest. den 22. Februar 1824.

Er wurde zu Ansbach geboren, wo sein Vater markgräflich brandenburgischer Geheimerath und Oberbürgermeister war. Noch vor vollendetem 15. Jahre wurde er von dem Markgrafen Alexander, — „weil er viele Hoffnungen von sich gebe," — zum Hofjunker ernannt. Im J. 1782 bewilligte ihm der Markgraf in Rücksicht der vielen treuen Dienste seines Vaters einen jährlichen Beitrag von 300 fl. auf 4 Universitätsjahre. Er studirte hierauf in Erlangen und Göttingen die Rechte und wurde wegen seines Wohlverhaltens und ununterbrochenen Fleißes den 4. August 1783 zum markgräfl. Cammerjunker, am 5. August 1786, also noch vor vollendetem 21. Jahre, zum Assessor des Hof-Regierungs- und Justizraths-Collegii zu Ansbach, und den 7. Juni 1788 zum wirklichen Hof- und Regierungsrath ernannt. Am 23. December 1788 wurde er Cammerherr des Markgrafen und eine Verfügung desselben vom 26. Juni 1790 bezeugte seine bewährte Geschicklichkeit wie seinen redlichen Diensteifer. Nach der Vereinigung von Ansbach mit den preußischen Staaten wurde er am 26. Juli 1792 zum königlichen Cammerherrn und den 19. Juni 1795 zum ersten Director des ersten Regierungssenats zu Ansbach ernannt. Durch die Bestallung vom 6. December 1798 erhielt das Geheimeobertribunal in ihm ein ausgezeichnetes Mitglied. In diesem Verhältniß blieb er über 25 Jahre, zuletzt als vorsitzender Rath bis zu seinem Tode. Die ihm später übertragenen Aemter eines Mitglieds der Immediatexaminations-Commission für Justizbediente und des Revisionshofes für die Rhein-Provinzen legte er in der Folge nieder, weil die überhäuften Spruchsachen bei dem Geheimenobertribunal alle seine Zeit und

übrigens ein heiterer Gesellschafter, Liebhaber und Kenner der Musik.

Friedrich Bogislav Emanuel, Graf Tauentzien von Wittenberg,

königlich preußischer General von der Infanterie, commandirender General des dritten Armee-Corps, Chef des 20. Infanterie-Regiments, Cammerherr, Ritter des großen schwarzen und des rothen Adler-Ordens, des Ordens pour le mérite, Großkreuz des eisernen Kreuzes, Ritter des St. Johanniter-Ordens, der kaiserl. russischen Alexander Newski-, St. Georgen- und St. Wladimir-Ordens zweiter Classe, so wie des St. Annen-Ordens erster Classe, Commandeur des kaiserl. österreichischen Marien-Theresien-Ordens, Großkreuz des königl. französischen Militär-Verdienst-Ordens, des königl. schwedischen Schwert-, des königl. großbritannisch-hannöverschen Guelphen- und des großherzogl. sächsischen Falken-Ordens.

geb. den 15. September 1761. gest. den 20. Februar 1824.

Sein Vater war der königl. preußische General der Infanterie von Tauentzien, welcher durch seine ruhmvolle Vertheidigung von Breslau zu den Helden des siebenjährigen Kriegs gehört. — Der Sohn wurde in Potsdam geboren und erhielt seine erste kriegerische Bildung vom 1. März 1774 an in der Militär-Academie zu Berlin. Am 1. September 1775 kam er zum Regiment Gendarmen als Standartenjunker, dann zum Regiment Prinz Heinrich, und wurde den 22. Jul. 1776 Officier. Der Prinz Heinrich wählte ihn nun zu seinem Adjutanten, da er dann als solcher den Feldzug von 1778 mitmachte und nachher den Prinzen auf seiner zweimaligen Reise nach Frankreich begleitete. 1784 wurde er Lieutenant, 1786, gleich nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm II., Capitän und 1790 Major. Im Feldzuge gegen Frankreich von 1792 war er in der Suite des vorletzten Königs, und erhielt den Orden fürs Verdienst; 1793 wurde er Flügel-Adjutant und befand sich nun als militärischer Bevollmächtigter bei der kaiserl. österreichischen Armee in den Niederlanden, und so wohnte er denn der Kanonade von Valmy und allen Schlachten und Gefechten in den Niederlanden bei. 1794 wurde er als Gesandter nach Petersburg gesandt. Hier

blieb er bis 1797, nach der Krönung des Kaisers Paul, und kehrte dann nach Berlin zurück. Während dem ward er 1795 zum Obersten ernannt, wurde nun zu noch manchen Gesandtschaften gebraucht und 1801 zum General-Major befördert. 1804 erhielt er das vormalige Infanterie-Regiment Laurens in Ansbach und 1805 den rothen Adlerorden. 1806 führte er die Avantgarde des hohenlohischen Corps und wurde im Mai 1807 General-Lieutenant. In dem Feldzuge von 1806 hatte er am 9. October bei Schleiz das erste unglückliche Gefecht, leitete aber bei der Ueberlegenheit des Feindes den Rückzug sehr einsichtsvoll. In der Schlacht von Jena commandirte er die Vortruppen der hohenlohischen Armee, die am Morgen bei Lützerode das Gefecht eröffnend, erst nach hartnäckigem Kampfe zurückgeworfen wurden. Nach der unglücklichen Schlacht theilte er bei Prenzlow das Schicksal der Gefangenschaft mit dem ganzen unter dem Fürsten von Hohenlohe stehenden Corps. — Nach dem tilsiter Frieden wurde er als Chef der brandenburgischen Brigade angestellt und als sich Preußen im März des Jahres 1813 gegen Napoleon erklärte, wurde er zum Militärgouverneur von Pommern ernannt und mit der oberen Leitung der Belagerung von Stettin beauftragt. Nach dem aufgehobenen Waffenstillstande im August desselben Jahres erhielt er das — meist aus Landwehr bestehende — vierte Armeecorps, welches als Reservecorps zur Nordarmee des damaligen Kronprinzen (jetzigen Königs) von Schweden gehörte. So nahm er denn am Siege von Groß-Beeren Theil, indem er auf dem linken Flügel, bei Blankenfelde, die Angriffe des überlegenen vierten französischen Armeecorps unter Bertrand zurückwies, uno ohne die ausharrende Vertheidigung jener Stellung wäre ein so entscheidender Sieg bei Beeren nicht denkbar gewesen. Von der Art war auch seine Theilnahme an dem glorreichen Siege von Dennewitz, indem er am 5. September dem ney'schen Corps festen Widerstand leistete, und am 7. vor Jüterbock aufgestellt, eine Zeit lang einen überlegenen Angriff aushielt; und ob er endlich gleich zurück gedrängt wurde, so war doch während der Zeit das bülow'sche Corps in die linke Flanke des Feindes gerückt, wo dann der Sieg auf die bekannte ruhmvolle Weise erfolgte. (Am 6. war er, als er mit dem General von Bülow eine Conferenz gehalten hatte, zwischen die auf dem Marsche befindlichen feindlichen Truppen gerathen, hatte sich aber durch seine

Geistesgegenwart, indem er sich für einen französischen General ausgab, gerettet.) Nachher deckte er den linken Flügel der Nordarmee an der Elbe, ging am 5. October über den Fluß; am 11. mußte er die Brücke bei Roßlau decken, so wie Brandenburg und Berlin, da sich das vierte und siebente französische Armeecorps gegen Wittenberg bewegten. Er zog sich nun näher nach der Hauptstadt hin und kam am 15. October zu Baumgartenbrück bei Potsdam an. Während dem waren aber wieder alle französische Corps zur Schlacht nach Leipzig berufen, wo die glorreiche Völkerschlacht geliefert wurde. Als nun das siegreiche Heer dem Rheine zueilte, wurde ihm die Belagerung von Torgau und Wittenberg aufgetragen, so wie die Blokade von Magdeburg. Torgau ergab sich nach einer lebhaften Belagerung und Bombardirung am 26. December durch Capitulation, nach welcher die Besatzung kriegsgefangen wurde. Nun wurde Wittenberg ernstlich belagert, und in der Nacht zum 13. Januar durch den General von Dobschütz mit Sturm genommen. Tauentzien wurde hierauf mit dem Großkreuze des eisernen Kreuzes und dem schwarzen Adlerorden belohnt, zum General von der Infanterie ernannt und späterhin, als mehrere Feldherren erhoben wurden, ihm der Beiname Graf von Wittenberg gegeben. Den Rest des Feldzugs füllte die Blokade von Magdeburg aus. Im Jahre 1814 wurde er commandirender General von Brandenburg und Pommern und führte 1815 das sechste Armeecorps als Reserve nach Frankreich. Nach dem Frieden wurde er von seinem Könige als Gesandter nach Paris, London und Hannover abgesendet, und dann zum General des dritten Armee-Corps ernannt. Die ausgezeichneten Gaben, sein reger Eifer und die große Anhänglichkeit für das königliche Haus erwarben ihm huldreich das Vertrauen der drei Könige, unter denen er diente. Er starb nach mehrmonatlichen Leiden im 64. Jahre seines Alters, von seinem Könige wahrhaft bedauert. — Bemerkenswerth ist, daß der Februar ein lebensgefährlicher Monat für die Generale der Armeecorps in dem Befreiungskriege von 1813 und 1814 ist. Der General Graf Bülow von Dennewitz starb im Februar 1816, der Feldmarschall Graf Kleist von Nollendorf im Februar 1823 und in demselben Monate des darauf folgenden Jahres Graf Tauentzien. — Auf Befehl des Königs ward der Entseelte, einem Feldmarschall gleich, beerdigt, und eine halbe Stunde nach vollendeter Feierlich-

keit, dem ausdrücklichen Wunsche des Verstorbenen zu Folge, von der Garnisonkirche aus, von den nächst Angehörigen begleitet, in der Stille nach dem Invaliden-Kirchhof gebracht, um hier bei seinen alten Kriegsgefährten zu ruhen.

Friedrich Alexander Carl Freiherr von Schilling und Canstadt,

königl. preuß. geheimer Ober-Tribunalrath, Cammerherr, und Ritter des rothen Adlerordens 3. Classe.

geb. den 2. October 1765. gest. den 22. Februar 1824.

Er wurde zu Ansbach geboren, wo sein Vater markgräflich brandenburgischer Geheimerath und Oberbürgermeister war. Noch vor vollendetem 15. Jahre wurde er von dem Markgrafen Alexander, — „weil er viele Hoffnungen von sich gebe,“ — zum Hofjunker ernannt. Im J. 1782 bewilligte ihm der Markgraf in Rücksicht der vielen treuen Dienste seines Vaters einen jährlichen Beitrag von 300 fl. auf 4 Universitätsjahre. Er studirte hierauf in Erlangen und Göttingen die Rechte und wurde wegen seines Wohlverhaltens und ununterbrochenen Fleißes den 4. August 1783 zum markgräfl. Cammerjunker, am 5. August 1786, also noch vor vollendetem 21. Jahre, zum Assessor des Hof- Regierungs- und Justizraths-Collegii zu Ansbach, und den 7. Juni 1788 zum wirklichen Hof- und Regierungsrath ernannt. Am 23. December 1788 wurde er Cammerherr des Markgrafen und eine Verfügung desselben vom 26. Juni 1790 bezeugte seine bewährte Geschicklichkeit wie seinen redlichen Diensteifer. Nach der Vereinigung von Ansbach mit den preußischen Staaten wurde er am 26. Juli 1792 zum königlichen Cammerherrn und den 19. Juni 1795 zum ersten Director des ersten Regierungssenats zu Ansbach ernannt. Durch die Bestallung vom 6. December 1798 erhielt das Geheimeobertribunal in ihm ein ausgezeichnetes Mitglied. In diesem Verhältniß blieb er über 25 Jahre, zuletzt als vorsitzender Rath bis zu seinem Tode. Die ihm später übertragenen Aemter eines Mitglieds der Immediatexaminations-Commission für Justizbediente und des Revisionshofes für die Rhein-Provinzen legte er in der Folge nieder, weil die überhäuften Spruchsachen bei dem Geheimenobertribunal alle seine Zeit und

Kräfte in Anspruch nahmen. Der König ehrte den 17. Januar 1816 seine Verdienste durch Verleihung des rothen Adlerordens 3. Classe. „Mit umfassender Gesetzkenntniß und seltenem Scharfsinn verband er Ruhe und Ausdauer bei seinen wichtigen Geschäften. Die verworrensten Streitigkeiten lösten sich unter seiner Bearbeitung auf, und seinem redlichen Diensteifer verdanken gewiß viele Familien ihr gesichertes Recht, ihren erhaltenen Wohlstand; frei von Vorurtheilen der Geburt und des Ranges, ohne Anmaßung und Erniedrigung sein Geschick der Vorsehung und treugeleisteten Diensten anvertrauend, allen seinen Mitbürgern, am meisten Hülflosen und Verlassenen wohlwollend, einfach im Leben und Sitte, weit mehr werth als er gelten wollte, wird sein ehrenvolles Andenken sich lange erhalten." Also bezeichnete ihn eine öffentliche Nachricht aus Berlin, wo er wirkte und starb.

Friedrich Traugott Sonneschmidt,

geb. 1763. gest. d. 1. März 1824.

Früher stand er in königl. spanischen Diensten als Berg- und Hüttendirector und hat sich durch seine Beschreibung der spanischen Amalgamation bei den Bergwerken von Mexico bekannt gemacht. Er starb zu Hamburg, wo er von geselligen Kreisen entfernt gelebt hatte. Man hat von ihm: Beschreibung der Amalgamation wie sie in den Bergwerken von Mexico gebräuchlich ist. gr. 8. Gotha, b. Becker 1810. — Bericht üb. d. neue Entdeckung des kupferhaltigen, salzsauern Natron z. Verbesserung d. Amalgamation. 4. Lpz. Köhler 811. Commentar mit Beschreib. d. span. Amalgamation 2 Stücke. Ebendas.

Wilhelm August Freiherr von Just.

königl. sächs. Geheimer Rath und Gesandter zu London, Großkreuz des königl. sächs. Verdienstordens.

geb. 1752. gest. d. 5. März 1824.

Seine diplomatische Laufbahn begann er in Schweden, war dann viele Jahre als königlicher Ceremonien-Mei-

ster zu Dresden in vielen Aufträgen und im gerechten Vertrauen des Grafen Marcolini ein wirksamer, stets Gutes fördernder Vermittler gewesen, wurde in sehr schwierigen Zeitläufen zu dem wichtigen Gesandtschaftsposten in Paris erwählt, wo er noch die Ankunft der vereinigten Monarchen erwartete, und erhielt zuletzt die ehrenvolle Sendung nach London, wo er sich des besondern Beifalls des jetzigen Königs und des Prinzen Leopold von Coburg erfreute und ein treuer Rathgeber und Pfleger aller seiner Landsleute war. Seine Erfahrungen und gereiften Weltansichten waren für seine zahlreichen Freunde ein nietäuschendes Leuchten im Dunkeln, sein feiner Geschmack in der Literatur und in den bildenden Künsten, verbunden mit Allem, was das Leben schmückt und verannehmlicht, entschädigte ihn in den Stunden der Muße für die Entbehrung des Familienvaters, da er nie verheirathet, aber von wackern Geschwistern und ihren Kindern sehr geliebt war. Mit dem Wunsche völlig zurückgerufen zu werden hatte er zu Ende des Jahrs seinen Posten als bevollmächtigter Minister beim königl. großbritan. Hofe auf Urlaub verlassen und war mit verdoppelter Eile, um noch zum Tage des Königs den 23. December in Dresden einzutreffen, in unfreundlicher Jahreszeit zurückgekommen, erkrankte aber bald darauf und starb an Erschlaffung der Verdauungswerkzeuge, durch Gichtstoff erzeugt. Bis zu dieser letzten Krankheit war er während seiner mehr als funfzigjährigen Dienstzeit in ungeschwächter Geisteskraft thätig gewesen, und hinterließ ein durch seine rechtschaffene Denkart, Umsicht, Klugheit und Eifer für das Beste des Vaterlandes wohlbegründetes würdiges Andenken.

Christian August Günther,

außerordentl. Professor der Kupferstecherkunst bei der Academie der bildenden Künste zu Dresden.

geb. d. 4. Juni 1760. gest. d. 8. März 1824.

Er war der Sohn eines Kaufmanns zu Pirna und hatte von Jugend auf große Neigung zur Zeichnung und Malerei. Der geachtete Professor Adrian Zingg, († a. 26. Mai 1816) gewahrte bald das Talent, das in ihm schlummerte, nahm ihm in seine Schule auf, und er-

theilte ihm 8 Jahre lang Unterricht im Zeichnen nach der Natur, im Radiren und im Kupferstechen. Nach Verfluß dieser Zeit suchte der junge Künstler jede Gelegenheit auf, sich bekannter zu machen, da er, außer einer Unterstützung von seinem Landesherrn, gönner- und mittellos war; denn seinen Vater hatte er frühzeitig verloren. Dem damaligen Conferenzminister Grafen v. Einsiedel verdankte er das Glück, aus seiner Unbekanntschaft herausgerissen zu werden. Es ließ nämlich derselbe von seinen Gütern Ehrenberg und Wolkenburg verschiedene Zeichnungen machen und die gute Ausführung dieser Blätter sicherte unserm Günther den Beifall seines Gönners zu. Nachher bekam er an dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen einen großen Beschützer, indem er in dessen Sammlung große und kleine Zeichnungen nach der Natur sowohl, als colorirte Blätter liefern mußte. Auch ertheilte Günther einige Jahre Privatunterricht in mehreren Familien; doch gab er diese Stunden wieder auf, da sie ihm viele Zeit raubten, die er zum weitern Studiren benutzen konnte. In Folge seiner künstlerischen Thätigkeit ward er bereits 1789 zum Pensionnair, und 1810 zum wohllöbl. Mitgliede der Academie der bildenden Künste ernannt, und ihm im Jahre 1815 eine außerordentliche Professur übertragen. Er lebte übrigens mit einer Schwester des Dresdner Rechtsconsulentens, D. Siegel, die ihm 2 Töchter gebar, in einer sehr glücklichen Ehe. Eine große Erkältung gab die nächste Veranlassung zu seinem Tode. — Günther arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit und die meisten Producte seines Grabstichels sind in ihrer Ausführung höchst gelungen zu nennen. Alle seine Blätter haben ein großes Naturell, wenn auch die Kunst dabei oft dem Gewerbe untergeordnet seyn mußte. Insbesondere sind seine kleinen colorirten Blätter, ihrer Treue halber, nicht ohne Beifall aufgenommen worden. Ueberdies hat er viele Landschaften, theils in Oel, theils en gouache gemalt, und mehrere Zeichnungen nach der Natur und nach eignen Ideen verfertigt. Ja bei dem Reichthum seiner Phantasie, bei seiner Erfindungsgabe und Fertigkeit im Zeichnen würde er ein willkommener Geschichts- und Portraitmaler geworden seyn, wenn ihn nicht ein unwiderstehlicher Hang zur Radirnadel und zum Grabstichel zurückgezogen hätte. Seine letzte Arbeit war eine Ansicht der Luiseninsel, die er im Jahre 1821 bei einem dreimonatlichen Aufenthalte in

Berlin verfertigte und der damaligen Großfürstin Alexandra Paulowna von Rußland, widmete. Sein Nachlaß ist noch ungetheilt, und enthält manches schöne Blatt, welches Liebhabern der Kunst eine erwünschte Acquisition seyn dürfte.

Das möglichst genaue Verzeichniß seiner Arbeiten ist folgendes:

I. Größere Kupferstiche:

Ein Blatt, nach Woowermann, q. 4. — Ein Blatt, nach Dietrich, q. 4. Beide sind nach Gemälden der königl. Bildergallerie für den 3. Band der Dresdner Gallerie gestochen worden, und besonders ist das letzte Blatt sehr gut ausgeführt. — Der Bagagewagen, nach Zingg, q. Fol. — 6 Blätter Baumschlag in aquatinta, für Anfänger in Landschaftszeichnen, Dresden, 1796 Fol. — Die Rheingegenden, 32. Blatt, Frankf. a. M. bei Wilmanns, 1807. q. 4. — Die Jägerin Migol, nach einem Gedichte von Ossian, in q. 4., ward 1815 dem regierenden König von Sachsen dedicirt. — 10 Blätter von Klein-Skalka in Böhmen, 4. — Allegorie auf die Jubelfeier des Königs v. Sachsen, 1818. 4. — Die Hirschjagd, nach Ruysdael, groß Regal q. Fol., ward nach einem Gemälde der königl. Gallerie gestochen und die Platte 1821 vom königl. Kupferstichcabinet gekauft. — Die Luiseninsel in Berlin mit dem Grabmale der verstorb. Königin v. Preußen, q. Fol.

II. Kupferstich-Werke:

Naturschönheiten sächs. Gegenden, oder empfindsame Reisen durch den meißnischen Kreis, auf einer gesellschaftl. Reise gesammelt und herausgegeben von Günther und mit malerischen Schilderungen versehen von einem seiner Freunde, Joh. Jakob Brückner, (Notar in Leipzig, † 1811) Leipz. 1798 — 1802. 5. Hefte. 8., jeder mit 12 Kupfern; (der 2. Heft, wo sich zuerst Brückner als Mitherausgeber nannte, führt auch den Titel: Pittoreskische Reisen durch Sachsen, oder Naturschönheiten u. s. w.) — Characteristische Darstellung der Bäume, als Lectionsblätter für eingeübte Landschaftszeichner, Maler und Kupferstecher, (Leipz. 1802. 4.) — Landschaftszeichnenschule. Ebend. 1804. 4.

III. Antheil an fremden Werken:

Mehrere Kupfer und Vignetten zu Schlenkerts malerischen Skizzen von Deutschland, 2. Heft. (Leipz. 1794

— 1795. gr. Fol. — Mehrere Kupfer zum: Magazin für Freunde des schönen Geschmacks, (Leipz. 1795 — 1800. 5 Bde. gr. 4. — Die ausgemalten Kupfer zu des Freiherrn v. Racknitz Geschichte und Darstellung des Geschmacks der vorzüglichsten Völker in Beziehung auf Baukunst, (Leipz. 1796 — 1799. 4. Hefte. gr. 4. — 12 Monatskupfer zu J. J. Günthers Leipziger Almanach auf die Jahre 1800 — 1802. — 8 Kupfer zu W. L. Götzingers Schandau und seine Umgebungen, oder Beschreibung der sogenannten Sächs. Schweiz, (Bautzen und Leipzig 1804. 8. 2te Aufl. 1813.) — 2 große Blätter zu des Grafen Edu. Raczynski malerischen Reisen in einigen Provinzen des Osmannischen Reichs. Aus dem Polnischen übersetzt von Fr. Heinr. v. d. Hagen, Breslau 1824. gr. Fol.)

IV. Radirte Blätter.

Ein Blatt, nach Geßner. — Eine Suite von 10 Blatt, Partieen aus Liebethal und Reisewitzens Garten, 8. — Das Schloß Rochsburg im Schönburgischen, und das Schloß Carlstein in Böhmen, 2. Blatt, Weimar 1792. q. 4.

V. Colorirte Blätter.

Ein schlafende Bacchantin, nach einem Oelgemälde von Vogel, q. Fol. — 4 Blätter, der Königstein, der Lilienstein, Wahlstädtchen und Schloß Meißen, q. Fol. — 4 Parteien vom Wörlitzer Garten, q. Fol. — 12 Aussichten aus dem Plauischen Grunde, in Abertis Manier, q. 4. — 2 Aussichten nach dem Brocken; eine bei Ilsenburg, die andere bei Wernigerode, kl. q. Fol. — 2 Blätter von Seifertsdorf, q. 4. — 2 Blätter von Dresden, q. Fol. — 4 Blätter von Leipzig, q. Fol. — Eine Gegend aus dem Plauischen Grunde. — Vier Ansichten von Rheingegenden, (darunter 2 mal die Festung Ehrenbreitstein,) 4. — Eine Ansicht von Berlin. — Eine Landschaft, worin ein hoher Wasserfall zwischen 2 Felsen herabstürzt, mit Wasserfarben en gouache. — 2 Ansichten vom Fürstenstein in Schlesien, q. Fol.

Carl Ludwig Friedrich Alexander,

Fürst zu Wied, Graf zu Isenburg, Herr zu Runkel und Neuerburg, Erbmarschall des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Chiny, Großkreuz des polnischen weißen Adler- und des königl. belgischen Löwenordens, so wie des Johanniterordens Ehren-Comthur.

geb. d. 29. Sept. 1763. gest. d. 9. März 1824.

Er war ein Sohn des Fürsten Christian Ludwig und durch häusliche Lehrer unter den Augen seiner fürstlichen Aeltern unterrichtet, besuchte er die Universität Straßburg, vermählte sich den 4. September 1787 mit Caroline Luise Friederike, Tochter des Fürsten Carl von Nassau-Weilburg und trat den 31. October 1791 die Regierung an. Nach dem Reichsfriedensschlusse zu Lüneville (d. 9. Febr. 1801) verlor er seine Besitzungen jenseits des Rheins, Krichingen, Püttlingen, Saarwellingen, Rollingen ꝛc. und wurde 1803 mit den Aemtern Ober-Altwied und Neuerburg, nebst dem Kloster Ehrenstein, Vilmar und verschiedenen Zehnten entschädiget, 1806 mediatisirt; 1815 unter Preußens und die Herrschaft Runkel unter Nassauische Hoheit gestellt. Er residirte zu Dierdorf, wo er geboren war; seine Ehe blieb kinderlos. Seit 1823 litt er an wiederholten Schlagflüssen. Ein Jahrlang ertrug er seine oft sehr schweren Leiden mit großer Geduld und wurde in nächtlichen Schmerzensstunden nicht selten von seiner Gemahlin getröstet und gestärkt. Unheilbare Uebel im Haupte und in der Gallenblase führten endlich seinen Tod herbei. Der einbalsamirte Leichnam wurde, nach seiner Verordnung in einer, von ihm in dem Schloßgarten zu Dierdorf nach altdeutschem Styl erbauten, Capelle beigesetzt, umgeben von Monumenten mehrerer Ahnen. Er besaß nicht gewöhnliche Geistesgaben, schnelle Uebersicht, Scharfsinn, treffenden Witz, vielseitige Kenntnisse, feinen Geschmack, große Gutmüthigkeit und strenge Gerechtigkeit. Von seiner herablassenden Güte sprechen Zeugen aus allen Ständen. Da während der Durchzüge feindlicher Heere, zwischen dem Rhein und der Lahn, sein Land hart bedrückt ward, verweilte er mit seiner Gemahlin einige Zeit in Würzburg, dann in Frankfurt am Main, und veräußerte, um seine Unterthanen zu schonen, sein Silbergeräth. In dem Nothjahr 1817 ließ er seine Getraidevorräthe theils weit unter dem Marktpreise an

seine Unterthanen verkaufen, theils wöchentlich backen und unter die Armen vertheilen. Das Kirchen- und Schulwesen in seiner Grafschaft verdankt ihm wichtige Verbesserungen. Um in beiden einen angemessenen Bildungsgang einzuführen, ließ er die Schulen durch den jetzigen Kirchenrath Meß zu Neuwied sorgfältig untersuchen und durch denselben, in Verbindung mit den Consistorialräthen Stahl und Schild zu Dierdorf, seit 1799 auch ein neues Gesangbuch, (das um seiner Trefflichkeit willen nach neuerer Auflage auch in dem Herzogthume Nassau, in den preußischen Kreisen Altenkirchen, Siegen, Wittgenstein, Homburg an der Mark und in der evangelischen Kirche zu Coblenz eingeführt worden) sammeln, bezeichnete selbst dazu eine Anzahl vorzüglicher Lieder, und nahm an dieser Arbeit bis zu ihrer Vollendung und Erscheinung 1806 lebhaften Antheil. Auch hat er den Armen der Grafschaft Wied und Runkel 10500 Gulden vermacht und für jedes Kirchspiel den Antheil bestimmt. Da er keine Leibeserben hinterließ, wurde sein Bruder, Friedrich Ludwig, der einzig übrige Nachfolger in der älteren Wiedischen Linie.

Marie Kunigunde Dorothea Hedwig Franziska Xaveria Florentine,

königl. Prinzessin von Sachsen.

geb. d. 10. November 1740. gest. d. 10. März 1824.

Eine Tochter Königs Friedrich August II. von Sachsen und Polen, und so auch eine Schwester der Dauphine, Mutter des Königs von Frankreich. Seit 1776 war sie erwählte Aebtissin der gefürsteten Hochstifte Essen und Thorn. Nachdem sie im Sturm der Zeit beide Abteien verloren hatte, lebte sie zu Wien, für ihren Glauben eifrig, still und wohlthätig, wie früher im Sonnenschein des Glücks. Sie unterstützte Jahre lang die eingewanderte französische Geistlichkeit in den Niederlanden und Westphalen auf die freigebigste Weise.

Dr. Dietrich Hermann Biederstedt,

königl. schwedischer Consistorialrath und Archidiaconus an der St. Nicolai-Hauptkirche zu Greifswalde in Pommern.

geb. d. 2. November 1762. gest. d. 10. März 1824.

Zu Stralsund, seinem Geburtsorte, besuchte er von 1769 — 1783 die Classen des Gymnasii, von 1783 — 1787 die Universitäten Göttingen und Greifswalde, wurde 1788 Magister der Philosophie und 1789, nachdem er zwei Jahre zuvor schon bei Erledigung des Diaconats in Vorschlag gekommen war, Archidiaconus zu Greifswalde; 1805 creirte ihn die theologische Facultät zu Göttingen zum Doctor der Theologie und 1811 verlieh ihm der König von Schweden den Titel eines Consistorialraths. Er hinterläßt den Ruf eines treuen und gewissenhaften Geistlichen, der kein Opfer scheuete, wo es seinem Amte galt; die Armen und Bedrängten beweinen in ihm ihrer stillen Wohlthäter und unermüdeten Berather. Sein erspartes kleines Vermögen vermachte er, da er unverheirathet starb, einem Theile nach zum Bau des Altars der St. Nicolaikirche und an viele Einzelne, denen er Beweise des Dankes oder der Liebe hinterlassen wollte. In seinem Testamente fand sich auch die löbliche Bestimmung, daß einzelne, durch ihren Inhalt leicht schadende Schriften aus seiner Bibliothek genommen und verbrannt und die Concepte seiner Predigten, wie alle Correspondenz des Entschlafenen ihm in den Sarg gelegt werden sollten. Unter seinen kirchenhistorisch-pommerschen Schriften zeichnen sich aus: „Sammlungen aller kirchlichen, das Predigtamt betreffenden Verordnungen in Neuvorpommern u. Rügen. Stralsund, Bd. 1. 2. 3. Hälfte 1. 1817 u. 1819 und Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Neuvorpommern Bd. 1 — 4 und Nachlese-Samml. 1 u. 2. Greifswalde 1818—20." — Er predigte mit Herzlichkeit und Begeisterung, doch auch mit zu großer Wortfülle und Kunst. Die Menge seiner Predigten, Reden und anderer Schriften sind in seinen Nachrichten von den jetztlebenden Schriftstellern in Neuvorpommern und Rügen, Stralsund, 1822. S. 14 — 20 verzeichnet.

Dr. Carl Ludwig Goldbach,

kaiserl. russ. Hofrath und Adjunct bei der Universität und der medicinisch-chirurgischen Academie und der Universität zu Moskau.

geb. d. 24. April 1793. gest. d. 13. März 1824.

Er wurde zu Leipzig geboren. Seine Moskauer Mitbürger betrauern in ihm theils einen geschätzten practischen Arzt, theils einen biedern Freund und Collegen, theils einen verdienstvollen Lehrer; die Naturwissenschaft, insbesondere aber die Pflanzenkunde, verlor mit demselben einen ihrer scharfsinnigsten, gründlichsten und eifrigsten Forscher. Mehrere, sowohl herausgegebne, als noch im Manuscript hinterlassene Schriften beweisen, wie viel von dem so früh Verstorbenen für die Wissenschaft noch zu erwarten war, und die berühmtesten Botaniker unsrer Zeit, de Candolle und Trinius beeilten sich, durch Benennung zweier Pflanzengattungen nach Goldbachs Namen seine Verdienste um die Gewächskunde zu feiern und sein Andenken für die späteste Zeit zu erhalten.

Carl Erdmann Zier,

Wendischer Prediger in Camenz.

geb. d. 4. Januar 1765. gest. d. 13. März 1824.

Sein Vater, Joh. Christ. Zier, war zu Löbau Cantor und 4. Schulcollege. Der Sohn studirte am Gymnasium zu Bautzen und sodann auf der Universität Leipzig; ward 1788 adjung. Cantor in Camenz und kurz darauf wirklicher Cantor, 1802 aber Diaconus und wendischer Prediger. Man hat von ihm im Duodez: Sächs. Regententafel für Stadt- und Dorfschulen, von Friedrich dem Streitbaren bis auf Friedrich August III. Dresd. 1810. 8. Auch hat er (1785) in die Bautzner wöchentl. Nachrichten und (1792—1807) in das Lausitzer Magazin mehrere Aufsätze einrücken lassen, unter welchen besonders eine Biographie des Rector Horn (1795 I. S. 44 folg.) besondere Erwähnung verdient.

Antoinette Ernestine Amalie,

Herzogin von Würtemberg, geb. Herzogin von Sachsen-Coburg-Saalfeld.

geb. den 28. August 1779. gest. den 14. März 1824.

Sie war den 17. Nov. 1798 die Gemahlin des Herzogs Alexander von Würtemberg worden, welcher russischer General der Cavallerie und Generaldirector der Land- und Wassercommunication war. Mit trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens gepaart, sollte jedoch auch sie in ihrer 25jährigen Vermählung mancherlei harte Schicksale, den frühen Tod des Vaters, den Verlust einiger Kinder und insbesondere ihrer geliebten Schwägerin, der Prinzessin Charlotte von England und was das russische Kaiserhaus betroffen, lebhaft empfinden, ihre 67jährige Mutter sie aber überleben. Nach 3 wöchentlicher Krankheit starb sie zu St. Petersburg. Nach feierlichem Leichenbegängniß in der St. Annenkirche ist die Verewigte auf den in der Provinz Curland befindlichen herzoglichen Familiensitz gebracht und hier in der Familiengruft beigesetzt worden.

Christian Daniel von Meier,

russisch kaiserlicher Major.

geb. den 18. März 1786. gest. den 24. März 1824.

Sein Geburtsort ist Hildesheim. Er studirte anfangs (wo ich nicht irre, zu Helmstädt und Göttingen) Theologie, legte sich dabei auf historische und sogenannte schöne Wissenschaften und bewies von früher Jugend an ungemeinen Fleiß und Begierde nach Kenntnissen. Er trat nie in ein öffentliches Amt, nahm aber den Ruf nach St. Petersburg als Erzieher des jungen Grafen Scawronsky an, der späterhin als russischer Gesandter zu Neapel angestellt wurde und daselbst in noch jugendlichem Alter starb. Da die Familie seines Zöglings, die ihn hochschätzte und als Freund behandelte, mit dem russischen Hofe in nahen Verhältnissen stand und er diesen mit ihr besuchen mußte, so bedurfte er nach der Sitte unter Catharina II. eines militärischen Ranges und es wurde ihm daher der Titel eines ersten Majors (premier-major) beigelegt. Nachher bereiste er mit dem jungen Grafen England, Frankreich, Deutschland und

Italien, letzteres Land späterhin noch einmal mit dessen Mutter. Als er sich endlich aus den großen Gesellschaftskreisen zu St. Petersburg in ein unabhängigeres Leben zu begeben wünschte, so wählte er Frankreich zu seinem Aufenthalt und brachte dort einige Zeit zu Paris, hernach viele Jahre zu Straßburg zu. Er würde diesen letzten Ort vielleicht nie verlassen haben, hätte ihm nicht im Anfang der neunziger Jahre der innere zunehmende Sturm der Revolution von dort entfernt. Er begab sich erst auf die Güter eines Freundes, des Grafen Welsperg, am Schwarzwald, und von da (1793) nach Frankfurt am Main zu seinen beiden Brüdern, wo er seinen Wohnort behielt, bis ihn, nach kurzer Unpäßlichkeit, der Tod in ein anderes Leben abrief, nachdem er 11 Tage zuvor sein 88. Jahr gesund zurück gelegt hatte. Er war nie verheirathet. Sein Körper war kräftig und wohlgebildet, mehr groß als klein; und ungeachtet sein Gesicht im Alter eingefallen war, so behielt er doch stets die Lebhaftigkeit seines großen blauen Auges, wie seinen jugendlichen Schritt. Bis an sein Ende blieb die Munterkeit seines Geistes, seine starke Gedächtnißkraft, seine Theilnahme an neuen literärischen Erscheinungen und Entdeckungen und seine Liebenswürdigkeit im Umgang. Strenge Rechtlichkeit, Genauigkeit und Ordnung, Wohlthätigkeit und Menschenliebe, eine große Aufmerksamkeit und Treue gegen ältere und jüngere Freunde, bezeichnete seine Handlungen. Seine Wißbegierde pflegte sich von jeher mit allem Interessanten in Wissenschaft und Kunst zu nähren. Hiezu eröffnete ihm in frühern Jahren seine Bekanntschaft mit der großen Welt und seine Reisen die erwünschteste Gelegenheit. Er kannte viele der angesehensten und bedeutendsten Männer des vorigen Jahrhunderts aus allen Ständen persönlich. An den größten Höfen, unter Gelehrten und Künstlern, war er bekannt und geachtet. Er kannte von letzteren besonders Lessing zu Hamburg, Hackert zu Rom. Als die „Hochzeit des Figaro" in Frankreich schon im Manuscript so großen Beifall gewann, so traute ihm deren Verfasser Beaumarchais, welcher ihn als gründlichen Kenner beider Sprachen kannte, die Geschicklichkeit zu, eine gute deutsche Uebersetzung zu liefern und schickte ihm zu dem Ende die Aushängebogen des Originals einzeln aus der Druckerei. Diese Uebersetzung war eine von seinen wenigen anonymen Druckschriften. Denn ungeachtet er einen sehr reinen deutschen Styl und das

Französische meisterhaft schrieb, in beiden Sprachen auch dichtete und gewohnt war, Notizen und eigene Bemerkungen niederzuschreiben, so wollte er doch nie als Schriftsteller auftreten. Er wurde öfters um Abfassung der Denkwürdigkeiten seines Lebens und seiner Reisen ersucht, fühlte aber nie Neigung dazu und verbrannte in seinen letzten Jahren seine meisten eigenen Aufsätze. Als Maurer war er in den Systemen dieses Ordens bewandert, kannte mehrere damit zusammenhängende Gesellschaften, namentlich die Martinisten oder Schüler des Martinez Pasqualis zu Lyon und unter ihnen vorzüglich St. Martin, der ihn bei seinen Uebersetzungen aus den Schriften Jacob Böhms öfters über den Sinn dunkler Ausdrücke dieses Theosophen zu Rathe zog. Sein Hang zu geheimen oder höhern Wissenschaften wurde mit den Jahren immer entschiedener, und er fand einen erwünschten Anlaß zu dessen Befriedigung in dem durch Meßmer nach Frankreich gebrachten und daselbst von Puysegur und Andern weiter ausgebildeten Magnetismus, von dem er einer der frühesten Zeugen und Untersucher wurde. Dieser Zweig des Wissens beschäftigte ihn in seiner Muße zu Straßburg eine geraume Zeit fast ausschließlich. Er schrieb daselbst die Reden einer der ersten und merkwürdigsten Schlafrednerinnen nach. Aus ihren Dictaten wurde auf ihr Geheiß eine kleine theosophische Schrift: „Gott, der Mensch und die Natur," durch ihn in Druck gegeben. Er versicherte öfters, daß er dieser Sache und den Aussagen dieser Somnambüle die Lösung vieler theologischen Zweifel und einen Theil seiner Religiosität verdanke, welche die eben erwähnten edlen Früchte seines Wandels trug. Er erlebte die Freude, den in Deutschland lange verkannten und verspotteten Magnetismus auch in diesem Lande einer nähern Untersuchung gewürdigt zu sehen, und daß junge Magnetisten die Mittheilung seines Raths und seiner Erfahrungen begehrten, womit er ihnen bereitwillig an die Hand ging. Er war einer der merkwürdigsten Menschen seiner Zeit und als solcher von Vielen geehrt, obgleich nicht öffentlich gerühmt. Unerschöpflich waren seine Unterhaltungen aus Länder- und Menschenkunde und allerlei Fächern des Wissens. Allen seinen Freunden wird sein Andenken theuer und gesegnet seyn.

Friedrich Wilhelm Gautzsch,

practischer Arzt und Apotheker zu Ernstthal im Schönburgischen.
geb. den 12. Februar 1765. gest. den 28. März 1824.

Sein Vater war Apotheker in Döbeln, wo sein Sohn geboren wurde, wendete sich aber späterhin nach Siebenlehn. Der junge G. erhielt den ersten Schulunterricht bei seinem Großvater, welcher das Pastorat in Hirschfeld bei Siebenlehn bekleidete; dann lernte er 5 Jahre lang bei dem noch lebenden Apotheker Dav. Fr. Andr. Ficinus in Dresden die Apothekerkunst und bildete sich zu Nürnberg, Fürth und Meißen vollends aus. Im J. 1791 übernahm er seines indeß verstorbenen Vaters Apotheke in Siebenlehn; und 10 Jahre darauf erhielt er, nach vorgängiger Examination, von dem kurfürstl. Sanitätscollegium die Erlaubniß zur Ausübung der ärztlichen Praxis. Ohne jemals eine Universität besucht zu haben, wußte er sich bald mit der Wirksamkeit eines practischen Arztes vertraut zu machen und mancher Arme verdankt ihm Leben und Gesundheit. Im J. 1803 zog er als Arzt und Apotheker nach Wilsdruf und 1806 errichtete er in Tharant eine neue Apotheke, die noch jetzt in gutem Fortgang bestehet. Im März 1813 berief ihm der Stadtrath zu Hoyerswerda dorthin, um den herrschenden epidemischen Krankheiten Grenzen zu setzen, und mit rastloser Thätigkeit, ja oft mit Aufopferung seines Lebens, unterzog sich G. diesem mühevollen Geschäfte. Im J. 1815 wendete er sich als practischer Arzt nach Freiberg und nach 2 Jahren errichtete er zu Ernstthal eine Apotheke. G. war ein wahrer Menschenfreund, der sich hauptsächlich der Armen sorgfältig annahm und ihnen unentgeltlich mit Rath und Arzneien beistand. Seit dem November 1823 lag er an einer Leberverhärtung krank darnieder und er trug seine Leiden, wozu späterhin noch Wassersucht sich gesellte, mit Geduld und festem Gottvertrauen, bis er nach einem 5 monatlichen Krankenlager in den Armen seiner dritten Gattin verschied. Chemische Versuche zu bereiten, war seine größte Leidenschaft. Auch suchte er durch gemeinnützige Schriften, die er größtentheils auf eigene Kosten herausgab, sich um das allgemeine Beste verdient zu machen. In dieser Hinsicht sind uns nachfolgende bekannt worden; 1) Unterricht zur Selbstbereitung verschiedener chemischer und andrer Bedürfnisse, 8. 2te Auflage 1799. — 2) Medicinischer Extract von dem Gebrauche der so heil=

samen Medicamente, welche in neuen, als schon alt eingewurzelten Krankheiten die erwünschte Hülfe leisten, Leipzig 1802. 8. (ward 2mal aufgelegt). — 3) Sächsisches Kunstbuch, oder Anweisung zu vortheilhafter Selbstbereitung künstlicher und nützlicher Bedürfnisse, für Jedermann. Ebend. 1804. 8. — 4) Ueber Erkennung und Heilung der venerischen Krankheiten. Für Nichtärzte. Dresden 1809. 8. 5) Stellvertreter des indischen Zuckers und Caffees. 1812. 8.

W. L.

M. Carl Gottlieb Berger,

Pfarrer zu Strela und Adjunct der oschatzer Ephorie im Königreich Sachsen, der leipziger öconomischen Gesellschaft Ehrenmitglied.

geb. den 19. Juni 1764. gest. den 29. März 1824.

Sein Vater, Salomo Gottlieb Berger, Schullehrer zu Cowertitz, wo der Sohn auch geboren wurde, ein tüchtiger lebenskluger Mann, leitete ihn zu verständiger Arbeitsamkeit an und ertheilte ihm den ersten Unterricht, auch in Latein und Musik. Im 12. Jahre seines Alters übergab er denselben der oschatzer Schule unter Leitung des wackern Rectors Hildebrand, so daß er von Michaelis 1778 die Fürstenschule Grimma als Alumnus beziehen konnte. Mit hinreichenden Kenntnissen bezog er 1783 die Universität Leipzig, wo ihn des Prof. Clodius näherer Umgang und dessen Famulat von besonderm Nutzen war. Hier widmete er sich vorzüglich auch den schönen Wissenschaften mit sichtbaren glücklichem Erfolg auf Ausdruck und Anstand. Als examinirter Candidat übernahm er 1787 die Hauslehrerstelle bei dem Grafen Seydewitz auf Kreynitz bei Strela; bei den angenehmsten Verhältnissen jedoch des vornehmen Zwangs müde ward er 1789 Hauslehrer bei einem Kaufmann in Elsterode und lernte hier seine künftige Gattin, Joh. Doroth. Schubert kennen. Aus Liebe zu ihr und zur Musik nahm er 1790 das erledigte Cantorat daselbst an. Hier schloß er sich an die geschmackvoll eingerichtete Capelle des kursächsischen Prinzen, Herzogs Carl an, wodurch sein musikalisches Talent eine wesentliche Vervollkommnung erhielt. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch den königl. sächsischen Cammerherrn von Pflugk auf Strela, Trebnitz und Bischheim kennen, der ihm 1792 das Pastorat an letzterm Orte bei

Camenz in der Oberlausitz anvertraute und schon 1797 die bedeutende Pfarrei der kleinen Stadt Strela mit beträchtlichen eingepfarrten Dörfern. Dadurch wurde er von einem der letztern selbst Gerichtsherr und Collator des Pfarramts Lauß und mehrerer Schulstellen. Seine Muße war hier zwischen dem Leben in der Natur, den Wissenschaften, der Pflicht des Hausvaters und dem Umgange der Freunde getheilt. Der alten classischen Literatur widmete er sich vorzüglich; Horaz und Plautus waren seine Lieblingsschriftsteller. Auch die französische Sprache trieb er mit Fertigkeit, wie seine Uebersetzung des botaniste cultivateur von Ducray Dumenil bezeugt. Doch hing sein Herz vor allem an der Musik, welche er theoretisch und practisch mit gleicher Fertigkeit übte. Er wählte die Kirchenmusiken aus, leitete die Privatconcerte der Stadt und dirigirte an fremden Orten große Musikaufführungen, zu welchen er selbst eigne Compositionen lieferte. So führte er einst in Oschatz zu allgemeinem Beifall mit einem großen Orchester den Christ am Grabe Jesu von Weinlich auf, wovon er nicht mehr als den Clavierauszug besaß. Dem größern Publicum ist er nur durch eine kleine Sammlung kirchlicher Gesänge bekannt worden. Obgleich ernst von Character, befaßte er sich weniger mit ernsten Wissenschaften, z. B. der Philosophie. Ein tüchtiger Sprachkenner war er, übrigens dem Rationalismus abhold und besonders Keils historischer Interpretationsmethode sehr zugethan. Seine Kanzelvorträge waren tief durchdacht, logisch geordnet und fleißig memorirt, doch bei vorherrschender Verstandsbildung trocken. Streng als Vorgesetzter förderte er wesentlich das Beste der Schulen und unterstützte die Lehrer mit aller Bereitwilligkeit. Still, häuslich, unbefleckt in seinem Wandel, gesetzten Wesens, war er ein verständiger Vater der Armen. Wahrheitsliebe und unermüdete Arbeitsamkeit, so wie der uneigennützigste, dienstfertigste Eifer zeichneten ihn vor Allem aus, obgleich man ihn anfangs für kalt und eigensinnig hielt und ihm seine Gefälligkeit zuweilen Verlegenheiten bereitet hatte. Glaubensvoll trug er manches traurige Geschick mit stiller Kraft. Ein hoffnungsvoller Sohn, Subrector am Lyceum zu Torgau, ging eines Morgens spaziren und kehrte nicht wieder, ohne daß man je die geringste Spur von ihm auffinden konnte. Ein andrer Sohn starb ihm im zarten Kindesalter. Ein oft sich erneuernder Nasenpolyp bereitete ihm viele Schmerzen und Sorgen. Er schloß sich an Wenige

an, hielt auf das Ansehn seines Amtes und seiner Person, war aber Berather Aller, die seiner Hülfe wünschten. Ein sorgsamer Vater seiner, von 5 ihm noch lebend gebliebenen, 2 Kinder pflegte er auch seit 1810 seinen betagten Vater mit besonderer Liebe, der im 90. Jahre, vom Gram getödtet, 2 Monate darauf seinem Sohne in das Grab nachfolgte. Mit der Naturlehre beschäftigte er sich gern und hatte sich selbst einen großen electrischen Apparat mit viel Mühe und Geschicklichkeit gefertigt. In der Botanik, darin ihm sein treffliches Gedächtniß unterstützte, hatte er nicht gemeine Kenntnisse. Jede inländische Pflanze war ihm bekannt; auch ausländische Gewächse hatte er in Menge angeschafft und in offener Erde, in Mistbeeten und Glashäusern cultivirt, damit er eine Zeit lang Handel trieb. Sein „Taschenbuch für Blumenfreunde" spricht laut für seine Kenntnisse in diesem Fach. In der Landwirthschaft stellte er unaufhörliche Versuche an und den Obstbau trieb er mit besonderm Geschick, so daß er auf einem kleinen Raume eine große Anzahl von verschiedenen Obstarten zog. Dabei stärkte er in der freien Natur seinen festen Körper und ließ ein hohes Alter erhoffen. Offen gegen vertraute Freunde unterhielt er durch witzig heitere Laune so wie durch sein musikalisches Talent. Freundesliebe rief ihn auch einstmals — den 29. März 1824 — zu seinem kranken Amtsbruder, dem Pfarrer zu Trebnitz. Er war, einen oft wiederkehrenden Schnupfen abgerechnet, gesund und heiter, hatte sich kurz zuvor mit Ausschreiben eines Musikstückes beschäftigt und mit einem Freunde mancherlei wissenschaftliche und Vergnügungspläne für künftigen Winter besprochen. Nach einigen Stunden Besuch kehrte er des Abends 8 Uhr zurück. Der Weg nach Strela zurück geht längst der Elbe hin über einen jähen, über diesen Strom herausgebaueten Damm. Wo dieser aufhört, wird der Pfad ebener. Bis hieher mußte er gelangt seyn, denn des andern Morgens wurde seine Pfeife und sein Stock daselbst gefunden. Er selbst sah sein Haus und seine Familie nicht wieder. Er war ohne Zweifel in die Elbe hinabgestürzt, ob vom Schwindel ergriffen, ob durch böse Gewalt, ist unbekannt, sicher nicht aus freiem Willen. Sein Leichnam wurde den 28. Mai im Zustande der Verwesung bei Mühlberg ans Land gespült gefunden. Tief trauerte seine Familie, klagte die ihn innig liebende Gemeinde, und seinen Freunden war er ein schmerzlicher Verlust. Vollständige Angabe

seiner Schriften: Abhandlung von der Verächtlichkeit der Geistlichen. Oschatz 1800. Taschenbuch für Blumenfreunde, oder kurze Characteristik und Anweisung zur Cultur der vorzüglichsten in neudeutschen Gärten befindlichen Gewächse und Ziersträucher. Leipzig 1802., 2 Theile. 8. 2. verb. und verm. Ausg. u. d. Titel: Taschenbuch für Blumenfreunde, zur Beförderung der Cultur, ebend. 1805. 2 Bde. Ideal eines Prachtgartens im Kleinen; ein Beitrag zur ästhetischen Pflanzenzucht. Posen und Leipzig 1803. 8. 2. Aufl. 1810. Die botanische Pflanzkunst, nach Dumont Courset. Ebd. 1803, 1805. 2 Thle. 8. Ausführliche Anweisung zur richtigen Aussprache der lateinischen Pflanzennamen; ein Anhang zum Taschenbuch für Blumenfreunde. Ebend. 1804. 8. Immortellen- oder Immerschönen, Taschenbuch für die Entdeckungsjahre 1809 bis 1816. Berlin 1818. 12. mit Titelbl. und 1 Musikblatt.

M. J. Gh. St.

Johann Gottbold Seyffert,

Professor, Unterlehrer und Inspector der Academie und der academischen Säle zu Dresden.

geb. den 7. Juli 1760. gest. den 29. März 1824.

Er war in Dresden geboren. Im Zeichnen war Casanova, im Kupferstich der ältere Stölzel sein Lehrer. Für Casanova's Kunstvorlesungen, die leider nie in Druck erschienen sind, hatte er viele Platten gestochen. Später bediente sich Hofrath Becker seiner vorzüglich bei der Herausgabe des Augusteums, wo unter den 153 Kupfertafeln, die dieses schöne Werk umfaßt, der Athlet, das schönste Kupfer und sämmtliche Basreliefs, Werke seines kräftigen Grabstichels sind. Besonders schätzenswerth war er als Lehrer. Denn er besaß nicht allein die nöthige Würde, sondern auch einen scharfen, durchdringenden Blick, womit er seine Zöglinge sogleich durchschauete und jeden nach seinen Anlagen und Vorzügen zu würdigen verstand. Dabei war er ein sehr ordnungsliebender und thätiger Mann in dem kleinen Geschäftsgang und in der Tagesordnung, worauf doch bei einer Anstalt, die in allen ihren Verzweigungen nahe an 200 Zöglinge zählt, viel ankommt, zumal unter seine Amtsthätigkeit auch die Aufsicht und Einrichtung bei den öffentlichen

Ausstellungen gehörte. Seit er im Jahr 1814 die Verwaltung dieses Lehrer- und Aufseheramts erhielt, mußte er auf seinen eigenen Kunstbetrieb, die Kupferstecherkunst, ganz verzichten, und eine große Platte, die in Paris bei den Herausgebern der vie de Napoleon in Kupfern gewiß einer guten Aufnahme sich erfreuet haben würde, blieb seitdem unvollendet. Die königliche Academie der Künste hat durch ihn einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten.

Friedrich Ludwig Walther,

ordentlicher Professor der Philosophie in Gießen.

geb. den 8. Julius 1759. gest. den 30. März 1824.

Unter den Männern seiner Zeit, ausgezeichnet durch Talent und Wissenschaft und edel durch Herz und Character, gebührt ihm eine vorzügliche Stelle. Die Stimme des Volks urtheilt gerecht und ist unbestechlich: und es war nur eine Stimme, daß Walther würdig an seiner Stelle stand. Er lebte 35 Jahr als Lehrer an einer Academie; nur allein seine Verdienste waren es, durch welche er sich, früher beschränkt und sogar mit Dürftigkeit kämpfend, emporschwang. Er ist es daher werth, daß die Nachwelt seiner gedenke und Blumen auf sein Grab streue.

Friedrich Ludwig Walther war zu Schwaningen, einem Dorfe und Lustschloß unweit Ansbach, geboren. Sein Vater, Johann Erdmann Walther, war Schloßprediger daselbst, seine Mutter, eine Tochter des durch seine historischen Schriften bekannten Jac. Friedr. Georgi, Dechanten zu Uffenheim. Seine Mutter verlor er 1762, seinen Vater 1763. Seine Großmutter, die verwittwete Dechantin Georgi, nahm ihn hierauf, nebst seiner jüngsten Schwester, zu sich nach Uffenheim bis in sein vierzehntes Jahr, da sie starb. Nach ihrem Tode kam er zu seinem Oheim, dem freiherrl. von Truchsessischen Schloßprediger Buchenröder zu Orendorf. Er blieb hier ungefähr ein halbes Jahr und wurde dann als Schüler ins Gymnasium nach Ansbach gebracht. Hier waren Faber, Gesner, Stettner, Degen seine Lehrer. Er verließ diese berühmte Schule im Herbst 1777 und besuchte hierauf die Universität Erlangen. Hier studirte er drei und und ein halbes Jahr lang Theologie unter Seiler, Rosenmüller, Rau und besuchte zugleich mehrere Vorlesungen der Lehrer der philosophischen Facultät. Aus

besonderer Vorliebe hörte er auch einige medicinische und naturgeschichtliche Vorlesungen bei Delius und Schreber. Er wurde Mitglied des Predigerseminars und versuchte sich einigemal im Predigen. Nach geendigter academischer Laufbahn kam er als Hofmeister zu dem geheimen Rath und Obristen von Pöllnitz zu Heimersgrün bei Hof im Voigtlande. Hier hatte er Muße und Veranlassung, seine Neigung zur Naturgeschichte, Geographie, Land- und Forstwissenschaft zu befriedigen; sie wurden, veranlaßt zum Theil durch das Bedürfniß seiner Zöglinge, seine Lieblingswissenschaften. Da auf jenem Gute weder Pfarrer, noch Beamter, noch Arzt waren, so hatte er häufig Gelegenheit, sich in vorkommenden dringenden Fällen hülfreich zu zeigen. Im Jahr 1785 zog er mit seinen Zöglingen nach Creglingen, einem Städtchen an der Tauber, und gab hier einige Schriften heraus. Der Theologie hatte er entsagt. Da seine Zöglinge, von welchen zwei als Opfer der französischen Kriege fielen und der dritte in dem königl. preußischen Heere eine ansehnliche Stelle bekleidet, herangewachsen waren, sah er sich nach einer Anstellung um, welche seiner Liebe und seinen Kenntnissen in dem Fache der Land- und Forstwirthschaft angemessen war. Hier kam ihm der Vorschlag seines academischen Freundes Roos, in Gießen Vorlesungen zu eröffnen, erwünscht. Dieser gab ihm auch die Zusage des Universitätskanzlers Koch, für sein Fortkommen sorgen zu wollen, welche aber in der Folge unerfüllt blieb. Er zog im October 1788 nach Gießen und eröffnete als Privatdocent Vorlesungen über Landwirthschaft, öconomische Naturgeschichte, Forstwissenschaft und Technologie und fand Beifall und Freunde. Durch diese wurde es bewirkt, daß er den 16. Sept. 1789 das Decret als außerordentlicher und den 1. Nov. 1790 als ordentlicher Professor der Philosophie erhielt. Da die Nominalprofessur der Oeconomie durch den noch lebenden geheimen Rath Crome besetzt war, so war keine Stelle in seiner Facultät für ihn offen. Er mußte sich daher mit einem Gehalt von 100 Rthlr. begnügen. Erst nach Verlauf von einigen Jahren brachten es seine Freunde dahin — denn er selbst meldete sich nie darum — daß ihm 500 fl. jährlich ausgesetzt wurden. Später, bei der Organisation der Universität 1811, da die Gehalte nach der Stelle jedes Einzelnen in den Facultäten geordnet und verbessert wurden, wurden ihm 1000 fl.

Gehalt zu Theil. Er wurde zugleich Aufseher des neu angelegten forstbotanischen Gartens.

Walther lebte ganz allein seiner Wissenschaft. Und vielleicht lag hierin und in seiner geringen Einnahme in früheren Jahren der Grund, daß er unverehlicht blieb. Schon der frühste Morgen fand ihn an seinem Schreibepult; nur durch seine Vorlesungen wurden hier seine Arbeiten unterbrochen, selten durch Besuche, denn er liebte diese überhaupt nicht, als störend. Ein frugales Mittagsmahl und eine halbstündige Mittagsruhe unterbrachen seine Arbeiten. Hierauf eilte er denselben wieder zu. Mit dem Glockenschlag 6 besuchte er einen Gasthof, im Sommer einen Garten und fand in der Unterhaltung mit Freunden und in dem Genuß von etlichen Gläsern Wein seine Erholung. Schlag 8 Uhr ging er dort zu Tische und Punct 10 Uhr war er zu Hause. So lange seine Liebe zur Pflanzenkunde, zum Gartenbau und zur Waldwirthschaft ihn zuweilen hinausführte, fehlten ihm Bewegung und Zerstreuung nicht und er befand sich dabei wohl. Allein ungefähr in den letzten 10 Jahren seines Lebens setzte er die zuvor beschriebene einförmige Lebensweise pünctlich fort und er versagte sich dadurch die nöthige körperliche Bewegung. Die Folge war, daß ihn 1822 ein Schlagfluß traf: er wurde zwar gerettet, allein Leben und Munterkeit des Geistes, wie sie ihn früher beseelt hatten, kehrten nicht wieder zurück. Er alterte sichtbarlich und seine Kräfte schwanden. Ungefähr ein Jahr lang hatte er an Zufällen der Brustwassersucht, mit kurzen durch ärztliche Hülfe bewirkten Unterbrechungen, gelitten, als ein langsamer Tod sein Leben endete.

Walther war als ein Mann voll Geist und Leben, voll Scharfsinn, von vielseitigen Kenntnissen und von edlem Herzen, von seinen Freunden hochgeachtet. Männer, welche Deutschland mit Hochachtung nennt, bildeten in den frühern Jahren den Kreis seiner Freunde: unter diesen der Prälat Schmidt, der jetzige Staatsminister von Grolmann, Snell, Prof. der Geschichte, Schmidt, Professor der Mathematik, Posewitz, Professor der Medicin. In seinen Miscellaneen zur Unterhaltung in müssigen Stunden, Hadamar 1802 hat er einer solchen Abendgesellschaft und der dabei vorgenommenen Einsegnung des 19. Jahrhunderts Erwähnung gethan. Walther war auch Dichter, nicht nur ein gefälliger und geachteter Gelegenheitsdichter, sondern ein solcher, welcher

vor dem großen Publicum mit Ehren hätte auftreten können. Er ist der Verfasser, oder vielmehr Verbesserer des Liedes: „Schön ist des Frühlings Morgenthau," und der letzten Strophe desselben, „Wir werden uns einst wiedersehn ꝛc." Seine drei Schwalbenlieder gehören unter seine gelungensten. Seine Colona zeigt zwar ebenfalls dichterische Gewandtheit, aber die Phantasie ist hier dem Didactischen untergeordnet. Er war unausgesetzt thätig und arbeitsam. Die Früchte seines Fleißes sind zahlreiche Schriften im Fache der Forstwissenschaft, Pflanzenkunde, Oeconomie, Technologie. Sie erwarben ihm bei Sachkennern Ehre und Ruhm. Vorzüglich erwarb er sich durch sein System der Cameralwissenschaften einen glänzenden Namen. Eine Lieblingsbeschäftigung von ihm war, mit neuaufgekommenen Erfindungen Versuche anzustellen und Modelle zu verfertigen; practische Forstmänner wollten ihn indessen nur als Theoretiker gelten lassen. Er war dabei ein unermüdet fleißiger Sammler, der mancherlei lehrreiche Bemerkungen und Nachrichten, oft in buntscheckigem Gewande, vorbrachte, wie seine Schriften aus seiner letztern Periode: Das Rindvieh, das Pferd, der Hund, beweisen. In seinen letzten Lebensjahren suchte er das, von ihm früher vernachlässigte, Studium der lateinischen Classiker hervor; die Früchte davon waren seine Bücher de re rustica, eine glückliche Nachahmung von Columella, Varro, Heresbach, mit den Bereicherungen und Entdeckungen der neuern Zeit und das dazu gehörige Wörterbuch oder Manuale georgicum. Völlig frei von deutschen Wendungen möchten sie aber Kenner nicht überall finden. Unter Walther's Tugenden gehörte auch eine seltene Bescheidenheit. Niemand erzählte weniger, was er Gutes gethan, oder was ihm Rühmliches widerfahren war, als er selbst. Hierher gehört, daß er einigemal vortheilhafte Anerbietungen und Ruf ins Ausland erhalten hatte. Er machte aber davon durchaus keinen Gebrauch, er erzählte Niemanden davon und erst nach seinem Tode fanden sich die Papiere darüber. Auch ungemein wohlthätig war er, er gab an Arme und Bedrängte oft nicht blos nach seinen Kräften, sondern selbst über seine Kräfte. Und da er nicht allemal prüfte, sondern Jedem, der ihn ansprach, glaubte, so wurde seine Wohlthätigkeit zuweilen gemißbraucht. Daß W. ein verträglicher und treuer Freund, Hausgenosse und Nachbar war, beweist dieses, daß er, so lange er in Gießen wohnte,

also bis ins 36. Jahr, in demselben Hause und in demselben Zimmer wohnte. Wie sehr Walthers Character und Verdienste von seinen Freunden und Zeitgenossen geehrt wurden, gibt aber auch der Umstand deutlich zu erkennen, daß ihm ein Denkmal von Gußeisen, auf Snell's Veranstaltung, bereitet und in den neueingerichteten botanischen Garten gesetzt wird. Diese Nachricht enthält die regensburger botanische Zeitung 1825. Nr. 11.

Freiherr von Geymüller,

Chef des Handelshauses Geymüller und Comp. zu Wien.

geb. 1754. gest. den 1. April 1824.

Als ein seltenes Beispiel von Fleiß, Geschicklichkeit und Redlichkeit, verbunden mit Begünstigungen des Glücks, verdient er von der Geschichte unter jenen Männern genannt zu werden, welche für jeden Stand und wo sie das Schicksal oder Verdienst hinstellte, eine Zierde waren. Zu Basel in der Schweiz geboren, kam er ohne Vermögen (1772) nach Wien und starb als Millionär, ja vermuthlich als der reichste Kaufmann in der Monarchie, mit dem Bewußtseyn, den Wohlstand seiner noch entfernt lebenden Verwandten dauernd gegründet zu haben. Bei Errichtung der Nationalbank genoß er die ausgezeichnete Ehre, zum Gouverneur-Stellvertreter derselben ernannt zu werden, welches Amt er auch bekleidete, bis ihn Kränklichkeit zu dessen Niederlegung nöthigte. Seine testamentarischen Verordnungen liefern neuerdings einen sprechenden Beweis seines entschiedenen Hanges zur Wohlthätigkeit, theils durch Legate, theils durch Bestätigung solcher Almosen, die er von jeher zu geben gewohnt war. Seinem talentvollen Vetter und Neffen verbleibt, nebst einem ansehnlichen Jahrgehalt, bis zur Volljährigkeit seines eilfjährigen Sohnes, der kostenfreie Genuß der Herrschaft Pötzleinsdorf, und die Wohnung in dem Pallastähnlichen Hause, das in den Annalen unserer Stadt eine bleibende Berühmtheit durch den Volksauflauf erlangt hat, welchen die ihrem Kaiser unter allen Drangsalen so anhänglichen Wiener gegen Bernadotte erregten. Ferner erhält seine hinterlassene Gattin, außer dem ihr durch den Ehecontract zugesicherten Wittwengehalte von 20,000 fl. für jede der hinterlassenen sieben ledigen Töchter jährlich 2000 fl. zur Er-

ziehung und blieb nach seinem Wunsche Mitinteressentin des Geschäfts, bis der Sohn seinen Platz in der Handlung einnimmt, welche v. G. mit seinem eben so wackern, ihn überlebenden Bruder, Johann Jacob, auf eine in der merkantilischen Welt Epoche machende Weise emporgebracht hat. Letzterer ist auch zum Vormund des Sohnes ernannt. Des Verewigten Verdienste um den Staat wurden von dem Monarchen also anerkannt, daß er ihn einen Tag vor seinem Tode, nebst seinem Bruder und Neffen, in den Freiherrnstand erhob.

M. Johann Andreas Suchfort,

Rector emerit. des Gymnasii zu Göttingen.

geb. den 11. Juni 1747. gest. den 1. April 1824.

Zu Marzhausen im Kurfürstenth. Hessen-Cassel geboren, studirte er seit 1764 zu Göttingen, wurde daselbst als fünfter Lehrer des Gymnasiums 1768, nachher als Subconrector, 1776 als Rector angestellt, zugleich Magister der Philosophie, im Jahre 1806 aber Emeritus, und starb daselbst am 1. April 1824. — Als einen gründlich gelehrten und sehr thätigen Schulmann schätzte man ihn in seiner näheren und entfernteren Umgebung allgemein und in der gelehrten Welt war er durch seine mit Auszeichnung aufgenommenen Abhandlung bekannt, welche unter dem Titel: Fragmenta Stesichori lyrici, in unum collecta, certo ordine digesta et interpretatione illustrata. Cum epistola Heynii ad auctorem. Goetting. apud Dieterich, MDCCLXXI. in 4. erschienen ist. — Aber seine „Fragmenta ex incertis libris“ hatte er, um sie einst fortzusetzen, noch zurückgelegt und diese sind daher niemals gedruckt erschienen, obwohl zu wünschen wäre, daß sie, da ihre Bearbeitung vollendet ist, ein Anderer aus seinem Nachlasse ans Licht ziehen und herausgeben möchte.

Wilhelm Christoph Tafinger,

Professor und Inspector vom königlichen Catharinenstift zu Stuttgart.

geb. den 20. März 1768. gest. den 2. April 1824.

Er stammte aus einem alten adelichen Geschlechte, das Besitzungen im Oesterreichischen hatte, aber aus Liebe

Friedrich Ludwig Polstorff,

dritter Prediger zu Celle im Königreich Hannover.

geboren den 11. October 1775. gestorben den 18. April 1824.

Wer diesen, mit einer seltenen Betriebsamkeit und mit dem wärmsten Eifer für das zeitliche und ewige Wohl der erwachsenen sowohl als der jungen Welt, in Kirchen und Schulen ausgerüsteten Mann persönlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, oder wer nur die zuverlässigen Nachrichten von ihm, welche die folgenden Worte enthalten werden, mit einiger Aufmerksamkeit lesen wird, dem kann es nicht schwer werden, zu gestehen, er verdiene es, daß sein Andenken der Nachwelt aufbehalten und seine nie zu ermüdende Strebsamkeit, Gutes in alle menschliche Verhältnisse, als Mensch, als Christ und als Freimaurer einzuwirken, ihr zu einer edlen Nachahmung empfohlen werde. — Er war der Sohn eines frommen und rechtschaffenen Vaters, damaligen Wachtmeisters bei der hannöverschen Garde du Corps, nachmaligen Gohgräfen zu Lauenstein, und kam durch eine schwere Kindheit und Jugend früh mit Männern in Verbindung, die wohlthätig auf seinen Geist und auf sein Herz wirkten. Unter diesen war insonderheit der damalige Consistorialrath Horstig zu Bückeburg, wo der junge Polstorff die Schule besuchte. Dieser Gelehrte nahm ihn selbst in sein Haus auf und leitete seine Studien und Beschäftigungen. Für diesen seinen großen Wohlthäter verlor die Dankbarkeit des Verewigten sich auch nie, bis zum Tode unterhielt er mit ihm vertrautes Verhältniß. In Horstigs Hause und durch andere Umstände bildete sich auch der Sinn des Jünglings zur Tonkunst, in welcher er viel leistete, aus, und legte zugleich den Grund zu der feinern Bildung, die ihm sein vielfaches Wirken so sehr erleichterte. Auf der Universität zu Rinteln, die er 1795 bezog, fand er an dem jetzigen Consistorialrath Wachler einen wohlthätigen Leiter seiner Studien und brachte darauf von 1796 bis 1798 unter manchen Geldsorgen die übrigen Jahre in Göttingen zu. Nach der academischen Zeit wurde er Lehrer und Erzieher der beiden Söhne der Gräfin von Münster zu Langelage im Fürstenthume Osnabrück, 1802 aber mit einer sehr kärglichen Einnahme Conrector an der Schule zu Hameln und nützte daselbst durch seine vielseitige wissenschaftliche Bildung mit Fleiß und Segen und unter der

sein Vetter, der Prälat Tafinger ein kleines düsteres Stübchen einräumte, begann er sein Unternehmen im Mai 1802 mit 15 Schülerinnen und unterrichtete nebenbei in der Botanik. Allmälig wuchs durch uneigennützigen treuen Eifer und Geschicklichkeit die Anstalt und erfreute sich Jahrs darauf eines Zuschusses des Kirchenraths von 200 fl. Aber kümmerlich war oftmals seine Lage, und doch wandte er alles auf den Unterricht und dessen Lehrer und Hulfsmittel. Im J. 1809 war das Institut zu 130 Schülern und 20 männlichen und weiblichen Lehrern hinaufgestiegen. Damals erhielt er an seiner Gattin, Wilhelmine Werner, Tocher des Amtskellers zu Vaihingen und Stabsamtmanns zu Mühlhausen an der Enz, eine treffliche Gehülfin. Nun nahm er fremde Kostgängerinnen an; aber der sehnsüchtige Wunsch, ein eigenes Haus zu besitzen, wollte nicht zur Erfüllung reifen. Der thätige Beitritt des Inspectors Zeller, der den Unterricht in Religion und selbst Anleitungen zur Erziehung und Bildung der Kinder in den ersten Lebensjahren für die erwachsenern Mädchen übernahm, war von großem Werthe. Das weiche Herz und der fromme Sinn Tafingers wußte wesentliche Lebensabschnitte und Ereignisse der Anstalt feierlich anzuzeichnen. Die durch jene drückende Theuerung 1816 und 1817 schwer bedrängte Lage Tafingers bewog den König zu der Milde, ihm außer jenem jährlichen Zuschuß des Kirchenraths, der auf 300 fl. erhöht worden, noch 600 fl. für die Hausmiethe jährlich zu gewähren. Am Reformationsfeste stiftete T. eine Bildungsanstalt für Lehrerinnen. Königin Catharina, diese hochgebildete Fürstin, beschloß jedoch einige Zeit darauf, diese Anstalt mit ihrem neuerlich errichteten Erziehungsinstitute für Töchter aus höhern Ständen zu vereinigen. Tafinger ward daran Professor und Inspector, gab die Kostgänger auf, erhielt aber eine Besoldung von 1200 fl. und Logis nebst mehrern Vergünstigungen, seine Frau als Lehrerin jährlich 300 fl. Den 16. August 1816 wurde diese Anstalt in einem eigens dazu bestimmten Hause unter dem Namen Catharinenstift eröffnet und Inspector Zoller Rector derselben. Tafinger hielt hier auch ferner die gewissenhafteste Aufsicht über die Lehrstunden, deren er selbst mehrere gab, über die Bibliothek, verschiedene Lehr- und Hülfsmittel und sonstige Zeugnisse; aber sein durch zu große Anstrengung geschwächter Körper verfiel 1820 in eine gefährliche Krankheit. Im J. 1821 erschien

von ihm eine rühmlich erwähnte astronomische Charte in Steindruck, im folgenden Jahr 2 in Stein gedruckte Blätter als Probe eines Naturatlasses, wie er manche treffliche Materialien und Sammlungen hinterlassen hat. Den 27. November 1823 ward er unerwartet mit Beibehaltung seines vollen Gehaltes in Ruhestand gesetzt. Schmerzlich trennte sich der Kinderlose von dieser Anstalt, deren Zöglinge er als seine Kinder betrachtete, bis eine abermalige Krankheit, zu großer Theilnahme aller Einzelnen des Instituts, sein thätiges Leben endete. — Die Anstalt erhielt manche Veränderungen, sowohl in Ansehung der Unterrichtsgegenstände, damit man auch Hauswirthschaftslehre und Unterricht in andern weiblichen Arbeiten verband, als rücksichtlich der Classenprüfungen, welche nicht mehr allgemein öffentlich gehalten wurden, und in Hinsicht der Prämien, welche man zu Vermeidung angeregter Eitelkeit in Auszeichnungen verwandelte, welche die vorzüglichern Schülerinnen empfangen, sobald sie die Anstalt verlassen. Diese zählt jetzt 200 Zöglinge, vom 8. bis 15. Jahre, und ist in 7 Unterrichtsclassen getheilt.

M. Carl Heinrich Leopold Reinhard,

Privatgelehrter zu Leipzig.

geb. den 17. November 1771. gest. den 2. April 1824.

Sein Vater war Hofrath in Dresden, und seine Mutter, eine geborne von Haugwitz. Der junge R. ward zu Wittenberg geboren und in Dresden erzogen, besuchte nach erlangtem vollständigem Schulunterrichte die hohen Schulen zu Leipzig und Wittenberg, vertheidigte dann im Juli 1794, unter dem Vorsitze des Appellationsraths Dr. Wiesands, eine Abhandlung: de initio praescriptionis in crimine bigamiae, und erhielt bei seinem juridischen Examen eine ganz vorzügliche Censur. Indeß hat er nie von seinen erworbenen Kenntnissen Gebrauch gemacht, weil er mit Leidenschaft späterhin dem Studium der Dichtkunst, der Philosophie, Politik und Naturwissenschaft anhing. Er lebte geraume Zeit zu Wittenberg als Privatdocent bei der dortigen Academie. Durch Unvorsichtigkeit beim Baden und noch unvorsichtigere Behandlung nachher, verlor er sein Gehör so völlig, daß

er selbst den Kanonendonner nicht mehr vernahm und von dieser Zeit an stets Schreibtäfelchen bei sich führte, um sich von denen, mit welchen er sich unterhalten wollte, die Antworten aufschreiben zu lassen. Nach der Aufhebung der Wittenberger Universität begab er sich mit einer kleinen Pension erst nach Merseburg, dann nach Leipzig, wo er bis an sein Ende in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebte. Seit 1801 hatte er angefangen, als deutscher Schriftsteller, nicht ohne Glück, aufzutreten. Insbesondere hat er in Journalen manche Mittheilung aufgestellt, die nicht ganz übersehen werden dürfte.

Größere Schriften desselben: Die Rastade, ein komisches Heldengedicht. Cöln, 1804. 8. — Gedichte. Berlin 1805. 12. — Lilar und Rosaide; ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Leipz. 1807. gr. 8. — Ahndungen beim Hinblick auf Großbritanniens Lage und Zukunft. Leipz. 1816. 8. — Die Kinder des Lichts und der Nacht. Wittenberg 1817. 8. — Ancar; ein Taschenbuch für Liebende. Leipz. 1819. 12. — Die Circe von Gles-Elyn; aus dem Englischen des Walter Scott. Ebend. 1822. 4 Thle. 8. — Der Kreuzzug nach Griechenland, 1. Bd. die Elfen. 2. Bd. die Tempelritter. Ebend. 1822. 8. — Einzelne Aufsätze: 1. In der Zeit. für die eleg. Welt, 1801—1811. z. B. Über das Ideal der Sprache; 1805 Nr. 126. 154. — Etwas für und wider den Purismus, 1814. Nr. 80. 81. — Zur Geschichte des Menschen und der Sprache. Auch ein Wort über Sprach-Einheit gegen Herrn K. W. Kolbe; 173—175. — In der Eunomia, Gedicht, im Jahrg. 1803; — in Chr. Freih. von Seckendorfs Widersprecher. Leip. 1803; — in Beckers Erholungen Gedichte; — in dessen Taschenbuch zum gesell. Vergnügen 1803—1805 Gedichte; — in Fr. Treitschkens und Carl Streckfuß Musen-Almanach. Wien 1804; — in dem Freimüthigen, z. B. Ueber Schiller. 1804. Ueber Erziehung im Großen, oder die Bestimmung der Soldaten im Frieden. — Der Nachtgeist, eine Erzählung. — Ueber die Kunst, Laute sichtbarer Weise darzustellen. — Ueber Unnatur in den Naturwissenschaften. — Ueber das Sternenlicht. 1808. — Ueber Natur, Lauf und Bestimmung der Cometen. 1812; — in der Minerva von Archenholz und Bran; — in dem Morgenblatt für gebildete Stände, Gedichte im Jahrg. 1809; — in Eberhards und Lafontaines Saline, im Jahrg. 1812. 1816; — in den thüringischen Erholungen. 1812 folg., z. B. Deutschlands Schriftsteller 1815; — in Fr. Kinds Harfe, Ged. im 1.

von ihm eine rühmlich erwähnte astronomische Charte in Steindruck, im folgenden Jahr 2 in Stein gedruckte Blätter als Probe eines Naturatlasses, wie er manche treffliche Materialien und Sammlungen hinterlassen hat. Den 27. November 1823 ward er unerwartet mit Beibehaltung seines vollen Gehaltes in Ruhestand gesetzt. Schmerzlich trennte sich der Kinderlose von dieser Anstalt, deren Zöglinge er als seine Kinder betrachtete, bis eine abermalige Krankheit, zu großer Theilnahme aller Einzelnen des Instituts, sein thätiges Leben endete. — Die Anstalt erhielt manche Veränderungen, sowohl in Ansehung der Unterrichtsgegenstände, damit man auch Hauswirthschaftslehre und Unterricht in andern weiblichen Arbeiten verband, als rücksichtlich der Classenprüfungen, welche nicht mehr allgemein öffentlich gehalten wurden, und in Hinsicht der Prämien, welche man zu Vermeidung angeregter Eitelkeit in Auszeichnungen verwandelte, welche die vorzüglichern Schülerinnen empfangen, sobald sie die Anstalt verlassen. Diese zählt jetzt 200 Zöglinge, vom 8. bis 15. Jahre, und ist in 7 Unterrichtsclassen getheilt.

M. Carl Heinrich Leopold Reinhard,

Privatgelehrter zu Leipzig.

geb. den 17. November 1771. gest. den 2. April 1824.

Sein Vater war Hofrath in Dresden, und seine Mutter, eine geborne von Haugwitz. Der junge R. ward zu Wittenberg geboren und in Dresden erzogen, besuchte nach erlangtem vollständigem Schulunterrichte die hohen Schulen zu Leipzig und Wittenberg, vertheidigte dann im Juli 1794, unter dem Vorsitze des Appellationsraths Dr. Wiesands, eine Abhandlung: de initio praescriptionis in crimine bigamiae, und erhielt bei seinem juridischen Examen eine ganz vorzügliche Censur. Indeß hat er nie von seinen erworbenen Kenntnissen Gebrauch gemacht, weil er mit Leidenschaft späterhin dem Studium der Dichtkunst, der Philosophie, Politik und Naturwissenschaft anhing. Er lebte geraume Zeit zu Wittenberg als Privatdocent bei der dortigen Academie. Durch Unvorsichtigkeit beim Baden und noch unvorsichtigere Behandlung nachher, verlor er sein Gehör so völlig, daß

er selbst den Kanonendonner nicht mehr vernahm und von dieser Zeit an stets Schreibtäfelchen bei sich führte, um sich von denen, mit welchen er sich unterhalten wollte, die Antworten aufschreiben zu lassen. Nach der Aufhebung der Wittenberger Universität begab er sich mit einer kleinen Pension erst nach Merseburg, dann nach Leipzig, wo er bis an sein Ende in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebte. Seit 1801 hatte er angefangen, als deutscher Schriftsteller, nicht ohne Glück, aufzutreten. Insbesondere hat er in Journalen manche Mittheilung aufgestellt, die nicht ganz übersehen werden dürfte.

Größere Schriften desselben: Die Nasiade, ein komisches Heldengedicht. Cöln, 1804. 8. — Gedichte. Berlin 1805. 12. — Lilar und Rosaide; ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Leipz. 1807. gr. 8. — Ahndungen beim Hinblick auf Großbritanniens Lage und Zukunft. Leipz. 1816. 8. — Die Kinder des Lichts und der Nacht. Wittenberg 1817. 8. — Ancar; ein Taschenbuch für Liebende. Leipz. 1819. 12. — Die Circe von Gles-Elyn; aus dem Englischen des Walter Scott. Ebend. 1822. 4 Thle. 8. — Der Kreuzzug nach Griechenland, 1. Bd. die Elfen. 2. Bd. die Tempelritter. Ebend. 1822. 8. — Einzelne Aufsätze: 1. In der Zeit. für die eleg. Welt, 1801—1811. z. B. Uber das Ideal der Sprache; 1805 Nr. 126. 154. — Etwas für und wider den Purismus, 1814. Nr. 80. 81. — Zur Geschichte des Menschen und der Sprache. Auch ein Wort über Sprach-Einheit gegen Herrn K. W. Kolbe; 173—175. — In der Eunomia, Gedicht, im Jahrg. 1803; — in Chr. Freih. von Seckendorfs Widersprecher. Leip. 1803; — in Beckers Erholungen Gedichte; — in dessen Taschenbuch zum gesell. Vergnügen 1803—1805 Gedichte; — in Fr. Treitschkens und Carl Streckfuß Musen-Almanach. Wien 1804; — in dem Freimüthigen, z. B. Ueber Schiller. 1804. Ueber Erziehung im Großen, oder die Bestimmung der Soldaten im Frieden. — Der Nachtgeist, eine Erzählung. — Ueber die Kunst, Laute sichtbarer Weise darzustellen. — Ueber Unnatur in den Naturwissenschaften. — Ueber das Sternenlicht. 1808. — Ueber Natur, Lauf und Bestimmung der Cometen. 1812; — in der Minerva von Archenholz und Bran; — in dem Morgenblatt für gebildete Stände, Gedichte im Jahrg. 1809; — in Eberhards und Lafontaines Saline, im Jahrg. 1812. 1816; — in den thüringischen Erholungen. 1812 folg., z. B. Deutschlands Schriftsteller 1815; — in Fr. Kinds Harfe, Ged. im 1.

Bde. 1815; — in der Minerva 1816. Deutschland, die Nationalkraft zur Einheit; — im allgem. Anzeiger der Deutschen 1817 einige Aufsätze über Sprachwissenschaft; — in Symanskys Freimüthigen für Deutschland. Berlin 1819. 1820.

W. L.

Julie von Schauroth,

Gattin des großherzogl. s. weimar. Cammerherrn und Hauptmanns von Schauroth.

geb. den 24. Juli 1783. gest. den 8. April 1824.

Sie war die einzige Tochter der ersten Ehe des Kriegsraths und Postdirectors Kellerhaus zu Lippstadt, verlor ihre Mutter, Tochter des Justizraths und Gesammtrichters Rose ebendaselbst, wenige Jahre nach ihrer Geburt; doch an deren Stelle trat eine liebevolle Stiefmutter. Nach ihrer Confirmation kam sie, unter Aufsicht einer Tante, zu ihrem Oheim, dem Cammergerichtsrath Rose in Berlin. Als sie in das väterliche Haus zurückgekehrt war, lernte sie den damaligen Dragonerlieutenant in königl. preuß. Diensten, Gustav v. Bechtolsheim genannt von Maugenheim kennen und lieben; der Vater aber, aus Abneigung gegen den Adel und Militärstand, versagte die Einwilligung, bis die leidende Gesundheit der Tochter und die Anstellung des würdigen jungen Mannes als Cammerherr und Landrath im Weimarischen ihn zur Nachgiebigkeit bewogen. Das eheliche Band ward den 18. October 1809 geschlossen und Eisenach ihr Aufenthaltsort. Sie wurde die glückliche Mutter zweier Töchter, erlitt aber im November 1813 den großen Schmerz, daß, als sie bei dem Vater in Lippstadt zum Besuche war, ihre beiden Töchter und bald darauf ihr Gatte, damaliger Oberst und Commandant, am Nervenfieber starben. Mit Innigkeit schloß sie sich späterhin dem zu Eisenach gebildeten Frauenverein, an dessen Spitze für das ganze Land die allverehrte Frau Großfürstin, Erbgroßherzogin Maria zu Weimar steht, bei seinem Entstehen an und übernahm aus freiem Antriebe die besondere Aufsicht und Führung der damals begründeten Arbeitsschule für arme und hülflose Mädchen. Man mußte sie in dem Kreise dieser Kinder selbst sehen, wie sie arbeitend, fürsorgend und waltend für das Ganze

und erziehend für die Einzelnen immer auf das allgemeine Beste bedacht war und die rege Theilnahme recht als ihr belohnendstes Tagwerk ansah; wie sie zu Weihnachten aufmunternde Geschenke unter die Fleißigsten vertheilte und überall nützliche Lehren und Werke damit zu verbinden wußte, wie sie durch ihre Gegenwart die Kinder und Lehrer erfreuete, um sie innig hoch zu schätzen. Dieses fruchtbringende Werk setzte sie auch dann unermüdet fort, als sie den 24. Febr. 1819 die zweite beglückende eheliche Verbindung mit dem Cammerherrn und Hauptmann von Schauroth zu Eisenach beschloß und ihr neue Mutterfreude zu Theil ward, bis sie an den Folgen einer Entbindung, wodurch sie ihrem zweiten Knaben das Leben gab, in der Blüthe der Kraft entschlummerte. Auch das letzte Geschäft am Tage vor ihrer Sterbestunde war noch einem Rechnungsabschluß für diese Arbeitsschule gewidmet. Die liebenswürdigen Eigenschaften und die gemeinnützige treffliche Wirksamkeit der Verewigten erhöheten die Trauer über diesen Verlust, der besonders tief auch von den Zöglingen der Arbeitsschule empfunden wurde, die an ihr eine Mutter verloren hatten. Zum würdigen Andenken an die Verstorbene legirte ihr tiefbetrübter Gatte ein Capital von 300 Rthlr. sächs. mit der Anweisung, daß die Zinsen jährlich zu Weihnachten zum Ankauf zweckmäßiger Kleidungsstücke verwendet werden sollten für 6 der besten unter den ärmern Schülerinnen jener Arbeitsschule, welche dagegen jedesmal den darauf folgenden 3. April Nachmittags 3 Uhr einen Kreis um das Grab der Entschlummerten schließen, ein zweckmäßiges Lied anstimmen und dasselbe mit den, der Verewigten bei ihrer Geburt zugeeigneten Worten beschließen sollten: „Rosen wachsen, blühen, — welken fallen ab. — Denk in deiner Blüthe — Jungfrau an dein Grab.“ Das Uebrigbleibende der Zinsen möge der Todtengräber zur Erhaltung und Ausschmückung des Grabes empfangen.

Dr. Andreas Bernhard Carl Wiese,

Advocat und Procurator der großherzogl. meklenb. Justizcanzlei und des städtischen Obergerichts zu Rostock.

geb. d. 15. October 1766. gest. d. 5. April 1824.

Sohn des 1803 verstorbenen Bürgermeisters Dr. Andreas David Wiese zu Rostock. Hier und zu Göttingen

studirend ward er 1790 Doctor der Rechte und vereinigte mit seiner practischen Laufbahn academische Vorlesungen von 1789 an, gab letztere aber, da er die Hoffnung nicht erfüllt sah, an der Universität angestellt zu werden, in Jahre 1798 gänzlich auf. Er besaß bei einem stammelnden Organ einen regen Fleiß und mannichfaltige Kenntnisse. Seine Schriften sind folgende: Dissert. inaugural. de origine et jure collectarum provincialium ad elocandas filias illustres. Rostock 1790. 5 Bd. 4. Zur Beantwortung der Frage: ob ein pupillarisch Substituirter die Erbschaft des Vaters und des Unmündigen insoferne trennen darf, daß er die Eine annehmen und die Andere ausschlagen kann? von Johann Christoph Daniel Liß. ebend. 1797. 1½ B. 8. — Ueber die Verfolgung der ad Separatum verwiesenen Einreden nach geendigten Executiv-Proceß K. L. F. W. Freiherrn von Nettelbladts Archiv für die Rechtsgelahrtheit in den Herzoglich-Mecklenburgischen Landen; 1r B. Rostock 1807. Nr. 4. — Uebersicht vom Inhalt der Großherzogl. Mecklenb. Ober-Appellations-Gerichts-Ordnung und der Publications-Patente; nebst Anmerkung einiger darauf Bezug habenden Verordnungen; in den Beilagen zu den wöchentl. rostockschen Nachr. und Anzeigen; 1821. ebend. 15. und 16. Stück und besonders abgedruckt; 1 Bd. 4.

M. Johann Barthold Stiebritz,

Subconrector am großherzogl. sächs. Gymnasium zu Weimar.

geb. d. 25. April 1759. gest. d. 6. April 1824.

Er sollte anfangs das Gewerbe seines Vaters, eines Landmanns zu Groß-Schwabhausen, einem Dorfe nahe bei Jena, erlernen, zeigte jedoch wenig Lust dazu, desto mehr aber zu den Studien der Wissenschaften. Er mußte daher täglich von Groß-Schwabhausen nach Jena gehen, um dort bei einem Studenten der Theol., Namens Schneider, nachherigem Conrector zu Eisenach, lateinisch und griechisch zu lernen. Im 14. Jahre kam er auf das weimar. Gymnasium nach Tertia und ging dann nach Jena, um Theologie zu studiren, wurde aber sogleich nach beendigtem 3jährigem Cursus, als Hauslehrer nach Kiel zu dem Ober-Medicinalrath Ackermann und Herrn von Qualen berufen,

nahm es an, und lebte dort 5—6 Jahre, wo ihm freier Zutritt auf die Bibliothek gestattet war, und man ihm sogar als Professor und Bibliothekar anstellen wollte; Liebe zur Heimath aber hielt ihn ab dieses anzunehmen. Bald darauf erhielt er einen Ruf, nach Weimar zurückzukehren, wo er Subconrector am Gymnasium wurde. Diese Stelle bekleidete er vom Jahr 1791 bis 1824, ob ihm gleich manche andre Anstellungen sich eröffneten, z. B. als Professor nach Jena. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, besonders in orientalischen Sprachen erfahren und besaß eine ansehnliche Bibliothek. Er soll einiges anonym herausgegeben haben.

Dr. Johann Salomo Ernst Schwabe,

Professor der Medicin und Landphysicus zu Gießen.

geb. d. 17. Nov. 1752. gest. d. 7. April 1824.

Wurde zu Roda bei Ilmenau geboren. Sein Vater Johann Wilhelm Schwabe war damals Pfarrer daselbst und zu Unterpörlitz, späterhin aber Diaconus und Adjunct der Superintendentur zu Ilmenau, seine Mutter Dorothea Elisabeth Crusius. Sein Vater war sein einziger Lehrer in den Knabenjahren. Der junge Schwabe bezeigte aber wenig Fleiß und Eifer, etwas zu lernen, dagegen verrieth er Neigung für den Handelsstand, und schon war er zu einen Lehrling für diesen Stand bestimmt, als sein Schicksal auf einmal sich anders fügte. Sein älterer Bruder Friedrich Wilhelm S. erhielt 1767 den Ruf als Inspector und erster Lehrer des Gymnasiums zu Schleusingen. Er folgte ihm dahin, und die neuen Gymnasiasten und ihr freundliches Benehmen gefielen ihm sowohl, daß er sich zum Studiren entschloß und sich in dieses Gymnasium aufnehmen ließ. Ostern 1773 bezog er die Universität Jena, um Medicin, zu studiren. Seine Lehrer waren hier Nicolai, Neubauer Gruner, Hallbauer, und in den philosophischen Wissenschaften Wiedeburg, Hennings, Succow. Nach drei und einen halben Jahr überstand er das Doctorexamen und vertheidigte seine Streitschrift de fluxu hämorrhoidali nimio cum nimia diarrhoea cruenta. Er hatte nämlich einen Krankheitsfall dieser Art bei seinem eignen Vater beobachtet. Noch mußte er, nach der damaligen

Vorschrift, bevor er die Erlaubniß zur Praxis erhielt, eine Prüfung bei dem Leibarzt Hufeland in Weimar überstehen. Er trat nun in seiner Vaterstadt als ausübender Arzt auf. Neben ihm waren Scherf, Vater und Sohn, Aerzte daselbst. Nach den Tode Scherf's des ältern bewarb er sich vergebens um die Physicatstelle, sie ward einem Dr. Pfündel aus Jena zu Theil. Seine Praxis vergrößerte sich indessen so sehr, daß er sich ein Pferd zu halten genöthigt wurde. Nach dem Vorgang seiner beiden älteren Brüder, welche als Schriftsteller aufgetreten waren, und auf Zureden seines academischen Freundes, nachmaligen Schwagers Hezel, Professor in Gießen, welcher später in Dorpat seine Anstellung fand, machte er Versuche als Schriftsteller. Er trat auf mit seinen Handbuche der Diätetik. Hannover, 1784. 8. Von den Pflichten und Geschäften eines Stadt- und Landphysicus, 2. Theile, mit Gruner's Vorrede, Erfurt 1786, 87. 8. Letzteres Werk fand allgemein günstige Aufnahme, und durch dasselbe wurden die Bemühungen seines Schwagers Hezel unterstützt, welcher ihm 1788 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Medicin nach Gießen verschaffte. Er folgte diesem Rufe, obgleich ohne Gehaltszusicherung desto lieber, da er in Ilmenau in etliche verdrießliche und kostspielige Processe verwickelt worden war. Er kam im August 1788 in Gießen an und fand den Prof. Baumer, welcher ihm die Adjunctur in seinem Landphysicat und auch seine Praxis zugesagt hatte, todt. Aber gerade dadurch fügte es sich zu seinem Glück. Er hielt um eine ordentliche Professur und um die Stelle eines Landphysicus an und erhielt beide. S. fand in seinen Vorlesungen keinen Beifall. Er wurde daher 1798 von der Verbindung mit der Universität dispensirt, und zum professor honorarius erklärt, und 1814 wurde er auch als Landphysicus in den Pensionszustand gesetzt. Als Schiftsteller blieb er während dieser Zeit fortdauernd thätig. Seine erste Ehe schloß er 1789 mit der ältesten Tochter des Superintendenten und ersten Professor der Theologie Banner. Diese Ehe wurde 1799 durch gerichtliche Scheidung getrennt. Er schritt im folgenden Jahre zur zweiten Ehe mit einer Tochter des Pfarrers Schmidtbau in Crofdorf bei Gießen. Aus dieser Ehe sind drei Söhne vorhanden. Er starb an der Brustwassersucht.

Friedrich Adam Billing,

Kaufmann und Weinhändler in Fürth.

geb. 1747. gest. den 8. April 1824.

Geboren zu Winterhausen in Franken kam er 1768 als Handlungscommis nach Fürth und etablirte sich alsdann daselbst. Seit dieser Zeit wirkte er mit gemeinnützigem Eifer, stiftete als Gemeindedeputirter eine geregelte Armen- und Almoseneinrichtung, stand ihr 24 Jahre emsig vor; war der erste, der die öden Plätze und Sandsteppen an der Nürnberger Straße mit Mühe und Aufopferung urbar machen ließ, wo sich jetzt herrliche Gärten und Anlagen befinden; half die nützliche Aussteuerungsanstalt errichten; wurde zweimal zum rechnungsführenden Bürgermeister, Mitglied des Verwaltungs- und Municipalraths ernannt, wo er als Mitglied der Schulcommission trefflich auf die Organisation der Schulen einwirkte; unterstützte die Errichtung des dasigen Culturcongresses kräftig und ward zu seinem zweiten Vorstand erwählt; als Mitglied des Wohlthätigkeitsausschusses in den Jahren 1816 u. 1817 wehrte er dem Mangel auf die thätigste Weise ab. Die Stadt erkannte dankbar seine Verdienste und überraschte ihn d. 8. Aug. 1818 zu seiner funfzigjährigen Bürgerjubelfeier mit der seltenen und ehrenvollen Gabe, der Bürgerkrone von Eichenlaub und Immergrün, welche ihm eine Bürgerstochter, in Begleitung einer Deputation von 12 Bürgern aus allen Classen, auf das Haupt setzte. Gleich feierlich war seine Beerdigung.

Johann Friedrich Wilhelm Motz,

Superintendent zu Schalkau im herzogl. meiningischen Oberlande, Mitglied der lateinischen Gesellschaft zu Jena.

geboren den 1. Mai 1765. gestorben den 11. April 1824.

Er ward zu Witzelrode unweit Salzungen geboren, wo sein Vater damals noch Schulmeister war, bis dieser späterhin als Töchterlehrer nach Salzungen versetzt wurde. Mit dem größtentheils von seinem Vater erhaltenen Elementarunterricht und den nöthigen Vorkenntnissen in den alten Sprachen versehen, kam er im Herbste

Dr. Christian Gottlieb Kluge.

emeritirter Pastor zu St. Afra und Professor der Landschule in Meißen.

geb. d. 6. Aug. 1742. gest. d. 12. April 1824.

Sohn des Archidiaconus Dr. Christian Gottlieb Kluge an der Pfarrkirche zu Wittenberg, bezog nach dem Besuche der Schulpforta 1762 die Universität Wittenberg, ward 1765 Magister, habilitirte sich 1766 als Privatdocent daselbst, wurde 1767 Adjunct der philosophischen Facultät, Jahrs darauf Baccalaureus der Theologie, 1770 Diaconus an der dasigen Schloß- und Universitätskirche, 1771 als Diaconus und außerordentlicher Professor nach Schulpforta berufen, 1775 Pastor an der St. Afrakirche und Professor der hebräischen Sprache an der Landschule zu Meißen und promovirte bei dem academischen Jubiläum in Wittenberg 1802 als Doctor der Theologie. Statt der Superintendentur zu Jahn, welche er im Jahre 1805 in Rücksicht auf sein Alter ausschlug, empfing er eine Besoldungszulage. Im J. 1821 ward er in Ruhestand versetzt, blieb aber im Genuß der bisherigen Emolumente. Gelehrte Sprachkenntniß, redlicher Eifer und heitere Laune empfahlen ihn. Ein ererbtes Münzcabinet wußte er ansehnlich zu vermehren. Sein zweiter Sohn, Dr. Phil. Christ. Aug. Kluge, Candidat des Predigtamts, soll im Begriff stehn, eine dem Studium der morgenländischen Sprachen und deren Literatur gewidmete Reise in den Orient zu übernehmen. Seine Schriften: Diss. de elegantia dictionis pöeticae in membris humanis effectuum loco positis. Viteb. 1766. 1767. 4. — Kurze Entwürfe seiner in Schulpforta gehaltenen Predigten 1773. 8. — Das gute Vertrauen einer christl. Gemeinde zu ihrem Lehrer als treuen Haushalter über Gottes Geheimnisse; Probepredigt über das Evangelium am 8. Sonntage nach Trinitatis. Meißen 1775. 4. — Die zu Gott gerichtete Augen des Christen, wie er bekennen muß: Meine Hülfe kommt vom Herrn; als Abschiedspredigt in Pforta am 18. Sonntag nach Trinitatis, Meißen 1775. 4. — Was ist Gottes Absichten gemäß, in Ansehung der natürlichen und künstlichen Pocken? Eine Predigt, Weißenfels, 1777. 8., nebst einer Geschichte von dem gesegneten Erfolg der Blattereinimpfung in Sachsen bei Einführung der Kindervaccination abgehandelt, Meißen 1777. 8. — Der hohe

Werth der Christenkinder bei dem dreieinigen Gottesglauben. Antrittspredigt am 9. Trinit. ebend. 1779. — Das vom Superintendenten Dr. Tittmann herausgegebne Wittenberg. Gesangbuch für hies. Gemeinde mit einem Anhange kurzer Lieder, auch für junge Christen und Landleute, Meißen 1788. 8. — Predigt über das Evangelium Reminiscere 1801: Erbarme dich meiner; Meißen 1801. 8. — Diss. inaug. de verbis Paulinis ad Ebr. II. 2. ὁ δι ἀγγελων λαληθεις λογος etc. ad legem Sinaiticam, quam dicunt angelorum ministerio latam male revocatis, adjecto varia Ss. loca interpretandi tentamine, ...

Matthias Feldmann.

Königl. dänischer Conferenzrath, Vice- und Landcanzler, Commandeur des Danebrog-Ordens.

geb. den 29. December 1747. gest. den 17. April 1824.

Er stammte aus einer ursprünglich holsteinischen Familie, welche zu Anfange des 18. Jahrhunderts, in Folge eines Statt gehabten Duells, aus dem damals großfürstlichen Antheile des Landes nach Dänemark versetzt worden war. Er ward in Friedrichsburg auf der Insel Seeland geboren, wo sein Vater damals als Regiments-Quartiermeister und Proviant-Commissär stand, doch schon ein Frühlinge des folgenden Jahres in gleicher Eigenschaft in Glückstadt angestellt worden war. Bei der damals schlechten Beschaffenheit der dortigen Lehranstalt besuchte der junge Feldmann die Schule in Plön und später das Gymnasium in Altona, und widmete nach Einsammlung der nöthigen Vorkenntnisse, sich erst in Kiel, dann in Göttingen, dem Studium der Rechte. Bemerkenswerth ist, daß schon an letzterm Orte die ersten Spuren einer sehr schwachen Organisation des Lungensystems an ihm sich zeigten, die, bei dem jugendlichen Alter des Patienten, so bedenklich schienen, daß dortige Professoren der Arzneikunde, welche den jungen und liebenswürdigen Mann ihrer Freundschaft und Theilnahme würdigten, ihm das kürzeste Lebensziel zutrauten, und als sie später von dessen Anstellung in der Vaterstadt hörten, dieser Kunde keinen Glauben beimessen wollten. — Nach Beendigung der academischen Jahre

und bestandenem Examen ward Feldmann unter der damaligen holsteinischen Landesregierung als Auscultant zu Glückstadt angesetzt; sein Aufrücken in die nächsten Rathsstellen konnte aber, wegen mangelnder Vacanz, erst nach Verlauf vieler Jahre statt finden, und erst 1783 bekam er 200 Rthlr. Gehalt, in welcher Verzögerung denn der hauptsächlichste Grund seiner in Unordnung gerathenen öconomischen Verhältnisse zu suchen ist. Zwar hatte der indeß verstorbene Vater ihm, mit Bewilligung des ältern Bruders, welcher anderweit versorgt worden, den größern Theil seines Vermögens zugewandt; doch dieses selbst war während der großen Theuerung, vermittelst eingegangener Contracts = Verhältnisse mit dem Könige, die auf niedrigen Stand der Kornpreise berechnet waren, sehr geschmälert. Ehe diese nachtheiligen Conjuncturen eintraten, genoß der Sohn, dessen Zeit damals noch keine Amtsgeschäfte beschränkten, im älterlichen Hause des angenehmsten und unterrichtendsten Umganges mit vielseitig gebildeten Männern, unter Andern mit Hellfried Peter Sturz und mit Gerstenberg, den er noch von Altona her kannte, und der die erste Ausgabe seiner Tändeleien Feldmanns Grazien (drei frühverstorbenen Schwestern Feldmanns) widmete. Des Vaters Haus stand jedem talentvollen Fremden offen; besonders aber war ästhetischer Sinn in der Familie vorherrschend; und die Abendstunden wurden durch gemeinschaftliche Lectüre des Neuesten und Besten aus der deutschen Literatur, namentlich des Götz von Berlichingen und andrer Werke des großen Meisters, gewürzt. Unser Feldmann behielt sein ganzes Leben hindurch diese gedoppelte Neigung für gesellige und ästhetische Unterhaltung und suchte noch in den Jahren des Greises durch Anschaffung gediegener Dichterwerke mit dem Zeitalter fortzuschreiten. Wenn man an allen Arbeiten seiner kräftigern Jahre eine große Klarheit der Darstellung, mit Eleganz und Leichtigkeit verbunden, bemerkte — Eigenschaften, welche damals bei Juristen noch zu den großen Seltenheiten gehörten — so war dies zum Theil gewiß die Folge jener glüklich vereinten Doppelneigung. Doch nicht bloß Gewandtheit, Klarheit und Eindringlichkeit des Ausdrucks, mit gründlicher Rechtskenntniß vereinigt, war es, was Feldmann's Wirken als Geschäftsmann auszeichnete, und ihm den Ruhm eines der vorzüglichen Räthe erwarb. Eben jene vielseitige Geistesbildung, wie seine Bekanntschaft mit dem Tone der

größern und feinern Welt, seine allgemein anerkannte Rechtlichkeit in den Ansichten und Urtheilen, sein nie ermüdender Fleiß und seine Verträglichkeit erleichterten ihm auch ganz besonders den Verkehr mit seinen Collegen, und oft unterstützte ein passend angebrachter Witz das ihm ganz eigne consiliatorische Benehmen. Es fand sich daher auch unter den Genossen seiner bessern Jahre kein Einziger, welchen die Anerkennung, die seine Geschäftstüchtigkeit auch bei der Regierung fand, verdrossen, oder der bei dem Aufrücken des Bürgerlichen in einflußreichere Aemter irgend Anstoß genommen hätte. Der König beförderte Feldmann im Laufe der Jahre zum Etats = Conferenz = Rath, Land = und Vicekanzler letzteres 1801 und 1802, und ernannte ihn noch überdieß aus besondrer Huld zum Commandeur vom Danebrog. Als Vicekanzler kam er oft in den Fall, während der Abwesenheit des Kanzlers das Directorium zu führen, und verwaltete auch dieses Geschäft aufs ehrenvollste. Oeconomische Verhältnisse und sein oft schwankender Gesundheitszustand, der ihn jedoch nie an pünctliche Abwartung der Geschäfte hinderte, hatten ihn bisher abgehalten, sich zu vermählen. Jetzt, da seine Einnahme vermehrt, und, seit dem reiferen Alter, selbst seine Brust erstarkt schien, verheirathete er sich am 2. April 1803 mit dem Fräulein Elisabeth Agneta von Cossel, Tochter des verstorbenen Etatsraths Paridon Nicolaus von Cossel und dessen nachlebender Gemahlin Beata Elisabeth von Cossel. In dieser Ehe bewährte er sich als der zärtlichste Gatte und Vater seiner noch lebenden Tochter und vergaß auch nicht ein einziges Mal die Rücksichten, welche der Mann von vorgerückten Alter der jüngern Lebensgefährtin schuldig ist, und doch oft so wenig beachtet. Bis zum Jahre 1819 blieb sein Gesundheitszustand ziemlich der gewöhnliche; dann aber bekam er, auf dem Obergerichte selbst, einen heftigen Blutsturz aus der Lunge, und führte seitdem ein mehr oder weniger leidendes Leben. Doch hielt ihn selbst dieser Zustand nicht von Betreibung seiner Geschäfte zurück; auch nahm er noch immer gern an kleinern Gesellschaftszirkeln seiner Familie Theil, und würzte oft, mitten unter großen Körperschmerzen, die Unterhaltung durch eine lustige Anekdote. Endlich entschlief er äußerst sanft, fast ohne es selbst zu merken, nach kurzem Krankenlager, in welchem er bis zum letzten Augenblicke im völligen Besitze aller seiner Geisteskräfte blieb. Der

König Friedrich VI. ehrte die Verdienste des Verstorbenen noch in dessen nachgebliebener Wittwe und Tochter, indem er Ersterer 400, und letzterer, bis zu deren Vermählung, 100 Reichsbankthaler Pension zusicherte. Der Kanzler, Geheimerath Freiherr von Brockdorf unterstützte selbst das desfällige Gesuch auf das liebevollste.

Chr. Feldmann.

M. Ernst Adolph Richter,

Superintendent und Pfarrer in Jessen und ernannter Probst in Schlieben.

geb. d. 9. April 1790. gest. d. 17. April 1824.

Sein Vater, Stadtschreiber in Wittenberg, starb frühzeitig, aber die treffliche Mutter, Tochter des gleichfalls früh verstorbenen Superintendenten Schulze zu Heldrungen im Thüringschen, gab ihm eine sorgfältige Erziehung. In den erstern Jahren bewies er sich schwächlich und machte geringe Fortschritte; bald aber nahmen Leib und Geist sichtbar zu. Von 1803 an verlebte er 5 glückliche Jahre in Schulpforta und besuchte nun mit gründlichen Kenntnissen, besonders der alten Classiker ausgerüstet die Vaterstadt, um Theologie möglich in ihrem ganzen Umfang zu studiren. Generalsuperintendent Dr. Nitzsch, Dr. Tzschirner, Grohmann waren seine vorzüglichsten Lehrer, auch genoß er den vertrauten Umgang des jetzigen Professors und Universitätspredigers in Bonn Dr. Nitzsch. Im Jahre 1812 habilitirte er sich als Magister legens und bei seiner öffentlichen Disputation waren die in diesem Jahre gleichfalls verstorbenen Dr. Cramer und Spohn seine Opponenten. Schon begann er, obgleich noch trocken und ungelenk, Vorlesungen zu halten. Da brachen die kriegerischen Erreignisse des Jahrs 1813 herein, wo er, ein eifriger Patriot, sich vor französischen Nachstellungen durch die Flucht sicher stellen mußte. Neujahrstag 1815 ward er in das Pfarramt zu Eutsch, 1 Stunde von Wittenberg eingeführt. Treue Seelsorge, ländliche Beschäftigungen besonders auch mit Blumen, wissenschaftliche Fortbildung vorzüglich in Exegese u. Kirchgeschichte, namentlich in der Hierarchie des Mittelalters, und in Patristik waren seine Lieblingsbeschäftigungen, wie er auch für Verschönerung der Kirche Sorge trug. Dabei war er ein Freund der Geselligkeit,

die oftmals bei ihm einsprach. Dem Rationalismus zugethan zeigte er sich in den Vorträgen seiner Predigten lebendig und nicht ohne Gemüth. Der Vereinigung der Lutheraner mit den Reformirten und selbst der Einführung der Berliner Agende war er um des lieben Friedens willen nicht abhold. Er verheirathete sich glücklich und kam im März 1823 als Pfarrer und Superintendent nach Jessen. Seine kurze Amtsführung war so rühmlich, daß er zum Nachfolger des Probstes und Superintendenten Dr. Oertel in Schlieben erwählt wurde und schon stand er am schönen Ziele seiner Wünsche. Da wurden aber seine seit Jahren eingetretenen Leiden des Unterleibes bedenklicher, weil er in kurzer Zeit hinter einander ausgezeichnete Unglücksfälle erlebte, im Januar 1823 den Tod des 14jährigen Sohnes seiner einzigen Schwester, im Mai den Tod der geliebten Schwester selbst, und im November, binnen 3 Tagen nach dem Verlust seiner würdigen Mutter den des ältern Sohnes zugleich. Jetzt artete sein Schmerz in Nervenschwäche aus, ward Lungenentzündung und bald darauf erfolgte ein Nervenfieber, wo ein Schlaganfall sein Leben endete. Ein heller, leidenschaftliche Ausbrüche beherrschender Verstand, warmes Gefühl, Ruhe fast bis zur anscheinender Kälte, thätiges Christenthum, mehr Scharfsinn als Witz und Einbildungskraft, ein schweres aber getreues Gedächtniß, Strenge gegen sich, die auch viel von andern forderte, zum Theil ein starkes Selbstgefühl, dabei ein biederer, uneigennütziger Freundessinn waren ihm eigen. Er beabsichtigte die Herausgabe einer Geschichte der Hierarchie im Mittelalter. Vielleicht finden sich einige Vorarbeiten unter seinen Papieren. Erschienen sind von ihm blos 3 Abhandlungen: Ueber das Verhältniß des 2. petrinischen Briefs zu dem Briefe des Judas (von ihm als Student unter Dr. Schotts Präsidium in Anwesenheit Dr. Reinhards 1810 vertheidigt); — Eine Habilitations-Disputation: de summo quodam historiae ecclesiasticae principio, welche von dem würdigen Gesichtspuncte ausgeht, die Geschichte der christlichen Religion und Kirche hauptsächlich von Seiten des Segens darzustellen, welchen beide der Menschheit gebracht haben; — Formam narrationis Matthaei IV. 1—11., ex opinione Iudaeorum de duplici Adamo esse repetendam, womit er als Superintendent zu Jessen seine Amtsbrüder begrüßte.

zierung und die Anwendung des Tantalites von Bodenmais zu einer gelben Farbe auf Porcellän verdankte. Auch für das Rechnungswesen traf er die nützlichsten Anstalten. Von einem rheumatischen Kopfweh ergriffen mußte er das Heilbad zu Gastein besuchen, hätte aber auf einer seiner geognostischen Excursionen daselbst bei Besteigung des hohen Rathhausbergs in dunkler Nacht beinahe das Leben verloren. Im Jahr 1821 ward ihm die innig ersehnte Erlaubniß, die vorzüglichsten Porcellän- und damit verwandten Fabriken in Frankreich, England und Dänemark zu besuchen. Den 14. August reiste er ab und bewährte jeden seiner wissenschaftlichen Schritte durch Deutschland und Frankreich durch die umsichtigsten Berichte, welche er hie und da ertheilte und neigte sich bei näherer Besichtigung der Basaltkuppen am linken Rheinufer dem Neptunismus Werners zu. Er bat um Frist zu längerem Aufenthalt in Frankreich und nutzte sie eifrigst und unter großen Anstrengungen zu Bereicherung seiner mineralogischen und technischen Kenntnisse, wie er denn auch unter andern den Ankauf einer Guillochirmaschine für die Ausdrehung von geripptem Porcellän in Vorschlag brachte. Endlich kam er den 8. April 1823 in London an, von wo aus er gleichfalls die schätzbarsten Berichte, über englische Töpfereien, Glasmalerei, Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Circularsägen ꝛc. einsandte, besonders im Februar 1824 über die Porcellänerdegräbereien in Cornwallis, die er unter mancherlei Beschwerden und nicht geringem Aufwand in Augenschein genommen hatte. Sein Aufsatz über die Formation der Porcellänerde und des Zinnsteins, welchem ein Gebirgsdurchschnitt vom nordwestlichen Meerkanale bis zu dem südöstlichen beigelegt ist, so wie der frühere über das Gebilde der Porcellänerde zu St. Yrieux in Frankreich sind vorzüglich nennenswerth. Noch bat er um Verzug, den Norden von England bereisen zu dürfen, und kaum war den 15. März der von ihm mit Freuden empfangene Auftrag ertheilt, Erkundigung einzuziehen über James Smith's in Drotwich Vorrichtungen, durch Dämpfe Kochsalz mit Ersparniß von $\frac{3}{4}$ an Brennmaterialien zu sieden; da kam durch englische Blätter die Nachricht an, er sey zu London in der Themse ertrunken gefunden worden. Es ward früh den 29. April von einem Matrosen ein schon lange im Wasser gelegener Leichnam bemerkt, dessen Kleidungsstücke und das bei sich habende Geld so wie die Aussage seines Wirths, zu dem er seit dem 15,

Achtung Würdigster in der Stadt und Umgegend. Hier knüpfte er auch, im Jahre 1802, das glückliche eheliche Band mit seiner jetzt tieftrauernden Wittwe, einer Tochter des kurhessischen Raths und Bürgermeisters Gräbe in Rinteln. Im Jahre 1808 wählte ihn der Magistrat in Celle zum dritten Stadtprediger. Als solcher zeichnete er sich als Prediger und Seelsorger sehr ehrenvoll aus. Seine auf Gottes Wort gegründeten Vorträge kamen aus dem Herzen, und da er sie mit Sorgfalt ausarbeitete, gut memorirte und eine, wenn auch nicht starke doch reine Tenorstimme hatte, so drangen sie auch wieder in die Herzen. Wo er im Hause, in der Familie, unmittelbar oder mittelbar sich mit Rath, mit Trost, mit Warnung, mit Ermahnung wohlthätig erweisen konnte, da that er es und ging als ein treuer Hirt durch seine ganze Heerde, mit seinem guten, sanften, liebenden, wohlwollenden Gemüthe, und gewann damit, wo er hin kam, treue Seelen. Davon redete am lautesten die Trauer an seinem Grabe. Immer richtete er auch sein Augenmerk auf die Schulen für die Armen und bot zu deren guten Einrichtung willig die Hände. Sehr wohlthätig wirkte er in der Freimaurerloge zu Celle durch seine darin gehaltenen lehrreichen Reden, durch sein musterhaftes Benehmen und durch seinen regen Eifer, als Mitglied dieser Gesellschaft zum Wohl der Menschheit. Seinen Freunden war er der wärmste, aufrichtigste Freund. Mit seinen Amtsgenossen stand er im angenehmsten Verhältnisse, und mit seiner Gattin und fünf Kindern, davon der älteste Sohn 17 Jahr alt ist, flossen ihm seine Tage froh und glücklich hin. Den Montag nach Palmarum hielt er das letzte Amtsgeschäft in dem Wochen-Gottesdienste; am Abend erkrankte er und schon am ersten Ostertage entriß ihn der Tod, durch Brustentzündung herbeigeführt, den Seinen, der Stadt und der Welt. Dem größern Publicum machte sich der Verewigte durch folgende Schriften bekannt:

Zu welchen Betrachtungen und Entschließungen soll uns ein ernster Blick auf die großen Begebenheiten unserer Tage führen? Eine Predigt am 3. Sonntage nach Ostern in Celle gehalten. Celle 1814. 8. 31 S. — Die Fahrt nach dem Uglei von Siegmund Stille. Hamburg 1820. 8. — Blicke in die letzten Lebenstage unsers Herren. Hamburg 1822. 8. 240 S. — Christliches Trost- und Stärkungsbüchlein. Hamburg 1824. gr. 8. nach des Verfassers Tod herausgegeben vom Consistorialrath Dr.

Hoppenstedt und Medicinalrath Dr. Köler zu Celle. Das Vorwort gibt S. 1—30 Nachricht von Polstorffs Leben und Wirken. Die hier mitgetheilten Nachrichten rühren vom seligen Manne selbst her, und stimmen mit dem Vorworte überein, wo alles ausführlicher angegeben ist.

D. Andreas August Hering,

Oberamts-Advocat und Rechtsconsulent in Dresden.

geb. zu Bautzen den 23. November 1764. gest. den [illegible] April [illegible]

Er war der älteste Sohn eines Bautzner Senators, August Hering, welcher im August 1787 daselbst als Bürgermeister gestorben ist. Da sein Vater nicht unbemittelt war, so konnte er auf eine zweckmäßige Erziehung des Sohnes allerdings viel wenden. Schon im 5. Jahre ward dem jungen Hering ein eigner Hofmeister gehalten und im 6. Jahre sprach er das Französische eben so geläufig als das Deutsche; ein Umstand, der ihm in der Folge oft sehr vortheilhaft zu Statten kam. Im 14. Jahre (1778) brachte ihn der Vater auf die berühmte k. Ritteracademie zu Liegnitz, um sich dort hauptsächlich in mathematischen Experimenten so wie im Fechten und Reiten zu üben. Denn der Vater hatte die Idee, daß man in jüngern Jahren durch solche körperliche Uebungen einen gesunden Körper erlangen und daß bei dem künftigen Studiren alles leichter von Statten gehen müsse. Doch war in Liegnitz auch für den Sprachunterricht gesorgt, und der Rector des Instituts gab dem jungen Hering täglich 2 Stunden Unterricht in der lateinischen Sprache. Nachdem Hering ein Jahr in Liegnitz sich aufgehalten hatte, holte ihn der Vater wieder ab, und konnte über das schnelle Wachsthum und das gesunde Aussehen seines Sohnes seine Freude nicht bergen. Besonders gefiel es ihm sehr, daß der Sohn alle seine Fragen so determinirt zu beantworten wußte. Nach einem kurzen Aufenthalte im älterlichen Hause kam unser Hering (1779) auf die Fürstenschule zu Meißen, wo er bei dem Cantor Schreger in Kost und Wohnung verdungen ward. Da er schon in Liegnitz im Lateinischen einen guten Grund gelegt hatte, so ward er sogleich in die 3. Classe gesetzt und schon nach einem Jahre rückte er in die 2. Classe auf. Auf dieser berühmten Schule legte übrigens Hering in den soliden Wissenschaften einen sichern Grund, in den Freistunden ergötzte er sich

gewöhnlich damit, daß er auf der Flöte blies oder auf dem Pianoforte spielte, in welchen beiden Instrumenten er Fertigkeit gewonnen hatte. Auch enthielt er sich nicht, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, sein Talent zu witzigen Aeußerungen und Repliken hervortreten zu lassen. — Im J. 1784 vertauschte endlich Hering nach einem 5jährigen Aufenthalte in Meißen die dasige Fürstenschule, dem Wunsche seines Vaters gemäß, mit dem Mußensitze zu Wittenberg, und absolvirte in 3 Jahren seine juridischen Studien, die er mit Eifer betrieb. Nicht lange hatte er die Academie verlassen, so erhielt er auch schon die Erlaubniß zu Ausübung der juristischen Advocatur sowohl in den Erblanden als der Ober-Lausitz und 1787 verwaltete er bereits das Vice-Actuariat im Amte Hoyerswerda. Im folgenden Jahre ward er in gleicher Eigenschaft nach Stolpen versetzt, ihm auch die Sportelcasse anvertraut; doch gab er beide Stellen nach einiger Zeit gänzlich auf, um sich mit größerem Eifer der juristischen Praxis zu widmen. Im November 1791 nahm H. nach vorgängiger Vertheidigung seiner Disputation: „de causis edictalis citationis" (die er unter des Prof. Dr. Klügels Vorsitze mit Beifall verfocht), die juristische Doctorwürde an. Da Hering in Stolpen nicht ohne Glück als practischer Jurist lebte, so sehnte er sich endlich darnach, in einen größern Wirkungskreis zu gelangen, und dieses veranlaßte ihn, daß er sich im Januar 1800 völlig in Dresden niederließ. Auch hat er seitdem die Residenz nie verlassen; doch pflegte er im Sommer manchen Tag auf seinem kleinen Landsitze zu Tharant zuzubringen und vergaß hier im Anblicke der freien Natur die vielfachen Unannehmlichkeiten, welche mit Betreibung der juristischen Geschäfte unumgänglich verknüpft sind. Da Dr. Hering in seinem mehrjährigen practischen Geschäftsleben öfters Gelegenheit hatte, mit mehreren Zweigen der sächs. Staatsverwaltung sich bekannt zu machen, so veranlaßte ihn dieses zu einer Zeit, wo über das Schicksal Sachsens ein dichter Nebel herrschte, ebenfalls über einige Unbilden in der Landesverfassung seine Meinung laut auszusprechen. Auf diese Weise erschien von ihm, ohne Nennung seines Namens: „Darstellung der königl. sächs. Regierung, nebst einer Skizze zur bessern Organisation der Staatsverwaltung. Deutschland, 1814. 8." im Druck. Doch bereuete er bald nachher seine Voreiligkeit und sah es späterhin höchst ungern, wenn über diesen Gegenstand etwas gesprochen wurde. Auf

diese Schrift folgten späterhin zwei andere: „Entwurf „der nothwendigen verbesserten Organisation der Staats„verwaltung des Königreichs Sachsen, besonders dessen „Landstände, nach dessen jetzigen Verhältnissen und Grö„ßen," (. . . 1815. 8.) „Grundsätze, nach welchen „Volksvertretungen in deutschen Staaten überhaupt und „im Königreich Sachsen besonders, einzuführen seyn „dürften." (Jena 1817. 8.) Ueberdies hat er um diese Zeit zu den deutschen Blättern, zu den Miscellen der neuesten Weltkunde und zu Zschokkens Erheiterungen mehrere anonyme Beiträge geliefert. — Die traurigste Epoche in Herings Leben beginnt im Jahre 1820, wo ihn plötzlich ein Nervenschlag befiel, der ihn außer Stand setzte, sich fernerhin mit practischen Arbeiten zu beschäftigen. Er fiel seitdem zusehends in eine Lethargie und Bewußtlosigkeit, und konnte ohne fremde Hülfe nicht das Zimmer verlassen. Da er nie verheirathet gewesen war, so nahmen sich seine beiden verheiratheten Schwestern, die in Dresdens Nähe lebten, seiner thätig an. Im August 1822 traf ihn der Schlag von neuem auf die linke Seite und machte ihn völlig sprachlos; doch ward er wieder hergestellt. Die linke Hand und vorzüglich die linke Seite war gänzlich gelähmt; er konnte nie ohne Stab im Zimmer herumgehen, und bei naßkalter Witterung stand er vorzüglich große Schmerzen aus. Nach drei Vierteljahren traf ihn der Schlag zum dritten Male. Endlich ward nach so zahllosen Leiden der lebensmüde Geist dahin entrückt, wo kein Leid und kein Schmerz mehr statt findet.

W. L.

Paul Ludwig le Coq,

Königl. preuss. wirklicher Geheime-Legationsrath, vortragender Rath im Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten und im Neufchateller Departement, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Classe und des eisernen Kreuzes am weißen Bande.

geb. den 23. März 1773. gest. den 24. April 1824.

Sein Geburtsort ist Berlin. Sein Vater Carl le Coq, ein allgemein geachteter Kaufmann, der mit dem Fleiße und der Thätigkeit eines Geschäftsmannes auch Talent verband, wußte durch weise Benutzung der politischen Conjuncturen und durch richtige Speculationen den Wohl-

stand seines Hauses und das Ansehn seiner Handlung zu befördern. Die ausgebreiteten Handelsverbindungen und die daraus entstandenen vielfachen Geschäfte und Arbeiten hielten ihn ab, sich so, wie er es wünschte, der ersten Erziehung seines Sohnes zu widmen: er gab ihn deshalb frühzeitig auf das französische Gymnasium, bei welchem damals der unvergeßliche Geheime-Ober-Consistorialrath Ermán die Stelle eines Rectors bekleidete und der, ein Oheim des Kaufmanns Carl le Coq, auf die Erziehung und den Unterricht des Knaben die größte Sorgfalt wandte. Unter den Auspicien dieses wackern Mannes entwickelte der junge le Coq bald vorzügliche Fähigkeiten; mit Lust und Liebe studirte er die alten Sprachen, mit Eifer betrieb er Geschichte, Mathematik und Philosophie und so, nachdem er in kurzer Zeit seine Schulbildung vollendet hatte, verließ er das Gymnasium, um in das französische theologische Seminarium zu treten, wo er, nach dem Wunsche seines Vaters, sich zum Predigtamte vorbereiten sollte. Früh schon hatte der junge le Coq die mannichfaltigsten Beweise seines trefflichen Herzens gegeben. Von dem Vater war Redlichkeit, Ordnungsliebe, Fleiß und Pünctlichkeit auf den Sohn übergegangen und von seiner sanften Mutter hatte er Anspruchlosigkeit, Bescheidenheit, Milde, Sinn für Tugend, Frömmigkeit und Häuslichkeit geerbt. Er entsprach auch jetzt den günstigsten Hoffnungen, die man von ihm faßte und das Schicksal gab ihm Gelegenheit, Character, Kenntnisse und Talente zum Besten seines Vaterlands zu bethätigen. Bald sah der Jüngling, daß sein reger Geist für den ruhigen und nur durch Lehre und Beispiel wirksamen Stand eines Predigers, dem er früherhin sich zu widmen gedachte, nicht geschaffen war; er wünschte sich einen Wirkungskreis, wo er der Allgemeinheit nützlich zu seyn, wo äußere Verhältnisse seiner Thätigkeit weniger Schranken zu setzen vermochten und beschloß deshalb, sich dem diplomatischen Fache, das seiner Neigung wie seinen Fähigkeiten am meisten zusagte, zuzuwenden. Durch gründliches Studium der neuern Sprachen, verbunden mit einer gewählten Lectüre der neuern Classiker, durch vielseitige literärische Beschäftigungen bereitete er sich zu der erwählten Laufbahn vor und betrat dieselbe als geheimer Secretär bei der damaligen geheimen Staatscanzlei. Geschicklichkeit, Fleiß, Treue und Gewandtheit in den verschiedenartigsten Verhältnissen, wodurch er die Gunst seiner Vorgesetzten sich

zu erwerben bemüht war, bewirkten es, daß er schon im Jahre 1793 die Stelle eines geheimen expedirenden Secretärs bei dem geheimen Cabinets-Ministerium erhielt. Sein Monarch belohnte die Treue und Anhänglichkeit des eifrigen Dieners, indem er ihn 1794 zum Kriegsrath und einige Jahre später zum geheimen Kriegsrathe ernannte, wodurch er zugleich unserm le Coq einen bedeutenden Wirkungskreis anwies. Den 24. Octbr. des Jahres 1806, zehn Tage nach der Schlacht bei Jena, war Napoleon in Berlin eingerückt und drang in dem kurzen Zeitraum von 40 Tagen nach Beginn des Krieges bis zur Weichsel vor. Jetzt war die Zeit der Gefahr, die Zeit der Noth angebrochen, jetzt konnte der brave Mann sich zeigen. Die königliche Familie war geflüchtet und le Coq folgte dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, bei welchem er seit 1806 vortragender Rath geworden war, nach Königsberg, so sehr das Herz ihm blutete bei dem Gedanken, in dieser allgemeinen Noth seine Vaterstadt verlassen zu müssen, ohne daß er Hülfe zu leisten im Stande war. Doch rastlos thätig bot er in dieser neuen Lebensstellung alle Kräfte seines Geistes auf, um das unvermeidliche Elend an seinem Theile zu mildern. Im folgenden Jahre 1807 wurde er in inniger Anerkennung seines treuen Eifers, zum wirklichen geheimen Legationsrath ernannt und zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht. Der Gefühlvolle ließ sich damals das Schicksal seines Königs und Vaterlandes so tief zu Herzen gehn, daß er, nachdem der Friede zu Tilsit dem Monarchen die Hälfte seines Reiches mit 4 Millionen Menschen raubte, einer tiefen Melancholie sich überließ. Auf die herzliche Anfrage seiner Freunde, warum er so trübsinnig sey, erwiederte er seufzend: „Dieser Tilsiter Friede nagt an meinem Herzen, doch — doch — über ein Kleines und Preußens König wird diese Scharte schon auswetzen." — Früher schon, bevor le Coq im Jahre 1809 zum Staatsrathe bei dem neu organisirten Cabinets-Ministerio erwählt wurde, war er nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt und entschädigte sich hier in dem häuslichen Kreise der Seinen für die verlebten trüben Tage. Doch nicht lange währte diese Ruhe. Während der verhängnißvollen Kriegszeit, welche endlich das Glück der Franzosen wendete, befanden sich der französischen Militär- und Civilbehörden Viele in Berlin; diese so wie ihre Cassen, ihre Vorräthe und der stäte Durchzug der fremden Krieger verlangten die Errichtung eines

eigenen Quartier-Bureau's, wodurch das berliner Polizeiwesen in mannichfaltiger Berührung mit den Fremden kam. Diese Umstände erforderten, daß ein tüchtiger, umsichtiger und erfahrener Mann an der Spitze der Polizeiverwaltung stand. Kein Anderer schien mehr der Sache gewachsen zu seyn, als le Coq, auf den sich die Augen Aller in dieser Zeit der Gefahr und der Noth wendeten. Unbekümmert um die Mühseligkeiten und Anstrengungen eines solchen Postens, verachtend die mancherlei Mißdeutungen und Ränke, mit denen er zur Bewahrung seines Ansehens und Rufes zu kämpfen hatte, schlug er den ehrenvollen Antrag nicht aus, sondern übernahm die Stelle eines Polizeipräsidenten, in der Hoffnung, auch in diesem Verhältnisse wesentliche Dienste leisten zu können. Selbst in diesen schwierigen Umständen war er der eifrige und treue Patriot; seine gute physische Constitution ließ ihn die mannichfaltigen Anstrengungen, denen seine Amtspflicht ihn unterzog, glücklich ertragen und der wärmste, lebhafteste Dank ward in den Herzen seiner Mitbürger rege. In ihrem Namen erwählten ihn daher auch vertrauungsvoll die Stadtverordneten nebst einigen Andern, da es galt, die erledigte Oberbürgermeisterstelle wieder zu besetzen. Verfolgung, Neid, Mißgunst, die sich in jener leidenschaftlich aufgeregten Zeit auch gegen ihn versuchten, bekämpfte er glücklich und erhielt als Zeichen der allerhöchsten Zufriedenheit seines Königs im Jahre 1814 das eiserne Kreuz zweiter Classe am weißen Bande. — Nachdem die Ordnung der Dinge glücklich wieder hergestellt war, trat le Coq 1816 als Regierungspräsident und Director in das neu zu Berlin errichtete Regierungscollegium ein; ein Jahr darauf verlieh ihm sein Monarch den rothen Adler-Orden dritter Classe und ernannte ihn 1818 zum Chefpräsidenten der Regierung. So einhellig waren Fürst und Bürger in der Ueberzeugung von seiner Brauchbarkeit als redlicher und einsichtsvoller Staatsmann. Doch auch dem stillen Kreise seiner Familie lebte er mit Innigkeit, sie war seine süßeste Erholung nach angreifenden Beschwerden. In dem Besitze einer würdigen Gattin, zweier hoffnungsvollen Söhne, fühlte er sich glücklich und zufrieden. Die neue Stellung in der er sich befand, der Friede der im Lande herrschte, erlaubten ihm jetzt ein ruhiges aber keineswegs unwirksames Leben zu führen und nichts würde zu seinem vollkommenen Glücke gefehlt haben, wenn nicht, da sein Muth und Eifer

ihre Söhne noch früh genug dieser Anstalt und schickten sie in das Pädagogium. Wortmann, ohne einen väterlichen Freund und Rathgeber, hielt aus, bis das Institut sich zerschlug; und nun, da er sich schon im Stande befand, sich selbst zu prüfen, fand er sich hinter den Uebrigen seines Alters zurückgeblieben. Er besuchte, wegen eines gewissen zarten Ehrgefühls, die öffentliche Schule nicht, sondern bemühte sich emsig, in Privatinformationen und durch eigenen Fleiß das Versäumte nachzuholen. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er dieses Ziel, das Versäumte nachzuholen, durch unermüdeten Fleiß errang. Unter seine Privatlehrer in dieser Periode gehörte vorzüglich der Kirchenrath und Inspector Leun zu Butzbach, damals Pädagoglehrer in Gießen. Im Herbst 1786 befand er sich im Stande, zur Academie überzugehen und das Studium der Arzneikunde zu betreiben. Seine Lehrer waren hier Baumer, Dietz, Müller und Thom. Er rühmte besonders den gründlichen Unterricht in Physiologie und Anatomie bei Dietz, in Geburtshülfe und Chirurgie bei Thom, in Heilmittellehre und allgemeiner Heilkunde bei Müller. Nach 3 Jahren bezog er die Universität Göttingen. Hier war Wrisberg sein Lehrer in Anatomie und Physiologie, Blumenbach in Naturgeschichte, Richter in der Chirurgie, Osiander in Geburtshülfe und in der practischen Heilkunde waren Richter und Stromeyer seine Führer. Im Herbst 1790 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, bestand rühmlich das Examen und vertheidigte, zur Erlangung der Doctorwürde, seine Thesen mit allgemeinem Beifall den 22. Dec. 1790. Auf diese Weise wohlgebildet und vorbereitet ging Wortmann zur Ausübung seiner Kunst über. Seine erste Anstellung war die als Arzt bei dem Stockhaus zu Gießen, welche ihm 1793, nach dem Tode von Danz, zu Theil wurde. Dieser folgte die Uebernahme des Stadtphysicats, welches ihm Busch, ein alter Arzt und Verwandter, abtrat. So lange Thom, Professor der Medicin und ein sehr geschätzter Arzt, noch hier wohnte, fand er wenig Beschäftigung. Als dieser aber 1794 als Leibarzt nach Darmstadt berufen wurde, wählten ihn die meisten Familien, von welchen manche ihm befreundet waren, zum Hausarzt und er sah sich mit Arbeiten und Geschäften umringt. Hierin lag auch wohl der Grund, daß er die ererbte väterliche Apotheke an den Doctor Witte verkaufte im Jahr 1797. Er erlangte in der Folgezeit noch die Aemter eines Arztes beim Mar-

statt, Medicinalraths und ersten Physicatsarztes des Landrathsdistricts Gießen, ersten Impfarztes, auch nahm ihn die verwittwete Fürstin von Solms-Lich zu ihrem Leibarzt an. Groß war nun der Kreis der Wirksamkeit und Thätigkeit von W. Doch war bei seinen vielen und ermüdenden Berufsarbeiten seine Lage eine günstige; er war ein glücklicher Gatte und Vater, er hatte treue Freunde, seine Verdienste wurden geschätzt und Viele verdankten ihm Gesundheit und Wohlbefinden. Nur eines, und gerade das, was zur Zufriedenheit und zum Genuß der Lebensfreuden das erste Erforderniß ist, ging ihm ab: ein starker dauerhafter Körper. Sein Körperbau neigte zur Schwindsucht. Es gereichte ihm aber zur Ehre, daß er, bei seinen vielfältigen und ermüdenden Beschäftigungen, durch eine sehr sorgfältige und geregelte Lebensordnung sich aufrecht erhielt und sich durch sein eignes Beispiel als einen gründlichen Arzt bewährte. Oft mußte er auf's Land reisen, und, ermüdet zurückgekehrt, in der Stadt noch Krankenbesuche machen; oft mußte er selbst die Nachtruhe entbehren, um Andern Hülfe und Trost zu bringen. Nicht selten hatte er in der Stadt dreißig und mehr Krankenbesuche abzustatten. Seine einzige Erholung, ungefähr zwei Abendstunden in einem Kreis von Freunden hinzubringen, wurden öfters durch den Ruf zu einem Kranken unterbrochen: und er folgte demselben treu, ohne auch nur eine Spur von Mißmuth zu verrathen. Unter diesen mühsamen Beschäftigungen erhielt sich sein Geist und sein fester Sinn stets aufrecht. Nur sehr vertrauten Freunden äußerte er zuweilen; daß er den Stand des Arztes für den mühseligsten unter allen halte. In seinem Arbeitszimmer war beinahe den ganzen Tag Zulauf, und dennoch wußte er Stunden oder Augenblicke zu finden, in welchen er durch das Lesen der neuesten und besten Schriften seines Fachs mit den Fortschritten in denselben gleichen Schritt hielt. Seine Verordnungen und Methoden, seine Anwendung der Heilmittel, wurden nicht selten durch dieses Selbststudium bestimmt oder abgeändert. Und, so haushältig er mit seiner Zeit umzugehen genöthigt war, so drang er doch aus Liebe für die Wissenschaft, wo dazu Veranlassung war, auf Leichenöffnungen, um den Sitz des Uebels darlegen zu können. Die körperlichen Leiden, mit welchen W. zu kämpfen hatte, und unter welchen seine Kraft immer mehr wankte, waren rheumatische und hämorrhoidalische Zufälle. Es bil-

Grundzug seines Characters, wovon seine Selbstgeständnisse, denen wir hier so gern einen Raum vergönnten, klares Zeugniß geben. Freude gewährte ihm, daß seine beide Söhne gegen Ende seines Lebens in das theologische Stift aufgenommen worden waren, aber tief schmerzte ihn der Tod seiner beiden wackern Brüder in den Jahren 1821 und 1822. Bis zum 60. Jahre hatte er keine Krankheit erlitten; nun stellten sich allmälig Leiden der Brust ein. Mit großer Anstrengung stand er seinem Schulamte vor; doch erheiterte ihn dieses wieder. Im Herbst 1822 erbat er sich einen Vicar, theilte aber noch mit ihm die Arbeit; von Ostern 1823 jedoch betrat er selten die Schule. Der ländliche Aufenthalt im Sommer so wie das Bad in Cannstadt gaben ihm die sehr geschwächten Kräfte nicht zurück, bis die Stunde seiner Auflösung herbeikam.

Maximilian David Benjamin von Fischer,

Vicepräsident des königl. preuss. Oberlandsgerichts, Präsident des königl. Pupillencollegii, Director des königl. Revisionscollegii von Schlesien, Bankscommissarius zu Breslau und Ritter des rothen Adlerordens.

geb. 1763. gest. d. 18. Mai 1824.

Ein Mann, dessen seltene Kenntnisse, treffliche Gaben des Geistes und Herzens sich besonders in musterhafter Verwaltung seines vielseitigen Amtes bethätigten, nach welchen er den verwickeltsten Geschäftskreis durchdrang und mit einer nie getrübten Feinheit und unerschütterlichen Festigkeit auf der Bahn des Wahren und Rechten und dabei der einfachsten Anspruchslosigkeit und wahrer Humanität sich behauptete. Durch ihn wurden viele Thränen des Kummers getrocknet. Dabei war er ein Freund der Musen. Sein sich nie genügendes Streben erschöpfte endlich die Kräfte. Acht Monate vor seinem Ende sanken sie sichtbar, nach und nach bis zur Ermattung; und dennoch beherrschte sein Geist so mächtig die wankende Hülle, daß er noch den Tag vor seiner Abreise nach Warmbrunn die gediegensten Arbeiten vollendete. Endlich eilte er, von den innigsten Wünschen derer, die seinen Werth zu würdigen verstanden, und von seiner Gattin und seinen 4 Kindern begleitet ins Bad; doch bald fand er hier ein sanftes Ende.

er in einige aus jugendlichem Leichtsinn erhobene Auftritte, wegen angeschuldigter Verbreitung von Schmähschriften, verwickelt, deren unerwartete, obgleich seiner Ehre, nicht nachtheilige Folgen ihm eine dreimonatliche Krankheit, fortwährend schwankende Gesundheit und eine große Neigung zur Schwermuth zuzogen. Mit Gehlen unternahm er kurz darauf eine instructive Reise in die Umgegend von Passau und Obernzell. Von dem Bergamtsdistrict Obernzell entwarf er eine oryctognostisch-geognostische Beschreibung mit einer Gebirgscharte, löbliche Beweise seiner Kenntnisse und Geschicklichkeit. Im Jahr 1812 wurde er zur Porcellänfabrik beordert, um sich in Nymphenburg gänzlich dem technischen Betriebe zu widmen. Er scheuete nicht den täglichen, nicht unbedeutenden Weg nach München, um das Studium der Farbenbereitung fortzusetzen. Im Jahr 1813 begleitete er Gehlen nach Wien, wo er den technischen so wie den mercantilischen Theil der Porcellainfabrik vollständig durchschauen lernte. Darauf sandte der König den talentvollen Eleven nach Berlin zu Klaproth, wo er zugleich Hermbstädt über technische Chemie und Professor Weiß über Crystallographie hörte. Auf seiner Rückreise lernte er auch die Meißner Porcellänmanufactur und die Berg- und Hüttenwerke des Harzgebirges kennen, wurde 1815 als Inspectionscommissär und Assessor des damaligen Oberbergcommissariats der neu errichteten Generaldirection der Porcellänfabrik beigegeben und studirte emsig Mineralogie im Umgang mit von Flurl, von Leonhard, Freiherrn von Moll und des Monteiro 2c. Seine wissenschaftliche Ausbildung und einige mineralogische Entdeckungen aus den Gebilden des Opals, Calcedons und des Opaljaspis bewirkten ihm im Jahr 1817 die Ernennung zum Adjuncten der königlichen Academie der Wissenschaften. Sein Hauptzweck blieb Förderung der Porcellänmanufactur. Er führte vortheilhafte Verbesserungen ein bei dem Schlemmen und Trocknen der Porcellänerde durch Errichtung eines dem Luftzuge ausgesetzten Gebäudes, bei der Bereitung der Einlegböden in die Kapseln und bei dem Brennen des Porcelläns, durch Erbauung eines neuen großen Rundofens mit 3 Kammern, ahmte das Wedgwoodgeschirr glücklich nach, selbst künstliche Zähne nach Foncy in Paris und setzte Gehlens Versuche über die Anwendbarkeit der Oxyde für Oel-, Porcellän- und Glasmalerei fort, wie ihm die Fabrik auch die Einführung einer trefflichen Platinver-

zierung und die Anwendung des Tantalites von Bodenmais zu einer gelben Farbe auf Porcellän verdankte. Auch für das Rechnungswesen traf er die nützlichsten Anstalten. Von einem rheumatischen Kopfweh ergriffen mußte er das Heilbad zu Gastein besuchen, hätte aber auf einer seiner geognostischen Excursionen daselbst bei Besteigung des hohen Rathhausbergs in dunkler Nacht beinahe das Leben verloren. Im Jahr 1821 ward ihm die innig ersehnte Erlaubniß, die vorzüglichsten Porcellän- und damit verwandten Fabriken in Frankreich, England und Dänemark zu besuchen. Den 14. August reiste er ab und bewährte jeden seiner wissenschaftlichen Schritte durch Deutschland und Frankreich durch die umsichtigsten Berichte, welche er hie und da ertheilte und neigte sich bei näherer Besichtigung der Basaltkuppen am linken Rheinufer dem Neptunismus Werners zu. Er bat um Frist zu längerem Aufenthalt in Frankreich und nutzte sie eifrigst und unter großen Anstrengungen zu Bereicherung seiner mineralogischen und technischen Kenntnisse, wie er denn auch unter andern den Ankauf einer Guillochirmaschine für die Ausdrehung von geripptem Porcellän in Vorschlag brachte. Endlich kam er den 8. April 1823 in London an, von wo aus er gleichfalls die schätzbarsten Berichte, über englische Töpfereien, Glasmalerei, Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Circularsägen ꝛc. einsandte, besonders im Februar 1824 über die Porcellänerdegräbereien in Cornwallis, die er unter mancherlei Beschwerden und nicht geringem Aufwand in Augenschein genommen hatte. Sein Aufsatz über die Formation der Porcellänerde und des Zinnsteins, welchem ein Gebirgsdurchschnitt vom nordwestlichen Meerkanale bis zu dem südöstlichen beigelegt ist, so wie der frühere über das Gebilde der Porcellänerde zu St. Yrieux in Frankreich sind vorzüglich nennenswerth. Noch bat er um Verzug, den Norden von England bereisen zu dürfen, und kaum war den 15. März der von ihm mit Freuden empfangene Auftrag ertheilt, Erkundigung einzuziehen über James Smith's in Drotwich Vorrichtungen, durch Dämpfe Kochsalz mit Ersparniß von $\frac{2}{3}$ an Brennmaterialien zu sieden; da kam durch englische Blätter die Nachricht an, er sey zu London in der Themse ertrunken gefunden worden. Es ward früh den 29. April von einem Matrosen ein schon lange im Wasser gelegener Leichnam bemerkt, dessen Kleidungsstücke und das bei sich habende Geld so wie die Aussage seines Wirths, zu dem er seit dem 15.

April nicht wieder heimgekehrt war, nur zu deutlich bezeugten, daß entweder Zufall oder eigne That in einem Anfall von Schwermuth, — da er d. 11. u. 12. April Abends ein Bündel Schriften ängstlich in das Haus des baierschen Gesandten gebracht hatte, weil man nicht wisse, was geschehn könne —, ihm das Leben nahmen. Den 3. Mai ward er ehrenvoll begraben und sein früher Tod von vielen Freunden des melancholischen, aber edlen, strengmoralischen Jünglings um so aufrichtiger betrauert, als ein gründliches Wissen und vielseitige Erfahrungen in der Technik mit ihm zu Grabe gingen. Von ihm sind folgende kleine literärische Arbeiten öffentlich bekannt gemacht worden: Ueber das Vorkommen des Graphites, und dessen Benutzung in Hermbstädts Museum, IV. S. 151 — 162, und aus diesem im Wochenblatte für Kunst- und Gewerbfleiß in Baiern, Jahrg. 1815. Nro. XVI. und XVII. — Ueber Benutzung des Graphites zur Bleistiftfabrication, im Kunst- und Gewerbsblatte 1820, Nro. 57, 58, 60, 62. — Ueber Benutzung des Graphites zu schwarzen Hafnergeschirren, und insbesondere zu Schmelztiegeln, im erwähnten Blatte, 1815, Nro. 22, 25, 27. — Bemerkungen aus dem Tagebuche eines Reisenden über die königl. Gewehrfabrik zu Amberg in demselben Blatte, 1817, Nro. 13, 14. — Nachlese zu den, im erwähnten Blatte Nro. 17. des Jahrgangs 1816 enthaltenen Bemerkungen über Glasbereitung mit Glaubersalz, in eben diesen Blättern, Nro. 18, 19, 21. — Versuche über die Anwendbarkeit des Tantaloxydes zur Feuermalerei, im Kunst- und Gewerbsblatte 1818, Nro. 38. — Anleit. zur Bereitung einer gelben Farbe aus Chrom, in obiger Schrift von 1816, Nro. 48. — Ueber die Bestandtheile und Eigenschaften des baierschen und salzburgischen Vitriols, im obenerwähnten Blatte, 1817, Nro. 3. Grundzüge zur Geschichte der königl. baierschen Porcellänmanufactur in Nymphenburg, im Kunst- und Gewerbsblatte 1819, Nr. 2, 3, 4. Diese Abhandl. wurde auch in 8. besonders abgedruckt. — Ueber den Unterschied der ältern und neuern Glasmalerei, in obigen Blättern, 1821, Nro. 11. — Versuche über die Reinigung des Quarzsandes, Behufs der Glas- und Porcellänfabrication, in demselben Blatte 1820, Nro. 16. — Ueber Opalformation und die darin vorkommenden Fossilien, in den Denkschriften der k. Academie, B. 8. S. 173. — Endlich über Porcellän-, Tapeten-, Mosaik- u. Bronçeausstellung in Paris, im Kunst- u. Gewerblbl. 1823, Nr. 12.

Heinrich LIV.

jüngerer Linie und des ganzen Stammes ältester Fürst Reuß, Graf und Herr von Plauen, Herr zu Greiz, Cranichfeld, Gera, Schleiz und Lobenstein ꝛc. regierender Fürst zu Lobenstein und Mitregent der Herrschaft Gera und der Pflege Saalburg, des königl. baier. St. Huberts-Ordens Großkreuz.

geb. den 8. October 1769. gest. den 7. Mai 1824.

Einziger Sohn des Grafen Reuß jüngerer Linie und Herrn von Plauen Heinrich XXV., aus der Nebenlinie zu Selbitz stammend, und der Gräfin Marie Elisabeth, des Grafen Reuß-Ebersdorf Heinrich XXIX. fünften Tochter, welche zur Zeit seiner Geburt sich zu Herrenhuth aufhielten, vom Jahre 1770 an aber sich zu der evangelischen Brüdergemeinde in Niesky hinwendeten. Dem dasigen Institute übergaben die sorgfältigen Aeltern ihren 5jährigen Knaben. Neben manchen wissenschaftlichen Kenntnissen eignete er sich besonders die lateinische Sprache an, daß er sich derselben im Sprechen und Schreiben wohl bedienen konnte. Unter seinen Mitschülern war ihm der nachher so ausgezeichnete Professor zu Berlin Schleiermacher sehr werth. Im 17. Jahre bezog er die Hochschule der Brüdergemeinde zu Barby und trat im J. 1792 mit einigen ihm befreundet gewordenen Curländern eine Reise durch das mittlere Deutschland nach den Rheingegenden und von da in die Schweiz an, wo er die höchsten Puncte und die Gipfel des großen St. Bernhards erstieg. Durch Tyrol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich setzte er seine Reise fort und hielt sich einige Zeit in der großen Kaiserstadt Wien auf. Zum ersten Mal betrat er alsdann die reußischen Lande und verweilte mehrere Jahre (vom Jahre 1797—1803) zu Rudolstadt bei seinem würdigen Freunde, dem nun verewigten Fürsten Friedrich Ludwig. Zu Wernigerode vermählte er sich den 20. Juli 1803 mit der Gräfin Marie von Stolberg, der dritten Tochter des Grafen Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode. Durch den Tod des Fürsten Reuß-Lobenstein Heinrich XXXV. zu Paris, wurde die Regierung im Fürstenthum Lobenstein und die Mitregentschaft in der Herrschaft Gera und Pflege Saalburg zum vierten Theil erledigt und fiel, da der nächste Agnate aus dem Hause Selbitz, Graf Reuß Heinrich XXI. sie cedirt hatte, an Heinrich LIV. Den 20. April 1805 hielt er seinen Einzug in die Residenz

zu Lobenstein und neben der hohen edlen Gestalt und Vertrauen erweckenden Leutseligkeit gewannen seine Milde und lautere Gottesfurcht alsbald die Herzen der neuen Unterthanen. Die schon von Kaiser Siegismund der burggräflich-meißnischen Linie der Reußen von Plauen und nach deren Abgang den Stammesvettern derselben am 21. Juli 1426 verliehene fürstliche Würde wurde den 5. Juli 1806 durch den damaligen deutschen Kaiser Franz II. auch zu Gunsten Lobensteins erneuert. Bald aber heimsuchten auch dieses Land die drückenden Kriegslasten. Mit wahrer Vatersorge beeiferte sich hier der Fürst, zu ihrer Erleichterung beizutragen. Den 30. April 1807 sah auch er sich veranlaßt, dem Rheinbunde beizutreten, und im J. 1808 der großen Versammlung von hohen Häuptern zu Erfurt mit beizuwohnen. Anfang Juni 1810 besuchte er mit seiner Gemahlin deren Schwager und zugleich den von Schulen aus ihm innig befreundeten Graf von Dohna zu Hermsdorf bei Dresden, und erlebte unvermuthet den herben Schmerz, daß die fürstliche Lebensgefährtin daselbst an den Masern erkrankte und den 16. Juni schon verschied. Im Frühling 1811 verband er sich mit der Prinzessin Franziska Reuß, der jüngern Tochter des damaligen Fürsten Reuß-Köstritz, Heinrich XLIII., der sich damals zu Mannheim aufhielt. Der Freiheitskampf, der mit dem Jahre 1813 begann, begehrte auch diesmal mannichfaltige Opfer, welche mit Freuden dargebracht wurden; der Fürst eilte nach Frankfurt zu den siegreichen Verbündeten, um seine Rechte gesichert und zu Leistungen sich bereit zu finden. Sein mildes Herz ward aber ganz besonders zur Zeit der einbrechenden Theuerung im Jahre 1816 in Anspruch genommen, und mit thätiger Menschenfreundlichkeit sorgte er für Linderung der drückenden Noth vieler Dürftigen. Der lang ersehnte Frieden gönnte ihm nun mehr Muße, das Landeswohl kräftiger zu begründen. Zeuge dessen sind so manche treffliche Anstalten zur Bildung der Jugend: Die Stiftung des lobensteiner Kinderfestes, zur Erheiterung, Aufmunterung und Belohnung der wohlgesitteten weiblichen Schuljugend, die Erlassung einer neuen Schulordnung, die Errichtung und sichere Dotation von zwei Classen für die Stadt- und Landschulen, die Erweiterung und Verbesserung der Töchterschule, die Einrichtung einer Anstalt für den Unterricht der Mädchen in weiblichen Arbeiten, die Verschönerung des Knabenschulgebäudes, die Einführung jährlicher öffentlicher

lung über den babylonischen Stadt- und Thurmbau als Schriftsteller auf. Er gab dem ältern Sohne des Hofraths und Professors Nicolai Unterricht und wurde im Jahr 1775 Hofmeister bei dem Landschaftsdirector Freiherrn von Imhof zu Hohenstein bei Coburg, und hielt zugleich mit dem Titel eines Schloßpredigers, doch ohne ordinirt zu seyn, jeden Sonntag in dasiger Schloßcapelle eine Predigt. Diesen glücklichen Aufenthalt, wo er Liebe und Achtung genoß, verließ er jedoch im September desselben Jahres wieder, um seiner academischen Neigung in Jena Genüge zu leisten. Walch wendete ihm unentgeltlich das Doctordiplom der Philosophie zu und er las nicht ohne Beifall, auch trat er mit den berühmtesten damaligen Theologen in Briefwechsel. Da indeß die Einnahme eines Privatdocenten nur spärlich zu seyn pflegt, so belebte ihn der Wunsch nach Verbesserung seiner Lage. Er faßte die Idee, erst die schweren Stücke, dann die ganze Bibel in einem deutschen Commentar herauszugeben. Es fanden sich an 1000 Subscribenten. Hierzu bedurfte er eines ruhigen Wohnplatzes, der ihm auch werden sollte. Herzog Ernst Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, sein eigentlicher Landesherr, hatte ihm 1776 den Character eines Hofraths verliehen, den er jedoch ein Jahr lang weislich verborgen hielt. Im Jahr 1778 machte er in Begleitung des nachherigen Prof. der Medicin in Gießen, Dr. Schwabe, eine Reise nach Hildburghausen über Ilmenau, wo Schwabens Familie lebte. In dem Hause des Vaters desselben, des Superintendenturadjunct und Diaconus Schwabe, lernte H. die einzige verstandes- und herzensgebildete Schwester des Dr. Schwabe kennen, und die glückliche Verbindung mit ihr, im Juni 1778, befestigte den Entschluß, in Ilmenau eine Zeit lang zu wohnen. Damals erhielt er von dem Fürsten Günther von Schwarzburg-Rudolstadt die Würde eines kaiserl. Hof- und Pfalzgrafen, welche ihm wohl je zuweilen von Nutzen gewesen ist. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, im Jahr 1780, ward ihm in einer lieblichen Aue ein Gütchen zu Theil auf dem sogenannten Grenzhammer nahe bei Ilmenau, wozu ihm der Landesherr im Jahr 1785 einen an seine Aecker anstoßenden kleinen Berg (ein Theil des zugleich in geognostischer Hinsicht merkwürdigen Ehrenbergs) verlieh, den er urbar machen und, damals dem Schubartschen Wirthschaftssystem sehr zugethan, mit Esparsette besäen ließ. In Mitten dieser ländlichen Anmuth schrieb er 7 Bde.

der seit dem Jahr 1673 geblühet hatte. Das verwaiste Land fiel von da an dem Fürsten Heinrich LXXII. Reuß-Ebersdorf zu.

August Wichmann,

Redacteur der Carlsruher Zeitung.

geb. den 9. November 1776. gest. den 7. Mai 1824.

Der Sohn des vormals in Leipzig privatisirenden Gelehrten, M. Christian August Wichmann, ward zu Leipzig geboren, widmete sich dem Buchhandel daselbst. und erlernte bei dem nachherigen Professor der Mathematik an der Fürstenschule zu Grimma, M. Töpfer, Mathematik, wie er unter der Leitung des berühmten Professor Oeser seine Anlagen zur Zeichenkunst und Malerei auszubilden suchte. Als Commis trat er bald zu Königsberg, bald zu Wien und Triest in Buchhandlungen ein, in welcher letzten Station er Gelegenheit fand, ganz Italien zu durchreisen, und vertauschte in Leipzig seine Anstellung mit Privatunterrichtertheilen in der französischen und italienischen Sprache. In den Jahren 1803 und 1804 etablirte er sich selbst als Buchhändler — unter seinen wenigen Verlagsartikeln möchte wohl Dr. Burdachs Diätetik zuvörderst zu nennen seyn — aber bald sah er sich genöthigt, sein Unternehmen wieder aufzugeben, gab aufs Neue Unterricht und befaßte sich mit literärischen Arbeiten, von welchen seine: „Römer in Griechenland", in Italien herausgegeben, Beachtung verdienen dürften. Im J. 1806 ward er in Leipzig als Dolmetscher der französischen und italienischen Sprache, 1810 als Landstuben-Steuer-Einnehmer angestellt. Aber auch dieses Amt legte er nach 6 Jahren wieder nieder, und engagirte sich bei dem dasigen Theater als Inspector und Schauspieler zugleich. Bei der Eröffnung des neuen Stadttheaters hielt er im Costüme eines Zimmermanns die Baurede, welche in Blümmers Geschichte des Leipziger Theaters S. 234 abgedruckt ist. Um eine Kunstreise zu unternehmen, verließ er Leipzig 1820, fand Engagement bei dem Mannheimer Theater, verließ dies aber bald wieder und wendete sich nach Mainz, kehrte aber doch wieder nach Mannheim zurück. Endlich ging er im Sommer 1823 nach Carlsruhe, übernahm die Re-

Thurmbau. Hildburghausen, 1774. 8. — Erleichterte arabische Grammatik, nebst einer kurzen arabischen Chrestomathie zur Uebung im Lesen und Uebersetzen. Jena, 1776. 8. — Geschichte der hebräischen Sprache und Literatur. Nebst einem Anhange, welcher eine kurze Einleitung in die mit der hebräischen Sprache verwandten orientalischen Dialecte enthält. Halle, 1776. 8. — Ausführliche hebräische Sprachlehre; nach berichtigten Grundsätzen durch sorgfältige Vergleichung der übrigen morgenländischen Dialecte. Halle, 1777. 8. — Neue Uebersetzung und Erklärung des hohen Liedes Salomonis; nebst zwei Briefen an einen Staatsmann an einem herzogl. sächs. Hofe über einige interessante Gegenstände der Bibel. Leipzig und Breslau, 1777. 8. — Erklärung des Sündenfalls und des Schweren in Mosis Erzählungen von Kains und Abels Opfer und Henochs Ausgang aus der Welt. Jena, 1777. 8. — Probe seiner herauszugebenden sich selbst erklärenden Bibel. Ilmenau, 1779, 8. — Nöthige Verbesserungen und Zusätze zu seiner erleichterten arabischen Grammatik. Jena, 1780. 8. — Versuch einer biblischen Critik des A. T. von ihrem ersten Ursprung bis auf gegenwärtige Zeit. Halle, 1780. 8. — Ueber die Quellen der mosaischen Urgeschiche. Halle, 1780. 8. — Die Bibel A. und N. T. mit vollständigen erklärenden Anmerkungen 1. Th. (die 5 Bücher Mos.) Lemgo, 1780. 2te Aufl. verb. das. 1786. — 2. Theil (B. Josua bis Buch d. Kön.) das. 1781. 2. Aufl. verb. das. 1788. 8. — 3. Th. (B. der Chron. bis B. Hiob) das. 1782. 2. Aufl. verb. (nebst einer neuen Uebers. des Buch Hiob.) das. 1790. 8. — 4. Th. (die Psalmen) das. 1783. — 5. Th. (die Sprüche, der Prediger und das hohe Lied Salomonis und der Prophet Jesaias) das. 1784. 2. Aufl. verb. das. 1791. 8. — 6. Theil (neue Uebers. des Propheten Jesaias und die Erläuter. der 3 übrigen großen Propheten, des Jeremias und dess. Klaglied. Ezech. und Daniel) das. 1785. 8. — 7. Th. (die 12 kleinen Propheten) das. 1786. 8. — 8. Th. (die 4 Evangelisten) das. 1787. 8. — 9. Th. (Apost. Gesch. Br. Pauli a. d. Römer; die beiden Briefe Pauli an die Korinth.) das. 1790. 8. — 10. und letzter Theil (Brief Pauli a. d. Gal. bis zur Offenb. St. Joh.) das. 1791. 8. — Unter des Verf. Aufsicht und mit seiner Vorrede erschien auch: die Bibel A. und N. T. nach Luthers deutsch. Uebers. mit schicklichen Parallelstellen und kurzen erläuternden Anmerkungen, aus dem hezelschen Bibel-

werke gezogen von Wilh. Schenk, 1. Th. 1. u. 2. Abth. Vom 1. Buch Mose an bis zu den Büchern der Chron. Lemgo, 1787. 8. — Der Anhang zu diesem Bibelwerk, wovon unter dem Titel: die Apokryphen des A. T. mit vollständig erklärenden Anmerkungen, der 1. Theil das Buch Judith bis zum Jes. Sirach enthaltend, zu Lemgo, 1800. 8. und der 2. Theil, welcher das Buch Baruch bis zum Gebet Manasse enthält; das. 1802. 8. herausgekommen, ist nicht von Hezel selbst. — Anweisung zum Hebräischen, bei Ermangelung alles mündlichen Unterrichts. Weimar, 1781. 8. — J. C. W. Dietrich's hebräische Grammatik für Anfänger, mit vielen Zusätzen und Verbesserungen herausgegeben. Lemgo, 1781. 8. — Biblisches Reallexicon, über biblische und die Bibel erläuternde alte Geschichte, Erdbeschreibung, Zeitrechnung, Alterthümer und morgenländische Gebräuche, Naturlehre, Naturgeschichte, Religionsgeschichte, Isagogik, Onomatologie der in der Bibel vorkommenden interessantesten Personen ꝛc. 1. Bd. Leipz. 1783. 2. Bd. das. 1784. 3. Bd. das. 1785. 4. — Lehrbuch der Critik des A. T. Leipzig, 1783. 8. — Anweisung zur arabischen Sprache, bei Ermangelung alles mündlichen Unterrichts, nach des Verfassers erleichterter arabischen Grammatik und Chrestomathie. 1. Th. Leipzig, 1784. 8. — Dialogen zur Erläuterung der Bibel für gebildete Layen aus den drei in Deutschland geduldeten christlichen Religionsparteien, zur Verhütung fernerer Spötterei über Bibel und Religion. 1. Bd. 1. 2. Hälfte. Leipzig, 1785. 8. — Die Bibel in ihrer wahren Gestalt für ihre Freunde und Feinde. 1. 2. St. Halle, 1786. 8. Von den übrigen ist Professor Leun der Verfasser. — Vorrede zu F. W. Schwaben's kleiner hebräischen Bibel. Detmold und Mayenb., 1787. 8. — Anweisung zum Chaldäischen, bei Ermangelung alles mündl. Unterrichts. Lemgo, 1787, 8. — Kürzere hebräische Sprachlehre für Anfänger. Dortm. und Mayenb. 1787. 8. — Vorschläge zur besseren Aufnahme der orientalischen biblischen Literatur im katholischen Deutschland im Journ. v. u. f. Deutschland, 1787, 10. St. 281. von 1788. 8. St. S. 157. u. ff. — Vorrede zu J. G. F. Leun's Handbuch zur cursorischen Lectüre. A. B. Lemgo, 1788. 8. — Novi foederis volumina sacra virorum clarissimorum opera ac studio e scriptoribus graecis illustrata edidit vol. 1. Halae, 1788. 8. — Geneseos ex Onkelosi paraphrasi chaldaica quatuor priora capita, una cum Danielis Cap. II. chaldaice;

jährlichen Gnadengehalt von 6000 fl. zusicherte. — Es ist zu wünschen, daß über ihn eine seiner würdige Biographie baldigst erscheine.

Georg Andreas Werner,

Oberpräceptor an dem mittlern Gymnasium zu Stuttgart.

geb. d. 11. Juni 1752. gest. d. 16. Mai 1824.

Der Sohn sollte das Handwerk des Vaters lernen, der ein Schneider zu Balingen im Würtembergischen, doch aus einer Predigerfamilie stammend, seinen drei Söhnen eigenen lateinischen Unterricht ertheilen konnte; aber des Vaters Wunsch fand kein Gehor. Er that daher diesen Sohn in ein Institut zu Eßlingen, bald darauf als Lehrling in die Cottasche Buchdruckerei zu Stuttgart. Da dem Knaben auch dieses Geschäft nicht behagen wollte, so nahm ihn sein Pathe, Bürgermeister Hopf zu Balingen für sich und seine Collegen zur Bedienung mit nach Stuttgart, wo er Assessor war in dem ersten Landschaftsausschuß. Hier lernte Werner Gellerts Fabeln kennen, und genoß Unterrichtsstunde bei dem dasigen Waisenpfarrer, versuchte auch, durch einen Verwandten, Präceptor Müller in Cannstadt, aufgemuntert, aus dem Kocher, einem damals gebräuchlichen lateinischen Elementarbuche, zu übersetzen, kam als Kostgänger zu ihm und exponirte Castellionis Dialogen und die äsopischen Fabeln. Die ausbrechende Theuerung drückte ihn sehr; da ward er glücklicher Weise Provisor des Schulmeisters Weiß an seiner neuangetretenen Stelle zu Tübingen, und hatte 250 Kinder mit zu unterrichten. Auch durch Privatunterricht, den er zugleich gab, konnte er nur ein ärmliches Daseyn fristen. Er machte jedoch im Griechischen einigen Anfang, auch brachte er es mit Hülfe eines Studirenden daselbst so weit im Hebräischen, daß er die historischen Bücher des A. T. so wie die Psalmen verstehen konnte und wohnte einer Erbauungsstunde bei, welche unter mehrern Repetenten des theologischen Stifts auch von dem nachher so berühmten Dr. Storr gehalten wurde. Im J. 1779 ward er als Unterlehrer an der Tübinger Knabenschule angestellt und die würdige Gattin, geb. Halky, welche er sich nun erwählt hatte, gab Nähunterricht; doch sie starb bald an der Auszehrung und hinterließ ihm ein Kind. Die zweite wackre Frau war die Tochter des damals verdienstlichen Waisenschulleh-

rers Hartmann in Ludwigsburg. Dieser forderte ihn auf, doch etwas zu schreiben, und als ein damaliger Pädagogiarch zu Tübingen, dessen Sohn er unterrichtete, den Wunsch verlauten ließ: „wenn doch nur einer der Präceptoren des Vaterlands sich dem Geschäfte unterzöge, den Kocher umzuarbeiten; die Einrichtung des Buchs wäre ganz gut, nur die Materialien taugen nichts," so wagte er im Stillen klopfenden Herzens diesen Versuch, und das Buch fand Beifall *). Den 9. Sept. 1789 entstand hart an seinem Hause der verheerende Tübinger Brand, der ihm einen beträchtlichen Theil seines Eigenthums raubte, welches aber durch die Milde seiner Freunde wieder ersetzt wurde. Nachdem jenes Werk in zwei Theilen erschienen war, unternahm er, durch den damaligen Prof. Grab daselbst aufgefordert, auch eine Anleitung zur griechischen Sprache zu schreiben. Allein bei seiner wenigen Kunde des Griechischen nahm er erst Stunden, las mit dem nachmaligen Prof. M. Hauber in Schönthal einige Bücher der Cyropädie, der Memorabilien des Xenophon und Plato's Phädon und dann für sich die übrigen Schriften Xenophons, Plato's, Aelians, Isocratis u. a. und machte sich Excerpte. Nachdem er ein Jahr lang das Vicariat eines Präceptors an der lateinischen Schule verwaltet hatte, ward ihm auf des Rectors Schmidlin am Gymnasium zu Stuttgart Empfehlung unerwartet 1796 die Berufung an die Stuttgarter Realschule. Er zog zuerst allein dahin, und die Familie folgte bei dem kriegerischen Anzug der Franzosen unter Gefahren und Aengsten ihm später nach. Im J. 1804 erschien seine „Anleitung zum Uebersetzen ins Griechische", dann ein „griechisches Lesebuch", hierauf ein „kleines Elementarbuch", herausgegeben mit Roth; „Uebung zum Uebersetzen ins Lateinische", als 3. Theil jener Anleitung, endlich im Jahre 1820 ein „lateinisches Lesebuch von größern Umfange und für Geübtere", seine letzte Arbeit im 66. Jahre. Sie fanden sämmtlich eine gute Aufnahme. Von den Realien ging sein Schulunterricht auf die lateinische und griechische Sprache und den Religionsunterricht über. Er erzog neben seinen eigenen 9 Kindern noch fremde in seinem Hause mit Ernst, Liebe und einem würdigen Beispiele. Das religiöse Element war ihm die Basis der Erziehung, wie Liebe der

*) Es ist dies die bekannte Wernersche Anleitung zum Uebersetzen aus dem Latein., in 2 Thln.

exegetische Untersuchung über die schwierigen Stellen in Pauli Briefen an die Galater. Cap. 6. 11 — 14; in dessen Br. an d. Ephes. 1. 11 -- 14 und 5. 1 — 4. — Neue hebräische Sprachlehre, zunächst für die Lehranstalten in den 4 deuts. russ. Prov. Lief-, Kur-, Esthl. u. Finnland entworfen. Dorpat, 1804. — Englisches Elementarwerk, oder erleichterte practische Sprachlehre zugleich für die, welche Englisch ohne mündlichen Unterricht erlernen wollen. Leipzig, 1804. Neue Aufl. 1811. — Einleitung in die allgemeine Sprachlehre mit besonderer Rücksicht auf die deutsche, als Leitfaden beim Vorbereitungsunterricht der Jugend, welche nun Sprachen grammatisch lernen soll und zugleich zu Verstandesübung entworfen. Dorpat und Riga, 1805. — Erläuterungen einiger Oden des Pindar für Anfänger und ungeübte Lehrer, mit besonderer Rücksicht auf die Bildungsweise der griech. und lat. Sprache, nach Hemsterhuis, Valkenaer, Lennep, Scheids u. d. Verfassers eigenen Grundsätzen, mit beigefügtem Text der erläuterten Oden. Riga, 1805. — Moralisches Taschenbuch oder Wegweiser für die Jugend, mit einer Vorrede von C. G. Salzmann. Hamburg, 1808. 16. — Die Bibel des neuen Testam. Uebersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben. Dorpat u. Leipz., 1800. gr. 8. — Paläographische Fragmente über die Schrift der Hebräer und Griechen. — D. Bibel des N. T. oder d. ehrwürdige Urkunde d. christlichen Religion als ächt und einzige Quelle derselben, übersetzt und mit Anm. d. v. W. F. Hezel. Dorpat und Leipz., Summer 1809. gr. 8. — Allgem. franz. Sprachlehre f. Deutsche. 13 Hefte. gr. 8. Chemnitz, 1801. —

Ferdinand III.

Großherzog von Toscano, Erzherzog von Oestreich.

geb. den 6. Mai 1769. gest. den 18. Juni 1824.

Folgte seinem Vater Leopold in der Regierung dieses Landes d. 21. Juli 1790, trat d. 9. Febr. 1801 Toscana ab und erhielt dafür das durch den Reichsschluß v. 27. April 1803 säcularisirte Erzbisthum Salzburg mit der Kurwürde; ward, nach dessen durch den preßburger Frieden, d. 26. Dec. 1805, geschehener Abtretung an Oesterreich, zum Kurfürsten von Würzburg erklärt, nahm den 30. Sept. 1806 den Titel eines Großherzogs an, er-

Heinrich Ludwig Reihl,

Rector zu Markt Stefft in Franken.

geb. den 8. Aug. 1790. gest. den 22. Mai 1824.

Sein Vater war Professor am königlichen Lyceum zu Regensburg und wandte alles auf die Erziehung des talentvollen Knaben, der sich besonders zum Studium der alten Classiker hinneigte. Wohlgerüstet bezog er die Universität Straßburg und darauf Erlangen, um die theologischen Studien zu vollenden. Er widmete sich dem pädagogischen Fache, wurde Informator zu Pfersen bei Augsburg, wo er sich innige Liebe erwarb, bereiste einige südliche Länder Deutschlands, dann Frankreich und ward im Mai 1817 Rector zu Markt Stefft. Würde in Sprache und Haltung, einnehmendes Betragen, gediegene Kenntnisse, rastlose Pflichttreue und reine Herzensgüte gewannen ihm alle Herzen; damit verband er eine musterhafte Fertigkeit auf der Flöte. Ein glücklicher Gatte und Vater, von seinen Schülern verehrt, ward er in Fülle der Gesundheit und Kraft plötzlich von einem Nervenfieber ergriffen, das sein wackeres Leben früh beendigte.

W.

Dr. Gottlieb Ringeltaube,

Generalsuperintendent zu Stettin, Ritter des rothen Adlerordens 3. Classe.

geb. 1732 zu Grembotschin bei Thorn. gest. d. 25. Mai 1824.

Durch ächtes Verdienst eben so wie durch sein hohes Alter von 93 Jahren ausgezeichnet, wirkte er seit dem Jahre 1792 in Stettin, nachdem er zuvor zu Oels in Schlesien Cons. Rath u. Superintendent und seit 1777 als Cons. Rath u. Senior der evangel. Gemeinde zu Warschau, mithin 47 Jahre hindurch ein eben so treuer Diener des Herrn gewesen war. Das königl. Consistorium und Schulcollegium sagt in der Anzeige seines Hinschiedens: „Was er den Einzelnen von uns durch sein erfahrungsreiches, zuletzt fast nur dem Lesen der heil. Schrift und der einsamen Betrachtung zugewandtes Leben und durch seine Innigkeit für den, der sein Ein und Alles war, und nach dessen Gemeinschaft er sich sehnte, wie

Stuttgart, um dort die Medicin zu studiren, wurde aber nach anderthalb Jahren wieder zurück berufen weil er nicht Arzt und Apotheker zugleich seyn durfte, wie es damals im Elsaß üblich war, woher sein Vater die Idee hatte. Dieser war im Besitz einer Apotheke, welche für ihn bestimmt und bis zu seiner völligen Ausbildung verpachtet wurde, er mußte sich also, so wehe es ihm auch that, von dem Sitz der Wissenschaften und von seinen Freunden trennen und die Apotheke im Jahr 1784 übernehmen. 1788 verehelichte er sich, und wurde Vater eines Sohns und dreier Töchter, welche er bis an sein Ende zärtlich liebte. Seine große Vorliebe zur Wissenschaft machte ihm das Studium zur angenehmsten Beschäftigung, so daß er oft, wie ein älterer Plinius im Bade, beim Essen studirte. Nachdem er mehrere Aufsätze in verschiedene naturwissenschaftliche Zeitschriften geliefert hatte, übergab er der literärischen Welt seine „Chemisch-technischen Abhandlungen," wovon 1. Bändchen 1808, das 2. 1810, das 3. 1819 und das 4. 1821 erschienen. Nachdem er seine Apotheke ruhmvoll verwaltet hatte, übergab er sie 1815 seinem Sohne Christian Friedrich, und lebte nun blos für das ihn so anziehende Studium der Naturwissenschaft und für die Pharmacie. Er gab 1818 einen „Entwurf zu einer allgemeinen und beständigen Apothekertaxe" heraus, welche den scharfblickenden, tiefen Denker sowohl als den thätigen Arbeiter verräth. Später erschien „sein Lehrbuch der Apothekerkunst," ein gründlich durchgearbeitetes Werk, wovon ihn leider der Tod in der Hälfte des 2. Bandes 2. Abtheilung so schnell in der Fortsetzung unterbrochen hat. Mit dem Jahre 1823 in seinem 60. Lebensjahre, begann er sein „Magazin für die neusten Erfahrungen, Entdeckungen und Berichtigungen im Gebiete der Pharmacie u. s. w.," und obwohl ihm manche Steine in den Weg gelegt wurden, so wußte sie doch seine Liebe zum Guten und Nützlichen zu beseitigen, und er hatte die Freude, diese Schrift immer mehr aufkeimen und gedeihen zu sehen, bis er sein Daseyn mit dem 6. Bande schloß; doch soll, was er so mühevoll begonnen, nicht untergehn, es wird unter der Redaction des Dr. Geiger in Verbindung thätiger Mitarbeiter rühmlichst fortgesetzt werden. Er genoß das Vergnügen, daß ihm die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste zu Theil wurde, und kam hierdurch in Verbindungen, durch welche er der Menschheit immer nützlicher seyn konnte. Wie ihn mehrere gelehr-

all wegen seiner Gelehrsamkeit und gewissenhaften Amtsführung geschätzt und geliebt. Dieser seiner Verdienste wegen wurde denn auch, d. 13. Julius 1823, wo 50 Jahre seiner Amtsführung verflossen waren, als ein Tag ausgezeichneter Feier, zumal da der ehrwürdige Greis, seit den drei Jahrhunderten der Reformation erst der zweite war, der in dem Predigerkreise der Hauptstadt ein solches Jubiläum erlebte, begangen. Sein Ehrentag wurde schon am Sonnabend, wie eine kirchlicher Festtag eingeläutet; am Morgen desselben wurde der Jubelgreis von mehrern Deputationen in seiner Wohnung beglückwünscht, zuerst durch das Kirchencollegium, dann durch eine Deputation der Lehrer und Schüler am Lyceo, die ihm Ehrengeschenke überreichten, hierauf von den Predigern der Altstadt, dann von 150 Schülerinnen der Töchterschule, von einer Deputation des Magistrats, der Bürgerschaft u. s. w. Der Consistorialrath Dr. Sextro überreichte ihm im Namen der Facultät zu Göttingen das Ehrendiplom eines Doctors der Theologie, seine Gemeine ihm eine Jubelhymne und ein Ehrengeschenk, worauf dann die feierliche Einsegnung in der Kirche erfolgte. Nur kurze Zeit konnte er nachher noch wirken, denn schon am 28. Mai 1824 endigte sein thätiges Erdenleben. Die Trauer über diesen Verlust sprach sich auch in der rührenden Feierlichkeit aus, mit welcher er beerdigt wurde. In ihm vereinigte sich ein heller Verstand mit einem glücklichen Gedächtniß und eisernen Fleiße, der einen seltenen Reichthum von Kenntnissen in alten und neuern Sprachen, in theologischen und selbst in solchen Wissenschaften gewann, die damit nicht verwandt sind, z. B. Mathematik und Astronomie. Als Kanzelredner gab er mehr dem Verstande als dem Herzen Nahrung; als Lehrer war er vorzüglich und die Stadttöchterschule zu Hannover ist ganz besonders sein Werk. Gesellige Kreise belebte er durch die heiterste Laune und seine Biederkeit erwarb sich überall volles Zutrauen. Ungeachtet der Vielseitigkeit seiner Geistesbildung sind übrigens nur wenige und zwar folgende kleine Schriften in der Hahn'schen Hofbuchhandlung von ihm erschienen: Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, für die ersten Anfänger, in einer Uebersetzung des Bröder'schen Elementar = Lesebuchs. 4. Auflagen; die letzte erschien 1814. — Kurze chronologische Uebersicht der merkwürdigen Ereignisse aus den eilf Jahren des nun beendigten Krieges; in besonderer Rücksicht auf Hannover und die

Hannöverschen Staaten, 1814. — I. Gelotopoëi, obscuri viri juvenis, epistola ad amicum, de optima ratione, feriis scholasticis fructuose et jucunde utendi, saeculo decimo quinto usitata. Cum not. auctor. 1819. — Die letztere, von Freunden einer huttenschen Laune um ihres attischen Satzes willen auch außer dem hiesigen Localkreise mit großem Behagen aufgenommene, etwa 1½ Bogen in 8. starke, Broschüre ist im sog. Küchenlatein, im Geschmacke des Abrahams v. St. Clara geschrieben. Eine ausführlichere Biographie des Verstorbenen und Beschreibung seiner Jubelfeier ist unter der Presse und wird unter dem Titel: Hagemanns Andenken vom Herrn E. Bödeker, Conrector am hiesigen Lyceum, gleich nach Ostern d. J. in der Hahnschen Hofbuchhandlung allda erscheinen. D—r.

Ludwig Christian Wilhelm Zwicker,

großbr. hannöv. Consistorialrath, Obersteuerrath und Vicepräsident in der zweiten Cammer der allgemeinen Ständeversammlung.

geb. 1763. gest. den 5. Juni 1824.

Wurde zu Hannover geboren, wo er mehrere Jahre lang Bürgermeister war und als ein höchstgeschätzter Geschäftsmann von allen, die ihn näher kannten, innigst betrauert wurde, als er von ihnen schied. — Anonym gab er heraus: „Prüfung der öffentlichen Erklärung des Hofrichters von Berlepsch, in Rücksicht zweier Verfügungen, die Besteuerung der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen betreffend. October 1803.“ 76. S. in 8. und: „Bemerkungen über die Nothwendigkeit und Einrichtung zweckmäßiger Arbeits- und Industrieschulen in den kleinen Städten und Flecken hiesiger Lande“ im hannöv. Magazin v. J. 1807. 94. Stück.

Dr. Johann Wilhelm Friedrich Hezel,

russ. kaiserl. Collegienrath und Professor der orientalischen Sprachen zu Dorpat, so wie der lateinischen Gesellschaft zu Jena, der correspondirenden literärischen Gesellschaft zu Mainz erster Classe und der Academie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt Mitglied.

geb. den 16. Mai 1754. gest. den 12. Juni 1824.

Er wurde zu Königsberg in Franken geboren. Sein Vater, Georg Christian Hezel, war zweiter Stadtpfarrer

daselbst. Bis zum 13. Jahre seines Lebens machte er in der untersten Classe dasiger Schule wegen Flüchtigkeit seines Temperaments und fehlerhafter Methode der Lehrer nicht bedeutende Fortschritte; wohl aber übte er sich unter des Stadtorganisten Raz Anleit. in der Musik und konnte auf der Orgel das. Kirche zur Kirchenmusik den Generalbaß spielen. Auch gewann er ziemlich viel Geschicklichkeit im Drechseln, so daß er ein Spinnrad zu verfertigen im Stande war und erlernte selbst einigermaßen die Buchbinderkunst, wobei sein zarter Körper an Stärke zunahm. Die Aufmunterung des Vaters, der ihm oftmals das Beispiel berühmter Gelehrten vorhielt und die Anregung der verständigen Mutter, welche einen edlen Stolz in ihm weckte und ihn zu mancherlei Leistungen in Prosa und Poesie mit sparsamen Lobe anreizte, beide wirkten, nebst seinem Onkel, dem ritterschaftlichen Syndicus und Cassirer des Ritterorts Baunach in Franken, Sondermann, dahin, daß er von nun an den Wissenschaften emsig oblag. Der Vater unterrichtete ihn selbst in den nöthigen Realkenntnissen so wie im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen und besonders verdankte er dem in Halle gebildeten Rector Södel, einem kenntnißreichen und denkenden Manne, die weitere Ausbildung. Unter ihm versuchte er sich, nachdem er Claji opus prosod. ansichtig worden, in lateinischen, griechischen und selbst in hebräischen Versen, welche ihm wenigstens zu einem prosodisch richtigen Aussprechen des Lateinischen verhalfen; doch ward ihm in der Nähe dieses Mannes auch eine gewisse Aengstlichkeit und Schüchternheit eingepflanzt, welche er späterhin nur mit Mühe überwand. Als er sich auf der Reise nach Wittenberg, Anfang Septembers 1772 befand, um die dasige Universität zu besuchen, ward ihm von einem Passagier auf dem Postwagen, dem Factor der Rudolstädter Buchdruckerei Schirach, dringend angerathen, nach Jena zu gehen, wo eben Faber angekommen sey, und mit Empfehlungen von ihm versehen, eilte er dahin. Dem bei Scharfsinn und gründlichem Wissen bescheidenen Danovius und dem ausgezeichneten Orientalist Faber verdankte er das Meiste. Mit ersterm wurde er noch bekannter, als er im Stillen einen exegetischen Versuch über einen Ausdruck im Briefe an die Römer auf dessen Catheder gelegt hatte. Danovius darüber erfreut, munterte ihn auf, sich der Academie zu widmen. Von jetzt an studirte er mehr für sich und im zweiten Studentenjahre trat er zuerst durch die Abhand-

lung über den babylonischen Stadt- und Thurmbau als Schriftsteller auf. Er gab dem ältern Sohne des Hof-raths und Professors Nicolai Unterricht und wurde im Jahr 1775 Hofmeister bei dem Landschaftsdirector Frei-herrn von Imhof zu Hohenstein bei Coburg, und hielt zugleich mit dem Titel eines Schloßpredigers, doch ohne ordinirt zu seyn, jeden Sonntag in dasiger Schloßka-pelle eine Predigt. Diesen glücklichen Aufenthalt, wo er Liebe und Achtung genoß, verließ er jedoch im Sep-tember desselben Jahres wieder, um seiner academischen Neigung in Jena Genüge zu leisten. Walch wendete ihm unentgeltlich das Doctordiplom der Philosophie zu und er las nicht ohne Beifall, auch trat er mit den be-rühmtesten damaligen Theologen in Briefwechsel. Da indeß die Einnahme eines Privatdocenten nur spärlich zu seyn pflegt, so belebte ihn der Wunsch nach Verbesse-rung seiner Lage. Er faßte die Idee, erst die schweren Stücke, dann die ganze Bibel in einem deutschen Com-mentar herauszugeben. Es fanden sich an 1000 Subscri-benten. Hierzu bedurfte er eines ruhigen Wohnplatzes, der ihm auch werden sollte. Herzog Ernst Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, sein eigentlicher Landesherr, hatte ihm 1776 den Character eines Hofraths verliehen, den er jedoch ein Jahr lang weislich verborgen hielt. Im Jahr 1778 machte er in Begleitung des nachherigen Prof. der Medicin in Gießen, Dr. Schwabe, eine Reise nach Hildburghausen über Ilmenau, wo Schwabens Fa-milie lebte. In dem Hause des Vaters desselben, des Superintendenturadjunct und Diaconus Schwabe, lernte H. die einzige verstandes- und herzensgebildete Schwester des Dr. Schwabe kennen, und die glückliche Verbindung mit ihr, im Juni 1778, befestigte den Entschluß, in Il-menau eine Zeit lang zu wohnen. Damals erhielt er von dem Fürsten Günther von Schwarzburg-Rudolstadt die Würde eines kaiserl. Hof- und Pfalzgrafen, welche ihm wohl je zuweilen von Nutzen gewesen ist. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, im Jahr 1780, ward ihm in einer lieblichen Aue ein Gütchen zu Theil an dem sogenannten Grenzhammer nahe bei Ilmenau, wozu ihm der Landesherr im Jahr 1785 einen an seine Aecker anstoßenden kleinen Berg (ein Theil des zugleich in geo-nostischer Hinsicht merkwürdigen Ehrenbergs) verlieh, den er urbar machen und, damals dem Schubartschen Wirth-schaftssystem sehr zugethan, mit Esparsette besäen ließ. In Mitten dieser ländlichen Anmuth schrieb er 7 Bän-

v. Bd. 2 — 8 seines Bibelwerkes nebst noch mehrern Schriften. Nach 6 daselbst glücklich verlebten Jahren folgte er dem d. 3. Mai 1786 erhaltenen Ruf als Professor der orientalisch = biblischen Literatur zu Gießen. Geraume Zeit empfand er den Wechsel der Landluft mit der Stadtluft durch hypochondrische Anwandlung, jedoch die huldreiche Erlaubniß des damaligen Landgrafen Ludwig IX. (der ihm auch den Character eines geheimen Regierungsraths ertheilt hatte), sich des fürstlichen Marstalls und der Reitbahn bedienen zu dürfen, so wie die Geschicklichkeit seines Freundes, Professor Dr. Thom, stählten seinen Körper wieder bei streng beobachteter Diät. Den 24. November 1793 wurde er zugleich zum Definitor bei dem geistlichen Consistorium, im J. 1800 aber zum Universitätsbibliothekar ernannt. Ende des Jahrs 1801 ging er mit einem Gehalt von 2000 Rubel und 1000 Rubel Reisegeld als russisch kaiserl. wirklicher Hofrath und Professor der Exegetik und orientalischen Sprachen nach Dorpat, und einige Jahre nachher erhielt er den Character eines russisch kaiserl. Collegienraths. In Dorpat etablirte er in den ersten Jahren eine Erziehungsanstalt, die mit acht bis zehn Lehrern besetzt war, jedoch nach einiger Zeit wieder sistirte. Auch sein technisches Geschick setzte er aufs Neue in Thätigkeit. So soll er eine Rumfabrik errichtet gehabt haben, die, den ächten Rum nachahmend, eine Zeit lang viel Abgang fand; mit Beihülfe eines sehr geschickten Tischlers erfand er eine Mühle, die vermittelst eines Getriebes mehrere Gewerke in Bewegung setzte; auch schlug er vor, die Casernen von Pisé (gestampfter Erde) zu bauen (was aber mehr für südliche und holzarme Gegenden sich eignet) und erbauete sich selbst ein Gartenhaus, halb von Holz, halb von Pisé. Späterhin ward er auf die Vorlesungen in morgenländischer Literatur beschränkt. Seine würdige Gattin starb einige Jahre vor ihm. Der ältere Sohn ist Rechtsconsulent in Dorpat, der jüngere russischer Militär, außerdem besaß er noch zwei Töchter. Drei Jahre vor seinem Tode ward er pensionirt und starb auf dem sogenannten Domberge in seinem Gartenhause zu Dorpat. Sein Bildniß im Kupferstich befindet sich in Beyers allgemeinem Magazin für Prediger, 6. Band 4. Stück. Der größte Theil dieser biographischen Skizze ist aus seiner im hessischen Gelehrtenlexicon von Strieder abgedruckten Autobiographie entlehnt. Seine Schriften sind folgende: Gedanken über den babylonischen Stadt = und

Thurmbau. Hildburghausen, 1774. 8. — Erleichterte arabische Grammatik, nebst einer kurzen arabischen Chrestomathie zur Uebung im Lesen und Uebersetzen. Jena, 1776. 8. — Geschichte der hebräischen Sprache und Literatur. Nebst einem Anhange, welcher eine kurze Einleitung in die mit der hebräischen Sprache verwandten orientalischen Dialecte enthält. Halle, 1776. 8. — Ausführliche hebräische Sprachlehre; nach berichtigten Grundsätzen durch sorgfältige Vergleichung der übrigen morgenländischen Dialecte. Halle, 1777. 8. — Neue Uebersetzung und Erklärung des hohen Liedes Salomonis; nebst zwei Briefen an einen Staatsmann an einem herzogl. sächs. Hofe über einige interessante Gegenstände der Bibel. Leipzig und Breslau, 1777. 8. — Erklärung des Sündenfalls und des Schweren in Mosis Erzählungen von Kains und Abels Opfer und Henochs Ausgang aus der Welt. Jena, 1777. 8. — Probe seiner herauszugebenden sich selbst erklärenden Bibel. Ilmenau, 1779. 8. — Nöthige Verbesserungen und Zusätze zu seiner erleichterten arabischen Grammatik. Jena, 1780. 8. — Versuch einer biblischen Critik des A. T. von ihrem ersten Ursprung bis auf gegenwärtige Zeit. Halle, 1780. 8. — Ueber die Quellen der mosaischen Urgeschichte. Halle, 1780. 8. — Die Bibel A. und N. T. mit vollständigen erklärenden Anmerkungen 1. Th. (die 5 Bücher Mos.) Lemgo, 1780. 2te Aufl. verb. das. 1786. — 2. Theil (B. Josua bis Buch d. Kön.) das. 1781. 2. Aufl. verb. das. 1788. 8. — 3. Th. (B. der Chron. bis B. Hiob) das. 1782. 2. Aufl. verb. (nebst einer neuen Uebers. des Buch Hiob.) das. 1790. 8. — 4. Th. (die Psalmen) das. 1783. — 5. Th. (die Sprüche, der Prediger und das hohe Lied Salomonis und der Prophet Jesaias) das. 1784. 2. Aufl. verb. das. 1791. 8. — 6. Theil (neue Uebers. des Propheten Jesaias und die Erläuter. der 3 übrigen großen Propheten, des Jeremias und dess. Klaglied. Ezech. und Daniel) das. 1785. 8. — 7. Th. (die 12 kleinen Propheten) das. 1786. 8. — 8. Th. (die 4 Evangelisten) das. 1787. 8. — 9. Th. (Apost. Gesch. Br. Pauli a. d. Römer; die beiden Briefe Pauli an die Korinth.) das. 1790. 8. — 10. und letzter Theil (Brief Pauli a. d. Gal. bis zur Offenb. St. Joh.) das. 1791. 8. — Unter des Verf. Aufsicht und mit seiner Vorrede erschien auch: die Bibel A. und N. T. nach Luthers deutsch. Uebers. mit schicklichen Parallelstellen und kurzen erläuternden Anmerkungen, aus dem hezelschen Bibel-

werke gezogen von Wilh. Schenk, 1. Th. 1. u. 2. Abth. Vom 1. Buch Mose an bis zu den Büchern der Chron. Lemgo, 1787. 8. — Der Anhang zu diesem Bibelwerk, wovon unter dem Titel: die Apokryphen des A. T. mit vollständig erklärenden Anmerkungen, der 1. Theil das Buch Judith bis zum Jes. Sirach enthaltend, zu Lemgo, 1800. 8. und der 2. Theil, welcher das Buch Baruch bis zum Gebet Manasse enthält; das. 1802. 8. herausgekommen, ist nicht von Hezel selbst. — Anweisung zum Hebräischen, bei Ermangelung alles mündlichen Unterrichts. Weimar, 1781. 8. — J. C. W. Dietrich's hebräische Grammatik für Anfänger, mit vielen Zusätzen und Verbesserungen herausgegeben. Lemgo, 1781. 8. — Biblisches Reallexicon, über biblische und die Bibel erläuternde alte Geschichte, Erdbeschreibung, Zeitrechnung, Alterthümer und morgenländische Gebräuche, Naturlehre, Naturgeschichte, Religionsgeschichte, Isagogik, Onomatologie der in der Bibel vorkommenden interessantesten Personen rc. 1. Bd. Leipz. 1783. 2. Bd. das, 1784. 3. Bd. das. 1785. 4. — Lehrbuch der Critik des A. T. Leipzig, 1783. 8. — Anweisung zur arabischen Sprache, bei Ermangelung alles mündlichen Unterrichts, nach des Verfassers erleichterter arabischen Grammatik und Chrestomathie. 1. Th. Leipzig, 1784. 8. — Dialogen zur Erläuterung der Bibel für gebildete Layen aus den drei in Deutschland geduldeten christlichen Religionsparteien, zur Verhütung fernerer Spötterei über Bibel und Religion. 1. Bd. 1. 2. Hälfte. Leipzig, 1785. 8. — Die Bibel in ihrer wahren Gestalt für ihre Freunde und Feinde. 1. 2. St. Halle, 1786. 8. Von den übrigen ist Professor Leun der Verfasser. — Vorrede zu F. W. Schwaben's kleiner hebräischen Bibel. Detmold und Mayenb., 1787. 8. — Anweisung zum Chaldäischen, bei Ermangelung alles mündl. Unterrichts. Lemgo, 1787, 8. — Kürzere hebräische Sprachlehre für Anfänger. Dortm. und Mayenb. 1787. 8. — Vorschläge zur besseren Aufnahme der orientalischen biblischen Literatur im katholischen Deutschland im Journ. v. u. f. Deutschland, 1787, 10. St. 281. von 1788. 8. St. S. 157. u. ff. — Vorrede zu J. G. F. Leun's Handbuch zur cursorischen Lectüre. A. B. Lemgo, 1788. 8. — Novi foederis volumina sacra virorum clarissimorum opera ac studio e scriptoribus graecis illustrata edidit vol. 1. Halae, 1788. 8. — Geneseos ex Onkelosi paraphrasi chaldaica quatuor priora capita, una cum Danielis Cap. II. chaldaice;

4. — Anleitung zur Bildung des Geschm
Gattungen der Poesie. 1. Th. von der e
2. Th. von der dramatischen Poesie. Hil
8. — Der Schriftforscher, in einem Sonn
Ehre der Offenbarung. 1. Jahrg. 1. —
1791. 2. Jahrg. 1. — 3, Heft. das. 179
Die allgemeine Judenbekehrung, oder d
die Juden mit Vernunft und Billigkeit z
nützlichern und glücklichern Staatsbürger
Gieß. 1792. 8. — Entwickelung der schw
Begriffe: Geist und Fleisch. Gieß. 1792. 8
dem 2. Jahrg. seines Schriftforschers hier
gedruckte Abhandlung.) — Practische Anl
klärung des N. T. für Anfänger im Exe
lesungen über das Evang. Joh. und die
nen paulinischen Briefe, als Beilage zu
werk. Erste Hälfte, das Evang. Johann
a. M. 1792. 8. — Allgemeine Nomina
der hebräischen Sprache, zur Sicherung
rung dieses Sprachstudiums. Halle, 1793
sches Wörterbuch der hebräischen Sprache.
Halle, 1793. 8. — Institutio Philologi he
bus scripsit. Halae, 1793. 8. — Hebrä
den, eine Beilage zu des Verfassers he
lehre, für Anfänger und deren Lehrer.
— Vorrede zu Dr. Geo. Ludw. Gebhardt
buche über die sämmtl. heil. Büch. des A
des. Lemgo, 1793. 8. — (D. N.) Vor
die federsche Logik und Metaphysik, für
Schulen und Universitäten. Lemgo. 1793

Critiken über die Uebersetzung von Morus, als Beilage zu derselben. Leipzig, 1795. 8. — Ueber das größere Zeitmaß vor der Fluth. (im Allg. deutsch. Orakel. 1. H. Frankf. 1797. befindlich.) — Der Hauslehrer nach Raff's Lehrart. Ausgearbeitet von einer Gesellschaft pädagogischer Gelehrten, und herausgegeben von W. Fr. Hezel. 1. — 2. Th. Der kleine Lateiner, oder unter dem besondern Titel: Der sich selbst lehrende kleine Lateiner; oder lateinische Lehrstunden, als Lesebuch für Kinder, nach der Methode des Herrn G. C. Raff. 3 Th. Oder auch unter dem besondern Titel: Der sich selbst lehrende kleine Franzose, oder französische Lehrstunden, ein Lesebuch für Kinder, nach der Methode des Hrn. G. C. Raff. Altenb. 1797. 8. — Die Psalmen, neu übersetzt; 1. B. (Ps. 1. — 41.) nebst Critiken über die Mendelssohn'sche Psalmenübersetzung. Altenb. 1797. 8. — Von neuem abgedruckt ist dies Hezelsche Werk, zugleich mit den übrigen Büchern, unter dem Titel: Die Psalmen, neu übersetzt. Bremen, 1800. 8. — Grammatische Aetiologie der französischen Sprache, als Beilage zu allen alten und neuen französischen Sprachlehren. Leipz. 1798. 8. — Le petit Mercure françois; contenant des nouvelles politiques avec celles de musique et de modes à l'usage de la jeunesse de l'un et de l'autre sexe. 1798. — Politischer Mercur oder neueste Zeitgeschichte; ein Lesebuch zur Uebung für französisch Lernende, mit deutschen Anmerkungen, sowohl über die Sprache als über die vorkommenden historisch-geographischen, statistischen und antiquarischen Gegenstände. 1. — 4. Th. Gießen, 1799. 8. — Die Kunst auf die möglichst geschwindeste Art französisch sprechen und schreiben zu lernen; oder neues französisches Elementarwerk. Gießen, 1799. 8. — Anhang zur Berichtigung, Ergänzung und practischen Uebung der bis jetzt erschienenen Cursen. Gießen, 1800. 8. — Kürzere griech. Sprachlehre für Schulen, nebst vollständigen Paradigmen der Nenn- und Zeitwörter in 35 Tabellen. Weißenf. und Leipzig, 1799. 8. — Der gefällige franz. Suflör zur Selbsthülfe für die, die die franz. Sprache bald verstehen, schreiben und sprechen lernen wollen, herausgegeben von Labraise, Hofcammerrath, zum Druck befördert von Hezel. Leipzig, 1799. Auch unter dem Titel: Taschenbuch der franz. Sprache; für die, die einige Fertigkeit darin erlangen wollen. Altenb. 1801. 8. — Pract. Unterricht im Französischen. Brem. 1800. — Franz. Lesebuch für Anfänger. Brem. 1800. — Neue

exegetische Untersuchung über die schwierigen Stellen in Pauli Briefen an die Galater. Cap. 6. 11 — 14; in dessen Br. an d. Ephes. 1. 11 — 14 und 5. 1 — 4. — Neue hebräische Sprachlehre, zunächst für die Lehranstalten in den 4 deuts. russ. Prov. Lief-, Kur-, Esthl. u. Finnland entworfen. Dorpat, 1804. — Englisches Elementarwerk, oder erleichterte practische Sprachlehre zugleich für die, welche Englisch ohne mündlichen Unterricht erlernen wollen. Leipzig, 1804. Neue Aufl. 1811. — Einleitung in die allgemeine Sprachlehre mit besonderer Rücksicht auf die deutsche, als Leitfaden beim Vorbereitungsunterricht der Jugend, welche nun Sprachen grammatisch lernen soll und zugleich zu Verstandesübung entworfen. Dorpat und Riga, 1805. — Erläuterungen einiger Oden des Pindar für Anfänger und ungeübte Lehrer, mit besonderer Rücksicht auf die Bildungsweise der griech. und lat. Sprache, nach Hemsterhuis, Valkenaer, Lennep, Scheids u. d. Verfassers eigenen Grundsätzen, mit beigefügtem Text der erläuterten Oden. Riga, 1805. — Moralisches Taschenbuch oder Wegweiser für die Jugend, mit einer Vorrede von C. G. Salzmann. Hamburg, 1808. 16. — Die Bibel des neuen Testam. Uebersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben. Dorpat u. Leipz., 1800. gr. 8. — Paläographische Fragmente über die Schrift der Hebräer und Griechen. — D. Bibel des N. T. oder d. ehrwürdige Urkunde d. christlichen Religion als ächt und einzige Quelle derselben, übersetzt und mit Anm. d. v. W. F. Hezel. Dorpat und Leipz., Kummer 1809. gr. 8. — Allgem. franz. Sprachlehre f. Deutsche. 13 Hefte. gr. 8. Chemnitz, 1801. —

Ferdinand III.

Großherzog von Toscana, Erzherzog von Oestreich.

geb. den 6. Mai 1769. gest. den 18. Juni 1824.

Folgte seinem Vater Leopold in der Regierung dieses Landes d. 21. Juli 1790, trat d. 9. Febr. 1801 Toscana ab und erhielt dafür das durch den Reichsschluß v. 27. April 1803 säcularisirte Erzbisthum Salzburg mit der Kurwürde; ward, nach dessen durch den presburger Frieden, d. 26. Dec. 1805, geschehener Abtretung an Oesterreich, zum Kurfürsten von Würzburg erklärt, nahm den 30. Sept. 1806 den Titel eines Großherzogs an, er-

hielt durch den Frieden von Paris den 30. Mai 1814 Toscana wieder und bekam, durch den wiener Congreß, den Präsidienstaat, die Insel Elba und die Oberhoheit über Piombino. Seit dem 19. Sept. 1802 war er Wittwer von Luise Amalie Therese, Tochter Ferdinands IV., Königs beider Sicilien. Er starb an einem rheumatischen Entzündungsfieber, nach kaum 5tägiger Krankheit und hinterließ den würdigen Ruf eines milden Regenten, wie dies eine Anecdote aus dem letzten Jahre seiner Regierung näher bezeugt. Mehrere der vornehmsten Florentiner waren durch von außen gekommene Anzeigen des Carbonarismus verdächtig geworden. Der Großherzog ließ die Beschuldigten sämmtlich zu sich entbieten und ihnen durch seinen Staatssecretär das Schreiben vorlesen. Darauf sagte er zu den Bestürzten: „Sie sehen, meine Herrn, wessen man Sie beschuldigt und was man mir räth; ich aber glaube nicht, daß Sie mir, der ich Ihnen kein Uebles zugefügt habe, übel wollen und habe mich deswegen mit meinem Ehrenworte für Sie verbürgt; ich hoffe, daß Sie meine Bürgschaft ehren werden.“ —

Dr. G. F. Hänle,

großherzogl. badenscher Medicinalrath, der naturforschenden Gesellschaft in Zürich, der allgemein cameralistisch-oeconomischen Gesellschaft in Erlangen, der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, der Gesellschaft correspondirender Pharmaceuten, des großherzogl. badenschen landwirthschaftlichen Vereins zu Ettlingen, des Apothekervereins im nördlichen Deutschland, der pharmaceutischen Gesellschaft zu St. Petersburg so wie des pharmaceutischen Vereins im Großherzogthum Baden Mitglied.

geb. d. 6. Januar 1763. gest. d. 23. Juni 1824.

Er war zu Lahr im Großherzogthum Baden geboren, wo sein Vater Landoberschultheiß war. Nach zurückgelegten Schuljahren legte er auf dem Gymnasium zu Buchsweiler den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung, machte hierauf die Lehre bei Apotheker Martin in Straßburg, dann conditionirte er als Gehülfe zu Darmstadt und in Zweibrücken. Von hier leitete ihm sein reger Geist und stäter Drang nach wissenschaftlicher Bildung auf die damals so berühmte hohe Carlsschule zu

Stuttgart, um dort die Medicin zu studiren, wurde aber nach anderthalb Jahren wieder zurück berufen weil er nicht Arzt und Apotheker zugleich seyn durfte, wie es damals im Elsaß üblich war, woher sein Vater die Idee hatte. Dieser war im Besitz einer Apotheke, welche für ihn bestimmt und bis zu seiner völligen Ausbildung verpachtet wurde, er mußte sich also, so wehe es ihm auch that, von dem Sitz der Wissenschaften und von seinen Freunden trennen und die Apotheke im Jahr 1784 übernehmen. 1788 verehelichte er sich, und wurde Vater eines Sohns und dreier Töchter, welche er bis an sein Ende zärtlich liebte. Seine große Vorliebe zur Wissenschaft machte ihm das Studium zur angenehmsten Beschäftigung, so daß er oft, wie ein älterer Plinius im Bade, beim Essen studirte. Nachdem er mehrere Aufsätze in verschiedene naturwissenschaftliche Zeitschriften geliefert hatte, übergab er der literärischen Welt seine „Chemisch-technischen Abhandlungen," wovon 1. Bändchen 1808, das 2. 1810, das 3. 1819 und das 4. 1821 erschienen. Nachdem er seine Apotheke ruhmvoll verwaltet hatte, übergab er sie 1815 seinem Sohne *Christian Friedrich*, und lebte nun blos für das ihn so *anziehende* Studium der Naturwissenschaft und für die *Pharmacie*. Er gab 1818 einen „Entwurf zu einer allgemeinen und beständigen Apothekertaxe" heraus, welche den scharfblickenden, tiefen Denker sowohl als den thätigen Arbeiter verräth. Später erschien „sein Lehrbuch der Apothekerkunst," ein gründlich durchgearbeitetes Werk, wovon ihn leider der Tod in der Hälfte des 2. Bandes 2. Abtheilung so schnell in der Fortsetzung unterbrochen hat. Mit dem Jahre 1823 in seinem 60. Lebensjahre, begann er sein „Magazin für die neusten Erfahrungen, Entdeckungen und Berichtigungen im Gebiete der Pharmacie u. s. w.," und obwohl ihm manche Steine in den Weg gelegt wurden, so wußte sie doch seine Liebe zum Guten und Nützlichen zu beseitigen, und er hatte die Freude, diese Schrift immer mehr aufkeimen und gedeihen zu sehen, bis er sein Daseyn mit dem 6. Bande schloß; doch soll, was er so mühevoll begonnen, nicht untergehn, es wird unter der Redaction des Dr. Geiger in Verbindung thätiger Mitarbeiter rühmlichst fortgesetzt werden. Er genoß das Vergnügen, daß ihm die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste zu Theil wurde, und kam hierdurch in Verbindungen, durch welche er der Menschheit immer nützlicher seyn konnte. Wie ihn mehrere gelehr-

te Gesellschaften zu ihrem Mitgliede erwählten, so ertheilte ihm die Universität Erlangen die Doctorwürde und sein wahre Verdienste ehrender Fürst, den Character und Rang als großherzogl. bad. Medicinalrath. Noch war ihm eine große Auszeichnung aus Norden zugedacht, die er aber leider nicht mehr erlebte. Im Kreise seiner Familie und seiner Freunde, die er hochschätzte, war er immer heiter und munterer Laune.

M. Friedrich Traugott Wettengel,

fürstl. reuß-plauischer Kirchenrath, erster Consistorialassessor auch Superintendent und Pastor primarius zu Greiz.

geboren den 9. Februar 1750. gestorben den 24. Juni 1824.

Er wurde zu Asch in Böhmen geboren. Das jüngste von 7 Kindern des damaligen reichsadelich-zedtwitzischen Gerichtsverwalters in Asch, Johann Adam Wettengel, dessen Gelehrsamkeit und würdiger Wandel vorzüglich waren. Die Aeltern ertheilten ihm eine sorgfältige Erziehung. Von der öffentlichen Schule seiner Geburtsstadt aus ward er einem wackern Gelehrten, Brun-Lassen aus Dänemark, zum Privatunterricht übergeben, und konnte daher 1765 schon in die obersten Reihen der erstern Classe des Gymnasiums zu Hof aufgenommen werden. Hier zeigte er bei dreimaligen öffentlichen Schulfeierlichkeiten als Redner deutliche Proben von lateinischer und griechischer Sprachkenntniß so wie von poetischer Anlage. Im J. 1768, da er kurz darauf seinen Vater verlor, studirte er in Jena Theologie und Philosophie und vollendete 1770 zu Erlangen, besonders unter Seiler, seine Studien, nahm auch daselbst Jahrs darauf die Magisterwürde an. Nicht lange darnach wurde er Hauslehrer in der adelichen Familie von Zedtwitz zu Näntschau bei Hof. Auf Empfehlung eines Obersten von Falkenstein, der einer seiner Predigten beigewohnt hatte, erwählte ihn der Fürst Reuß, Heinrich XI. im J. 1775 zum Hofcaplan in Greiz. Im J. 1780 erhielt er das Prädicat eines Hofpredigers und die Direction des Waisenhauses, dem er eifrig vorstand. Seine im Jahr 1784 erwählte Gattin, geb. von Maunz, starb in demselben Jahre schon, kurz darauf seine Mutter und er sah sein Leben schmerzlich getrübt. Im J. 1792 ward er Superintendent und

erster Assessor des Consistoriums und genoß, vier Jahre darauf zum zweiten Male verheirathet, die reinste Vaterfreude an seinem einzigen, der Theologie sich widmenden Sohne. Wohl suchten auch ihn Krankheiten heim und er empfand tief das Brandunglück 1802; doch war sein Wirken meist erfreulich und auch von seinem Fürsten den 7. April 1824 durch Ernennung zum Kirchenrathe aufs neue anerkannt. Sanft sollte auch sein Ende seyn. Den 24. Juni desselben Jahres ging er früh aus seiner Wohnung, um einer Consistorialsitzung beizuwohnen. Während der Session fühlte er sich von einer ungewöhnlichen Hitze überfallen und verließ den Saal, um in seine Wohnung zurückzukehren; doch noch in einem Zimmer des Schlosses traf ihn ein Blutschlag. Ein frommer, gewissenhafter Seelsorger, mit Gaben der Beredsamkeit ausgerüstet, machte er sich auch 1792 durch Errichtung des Seminars für Prediger und Schullehrer verdient. Seine Schriften sind: Predigten über die Reden Jesu am Kreuz. 1779. — Ode auf den Tod Leopolds, Prinzen von Braunschweig. 1785. — Predigt: Der hohe Werth reiner Familienfreuden. 1786. — Josephs II. Schattenriß, gezeichnet von einem Ausländer. 1790. — Eine Abhandlung über die Frage: „Sind die symbolischen Bücher ein Joch für die freie evangelische Kirche?" 1790. — Trostgründe bei den Gräbern unserer Geliebten. 1791. — Anleitung zum weisen und frohen Genusse des Lebens. 1792. — Gedichte und Lieder für Leidende. 1799. — Der hohe Werth eines Tempels. Predigt bei der Einweihung der, nach der Einäscherung von 1802 wieder erbauten Stadtkirche. 1805. — Lazarus der Arme. 1806. — Sind christliches Predigtamt und öffentlicher Gottesdienst in unsern Tagen minder nothwendig als zur Zeit der Reformation? Schreiben gegen einen unkirchlichen Aufsatz in der Nationalzeitung. 1808. — Die Beschränkung der Ehen, vor dem Richterstuhl der Religion und Vernunft betrachtet. 1810. — „Geliebtes Greiz! Schaue den Ernst und die Güte deines Gottes!" 1811: „Es sey Friede!" 1814 Zwei Predigten, erstere, nachdem der Blitz in der Stadtkirche eingeschlagen hatte. — Sieges- und Todes-Feier der in den letzten Kriegen für Recht und Frieden gefallenen Krieger; und Aufruf zur würdigen Feier der Sonn- und Festtage. 1817. — Auch verdanken mehrere Lieder in der neuesten Ausgabe des Greizer Gesangbuches ihm ihren Ursprung, so wie Gesänge, die er seit einer Reihe von Jahren zur jedesmaligen Confirmations-Feier verfaßte und vertheilen ließ.

---

tere Anwesenheit des Hofs auf dasigem Lustschlosse mußte ihn schon zu fortschreitender Bildung im Predigen anregen, wenn dies nicht ohnedies seine Liebe zur Gemeinde bewirkt hätte. Besonders nahm er sich des religiösen Unterrichts der Jugend an, was ihm diese oft in den spätesten Jahren noch dankte. Ueber die Prosa des Lebens, die ihn zuweilen, selbst mit Verlust an Gütern, empfindlich drückte, erhob ihn besonders die alte Liebe zur Dichtkunst. Unter den römischen Dichtern war Horaz, unter den deutschen Gellert sein Liebling. Er lieferte, um öftern Aufforderungen zu genügen, manche Gedichte, welche der Augenblick veranlaßte; doch sind sie meist zerstreut und verloren gegangen. Der Prinzenerzieher Fleischer, ein gelehrter und witziger Mann, war sein werthester Umgang. An dem seit 1793 zuerst erschienenen cöthenschen Gesangbuche war er zum Mitarbeiter erwählt worden und hiebei sein Hauptgeschäft, die ältern Gesänge zu verbessern oder ganz umzugestalten. Um der Sammlung die Melodie: „Auf! hinauf zu ꝛc.“ zu bewahren, dichtete er selbst ein Lied, welches dort — es beginnt also: „Auf, hinauf, bedrängte Seele ꝛc. — zum Beweis seines Talents als fernerer Liederdichter nachzuschlagen ist. Durch ausdrucksvolles Vorlesen vorzüglicher Lieder wußte er übrigens dem neuen Gesangbuche Eingang bei seiner Gemeinde zu gewinnen. In spätern Jahren, den 3. Januar 1793, verband er sich mit der einen Tochter des früher in Halberstadt verstorbenen Consistorialraths Gillet, welche ihm acht Kinder gebar, davon er 3 in zarter Jugend, einen hoffnungsvollen Sohn aber als Student in seinem 19. Jahre verlor. Er trug das Schmerzlichste mit frommer Fassung. Ein heiterer Geist und wissenschaftliches Streben begleitete ihn bis ins höhere Alter. Im 63. Jahre wurde er vom Herzog August, dem früheren Wunsche des fürstlichen Vaters gemäß, zum Superintendenten des Landes, Hofprediger und Oberpfarrer an der St. Jacobskirche zu Cöthen ernannt und im October 1806 in sein neues Amt eingewiesen. Die damaligen Reformen des politischen und kirchlichen Lebens nahmen seine Thätigkeit in erhöheten Anspruch. Mit dem Tode des Herzogs August 1812 hörte zwar der Hofgottesdienst auf, aber die Kriegsjahre und so manche außerordentliche Gelegenheiten dieser Zeit erforderten ein rüstiges Wirken. Schon hatte er im J. 1817 seine silberne Hochzeit feiern können; aber ihm sollte auch den 31. Januar 1823 die Freude seiner fünfzigjäh-

August Ludwig Christian Isensee,

herzoglich anhalt-cöthenscher Consistorialrath, Superintendent, Hofprediger und Oberpfarrer an der St. Jacobskirche zu Cöthen.

geb. d. 5. September 1743. gest. d. 26. Juni 1824.

Der Vater, Castellan eines herzoglichen Lustschlosses, ein Biedermann, und die zärtlich liebende Mutter pflegten den einzigen Sohn mit besonderer Sorgfalt. Im 4. Jahre las der Knabe schon mit Fertigkeit und suchte mit Hülfe der wackern Mutter auch die schwere Aufgabe der fast nur auf Gedächtnißübungen berechneten Stadtschule zu lösen, bis er unter der Leitung des würdigen Conrectors Milling zu Cöthen sich vortheilhaft ausbildete und das Studium der alten Sprachen, besonders der lateinischen, erfolgreich betrieb. „Von euern gelehrten Sachen verstehe ich nichts," rief ihm der Vater beim Abschiede zu, als er die Universität besuchen wollte, „aber um das Eine bitte ich dich: werde ein braver Mann!" Dessen eingedenk bereitete er sich von Ostern 1763 an zu Frankfurt an der Oder auf seinen geistlichen Beruf und beschäftigte sich neben den theologischen Wissenschaften, besonders mit der Wolfschen Philosophie. Darjes war ihm unter seinen Lehrern besonders werth. Doch auch der Poesie huldigte er gern, und gab seine Anlage hiezu durch mehrere in öffentliche Blätter aufgenommene Oden an Friedrich den Großen auf eine empfehlende Weise zu erkennen. Als Theolog war er dem Supernaturalismus zugethan, wie er auch beim Abschiede von der Universität 1768 in seiner öffentlich vertheidigten Dissertation: De actibus gratiae naturam emendantibus, an den Tag legte. Ob ihm übrigens Darjes auch rieth, um ein academisches Lehramt nachzusuchen, so kehrte er doch in das Vaterland zurück und lehnte selbst seinen Aeltern zu Liebe den Antrag ab, Erzieher eines Lippe-Bückeburgschen Prinzen zu werden. Er wurde dagegen Führer zweier Jünglinge auf der damals zu Zerbst errichteten Landeshochschule; im Jahre 1773 ertheilte ihm die Huld seines Fürsten die Stelle eines Inspectors des cöthenschen Waisenhauses, womit das Amt eines Hülfspredigers des Superintendenten in der Hof- und Stadtkirche verbunden war. Noch am Schlusse dieses Jahres aber ward er zum Prediger in Biendorf bei Cöthen erwählt, wo seiner mancherlei Geschäfte warteten, welche der beschwerliche Landbau zu vermehren wußte. Die öf-

tere Anwesenheit des Hofs auf dasigem Lustschlosse mußte ihn schon zu fortschreitender Bildung im Predigen anregen, wenn dies nicht ohnedies seine Liebe zur Gemeinde bewirkt hätte. Besonders nahm er sich des religiösen Unterrichts der Jugend an, was ihm diese oft in den spätesten Jahren noch dankte. Ueber die Prosa des Lebens, die ihn zuweilen, selbst mit Verlust an Gütern, empfindlich drückte, erhob ihn besonders die alte Liebe zur Dichtkunst. Unter den römischen Dichtern war Horaz, unter den deutschen Gellert sein Liebling. Er lieferte, um öftern Aufforderungen zu genügen, manche Gedichte, welche der Augenblick veranlaßte; doch sind sie meist zerstreut und verloren gegangen. Der Prinzenerzieher Fleischer, ein gelehrter und witziger Mann, war sein werthester Umgang. An dem seit 1793 zuerst erschienenen cöthenschen Gesangbuche war er zum Mitarbeiter erwählt worden und hiebei sein Hauptgeschäft, die ältern Gesänge zu verbessern oder ganz umzugestalten. Um der Sammlung die Melodie: „Auf! hinauf zu 2c." zu bewahren, dichtete er selbst ein Lied, welches dort — es beginnt also: „Auf, hinauf, bedrängte Seele 2c. — zum Beweis seines Talents als fernerer Liederdichter nachzuschlagen ist. Durch ausdrucksvolles Vorlesen vorzüglicher Lieder wußte er übrigens dem neuen Gesangbuche Eingang bei seiner Gemeinde zu gewinnen. In spätern Jahren, den 3. Januar 1793, verband er sich mit der einen Tochter des früher in Halberstadt verstorbenen Consistorialraths Gillet, welche ihm acht Kinder gebar, davon er 3 in zarter Jugend, einen hoffnungsvollen Sohn aber als Student in seinem 19. Jahre verlor. Er trug das Schmerzlichste mit frommer Fassung. Ein heiterer Geist und wissenschaftliches Streben begleitete ihn bis ins höhere Alter. Im 63. Jahre wurde er vom Herzog August, dem früheren Wunsche des fürstlichen Vaters gemäß, zum Superintendenten des Landes, Hofprediger und Oberpfarrer an der St. Jacobskirche zu Cöthen ernannt und im October 1806 in sein neues Amt eingewiesen. Die damaligen Reformen des politischen und kirchlichen Lebens nahmen seine Thätigkeit in erhöheten Anspruch. Mit dem Tode des Herzogs August 1812 hörte zwar der Hofgottesdienst auf, aber die Kriegsjahre und so manche außerordentliche Gelegenheiten dieser Zeit erforderten ein rüstiges Wirken. Schon hatte er im J. 1817 seine silberne Hochzeit feiern können; aber ihm sollte auch den 31. Januar 1823 die Freude seiner fünfzigjäh-

rigen Amtsführung zu Theil werden, wo er noch Kraft genug besaß, zu predigen. Mehrere freundliche Gaben bezeichneten den schönen Tag; aber bald darauf nahete der Abend seines Lebens und führte sein Ende sanft herbei.

August Heinrich von Borgstede,

k. preuß. Geheimer Ober-Finanzrath, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Classe, Mitglied der Acad. der Wissens. in Berlin.

geb. den 5. December 1758. gest. den 7. Juli 1824.

Gebürtig von Herford, studirte er in Halle und begann im Jahre 1779 seine Geschäftslaufbahn als Referendair bei der damaligen kurmärkischen Cammer, bei welcher er nach und nach zum Rath und Director hinaufstieg. Im J. 1791 ward er zum geheimen Ober-Finanzrath befördert und als vorsitzender Rath im Generaldirectorium angestellt. Von 1807—1809 war er Civilgouverneur von Pommern und der Neumark. Die rastlose Thätigkeit, Umsicht und Gewandtheit, mit welcher er in dieser höchst critischen Zeit die Verwaltung dieser Provinzen leitete, so manches Ungemach von ihnen abwandte, und das allgemeine Elend milderte, findet noch jetzt in der dankbaren Erinnerung ihrer Bewohner ein ehrenvolles Anerkenntniß. Von da an lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit auf seinem Gute Prillwitz bei Pyritz, welches er, ein eben so practischer als theoretischer Kenner der Landwirthschaft, zu einem der schönsten und ergiebigsten Landsitze in Pommern umschuf. Nach dem Verkaufe dieses Guts widmete er sich aufs neue den öffentlichen Geschäften und lebte zu Stargard. Im J. 1822 wurde er von dem Könige zur Berathung über die neue Einrichtung der Provinzial-Stände berufen, und am 8. März 1823 zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt. Vom saatziger Kreise zum Landtagsabgeordneten erwählt, wurde er endlich von dem Könige zum Landtagsmarschall für Pommern ernannt; es ist ihm jedoch nicht vergönnt worden, als solcher in Wirksamkeit zu treten. Eben so wie durch die gründlichsten Kenntnisse der Staatsverwaltung, auch durch hohe wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet, war er seit einer Reihe von Jahren Mitglied der Academie der Wissenschaften in Berlin.

Christian Gotthold Brückner,

Kaufmann zu Leipzig.

geb. 1745. gest. den 18. Juli 1824.

Sohn des ehemaligen Pastors M. Brückner zu Königswalde bei Annaberg, wo er auch geboren wurde. Dem Wunsche des Vaters, daß er studiren möchte, stand ein organischer Fehler des Knaben, das Stammeln, verhinderlich entgegen; doch verlor sich dies wieder in spätern Jahren. Indeß war er dem Kaufmannsstande gewidmet worden. Eine gute Schulbildung, Fleiß und Redlichkeit empfahlen ihn sehr. Der damals einfallende siebenjährige Krieg führte aber auch ihm manche bittere Erfahrung zu. Endlich wurde er Mitbesitzer der Handlung zu Leipzig, in welcher er sich bisher befunden hatte, unter der Firma: Brückner und Schröter. Eine kinderlose Ehe und körperliche Leiden, besonders Augenschwäche, veranlaßten ihn, sich den Geschäften zu entziehen. Desto eifriger ergab er sich der Musik und seiner Neigung zur Wohlthätigkeit. Schon als Kind machten Töne, woher sie auch kamen, auf sein Ohr Eindruck; ein altes Clavier auf dem Boden seines Vaters, in höchst vernachlässigtem Zustande, brachte ihn ohne allen Unterricht so weit, daß er in seinem 12. Jahre schon einen Versuch auf der Orgel in seiner Dorfkirche machte, dafür ihn der Vater zu seiner großen Freude eine kleine Belohnung gab. Er setzte in Leipzig seine Uebung auf diesem Instrumente fort, und ob er gleich keine Noten kannte, so erstaunten selbst Meister über sein musikalisches Talent, und zu 20 Mozartschen Variationen machte er gern noch 20 und mehrere, da seine Phantasie unerschöpflich war. Am liebsten aber war ihm die Kirchenmusik, und darunter besonders Choräle, welche er so meisterhaft auf der Orgel spielte, daß ihn selbst ein Schicht öfters bewunderte, und ihm manche Passage ablauschte. Sein Trieb zur Wohlthätigkeit war unbegrenzt und wie oft wünschte er sich ein großes Vermögen, um noch reicher spenden zu können; zürnen konnte er über mitleidlose Reiche. Seine heitere Unterhaltungsgabe ward vom getreuesten Gedächtniß glücklich unterstützt. Sein Tod erfolgte wie sein Leben in Mitten seiner beiden Lieblingsneigungen. Er ging wie immer heiter in den Nachmittagsgottesdienst der Thomaskirche, spielte auf der Orgel einige Verse aus einem seiner Lieblingschoräle, be-

handlungen. Die Rechte des geistlichen Ministeriums vertheidigte er gegen Jeden, der sie anzutasten wagte und seine Parochialrechte wußte er überall geltend zu machen, wie ihn seine Freimüthigkeit auch in der Usurpationsperiode nicht verließ. Gegen Höhere und Vorgesetzte verstieß er oft damit, aber seine Freunde und Amtsgenossen vertrugen sich gern mit ihm und liebten seinen Umgang. In seinem Hause herrschte eine große Gastfreundschaft und gegen alle Mitglieder seiner Familie, auch selbst gegen entferntere Verwandte war er zuvorkommend, freundlich und gefällig. Er hatte eine gute Kinderzucht eingeführt und beschäftigte sich mit seinen Kindern von den ersten Augenblicken ihres Lebens an, wobei er selbst sich die nächtliche Ruhe versagte. Aber auch in der folgenden Zeit ihres Lebens waren und blieben seine Kinder immer der liebste Gegenstand seiner vorzüglichsten Aufmerksamkeit.

M. Elias Friedrich Pöge,

Stadtprediger zu Dresden.

geb. den 14. Sept. 1748. gest. den 3. Aug. 1824.

M. E. Fr. Pöge war zu Fremdiswalde, unweit Hubertsburg geb., und hatte einem Schlosser, Elias Pöge, sein Daseyn zu verdanken. Den ersten Grund seines Wissens legte er auf der Fürstenschule zu Grimma, wo Gensel, Opitz und Krebs damals seine Lehrer waren. Nachher bildete er sich auf der hohen Schule zu Leipzig zu einem beliebten Kanzelredner aus, nahm auch bereits im August 1770 zu Wittenberg die Magisterwürde an. Seine erste Anstellung erfolgte im Jahre 1773 als Diaconus zu Eilenburg; von da wurde er 1778 als dritter Diaconus an die Stadtkirche zu Torgau berufen, wo sich späterhin der verewigte Hofprediger Dr. Hacker, als Zuchthausprediger aufhielt. Beide waren damals die beliebtesten Prediger dieses Orts; auch sprach für unsern Pöge die öffentliche Meinung sich dadurch aus, daß ihm im Jahre 1785 der Stadtrath zu Magdeburg zum zweiten Pastor an der Kirche zu St. Jacob erwählte, eine Auszeichnung, die selten einem Ausländer zum Theil wird. Doch nicht lange war es ihm vergönnt, in Magdeburg zu bleiben; denn schon drei Jahre darauf erhielt er den

mit großer Treue verwaltet und bei einem exemplarischen Lebenswandel die Pflichten seines schweren Berufs als Prediger einer sehr großen und gemischten Gemeinde auf eine musterhafte Weise erfüllt. Seine Amtsreden waren populär und erbaulich. Seine Seelsorge konnte bei dem großen Umfange seiner Gemeinde unmöglich ganz in's Specielle gehn, aber er wußte die Würde und die Pflichten seines Amtes sehr gut zu vereinigen, wenn irgend ein Vorfall sich ereignete, der in der Gemeinde Aufsehen erregte. Manche Gerechtsame seines Amts, besonders als Decan des Calands, mußte er unter großen Widersprüchen erkämpfen und behaupten. Aber es gelang ihm, auch selbst unter den Stürmen der westphälischen Regierung, als das Stift aufgehoben wurde, die Einkünfte desselben zu retten. Bis an sein Ende bekleidete er dies Decanat. Die letzten Lebensjahre wurden ihm auf mannichfache Weise verbittert. Nicht genug, daß er in denselben seinen treuen und geliebten Collegen, Johann Anton Eobald Alers, verlor, er sollte auch noch durch die heftigen Streitigkeiten, die bei der Wahl des neuen Predigers vorfielen, viel Verdruß und Kränkungen erfahren. Da die Erwählung de Wette's zum zweiten Prediger an der Catharinenkirche von der Regierung nicht bestätigt worden und wegen Weigerung der Gemeinde, einen andern an dessen Statt zu erwählen, das fürstl. Consistorium hiemit beauftragt worden war, so sollte Meier, da der größte Theil der Einnahme der Stadtprediger zu Braunschweig in zufälligen Gaben und Geschenken von den Gemeindegliedern besteht, und die Liebe und Zuneigung der Gemeindeglieder also ganz besonders auch in dieser Hinsicht von Nöthen ist, manchen zeitlichen Nachtheil erfahren. Meier überlebte diese bittern Tage nicht lange. Ein Schlagfluß setzte den sonst so starken und gesunden Greis schon im Jahre 1823 bei einem Besuche, den er seinen in Hamburg wohnenden Kindern und Verwandten abstattete, auf eine lange Zeit außer Stand, sein Amt zu verwalten. Er erholte sich zwar auf eine kurze Zeit noch einmal und kehrte zu seinen Geschäften zurück; aber am späten Abend des 30. Juli 1824 erlag seine starke Leibesbeschaffenheit den Folgen des erlittenen Schlagflusses. — Der Verewigte war, was seinen Character betrifft, ein wahrer Biedermann. Die Geradheit seines Characters grenzte an Derbheit und er war gegen Jedermann stets wahrhaft in Ausdruck und Betragen, sowohl in mündlichen als schriftlichen Ver-

rede wider den Meineid," die im vierten Bande von Dr. Hackers Formularien zu kleinen Amtsreden abgedruckt ist, in welcher die Schwierigkeiten, die der Stand, die Confession und das angeschuldigte Verbrechen des Schwörenden dem Redner entgegenstellen, auf eine höchst gelungene Weise besiegt worden sind. Er besaß die Gabe, aus dem Herzen zum Herzen zu sprechen. Auch scheute er sich nicht, die Laster und Gebrechen des Zeitalters öffentlich zu rügen, und es galt bei ihm kein Ansehen der Person. Allen zwecklosen Neuerungen war er abhold; dagegen hielt er treu auf die reine Lehre des Christenthums, das er verkündigte, und sah mit Wehmuth auf das Unwesen neuerer Sectirungen, die mehr als je vom Zeitgeiste gehegt und gepflegt werden. Seine Schriften sind folgende: Predigten über wichtige Wahrheiten der Religion in gegenwärtigen Zeiten. Leipz. 1777. 8. — Rede bei der Confirmation und Einsegnung der Kinder. Ebend. 1778. 8. — Diss. de criteriis quibusdam suspectis in reperiundis prophetiis Messianis. Torgav. 1784. 4. — Menschen, als Fremdlinge und Pilger hier auf Erden; eine Localpredigt. Leipz. 1787. gr. 8. — Predigt am Himmelfahrtstage 1796 in der Hauptkirche zu Torgau gehalten: Wie wir uns auf die künftige Trennung unsers rGeliebten vorbereiten können. Dresd. 1797 gr. 8. — Predigt bei Einweihung der erneuerten Hospitalkirche zu St. Jacob: Ueber den Werth einer milden Stiftung, die für Alte und Schwache bestimmt ist. Ebend. 1800. gr. 8. — Was wir thun müssen, wenn wir uns bei der öffentl. Hinrichtung einer Missethäterin, als gute Bürger und weise Christen auszeichnen wollen. Eine Predigt, bei Veranlassung einer den 31. August 1804 bevorstehenden Hinrichtung einer Missethäterin, am 13. Sonntage nach Trinitatis in der Kreuzkirche gehalten. Ebend. 1804. gr. 8. — Wie sehr wir Ursache haben, uns der Vollendeten zu erinnern, die sich um uns verdient gemacht haben. Ebend. 1807. gr. 8. — Wodurch wir in unsern Tagen die Hoffnung auf das Ewige und Bessere vorzüglich gebrauchen sollten; eine Predigt am 1. Bußtage über den nachmittäglichen Text gehalten. Ebend. 1812. 8. — Altarrede bei der Confirmation der Kinder am Palmsonntage. Ebend. 1812. 8. — Rede am Grabe des Herrn Stadtprediger M. Cramer, gehalten d. 7. Sept. 1820. Ebend. 1820. 8.

W. L.

Johann Peter von Lange,

Director der Academie der bildenden Künste zu München.

geb. 1756. gest. den 6. Aug. 1824.

Calcum im ehemaligen Herzogthum Berg war sein Geburtsort. In diesem ländlichen Aufenthalte wurde die Natur ihm früh befreundet und weckte und nährte reichlich die Empfänglichkeit der jugendlichen anlagevollen Seele für das Schöne. Unter dem Director Krahe auf der Academie zu Düsseldorf begann er seine Studien. Die herrlichen Vorbilder jener berühmten Gallerie, der Geistesverkehr unter bedeutenden Männern, die jene Gegend damals bewohnten, die bewegte merkwürdige Zeit wirkten gleich heilsam auf ihn ein. Im Jahre 1784 unternahm er, um seinem Fürsten von der Frucht seines Strebens Rechenschaft zu geben, eine Reise nach München. Noch in dem nämlichen Jahre ward er zum Professor und fünf Jahre darnach zum Director der Düsseldorfer Academie ernannt, welcher Würde späterhin auch jene des Directoriums der Gallerie beigesellt wurde. So verfloßen ihm 20 Jahre einer schönen, heitern Thätigkeit in den herrlichsten Natur- und Kunstumgebungen, so wie im Umgang mit geistvollen Menschen, glücklich in seinem Familienkreis. Aus seinen damaligen Werken leuchtete vorzüglich die treffliche Gabe hervor, den Geist der Individualität in malerische Wirkung zu setzen, ohne sich von der einfachen Wahrheit zu entfernen. In der Darstellung des Ausdrucks edler Grazie und sanfter Hoheit wirklicher Natur bewies er sich musterhaft. Vorzüglich in dem Colorit schloß er sich an das Beste an, was die niederländische Schule in guten Zeiten hervorgebracht hat. Seine historischen Arbeiten aus dieser Zeit sind gleich vortrefflich an Gehalt, so wie durch die Ausführung; lebendige Characterisirung der Affecten; sinnreich hervorhebende Contraste; Figuren, die da handeln, als wenn sie von Niemand beobachtet würden, so ganz mit vollem Geist ihrem Zwecke dahingegeben. Schon in den 80. Jahren hatte er eine Reise durch Holland und die Niederlande unternommen; am gewinnreichsten war jedoch seine Reise nach Paris 1798 in der Mitte der Meisterwerke Raphaels, Correggio's; Raphael blieb ihm sein höchstes Ideal. Bemüht war er aber auch als Lehrer, daß seine Schüler den Weg erwählen möchten, welchen Raphael eingeschlagen hatte. Um so zweckmä-

ßiger war es, daß er 1806 nach München berufen wurde um daselbst ein durch königliche Milde reich dotirtes Kunstinstitut zu bilden. Eine Feststellung wahrer Grundsätze einer künstlerischen Erziehung that aber doppelt wohl in jener schwankenden Zeit, da Winkelmanns Lehrgebäude erschüttert worden war, Frankreich einen eigenthümlichen Geschmack der historischen Malerei angenommen hatte, in Deutschland die Schule der Romantiker mit Ueberschätzung des Alterthümlichen blühete, Italien von Canova's Ruhm erfüllt war; und Lange besaß die allem dem gegenüber erforderlichen Eigenschaften. Das Wirken der Schule, dessen Ruf sich weit ausbreitete, so wie vorzüglich ein groses herrliches für die Schulkirche daselbst ausgeführtes Bild sind redende Zeugen hievon. Religiosität, die ihn für das Heilige begeisterte, Klarheit und Bestimmtheit seiner Ansichten über die Mittel der Kunst und eine unerschöpfliche Liebe zu den Schülern beseelten ihn in einem hohen Grade. Fest hielt er an dem Grundsatz, daß nur eine strenge Einhaltung des Stufenganges der Entwickelung, ein hoher Grad der Entäußerung des Eigendünkels, eine durchgeführte Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten, der Weg zur wahren Meisterschaft, Freiheit und Selbstständigkeit in der Kunst sey; Naturwahrheit gebe letzterer das eigentliche Verdienst. Herrlich lohnte sich seine warme Liebe für die Schüler der Academie, besonders im Verein so trefflicher Mittel und würdiger Männer, die sich mit ihrem Vorstand in das Lehrfach theilten, und welch' eine Freude war es für den Vater, unter diese den durch eigne Werke ausgezeichneten Sohn zählen zu können. Aus dieser Anstalt gingen um so wackere Zöglinge hervor. Mit einigen seiner Vertrautesten unternahm er noch im Herbste 1822 eine Reise in das obere Italien, wo er mit wahrhaft jugendlichem Geiste die herrlichen Kunstschätze genoß. Immer noch gedachte er für die Kunst rüstig zu wirken; aber die Körperkräfte versiegten sichtbar. Eine Reihe von Zeichnungen und Skizzen aus diesen letzten Tagen, die aber ahndungsvoll sich größtentheils an das Kreuz und den Erlöser anschlossen, beurkunden seine geistige Thätigkeit. Am Johannisabend 1824, seinem Namenstage, brachten die Schüler dem Lebenden die letzte Huldigung. Nach vier langen Wochen leidensvoller Krankheit ging er unter Gebet und Fürbitte für die Seinigen in die ewige Ruhe ein. Sein Bild ist durch einen seiner würdigsten Schüler in einer Büste bewahrt wer-

den. Sein Aeußeres schon verrieth den Denker und Forscher, einfache Würde und die feinste Sitte sprach aus seinem ganzen Benehmen, heiter war sein Geist, in dem ein sanfter Friede wohnte, belebend und kindlich mild sein Umgang, bieder und fest sein Character, klar seine Darlegung, Arbeit die Würze seines Lebens. In spätern Jahren opferte er sich fast ausschließlich dem Lehramte. In den letztern Jahren verlebte er jährlich einige Sommerwochen, ihm die glücklichsten Erholungsstunden, in einer dem Gebirge naheliegenden Landschaft, an den Ufern eines Sees. Auch die Abende verflossen ihm lehr- und genußreich im traulichen Zirkel bei der Beschauung von Kupferstichen nach classischen Werken und im lebendigen Austausch der hiedurch angeregten Ideen, welchen man bei seiner seltenen Gabe, die entscheidende Motive in ihr wahres Licht zu stellen, so gern mit Freuden und Nutzen zuhörte.

Christian Ludwig Ernst Caroli,

Cammer-Vicepräsident zu Meiningen.

geb. den 25. Juli 1750. gest. den 17. Aug. 1824.

Er war zu Stolberg am Harze geboren, der älteste Sohn des dasigen Canzleiassessors Christian Ludwig Caroli, der sich im siebenjährigen Kriege um Stolberg wesentliche Verdienste erworben hatte, und Sophie Christiane Ferdinande Theodore, gebornen Arnoldi. Im Jahre 1764 kam er mit seinem Vater, der als Assessor eine Anstellung bei herzoglicher Cammer erhielt, nach Meiningen und genoß in dem dasigen Lyceum den Unterricht des Rectors Volkhart und Inspectors Hopf. Im Jahre 1770 bezog er die hohe Schule zu Leipzig und hörte unter anderen die berühmten Juristen Sammt, Böhmer ꝛc. und den Philologen Ernesti. Nach vollendeten Studien wurde er 1773 meiningischer Regierungsadvocat und durcheilte seine Laufbahn im Dienste des Staates mit raschen Schritten, weil man bald in ihm denn kenntnißreichen, thätigen und rechtschaffenen Mann erkannte. Schon 1774 erhielt er den Acceß bei herzoglicher Cammer, 1775 wurde er zum Cammerregistrator befördert, 1777 zum Jagdsecretair ernannt, 1791 herzoglicher Rath, 1792 Cammerassessor, 1797 Cammerrath, 1809 Geheimer

Cammerrath und 1822 Cammer-Vicepräsident. Am 29. Mai 1781 hatte er sich mit Marie Eleonore Caroline geb. Vogel aus Schleusingen verehelicht, mit welcher er 4 noch lebende Kinder zeugte, von deren zweien er noch 6 Enkel sah. Seine Gattin starb am 25. December 1813. Familienfreuden und ländliche Excursionen besonders nach dem durch seine ehemaligen Wallfahrten berühmten Grimmthale, eine Stunde von Meiningen, waren ihm die liebsten Erholungen. Sein kräftiger gesunder Körper widerstand bis zum 70. Jahre jeder Krankheit. Unter der Regierung von 5 Regenten des herzogl. meiningischen Hauses hat er dem Vaterlande seine rastlose Thätigkeit in den mannichfaltigen Verzweigungen des cameralistischen Faches gewidmet. Dabei kam ihm sein ausnehmend gutes Gedächtniß sehr zu Statten; er war gleichsam ein lebendiges Archiv, kannte sämmtliche Recesse genau, beschäftigte sich gern mit Geschichte, vorzüglich mit der sächsischen, auch besaß er von den in letztere einschlagenden Münzen eine kleine Sammlung. Dabei war er ein Mann von ächtem deutschen Biedersinn; einfach, bescheiden, dienstfertig und gewissenhaft. Sein für Freundschaft und Wohlwollen reingestimmtes Gemüth gewann alle Herzen. Dies zeigte sich ganz vorzüglich und auf die rührendste Weise bei der am 6. Mai 1824 veranstalteten Feier seines funfzigjährigen Dienstjubiläums, an welchem ihm seine Kinder, Enkel und Schwester mit einem herzlichen Gedicht, unter Blumen und Kränzen einen silbernen, inwendig vergoldeten, mit einer lateinischen Inschrift versehenen Becher überreichten, der Herzog Bernhard aber zur Anerkennung seiner vielfachen Verdienste eine goldne Dose selbst huldvoll behändigte, wie ihn dann Glückwünsche und Ehrenbezeigungen von allen Seiten überhäuften. Er sollte die seltene ehrenvolle Freude nicht lange überleben; im 75. Jahre seines Alters schied er von der Welt, deren wackeres nützliches Mitglied er gewesen war.

Dr. Paul Christoph Gottlob Andreä,

großherzogl. Sachsen = Weimarischer Hofrath und öffentlicher, ordentlicher Lehrer der Rechte auf der Universität zu Jena, auch Beisitzer des Schöppenstuhls und Oberappellationsgerichtsrath des dasigen großherzogl. und herzogl. sächsischen und fürstl. reußischen Oberappellationsgerichts,

geb. den 30. December 1772. gest. den 20. August 1824.

Er war zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Paul Gottlob Andreä, Lehrer an der Thomasschule war, durch dessen Unterricht, so wie besonders durch Fischers Leitung er sich in den Schulstudien ausbildete und vorzüglich in den alten Sprachen treffliche Fortschritte gewann. Diese Studien setzte er mit Eifer und Liebe auf der Universität Leipzig fort und ob er gleich dem Studium der Rechtswissenschaft seinen größten Fleiß widmete, in welchem Bauer, Schott, Biener, Haubold und Einert seine Lehrer waren, so suchte er sich doch auch in jedem Fache der Wissenschaften Kenntnisse zu erwerben, indem er die philosophischen Vorträge von Eck, Beck und Born besuchte und in der Philosophie sich unter der Leitung eines Plattner, Heydenreich, Seydlitz und in der Geschichte und Mathematik unter Burscher, Hilscher, Beck und Zwanziger ausbildete. Im Jahr 1797 wurde er Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste an der Universität Leipzig, habilitirte sich bald nachher als Privatdocent der Philosophie und erlangte im folgenden Jahre die juristische Doctorwürde. Wenige Jahre später 1802 wurde er außerordentlicher, im Jahr 1807 aber ordentlicher Beisitzer der Juristenfacultät zu Wittenberg und kurz darauf ordentlicher Beisitzer des königl. sächsischen Landgerichts in der Niederlausitz. Ebenfalls zu Wittenberg erhielt er im Jahr 1809 eine außerordentliche Professur der Rechte und blieb daselbst bis zum Jahre 1815, wo er vom Großherzog von Weimar mit dem Character eines großherzogl. sächsischen Hofraths als öffentlicher ordentlicher Professor und Beisitzer des Schöppenstuhls nach Jena berufen wurde. — Bei Einrichtung des dasigen Oberappellationsgerichts für die Sachsen = Ernestinischen und Reußischen Länder ward auch er unter die Zahl der Räthe mit aufgenommen. Er war ein Mann von vorzüglicher Gelehrsamkeit und stets reger Thätigkeit, treu und fleißig in seinen Berufsgeschäften, welche er gern und schnell verrichtete, so daß vorzüglich das Oberappellationsgericht einen sei-

ner emsigsten Arbeiter an ihm verloren hat. Damit verband er ungeheuchelte Rechtschaffenheit, thätige Menschenliebe und Leutseligkeit, die mit dem Geringsten sich befaßte und Armen und Nothleidenden freudig Hülfe darbot. — Seine Vorlesungen hielt er über die Institutionen, verbunden mit der Geschichte des römischen Rechts, nach Mackeldeys Lehrbuche, so wie über das römische Recht, nach Günther. Außer einigen Dissertationen hat er eine Erläuterung des Pandectentitels: de arboribus caedendis und eine commentatio ad Nov. 107, c. 1., im Archiv für die civilistische Praxis von Gensler, Mittermaier und Schweitzer geschrieben. Er starb nach einer langwierigen Krankheit.

Graf Johann Rudolph Chotek von Chotkowa und Wognin,

Oberst, Erblands-Thürhüter in Oesterreich ob und unter der Enns, Ritter des goldenen Vliesses, Präsident der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften u. s. w.

geb. d. 17. Mai 1748. gest. d. 26. Aug. 1824.

Mit ausgezeichneten Geistesfähigkeiten begabt, die eine sorgfältige Erziehung entwickelt und der Umgang mit einsichtsvollen Männern und wohl vorbereitete Reisen auf das Herrlichste ausgebildet hatten, begann Graf Chotek bereits im 22. Jahr seine staatsbürgerliche Laufbahn als nied. österr. Regierungsrath, und zog durch seine Verwendung und Kenntnisse sehr bald die Aufmerksamkeit eines scharfen Beobachters, Joseph II., auf sich, auf dessen Empfehlung Maria Theresia ihn auch im Jahre 1776 zum Hofrathe bei der vereinigten Hofcanzlei, sein kaiserlicher Gönner aber einige Jahre darauf zum Canzler bei derselben Stelle ernannte. Wenn der Graf schon bei Bekleidung untergeordneter Aemter erprobt hatte, daß er sich stets den Staatsgeschäften ganz weihe, so war er um so mehr von den Pflichten, die ihm sein neues Amt auferlegten, durchdrungen, und er bot alle seine Kräfte auf, um dem ehrenvollen Zutrauen seines Kaisers zu entsprechen. Allein der übergroßen Anstrengung, welche bei dem raschen Gang gehäufter Geschäfte sein Beruf und Pflichtgefühl von ihm forderte, begann seine sonst feste Gesundheit gar bald zu unterliegen, und

sie wurde endlich so sehr zerrüttet, daß er selbst fühlte, das Zurückziehen von den Staatsgeschäften auf einige Zeit sey die unerläßliche Bedingung zu seiner Genesung, und werde ihm als Pflicht der Selbsterhaltung geboten. Er legte daher im Jahre 1788 sein wichtiges Amt, jedoch nicht ohne ein tiefes wehmüthiges Gefühl, nieder. Die körperliche und geistige Ruhe, die ihm nun zu Theil wurde, die sorgfältige Pflege, die er im Kreise seiner liebevollen Familie genoß und der Gebrauch kräftiger Heilbäder stellten binnen zwei Jahren seine Gesundheit völlig her, und Leopold II. zeichnete schon in dem ersten Monat seiner Regierung den Grafen durch sein volles Vertrauen aus, indem er ihm die Leitung der neu errichteten, für alle österreichischen Länder vereinten Finanz-Hofstelle übertrug. Graf Chotek entsprach auch in seinem neuen ehrenvollen Wirkungskreise den Erwartungen seines Monarchen auf eine ausgezeichnete Art. Die tiefe Einsicht, welche er im gesammten Finanz- und Creditwesen erprobte, der rasche Gang, den die Geschäfte unter seiner Leitung nahmen, die Klarheit in allen Einrichtungen, die er traf, das verständige Ineinandergreifen der verschiedenen Geschäftszweige, die strenge Gerechtigkeit, die alle seine Entscheidungen auszeichnete, verschafften der neuen Stelle in kurzer Zeit einen hohen Ruf, ihrem Vorgesetzten hingegen die Liebe und Verehrung aller ihm untergebenen Staatsbeamten und die volle Zufriedenheit seines Kaisers. Als aber im Jahre 1793 wegen Vereinfachung der Geschäftsleitung, wie unter Joseph II., die Finanz-Hofstelle mit der Hofcanzlei unter dem Präsidium des Obersten Canzlers mit dem Titel eines Directorial-Ministers, wieder vereiniget wurde, benützte Graf Chotek die ihm gegönnte Muße, um sich der Erziehung seiner sechs hoffnungsvollen Söhne zu weihen, die er nach ihren Neigungen und Anlagen für verschiedene Aemter im Staate zu bilden bemühet war; um den Wohlstand seiner Unterthanen durch Eröffnung neuer Erwerbszweige zu befördern, und in der Pflege der Künste und Wissenschaften sich zu erheitern, nach dem Beispiele der größten Staatsmänner im Alterthum, deren Schriften ihm stets Belehrung gewährten, und deren Leben ihm zum Vorbild dienten. In dankbarer Erinnerung an den Fürsten, der ihn durch sein Wohlwollen ausgezeichnet, und die Verdienste der Feldherren um das Vaterland ehrend, errichtete Graf Chotek auf einem seiner Güter, dem romantischen Weldrus, nicht

fern von der Stelle, wo Laudon in Verfolgung des Prinzen Heinrich über die Moldau gesetzt hatte, ein Denkmal, das Joseph II., und den Verdiensten der beiden Feldherren Lacy und Laudon um Böhmens Vertheidigung im Jahre 1778 geweihet war. Für die Wohlfahrt des Vaterlandes stets besorgt, richtete Graf Chotek seinen Blick unverrückt auf den Gang der großen Ereignisse, und war auch hierein den alten ehrwürdigen Vorbildern nicht unähnlich. Denn so bald ein feindliches Heer im Jahre 1796 Böhmen mit einem Einfalle bedrohte, trat er sogleich aus seiner Zurückgezogenheit hervor, und bot sich zu jeder Dienstleistung an, in der er während dieses gefahrvollen Zeitpunctes dem Vaterlande nur immer zu nützen vermöge. Die Siege bei Amberg und Würzburg entfernten zwar schnell das feindliche Heer von den Grenzen Böhmens; aber der patriotische Sinn des Grafen, so wie dessen frühere Verdienste um den Staat, blieben dem Monarchen stets gegenwärtig, und eine Würdigung derselben war des Grafen Ernennung im Jahre 1802 zum Staatsminister und Oberstburggrafen von Böhmen; eine Würde, die eben so sehr seiner Vaterlandsliebe zusprach, als seinen Einsichten ein *weites* Feld zum wohlthätigen Wirken darbot. Der Bau neuer Kunststraßen, die Errichtung mehrerer Fabriken und Manufacturen, die Erhebung und Verbesserung der schon bestehenden durch Einführung englischer Webestühle und Spinn-Maschinen, die Verbreitung der Obst-Cultur, die bisher nur in dem Saatzer und Leutmeritzer Kreise mit Erfolg betrieben wurde, auch in andern Kreisen durch das ermunternde Beispiel, welches er auf seinen eigenen Gütern gab: der neue kräftige Schwung, den der böhmische Handel erhielt, beurkunden nebst vielen andern wichtigen Vorschlägen, die jedoch wegen ungünstiger Zeitverhältnisse unausgeführt geblieben sind, des Grafen höchst weise, wenn auch nur kurze, Verwaltung von Böhmen. Denn in dem damaligen Zeitpuncte großer politischer Stürme, welche Europa in seinen innersten und heiligsten Verhältnissen erschütterten, wünschte der Monarch den Rath seiner weisesten Staatsdiener zu vernehmen, und berief im Jahre 1805 auch den Grafen Chotek ins Conferenz-Ministerium. Als aber im Jahre 1809 die Hauptstadt abermal durch ein feindliches Heer bedrohet wurde, bedurfte der Monarch eines Mannes von Geist und Kraft, um durch eine weise Leitung der Geschäfte sein treues Wien vor größerem Unglücke zu bewahren,

die Härte der Zeitereignisse möglichst zu mildern.
rnannte daher den Grafen Chotek zum Landes-Com-
r in Oesterreich. Allein dieser hatte kaum mit
rfsinn und gewohnter Raschheit manches in Wien
ordnet, was die damaligen Verhältnisse zu fordern
ien, die angestrengtesten Arbeiten veranlaßt, um die
therung des Feindes zu verzögern, als er plötzlich
einen neuen Beschluß des Kriegsrathes: Wien die-
Mal zu vertheidigen, um dem Heere einen Ueber-
spunct auf das rechte Donauufer zu erhalten, sei-
mühevollen Amtes enthoben wurde, da von nun an
Civil-Behörden dem Befehle des Militär-Gouver-
s untergeordnet blieben. Bei dieser gänzlich verän-
n Lage hielt es Graf Chotek für das Zweckmäßig-
ns Hoflager zu eilen, um sich neue, mit dem gegen-
igen Plane übereinstimmende Verhaltungsbefehle zu
ten. Doch die Raschheit, mit der das feindliche Heer
rang, und sich der Hauptstadt bemächtigte, verhin-
den Grafen, dahin zurückzukehren, und nach der
cheidung des Schicksals von Wien sein Amt aufs
anzutreten. Nach hergestelltem Frieden wurde das
ferenz-Ministerium wieder aufgehoben, und Graf
ek zum Präses der Normalien-Hof-Commission er-
it. Einen Theil seiner Muße widmete er der Cul-
seiner Güter, die er als Freund der schönen Natur
blos durch reizende Anlagen und prachtvolle Ge-
e verschönerte, sondern auf welchen er auch alle Ver-
rungen in der Landwirthschaft einführte, die nur
er mit dem Boden und Klima im Einklange standen.
andern Theil seiner Muße weihte er den Wissenschaf-
und seiner Familie; er hatte zwar schon zwei seiner
ne verloren; doch den tiefen Schmerz des Vaters
rte das erhebende Gefühl des Patrioten: daß der
Oberst des Dragoner-Regiments Rosenberg, am
ten Tage der Schlacht von Wagram den Tod der
en gestorben war. So reihte sich auch Graf Chotek
edelsten Familienvätern im österreichischen Staate an,
in dem langwierigen und furchtbaren Kampfe für
on und Altar das Theuerste verloren, was Staats-
er dem Vaterlande zu weihen vermögen. Noch konnte
Graf auf vier Söhne mit Stolz und Freude hinbli-
; alle bekleideten bereits ehrenvolle Aemter im Staa-
nd mehrere blühende Enkel schienen ihm das Fort-
en seines Hauses zu sichern; aber er sollte die Wan-
arkeit des irdischen Glückes noch ein Mal am Abende

seines Lebens bitter erfahren. Er verlor noch zwei seiner Söhne, unter ihnen den Erstgebornen, sammt einer geliebten Schwiegertochter, und den 16. Februar 1824 auch noch die treue Lebensgefährtin, mit der er fast 52 Jahre in einer höchst glücklichen Ehe gelebt hatte. Doch alle diese Leiden, die sein Gemüth so gewaltig berührten, vermochten eben so wenig als die heftigen Schmerzen während seiner letzten Krankheit ihm die Seelenstärke zu rauben, welche den ächten Christen bezeichnet, der sich mit stiller Ergebung einer höhern Fügung unterwirft. Nach dem Willen des Verblichenen ruhen nun seine Gebeine an der Seite der Gattin zu Neuhof in der heimathlichen Erde.

J. G. Neuenhagen,

Lehrer am Gymnasium zu Eisleben.

gestorben d. 26. Aug. 1824.

In Eisleben geboren, studirte er daselbst unter dem verstorbenen Rector Jani, nach dessen Vortrage er auch schon als Student in Leipzig seine „Mythologie der nordischen Völker 1794" herausgab. Diesem Werkchen folgte 1811 eine „französische Grammatik, besonders für diejenigen, welche lateinisch lernen oder gelernt haben." Sein Privatstudium widmete er der Uebersetzung und Erklärung der Liebeslieder Ovids. Zugleich aber besorgte er den Hauptunterricht im Seminar, dessen Zöglinge, nebst mehr als 200 Gymnasiasten mit ihren übrigen Lehrern seinem Leichenbegängnisse folgten. Fast 22 Jahre lang hat er diese Lehrerstelle rühmlich bekleidet.

Dr. Joh. Christ. Friedr. Graumüller,

gräflich schönburgischer Forstrath, Privatdocent zu Jena.

geb. 1770. gest. den 5. September 1824.

Sein Vater, einst Chirurg im siebenjährigen Kriege, hatte sich zu Dennheritz bei Glauchau im Schönburgischen niedergelassen und trieb daselbst seine Kunst. Hier wurde ihm dieser Sohn geboren, der bis zum 12. Jahre seinen ganzen Unterricht in der Dorfschule fand und von seinem

Vater eine strenge Erziehung erhielt. Der alte Graumüller, ein großer Blumenfreund, gab dadurch dem Knaben Gelegenheit, sich seiner eigenen Neigung hinzugeben, die sich deutlich darin aussprach, daß er sich gern im Garten beschäftigte und von Blumen dahin zusammenbrachte, was er auftreiben konnte. Aber bald mußte er sich von seinen Lieblingen trennen. Der Vater, der seine Kunst auf den Sohn fortpflanzen wollte, fand ihn dazu nicht geneigt und da er durch Züchtigungen seinen Zweck zu erreichen strebte, so entzog sich der Knabe der Gewalt des Vaters, indem er, zwar mit Vorwissen der Mutter, sonst aber heimlich, das Haus verließ und auf gut Glück nach Glauchau wanderte, um dort noch die Schule zu besuchen. Durch den Rector derselben, Henne, fand er freien Unterricht, und durch Privatstunden, die er gab, mehrfache Unterstützung. Kaum hatte er jedoch hier den ersten Grund in der griechischen und lateinischen Sprache gelegt, so wünschte er das Gymnasium zu Plauen zu besuchen, wo er mehr lernen zu können hoffte; aber der Vater, endlich durch Freunde so weit versöhnt, daß er dem Sohne erlaubte zu studiren, verweigerte abermals seine Einwilligung und bestand auf den Besuch der Schule zu Zwickau. Lange versuchte es der Sohn durch Vorstellungen und Bitten des Vaters Sinn zu ändern, bis endlich eine von einem Lehrer in Glauchau erhaltene Ohrfeige jenen schnell bestimmte, mit wenig Baarschaft, mitten im Winter, nach Plauen zu gehen. Auch hier nahm sich der Rector — Irmisch — seiner an. Angesehene Handelshäuser, Unterrichtsertheilen, förderten auch hier seinen Unterhalt und Fleiß und Sittlichkeit gewannen ihm die Liebe seiner Lehrer. Sein unausgesetzt angestrengtes Arbeiten zog ihm, im Frühjahr 1791, eine Brustkrankheit zu. Zur völligen Herstellung seiner Gesundheit rieth ihm der Arzt den Aufenthalt auf dem Lande. Er begab sich zu dem Amtmann in Voigtsberg im Amte Plauen und folgte auf häufigen Spazirgängen seiner frühern botanischen Neigung, von welchen er immer mit den schönsten blühenden Gewächsen zurückkehrte. Entscheidend aber für sein künftiges Leben ward eine Reise nach Jena, die er in demselben Jahre im Monat August unternahm. Zum geistlichen Stande bestimmt, besuchte er daselbst einige theologische Collegien und namentlich eine Vorlesung Döderleins, welche ihn so anzog, daß er beschloß, schon zu Michaelis diese Universität zu beziehen. Auch die reizende Gegend fesselte ihn

Der Vater aber, in Hoffnung auf ein Stipendium, verlangte, er solle nach Leipzig gehen. Dieser Zwiespalt hatte die Folge, daß unser Graumüller den Winter über zu Hause zubrachte, wo er, fest auf seinem Vorsatz beharrend, im Stillen an der Ausführung arbeitete. Er wandte sich an den jungen regierenden Grafen v. Schönburg-Glauchau, der in Jena studirt hatte, und erhielt von ihm Empfehlungsschreiben nach Jena. Damit reiste er im März 1792 dahin ab und erhielt eine Stelle im Convictorium und freien Zutritt zu den Vorlesungen. Eifrig legte er sich nun auf seine Studien und hörte neben den theologischen auch philologische und philosophische Vorlesungen. Nach Verlauf von drei Jahren wollte er Ostern 1795 nach Hause zurückkehren, um sich als Prediger anstellen zu lassen; aber er hatte im letzten halben Jahre mit einem Studenten der Medicin auf einer Stube gewohnt und da dieser sowohl von dem bekannten Botaniker Dietrich (dem Vater des Verfassers des Gartenlexicons, Dr. Dietrich,) als von dem Gärtner Klippstein Pflanzen für sein Herbarium erhielt, so erwachte auch in ihm aufs Neue die Liebe zur Botanik, und eine botanische Excursion mit Dr. Schenk vermehrte sie so sehr, daß er sich entschloß, die Theologie aufzugeben und Cameralwissenschaften zu studiren, wozu ihn besonders die Vorlesungen des Professor Stumpf bewogen, dessen Kinder er unterrichtete. Die dazu nöthige Unterstützung ward ihm auf Empfehlung des berühmten Martyni-Laguna an den Hofrath Schütz, damals in Jena, zu Theil. Im Cameralfach verdankte er seine Ausbildung dem Cammerrath Suckow, für Botanik und Naturgeschichte überhaupt sorgte Batsch, der freien Zutritt in den botanischen Garten, freien Gebrauch seiner Sammlungen und Bibliothek gestattete. Unter Anleitung der Flora Jenensis von Rupp fing er nun an, die um Jena wildwachsenden Pflanzen an ihren Standorten selbst aufzusuchen und diesen Excursionen dankte er die Erhaltung seiner Gesundheit, welche sonst wohl den vielen Anstrengungen, die er sich zumuthete, unterlegen wäre, denn neben dem eifrigsten Studien gab er fortwährend Unterricht in Naturgeschichte, Botanik, Geographie, hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache, besorgte Correcturen, ordnete für das Industrie-Comptoir in Weimar microscopische Cabinette, Herbarien u. und verwaltete dabei noch das academische Leseinstitut. Nach zehn Jahren erlangte er zu Ende des Jahrs 1801 die Würde eines Doctors der Philosophie. Im Jahr 1803 erschienen die ersten Früchte seiner botanischen Er-

cursionen in der Gegend von Jena: „das Verzeichniß und die Characteristik der um Jena wildwachsenden Pflanzen.“ Graf Ludwig von Glauchau, dem er seine erste Schrift dankbar zugesendet, ernannte ihn zum Forstrath und gab ihm die Versicherung, auf Ansuchen ihm auch einen passenden Dienst zu ertheilen. Den Weg eines academischen Lehrers wollte er nicht einschlagen, sondern hatte seine Absichten auf Rußland gerichtet; dort hoffte er, wie so mancher andere, eine bessere Existenz zu finden. Aber durch den Krieg im Jahr 1806, wobei er nach der Schlacht von Jena im Monat October rein ausgeplündert wurde und einen Theil seiner Bibliothek und Sammlungen verlor, wurde dieser Plan vereitelt und er veranlaßt, im Jahr 1807 als Privatdocent aufzutreten. Er trug nach und nach allgemeine Naturgeschichte, Forstnaturgeschichte, zoologische Terminologie, Entomologie, öconomische Zoologie, Botanik, die Geschichte derselben, Pflanzenphysiologie, Naturgeschichte der Kryptogamen, öconomische und Forstbotanik, Naturgeschichte der officinellen Körper aller drei Reiche, Forstwissenschaft, öconomische Waarenkunde und politische Geographie vor. Sein liebstes Studium war und blieb aber die Botanik und seine sämmtlichen Schriften betreffen dieses Fach. Die letzte derselben ist leider unvollendet geblieben. Der Tod überraschte Graumüllern bei Ausarbeitung des zweiten Bandes, von dem etwa ein Dritttheil vollendet war. — Seine Schriften: Systematisches Verzeichniß wilder Pflanzen, die in der Nähe und umliegenden Gegend von Jena wachsen, nebst Bemerkung ihres Wohnorts, ihrer Blüthezeit, ihrer Fruchtreife und ihres Nutzens, für angehende Aerzte, Apotheker, Technologen, Oeconomen, Gartenliebhaber u. s. w. Jena, 1803. 8. — Characteristik der um Jena wildwachsenden Pflanzenarten in tabellarischer Form, zum Gebrauch für Excursionen. Jena, 1803. 4. — Darstellung einer neuen Methode von natürlichen Pflanzenabdrücken, als Probestück. Jena, 1809. 4. — Neue Methode von natürlichen Pflanzenabdrücken in= und ausländischer Gewächse, zur Demonstration der botanischen Kunstsprache in Schulen, so wie auch zum Selbstunterricht für Freunde der Pflanzenkunde. 1. Heft. Jena, 1809. 4. — Tabellarische Uebersicht des alten Linnéischen Pflanzensystems und des verbesserten von Thunberg, so wie auch der natürlichen Systeme von Jussieu und Batsch, für seine Vorlesungen entworfen. Ei=

senberg, 1811. 4. — Diagnose der bekanntesten, besonders europäischen Pflanzengattungen, nach dem verbesserten linnéischen Systeme zum analytischen Gebrauche für seine Vorlesungen, so wie auch zum Selbstunterricht entworfen. Nebst einer Vorrede vom Herrn geh. Hofrath Gruner. Eisenberg, 1811. 8. — Handbuch der pharmaceutisch-medicinischen Botanik zum Selbstunterricht für angehende Aerzte, Veterinärärzte, Apotheker, Droguisten u. A. Eisenberg, 1813—1819. 6 Bde. gr. 8. — Flora pharmaceutica jenensis, oder Verzeichniß der um Jena wildwachsenden und in Gärten und auf Feldern gezogenen, in ältern und neuern Zeiten gebräuchlichen Arzneipflanzen, nebst Bemerkung ihrer Dauer und Einsammlungszeit für Aerzte, Apotheker, Droguisten und Arzneipflanzensammler. Jena, 1815. 8. — Flora jenensis, oder Beschreibung der in der Nähe von Jena und einem großen Theil des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach und des Herzogthums Altenburg wildwachsenden Pflanzen nebst genauer Angabe ihrer Wohnorte, Blüthezeit, Fruchtreife, Dauer und ihres mannichfaltigen Nutzens für angehende Aerzte, Veterinärärzte, Pharmaceuten, Droguisten, Forstmänner, Technologen, Oeconomen, Gartenfreunde, Kaufleute, Maler ꝛc. 1. Band. Eisenberg, 1824. 8. —

Dr. Th. Thon.

Johann Friedrich Heinrich Lutterloh,

Pfarrer zu Halle bei Braunschweig.

geb. den 31. Januar 1759. gest. den 11. September 1824.

Geboren zu Querum bei Braunschweig, besuchte er die Schulen zu Braunschweig und Holzminden; auf letzterer erwarb er sich die Liebe des damaligen Priors, nachherigen Generalsuperintendenten Richter, welcher ihn besonders hochschätzte. Nachdem er in Göttingen und Helmstädt studirt, ging er als Hofmeister zu dem Grafen von Schwiecheld in Hannover, wo er 3 Jahre blieb. Nach Braunschweig zu seinen Verwandten zurückgekehrt, hörte der Herzog Ferdinand von Braunschweig von seinen ausgezeichneten Kanzelgaben; er mußte im Zimmer des Herzogs eine Predigt halten und wurde darauf von demselben der Magdeburger Domgemeinde zum Domprediger empfohlen. Weil es aber bekannt wurde, daß er

Freimaurer sey, so zerschlug sich dieses und der Herzog ernannte ihn dafür zu seinem Hof- und Cabinetsprediger. Im Jahr 1783 verließ er den Hof, wider den Wunsch des Herzogs, um die Pfarrei zu Halle, eine der einträglichsten im Lande, anzunehmen. Hier lebte er ganz seinem Berufe, der Herzog blieb bis an seinen Tod im stäten Briefwechsel mit ihm. Er starb, geschätzt als vorzüglicher Redner, geachtet und geliebt als Mensch. Gedruckt ist, außer einzelnen Recensionen und einer Predigt, nichts von ihm. Ein mannichfaches Wissen, hauptsächlich gründliche philologische Kenntnisse, zeichneten ihn vor Vielen aus.

M. Gotthilf August Jurke,

Superintendent zu Sorau in der Niederlausitz.

geb. d. 16. November 1755 zu Triebel. gest. d. 18. Sept. 1824.

Sein Vater war Diaconus zu Triebel. Hier, in Bunzlau und Sorau, empfing er den Elementar- und Gymnasialunterricht und bezog im Jahr 1775 die Academie Leipzig, wo er seine gediegenen Kenntnisse und seinen Fleiß durch einige Druckschriften pädagogischen und apologetischen Inhalts bewährte. Im Jahr 1778 wurde er an der Bürger- und Waisenschulanstalt in Sorau als Lehrer angestellt, nach zwei Jahren als Rector nach Christianstadt befördert, im Jahr 1790 Pfarrer in Dreskau, 1792 Diaconus zu Sorau, 1799 Archidiaconus und Consistorialassessor und 1807 Superintendent daselbst. Seine redliche Gattin, mit welcher er 12 Jahre in der Ehe lebte, ging ihm bereits im Jahr 1804 im Tode voran. Er hinterläßt eine Tochter, einen Sohn, Rector M. Jurke in Sprottau und eine an dem Jubelgreis Pfarrer Böhmel in Großsärchen bei Muskau verehelichte Schwester. Zufällig war J. einen Tag früher als der König von Frankreich Ludwig XVIII. geboren und starb zwei Tage später als derselbe. Licht, Kraft, Liebe und Frieden verbreitete der treue Seelsorger rings um sich her rastlos und kräftig und stiftete des Guten viel während seiner 45jährigen Amtsführung. Für seinen rechtschaffenen und frommen Sinn zeugen die letzten Worte desselben, die er an einen seiner Amtsbrüder richtete: „Sagen Sie Ihren Herren Amtsbrüdern: ich bin gerührt über ihre Liebe und Theilnahme bei meiner Krankheit;

mit meinem Willen habe ich Niemand beleidiget und sollte ich je irgend Jemand unwissend zu nahe getreten seyn, so lasse ich um Vergebung bitten."

Justus Balthasar Müller,

großherzogl. hess. Kirchen= und Schulrath, 1. Superintendent und Oberpfarrer in Gießen, Commandeur des großherzogl. hess. Verdienstordens.

geb. den 24. Juni 1738. gest. den 18. September 1824.

Er wurde zu Gießen, wo er lange Jahre lebte und wirkte, geboren. Sein Vater, Johann Heinrich Müller, war Bürger und Gasthalter und dabei vermögend genug, die Neigung des Sohnes zum Studiren befriedigen zu können. Der junge Müller besuchte die Stadtschule und darauf das Pädagogium seiner Vaterstadt und hatte dabei noch Privatinformationen in der Rechen= und Schreibekunst, in der lateinischen und französischen Sprache. Im J. 1756 verließ er das Pädagogium, um sich auf der Universität dem Studium der Theologie zu widmen. In Logik, Metaphysik und reiner Mathematik war Böhm sein Lehrer, in den orientalischen Sprachen Phil. Nicol. Wolf; in Dogmatik, Moral, Hermeneutik und andern theologischen Wissenschaften der Canzler Pfaff und die Professoren Roll, Benner, Joh. Stephan Müller. Die allgemeine Weltgeschichte und die Staatengeschichte trug Mogen, das Staatsrecht Kortholt, das Kirchenrecht Koch vor. Unter seinen academischen Freunden waren ihm vorzüglich zwei durch Herz, Talente und Fleiß theuer und er schloß mit ihnen eine innige Freundschaft. Diese waren Höpfner, nachmals geheimer Tribunalrath in Darmstadt, welcher sich als Rechtsgelehrter einen großen Namen erwarb, und Zimmermann, in der Folge Inspector in Bickenbach und Superintendent in Darmstadt, welcher später noch sein Schwiegervater wurde. Die Unterhaltungen dieser drei befreundeten Jünglinge waren häufig wissenschaftliche Arbeiten, welche sie gegenseitig prüften. Die gelungensten unter ihren Aufsätzen ließen sie in dem Giesser Wochenblatt 1763 abdrucken. Von den Jahren 1764 bis 66 arbeitete Müller die darin befindlichen Aufsätze größtentheils allein aus. Er lebte nun mehrere Jahre in seiner Vaterstadt als ein

)teter Candidat und predigte mehrmals mit unge=
em Beifall. Bei der 1763 eröffneten deutschen Ge=
haft befand er sich als eines der ersten Mitglieder;
als 1767, durch Veranstaltung des damaligen Mi=
rs und Curators von Riedesel, die academische Ge=
haft der Wissenschaften gestiftet wurde, wurde
ler zum Secretär der philosophischen Classe erwählt.
r mehreren Anerbietungen zu Hofmeisterstellen wählte
769 die als Lehrer der Prinzen, Neffen des Land=
n Ludwigs IX. zu Darmstadt, Söhnen des Prinzen
g. Beinahe 7 Jahre bekleidete er diese Stelle und
rb sich die vollkommene Zufriedenheit sämmtlicher
der der fürstlichen Familie. Während dieser Zeit
ien das neue Gesangbuch für die Hofgemeinde, ver=
von dem damaligen Hofprediger Duvrier 1772, zu
em Müller einige neue Lieder lieferte. 1773 erhielt
e Anstellung als Freiprediger bei der Schloßkirche
armstadt. Als der Stadt= und Burgpfarrer Sie=
n Giessen gestorben war, bewarb sich Müller um
Präsentation zu dieser Stelle bei dem Stadtrath und
langte sie, da ihm ein rühmlicher Ruf vorausging,
Nicht lange hatte er dieses Amt angetreten, als
ermals nach Darmstadt gefordert wurde, um den
zen August Friedrich und die Prinzessin Louise Ca=
e Henriette, gegenwärtig regierende Großherzogin,
blegung ihres Glaubensbekenntnisses vorzubereiten
ihre Confirmation zu verrichten. Er hatte sich von
n noch in spätern Jahren mancher Beweise ihrer
und Freigebigkeit zu erfreuen. Müller rückte 1784
e Stelle eines ersten Stadtpfarres. Als im Jahr
eine Superintendentenstelle offen war, welche sonst
Stiftung der Universität stets einem Professor der
logie zu Theil geworden war, erlangte sie Müller
war die sogenannte Marburger Diöcese und die da=
erbundenen Stellen eines Definitors und Beisitzers
Consistoriums. Im J. 1806, nach Bechthold's Tode,
gte er zur Stelle eines ersten Superintendenten und
pfarrers. Hierzu kam noch in der Folge das Com=
eurkreuz des großherzogl. hess. Verdienstordens. Er
elichte sich 1778 mit Sophie Caroline Dorothee,
ter des geh. Reg. Raths Joh. Jac. Hombergk zu
stadt. Aus dieser Ehe wurde ihm ein Sohn ge=
, welcher gegenwärtig die Stelle eines Regierungs=
in Giessen bekleidet. Diese glückliche Ehe trennte
Tod den 21. Jan. 1802. Er schritt hierauf 1804 zur

zweiten Ehe mit der ältesten Tochter des obengenannten Superintendenten Zimmermann zu Darmstadt, aus welcher ihm eine Tochter geboren wurde. Müller gehörte unter diejenigen Prediger, welche die Tugenden, die sie lehren, selbst ausüben. Er war sanft und liebreich, ein treuer theilnehmender Freund, stets von einem frommen heitern Sinn. Er wußte die Würde seines Standes und Amtes wohl zu behaupten, verdammte aber dabei nicht die Freuden der Welt, sondern liebte unter Freunden freundschaftlichen Scherz. Seine Gleichmüthigkeit und die Heiterkeit seines Geistes, verbunden mit einem starken wohlgebauten Körper und mit einer mäßigen geregelten Lebensweise, führten ihn zu einem hohen Alter. Bis in sein 80. Jahr verspürte er keine Abnahme von Kräften, doch wurde er von den Geschäften eines Predigers entbunden und er besorgte noch mit Thätigkeit seine Amtsverrichtungen als Kirchen- und Schulrath. Endlich stellten sich die gewöhnlichen Begleiter des hohen Alters, Sinken der Körper- und Geisteskräfte ein, und ein sanftes heiteres Entschlummern machte seinem Leben ein Ende. — Er ist der Verfasser von nachstehenden Werken: Erbauungsbuch zur Erweckung christl. Gesinnungen und Tugenden. 8. Marb. 1785. — Abgekürzte Predigten zur Familienerbauung, 2 Bde. 4. Marburg 1808.

Dr. Johann Jacob Georg Justi,

Kreisphysicus zu Marburg.

geb. den 8. August 1779. gest. den 29. September 1821.

Er war ein Sohn des zu Marburg 1782 verstorbenen Oberpfarrers, Pfarrers zu St. Elisabeth und Definitors Philipp Conrad Justi und der Barbara Margaretha, geb. Engelschall, Tochter des in Marburg verstorbenen Consistorialraths und Superintendenten Engelschall und Schwester des rühmlichst bekannten Dichters. Schon in seinem dritten Lebensjahre verlor er seinen Vater und im achten die Mutter. Er kam daher frühzeitig in das Haus seines väterlichen Oheims, des vormaligen Superintendenten, Oberconsistorialraths und Prof. Bernhard Johann Carl Justi und seit dem J. 1798 wurde er des ältesten Bruders, des jetzigen Superintendenten und Consistorialraths, Prof. Dr. C. W. Justi zu Marburg Haus-

ʼosse. Zuerst besuchte er das dasige Pädagogium un-
Arnoldi's oberster Leitung und studirte sodann mit
ten Vorkenntnissen ausgerüstet, auf der Marburger
iversität bis zum Jahre 1800 die Heilkunde, obwohl
früher für das Studium der Theologie bestimmt ge-
sen war. Dabei besuchte er die philosophischen Vor-
ungen von Tiedemann und die ästhetischen Vorlesun-
 seines Bruders. Nach einer sehr ehrenvollen öffent-
en Prüfung und ausgestattet mit den rühmlichsten
ugnissen seiner Lehrer Baldinger, der den 21jährigen
ngling aus besonderer Zuneigung scherzweise seinen Adju-
ten zu nennen pflegte und ihm manche bedeutende Kranke
on damals anvertraute, Stein d. ält., Michaelis,
nch, Brühl u. A. vertheidigte er seine Inaugural-
ertation de Opio (Marburg 1803. gr. 8.) mit Bei-
, erhielt sodann die medicinische Doctorwürde und
d hernach die Erlaubniß, in seiner Vaterstadt die
lkunde auszuüben. Seit 1803 wurde er durch seine
onnene, glückliche und ausgebreitete Praxis der Ret-
 und Wohlthäter vieler Leidenden; er zog jene, aller
munterungen ungeachtet, der academischen Laufbahn
t vor. Ihm standen aber auch alle die Eigenschaften
 Seite, welche einen tüchtigen Arzt bezeichnen. Mit
enem Scharfblick, ohne viel zu fragen, durchschauete
eine Krankheit und bemerkte bald die kleinsten Verän-
ungen an den Kranken. Glücklich war er in der Vor-
sage des Ausgangs der Krankheiten, wovon er den
enden selbst durchaus nichts merken ließ. Jeder
d sich vielmehr schon getröstet, wenn er den theilneh-
den und wohlwollenden Arzt an seinem Bette erblickte.
ährliche Kranke beschäftigten ihn Tag und Nacht,
 wenn er gleich äußerst verschwiegen war in Absicht
 sie, so konnte man doch die Gefahr derselben schon
 seinem ernsten Wesen erkennen. Ueber wichtige Kranke
rte er sorgfältige Tagebücher, die sich aber nach sei-
 Tode nur bruchstückweise vorgefunden haben. Die
ischen Denkwürdigkeiten Th. II. S. 152 rc. enthalten
 ärztliches Gutachten über die Krankheitsgeschichte des
dgrafen Wilhelm VII. († 1760 zu Paris) von ihm.
 überhäuften Berufsgeschäfte so wie sein frühes Ende
en Ursache, daß er, — wie es sein Vorsatz war,
n er mehr Muße haben würde — dem Publicum manche
ultate der von ihm mit so viel Glück unternommenen
lungsarten schwieriger und seltener Krankheiten vor-
ielt. Was die Wirkungen des Magnetismus und

dessen Anwendungen in der Heilkunde anlangt, so war er hier so wohl unterrichtet wie wenige, und wandte ihn bei einem Frauenzimmer, das die berühmtesten Aerzte schon als hoffnungslos aufgegeben hatten, mit dem glücklichsten Erfolge an; aber er war auch so umsichtig, daß er ein Mädchen, welches durch Anwendung des Magnetismus ungleich kränker worden war, ohne denselben so gänzlich wieder herstellte, daß sie, die Monate lang in der Stube hatte umher getragen werden müssen, zuletzt wieder alle ländlichen Arbeiten verrichten konnte und den alten Frohsinn wieder erhielt. Sehr oft schenkte er den ärmeren Patienten nicht nur das Honorar, sondern bezahlte ihnen noch die Arzneien. Sein Wirkungskreis erweiterte sich ungemein. Im März 1818 wurde er dem Stadt- und Landphysicus, Hofrath und Prof. Dr. Busch als Gehülfe beigesetzt und im J. 1821 zum wirklichen Kreisphysicus ernannt. Dieses Amt verwaltete er bei einem kleinen Gehalte mit der größten Gewissenhaftigkeit. Die vielen Strapazen bei Tag und Nacht, die vielfältig geforderten zahlreichen Berichte, Gutachten, welche er umfassend und mit der größten Gewissenhaftigkeit aufzufassen pflegte, Listen, Tabellen u. s. w., die dem von seiner beschwerlichen *Praxis* Ermüdeten oft noch die spätern Abendstunden raubten, wirkten jedoch auch nachtheilig auf seine Gesundheit und nur der Gedanke, nützlich wirken zu können, hielt ihn ab, diese wenig einträgliche, mühsame Stelle niederzulegen; denn seine glänzende Praxis, da er auch von vielen Auswärtigen um Rath gefragt wurde, trug ihm viel ein. Ohne alles eigene Vermögen begann er seine Laufbahn und hinterließ außer einer schönen Büchersammlung, Kunstsachen, Pretiosen u. a. ein nicht unbedeutendes Vermögen. Verheirathet war er nicht, so achtungsvoll und zart er das andere Geschlecht zu behandeln wußte. Seine Morgenstunden widmete er wo möglich dem eigenen Fortstudium, dem Lesen von Classikern verschiedener Nationen und eignen Forschungen. Früh 8 Uhr fing schon der Zulauf an, er konnte oftmals nur spät das Mittagsmal halten und oft fand ihn der späte Abend noch am Krankenbett. Ein Feind großer, Zeit raubender und zerstreuender Vergnügungen war er in freundschaftlichen Kreisen sehr munter und unterhaltend, nur daß im letzten Jahre diese Heiterkeit abnahm. Jeden Augenblick benutzte er, um sich mit den vorzüglichsten medicinischen Werken der neuern Zeit näher bekannt zu

machen, und das, was er in ihnen vorzügliches fand, in den Umfang seiner Kenntnisse aufzunehmen. Hiebei kam ihm sein vorzüglich gutes Gedächtniß sehr zu Hülfe, welches so treu war, daß er noch ganze Oden aus dem Horaz, Stellen aus dem Homer und andern Classikern ohne anzustoßen hersagen konnte. Schon von seiner Jugend an für den Genuß ähnlicher Geisteswerke empfänglich gemacht, widmete er die letzten Abendstunden in einem kleinen Zirkel gleichgestimmter Seelen der Lectüre der vorzüglichsten Werke deutscher Schriftsteller und zwei Abende in jeder Woche brachte er fast immer in der Gesellschaft seines vertrauten Freundes, des sprachkundigen Prof. Wagner zu, um so viel als möglich der italienischen und englischen Sprache mächtig zu werden. Er hat Fielding, Sterne und Pope, beinahe den ganzen Shakspeare durchstudirt und sein fester Entschluß war, auch zu den Griechen zurückzukehren und ihre Dichter mit Wagner noch einmal durchzugehn. Doch alle diese schönen Pläne vereitelte der frühe Tod durch einen Schlagfluß, den er seit mehreren Jahren schon in seinen gesunden Tagen voraus gesagt hatte, und bereitete der leidenden Menschheit so wie den zahlreichen Freunden dieses beschiedenen, edlen, ungemein thätigen, kenntnißvollen und kunsterfahrenen Mannes einen schmerzlichen Verlust. Ihn überlebten von 11 Geschwistern sein älterer Bruder und zwei Schwestern.

Siegfried Lebrecht Crusius,

Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Sahlis und Rüdigsdorf.
geb. 1737. gest. den 1. October 1824.

Was er in rüstiger Kraft als Buchhändler gewirkt hat, was er mit frommen Sinn als liebreich sorgender Vater für seine Untergebenen, für Kirchen- und Schulwesen, für Hülfsbedürftige und Unglückliche that, wird seinem Namen ein bleibendes Andenken sichern. Hoffentlich wird, was in diesem Zeitraume nicht zu erreichen stand, über ihn und sein Wirken späterhin eine biographische Darstellung noch erscheinen.

Wilhelm Stich,

königl. Schauspieler in Berlin.

geb. 1794. gest. d. 3. October 1824.

Als Iffland sein aufkeimendes Talent entdeckte, hatte er sich dem tragischen Fache zugewendet, doch bald wies ihn sein Beruf einem andern glücklicher erreichten Ziele zu, da er die Darstellungen lebendiger Lustspiel-Liebhaber, beweglicher Bonvivants und Chevaliers übernahm, und nicht selten erreichte er auch, was seiner Idee vorschwebte. Ganz vorzüglich waren seine gemüthlichen Eigenschaften. Innige Liebe zu den Seinen, gerechte Anerkenntniß der ausgezeichneten Künstlertalente seiner Gattin, ein trefflicher Vatersinn zeichnete ihn aus, wie überhaupt ein näherer Umgang bald mit seinem hie und da in Heftigkeit abstoßenden Character wieder versöhnte, denn er war treu, offen und biederherzig. Eine Section bewies, daß sein Tod nicht die Folge einer wie bekannt ihm beigebrachten Wunde, sondern einer seit längerer Zeit begründeten Milzverstopfung war. Seine erste Rolle war im Jahre 1807 Graf Ferdinand im deutschen Hausvater, seine letzte im J. 1824 Bontems im Obrist.

Johann Heinrich Michael Andresse,

königl. preußischer Obergerichtsrath und Coloniegerichtsdirector zu Berlin.

geb. den 7. Februar 1756. gest. den 4. October 1824.

Er stammte aus der im sogenannten Weißrußland angesessen gewesenen Familie von Jedrzewski. Sein Großvater verlor durch Bedrückungen eines Großen seine Besitzungen und flüchtete sich nach Polen zu einem Freunde, dem Grafen K. Dieser empfing ihn freundlich, nahm dessen älteren Sohn Michael als Page zu sich, ihm selbst aber gab er die Aufsicht über die Bewirthschaftung mehrerer Güter. Beide Freunde geriethen einst beim traulichen Zwiegespräche über einen an sich unbedeutenden Gegenstand dergestalt in Wortwechsel, daß der Gr. K. ein zur Hand stehendes Instrument ergriff und seinen Freund hiermit tödtlich verwundete. Nach wenigen Stunden gab er seinen Geist auf. So sehr auch der Graf seine Heftigkeit bereuete und gegen den Sohn sein am

Vater begangenes Unrecht zu vergüten bereit war, so konnte sich letzterer doch nicht überwinden, im Hause seines bisherigen Wohlthäters zu bleiben. König Friedrich der Zweite hatte so eben Schlesien in Besitz genommen. Sein Wunsch, den Helden der Zeit kennen zu lernen, führte ihn zuerst nach Breslau zur Zeit der Huldigung, im Jahr 1741; ohne Mittel und ohne Bekannte ward es ihm schwer, sein Fortkommen zu finden, bis endlich seine Kenntnisse in der Musik ihm bei mehreren angesehenen Familien Eingang verschafften. Man rieth ihm, in Berlin durch Unterricht in der polnischen, franzosischen Sprache und in Musik sein Glück zu versuchen, Empfehlungen begleiteten ihn und gar bald sah er sich durch den Unterricht in der Musik, welchen er auch der Gemahlin Friedrichs des Zweiten und mehreren Prinzessinnen ertheilte, in einer Lage, die sorgenlos zu nennen war. Schon früher hatte er seinen Familiennamen abgelegt und sich Andresse genannt. Im Jahr 1754 verheirathete er sich. Auf die Erziehung des einzigen Sohnes, unsers Johann Heinrich Michael, verwendeten die Aeltern alle Sorgfalt. Die liebevolle Aufnahme, welche der Vater im Preußischen gefunden hatte, verpflichtete ihn aus Dankbarkeit, den Sohn zum reformirten Glauben zu bestimmen und in dessen Gemüth schon früh das Gefühl der Liebe für das neue Vaterland zu pflegen, welches ihn bis zum letzten Lebenstage durchglühte. Dieser genoß seine Ausbildung auf dem französischen Gymnasium in Berlin und studirte von 1774 bis 1777 in Halle die Rechte unter Nettelbladt, Woltaer u. s. w. Nach vollendeten Studien wurde er zuerst Erzieher in der Familie v. Gualtieri und späterhin Führer der beiden jüngsten Söhne des Staatsministers von Schlabrendorf, der nachherigen Grafen von Schlabrendorf, von denen der ältere ebenfalls im Jahr 1824 in Paris verstorben ist. Die Muße, welche ihm in diesen Verhältnissen übrig blieb, benutzte er dazu, in Berlin Privatvorlesungen über die Institutionen und Pandecten zu halten. Obgleich es ihm nicht an Zuhörern fehlte, so fand er doch, daß ihn dies zu keinem festen Ziele führen werde, er betrat daher am 8. April 1779 die practisch-juristische Laufbahn als Advocat bei dem französischen Obergericht in Berlin, wurde am 22. April 1780 Notarius und d. 14. Sept. dess. Jahres Richter und Director der französischen Colonie in Magdeburg und Neuhaldensleben. Hier verheirathete er sich mit einer Tochter

des Kaufmanns Schartow. Der Staatsminister von Dörnberg berief ihn am 4. Aug. 1784 zum Rath bei dem damaligen französischen Obergericht in Berlin und zum Director des französischen Coloniegerichts. Bei der Auflösung dieser Behörde trat er im Jahr 1811 als vorsitzender Rath in das Stadtgerichtscollegium der Residenz und des Vormundschaftsgerichts. Im Jahr 1821 ward ihm auch die Direction der Civildeputation des erstgenannten Gerichtshofes übertragen. Seine ausgezeichnete Gewandtheit in der französischen Sprache gab ihm Gelegenheit in den Jahren 1806 und 1807, in der Zeit der Noth und Gefahr, uneigennützig, seinen Mitbürgern wesentliche Dienste zu leisten. Tag und Nacht war er bereit, als das Vertrauen seiner Mitbürger ihm in den ersten Monaten der feindlichen Besetzung der Residenz die Leitung des Einquartirungswesens übertragen hatte, ein Amt, welches unter solchen Umständen das allerundankbarste war und Unannehmlichkeiten aller und jeder Art nothwendig mit sich führen mußte. Die ächtpatriotischen Gesinnungen, die Liebe für seinen König und für sein Vaterland, welche er in jener Zeit bethätigte, und die freimüthigen Entgegnungen, welche er den französischen Befehlshabern mit Geistesgewandtheit und mit glücklichem Erfolg zu machen wußte, wenn es darauf ankam, übermüthige Forderungen zu mildern, das alles lebt noch in dem Andenken aller derer, welche Zeugen jener Tage gewesen sind, und auch hiebei seine Anspruchslosigkeit kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben. Auch im Jahr 1812 bewährte er seine rastlose Thätigkeit und stäte Uneigennützigkeit, indem er der Aufforderung, das Amt eines Vermögenssteuercommissarii zu übernehmen, bereitwillig entgegen kam, aus patriotischer Gesinnung auf jede Renumeration für dieses mühevolle, neben den eigentlichen Amtsarbeiten vollendete Geschäft Verzicht leistete und solches erst im Jahr 1816 niederlegte. In der französischen Gemeine reformirter Confession bekleidete er eine lange Reihe von Jahren hindurch die Ehrenämter als Ancien und Mitglied des französischen Consistorii: auch das Bürgerrettungsinstitut zählte ihn zu seinen thätigsten und einsichtsvollsten Mitarbeitern. Die strenge Rechtlichkeit und Treue, mit welcher er 45 Jahre unermüdet die Pflichten seines Amtes unter oft schwierigen Zeitumständen dennoch stets erfüllte, begründen seinen Werth als Beamter. Die große Bereitwilligkeit, mit welcher er sich den Mühseligkeiten seines Amtes auch

für Andere, nicht ohne eigene Aufopferung unterzog, die Leutseligkeit, womit er allen entgegen kam, die sein öffentliches Verhältniß ihm zuführte, die wohlwollende Theilnahme, welche er lebendig und thätig den Angelegenheiten seiner Freunde und derjenigen widmete, welche mit ihm in Verbindung standen und die Freundlichkeit, mit der er jedem begegnete, sind die Lobredner seiner Herzensgüte und Menschenliebe. Er war der Mittelpunct eines der glücklichsten Familienkreise, nur umgeben von seinen Kindern und Enkeln gönnte er sich Erholungsstunden, die sein heiterer Sinn belebte. Nach dem Tode seines 1821 ihm vorangegangenen vieljährigen Freundes Gerresheim begann eine Zeit, wo er sich in seinen Amtsverhältnissen weniger glücklich fühlte, auf seine Gesundheit hatte dies bald einen bemerkbaren Einfluß. Seine Körperkräfte unterlagen allmälig den Anstrengungen seines Berufes, welchen auch die physischen Kräfte des rüstigsten Mannesalters nicht hätten widerstreben können; er starb in den Armen der Seinigen, im eigentlichsten Sinne, durch Anstrengung im Staatsdienste erschöpft, nach einem mehrwöchentlichen Krankenlager an völliger Entkräftung, betrauert von Allen, welche ihn kannten, im 69. Lebensjahre, als ein wahrer Christ in Wort und That.

Dr. Friedrich Carl Rumpf,

erster Pädagogiarch und ord. Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst in Gießen.

geb. d. 16. Sept. 1772. gest. d. 7. Oct. 1824.

Er wurde als der jüngste Sohn von Johan Georg Ludwig Rumpf, zweitem Pfarrer zu Oberroßbach, einem kleinen Landstädtchen im Großherzogthume Hessen, daselbst geboren. Seine Mutter war eine Tochter des Pfarrers Seiler zu Schwalheim bei Friedberg. Er verlor seinen Vater schon 1774, und da die Leiden des siebenjährigen Krieges und andere Unfälle, verbunden mit einem geringem Diensteinkommen, das älterliche Vermögen verschlungen hatten, so mußte er sich bis in sein 14. Jahr mit dem Unterricht begnügen, den er in der Knabenschule zu Oberroßbach erhielt. Außer der Bibel und einigen historischen Schriften, die ihm einer der vorzüglicheren Bürger des Orts, Namens Reges, lieh, entbehrte er in

dieser Periode aller Mittel der Selbstbelehrung, weil diejenigen, bei welchen der Knaben nützliche Bücher vermuthen durfte, seine Bitte um Mittheilung nicht erfüllen konnten oder wollten. Im Herbste 1786 nahm sein Schicksal eine günstigere Wendung. Sein ältester Bruder, welchem Fähigkeiten und Thätigkeit eine Niederlassung in Frankfurt a. M. als Tapezierer verschafft hatten, nahm ihn zu sich und ließ ihn das dortige Gymnasium besuchen. Seine Lehrer in diesem Institute waren Purmann, Rambach, Schorbius, Schiller, Popp, Fresenius, Römer, Lambert sieben und ein halbes Jahr hindurch. Zu besonderer Dankbarkeit verpflichteten ihn durch ihre, auch über die Lehrstunden hinaus, sich erstreckende Sorgfalt, Rambach, Römer und vorzüglich Fresenius, wie noch einige andere. Ganz besonderes Verdienst um seine Bildung erwarb sich der in Lübeck als Director des Gymnasiums verstorbene Mosche, welcher nach der Rückkehr von der Universität ins väterliche Haus, freiwillig dreien Schülern der obern Classe, unter welchen auch Rumpf war, griechische und römische Classiker erklärte. Doch konnte er seine Zeit nicht allein der Erweiterung seiner eigenen Kenntnisse widmen, indem er von 1789 an auch Privatinformation gab. Diese, so erwünscht für seine Ausbildung als Lehrer und seine sonstigen Lebensverhältnisse, wirkte jedoch neben Unterrichtsstunden im Gymnasium, nachtheilig auf seine Gesundheit. Endlich, nachdem er durch diese Anstrengungen zu einem Erwerb gelangt war, konnte er im Frühjahr 1794, im 22. Jahre seines Alters, eine Universität besuchen. Er wählte Tübingen, um sich hier dem Studium der Theologie zu widmen. Hier besuchte er mit großem Nutzen die öffentlichen Vorträge der dortigen Professoren Storr, Schnurrer, Flatt des ältern, Gaab, Rösler und Abel. Um sich die Hoffnung auf eine Anstellung in seinem Vaterlande nicht selbst zu vereiteln, folgte er dem Rath seine Freunde und bezog im Frühjahr 1796 die Universität Gießen. Hier waren Schulz, Berchtold, Hezel, Palmer seine Lehrer in theologischen Wissenschaften und orientalischen Sprachen. Im Herbst 1797 folgte er dem Ruf zu einer Hofmeisterstelle bei J. G. Meyer in Frankfurt und befand sich in diesem Hause in einer glücklichen und zufriedenen Lage. Nicht lange befand er sich auf dieser Stelle. Bei der Vacanz einer Lehrstelle am Pädagog zu Gießen wurde er in Vorschlag gebracht und er trug kein Bedenken demselben zu folgen. Im Frühjahr 1798 trat er

hier die 4. Lehrstelle an und nach Verlauf von 5 Jahren war er schon bis zur ersten Lehrstelle hinaufgerückt. Bis hierher hatte Rumpf allein seine Pflichten als Pädagoglehrer zu erfüllen gehabt; mit dem Sommer 1805 aber fing er auch an, theologische Vorlesungen zu halten, und theologische Studien füllten die von seinen Berufsarbeiten übrigen Stunden der Muse aus; denn die Aussicht auf eine Professur und das mit derselben verbundne minder mühevolle Leben dachte er sich als verwünscht. Da er auch in Jul. 1806 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde, so beharrte er um so mehr bei der Beschäftigung mit dieser Wissenschaft. Doch bald erhielten seine Studien eine andere Richtung. Im Januar 1809 wurde er, ohne seine Bitte, zum Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, und im März 1812 zum Lehrer am philologischen Seminarium ernannt. Er mußte also jetzt seine Aufmerksamkeit vorzüglich dem Fache der classischen Literatur widmen. Diese Beförderungen, mit Beibehaltung seiner Lehrstelle am Pädagogio vermehrten seine Arbeiten bedeutend, und eine Erleichterung wurde daher dringender Wunsch für ihm. Er sah ihn im Sommer 1814 gewährt, indem er, ohne Verminderung seine Einnahme, von der Hälfte seiner Lehrstunden am Pädagogium entbunden ward. In Nov. 1815 erhielt er dagegen zu seinen andern Aemtern die ziemlich mühvolle Stelle eines Ephorus der Stipendiaten, und im März 1818 erlangte er, auf Veranlassung eines Rufes zu einer Lehrerstelle nach Frankfurt a. M., die Stelle eines zweiten Pädagogiarchen, und zugleich eine Gehaltszulage. 1819 ertheilte ihm die theologische Facultät in Gießen aus eigner Bewegung die Doctorwürde. Nach Schaumann's Tode 1821 wurde er erster Pädagogiarch und erhielt die damit verbundene Amtswohnung. Da er dieses Amt neben dem Ephorat der Stipendiaten nicht wohl bestreiten konnte, so wurde er von diesem entbunden. Rumpf verheirathete sich am 11. Juli 1805 mit Christiane Margarethe, Tochter des vormaligen Consistorialraths und Oberpfarrers Ludwig Wilh. Fresenius zu Homburg an der Höhe, Enkelin des Seniors Fresenius zu Frankfurt. Seine früheren Vorlesungen über theologische Wissenschaften erstreckten sich über Dogmatik, hebräische Sprache, die Psalmen des Hiob, so wie über die Paulinischen und die catholischen Briefe. Vom Sommer 1809 an hielt er Vorlesungen über Stücke des Aeschylos und Sophokles, über Theo-

crits Idyllen, Demosthenes Reden', über Stücke aus Xenophon und Dionysius vom Halicarnaß; ferner über die Satyren und Briefe des Horaz, Virgils Eclogen, Seneka's Briefe, über Tacitus, Quinctilian, und die römischen Alterthümer. Auch leitete er im philologischen Seminarium die Uebungen im Schreiben und Sprechen des Lateinischen. So lebte Rumpf in seinen mühevollen Arbeiten, seinem Berufe unverbrüchlich treu und pünktlich gewissenhaft. Selten waren die Stunden der Muße für ihn, und nur Abends widmete er, und auch nur eine Stunde, der Erholung in einem Cirkel von Freunden. Seine Berufstreue war so groß, daß seine Gesundheit und Körperkraft dabei sichtbar litt. Aber hochgeachtet war er von Allen wegen seiner unbestrittenen Verdienste und seiner makellosen Tugenden. In den ersten Tagen des Octobers 1824, gerade da er die Zurüstungen zu einer von ihm so sehnlich gewünschten Ferienreise machte, überfiel ihn Blutauswurf und Lungenschlag, welcher ihm das Bewußtseyn raubte und nach 3 Tagen sein Leben endigte. An seinem Grabe floß dem Hingeschiedenen manche Thräne des Dankes und der frommen Rührung. — Als Schriftsteller konnte sich Rumpf, bei seinen vielen Amtsarbeiten, nur in kleinen Schriften und Programmen zeigen, die er theils als Pädagoglehrer, theils als Professor der Beredsamkeit, verfertigte. Sie betreffen sämmtlich Gegenstände der alten classischen Literatur und beweisen seine gründliche Gelehrsamkeit. Eine Abhandlung pädagogischen Inhalts, welche ihm als Preisfrage von der Unionsloge zu Frankfurt a. M. eine goldene Medaille 25 Ducaten schwer erwarb, blieb ungedruckt. Die übrigen Schriften sind folgende: Beitrag zur Beantwortung der Frage: wie kann bei dem Unterricht der fremden Sprachen das Selbstdenken befördert werden? Gießen 1798. 4. — De Psalmi CXXXIX titulo et argumento. Ibid 1800. 4. — Abhandlung, veranlaßt durch eine Todtenfeier in der Loge zu Frankfurt a. M. (Ueber die Vorstellungen der Alten vom Tode) Frankf. 1803. Fol. — Einige Bemerkungen über die Prüfung der intellectuellen und sittlichen Anlagen der Jugend, welche in den öffentl. Schulen Statt finden kann. Gießen 1803. 8. — Uebersetzung des Propheten Nahum. 1808. 8. — Uebersicht der gegenwärtigen Einrichtung des Pädagogiums zu Gießen. Gießen. 1809. 4. — Observationes in Horatii epistolarum quaedum loca. Ibid. 1809. 4. — Observationes in Ciceronis orationum pro Caecina loca quae-

dam difficiliora. Ibid. 1810. 4. — Observationum in Ciceronis pro L. Corn. Balbo orationum spicilegium. Ibid. 1814. 4. — Observationum in Theocriti idyllium quartum spicilegium. Ibid. 1814. 4. — De Charidemo Orita. Ibid. 1815. 4. — Das Leben des Agricola von Caj. Cornel. Tacitus. Ebend. 1821. 4. — Recensionen in J. C. C. Schmidts allgem. Bibliothek der theolog. und pädagogischen Literatur.

Dr. August Heinrich Meisel,

königl. sächs. Legations-Secretair.

geb. den 20. Sept. 1789. gest. den 7. October 1824.

(Nach den Mittheilungen einiger Befreundeten das Verblichenen bearbeitet.)

Er war der älteste Sohn des königl. sächs. Hofmarschallamts-Secretairs Gottl. Heinr. Meisel in Dresden. Seine Mutter, eine geborne Lalance verlor er sehr früh. Geschickte Hauslehrer, unter welchen namentlich der jetzige Pfarrer in Oberlichtenau bei Radeberg, Kretzschmar, aufzuführen ist, ertheilten ihm den ersten Unterricht. Auch erwarb sich der hochgeachtete Hofrath Böttiger in Dresden um seine fernere Ausbildung manches Verdienst. Im 16. Jahre (1805) besuchte der junge M. die in Leipzig blühende Thomasschule und nach Jahresfrist bezog er die dasige Hochschule, wo er 3 Jahre hindurch die Rechte studirte, und besonders dem nähern Umgange mit dem damaligen reformirten Prediger Dumas, (in dessen Behausung er wohnte) Vieles zu verdanken hatte. Nach beendigten Studien wendete er sich 1810 nach Dresden, erlangte daselbst den Acceß bei dem Neustädter Stadtgericht und genoß hauptsächlich das Wohlwollen des damaligen Stadtrichters Dr. Schulze. Im December 1811 nahm er in Leipzig nach Vertheidigung der von ihm selbst geschriebenen Inauguraldissertation: Quaestiones de jure civitatum foederi Rhenano adscriptarum, die jurist. Doctorwürde an, und seit dieser Zeit privatisirte er in Dresden. Im Jahre 1816 erlangte er beim Geh. Cabinet den Acceß, und suchte sich hier für das diplomatische Fach zweckmäßig vorzubereiten. Im J. 1818 ward er als Legationssecretair bei der königl. sächs. Gesandtschaft in Berlin angestellt, und 1819 in gleicher

dessen Anwendungen in der Heilkunde anlangt, so war er hier so wohl unterrichtet wie wenige, und wandte ihn bei einem Frauenzimmer, das die berühmtesten Aerzte schon als hoffnungslos aufgegeben hatten, mit dem glücklichsten Erfolge an; aber er war auch so umsichtig, daß er ein Mädchen, welches durch Anwendung des Magnetismus ungleich kränker worden war, ohne denselben so gänzlich wieder herstellte, daß sie, die Monate lang in der Stube hatte umher getragen werden müssen, zuletzt wieder alle ländlichen Arbeiten verrichten konnte und den alten Frohsinn wieder erhielt. Sehr oft schenkte er den ärmeren Patienten nicht nur das Honorar, sondern bezahlte ihnen noch die Arzneien. Sein Wirkungskreis erweiterte sich ungemein. Im März 1818 wurde er dem Stadt- und Landphysicus, Hofrath und Prof. Dr. Busch als Gehülfe beigesetzt und im J. 1821 zum wirklichen Kreisphysicus ernannt. Dieses Amt verwaltete er bei einem kleinen Gehalte mit der größten Gewissenhaftigkeit. Die vielen Strapazen bei Tag und Nacht, die vielfältig geforderten zahlreichen Berichte, Gutachten, welche er umfassend und mit der größten Gewissenhaftigkeit aufzufassen pflegte, Listen, Tabellen u. s. w., die dem von seiner beschwerlichen Praxis Ermüdeten oft noch die spätern Abendstunden raubten, wirkten jedoch auch nachtheilig auf seine Gesundheit und nur der Gedanke, nützlich wirken zu können, hielt ihn ab, diese wenig einträgliche, mühsame Stelle niederzulegen; denn seine glänzende Praxis, da er auch von vielen Auswärtigen um Rath gefragt wurde, trug ihm viel ein. Ohne alles eigene Vermögen begann er seine Laufbahn und hinterließ außer einer schönen Büchersammlung, Kunstsachen, Pretiosen u. a. ein nicht unbedeutendes Vermögen. Verheirathet war er nicht, so achtungsvoll und zart er das andere Geschlecht zu behandeln wußte. Seine Morgenstunden widmete er wo möglich dem eigenen Fortstudium, dem Lesen von Classikern verschiedener Nationen und eignen Forschungen. Früh 8 Uhr fing schon der Zulauf an, er konnte oftmals nur spät das Mittagsmal halten und oft fand ihn der späte Abend noch am Krankenbett. Ein Feind großer, Zeit raubender und zerstreuender Vergnügungen war er in freundschaftlichen Kreisen sehr munter und unterhaltend, nur daß im letzten Jahre diese Heiterkeit abnahm. Jeden Augenblick benutzte er, um sich mit den vorzüglichsten medicinischen Werken der neuern Zeit näher bekannt zu

machen, und das, was er in ihnen vorzügliches fand, in den Umfang seiner Kenntnisse aufzunehmen. Hiebei kam ihm sein vorzüglich gutes Gedächtniß sehr zu Hülfe, welches so treu war, daß er noch ganze Oden aus dem Horaz, Stellen aus dem Homer und andern Classikern ohne anzustoßen hersagen konnte. Schon von seiner Jugend an für den Genuß ähnlicher Geisteswerke empfänglich gemacht, widmete er die letzten Abendstunden in einem kleinen Zirkel gleichgestimmter Seelen der Lectüre der vorzüglichsten Werke deutscher Schriftsteller und zwei Abende in jeder Woche brachte er fast immer in der Gesellschaft seines vertrauten Freundes, des sprachkundigen Prof. Wagner zu, um so viel als möglich der italienischen und englischen Sprache mächtig zu werden. Er hat Fielding, Sterne und Pope, beinahe den ganzen Shakspeare durchstudirt und sein fester Entschluß war, auch zu den Griechen zurückzukehren und ihre Dichter mit Wagner noch einmal durchzugehn. Doch alle diese schönen Pläne vereitelte der frühe Tod durch einen Schlagfluß, den er seit mehreren Jahren schon in seinen gesunden Tagen voraus gesagt hatte, und bereitete der leidenden Menschheit so wie den zahlreichen Freunden dieses bescheidenen, edlen, ungemein thätigen, kenntnißvollen und kunsterfahrenen Mannes einen schmerzlichen Verlust. Ihn überlebten von 11 Geschwistern sein älterer Bruder und zwei Schwestern.

Siegfried Lebrecht Crusius,

Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Sahlis und Rüdigsdorf.

geb. 1787. gest. den 1. October 1824.

Was er in rüstiger Kraft als Buchhändler gewirkt hat, was er mit frommen Sinn als liebreich sorgender Vater für seine Untergebenen, für Kirchen- und Schulwesen, für Hülfsbedürftige und Unglückliche that, wird seinem Namen ein bleibendes Andenken sichern. Hoffentlich wird, was in diesem Zeitraume nicht zu erreichen stand, über ihn und sein Wirken späterhin eine biographische Darstellung noch erscheinen.

Qualität nach Madrid versetzt, das er aber im Frühjahr 1820 mit Bewilligung seines Hofes, wieder verließ. Nach einem 4 wöchentlichen Aufenthalte in Paris, und einer Durchwanderung der Schweiz, kehrte er im Sommer 1820 wieder nach Dresden zurück, wo er sich lediglich mit literärischen Studien beschäftigte. Ungeachtet sein Aufenthalt in Spaniens Hauptstadt nicht viel über ein Jahr gedauert hat, so verdanken wir ihm doch manchen interessanten Aufschluß über die denkreichen Begebenheiten dieser Tage und Niemand war mehr dazu geeignet, eine unparteiische und reingeschichtliche Darstellung aller dieser Vorgänge vor Augen zu legen, als unser Meisel, da er mit unbefangenen Blicken alles ruhig beobachten konnte. Ueberhaupt hatte sein wissenschaftliches Streben eine vielseitige Richtung erlangt, und jedem, der in naher Beziehung mit ihm stand, konnte es auch nicht entgehen, daß aus der eigenthümlichen Bildung, die er sich gegeben hatte, sehr schätzenswerthe Eigenschaften des Geistes und Herzens hervorgegangen waren. In der Charwoche 1824 verließ M. das freundliche Dresden, durchreisete, nach einigem Verweilen in München, die italienischen Staaten und setzte im Herbst von dort nach Griechenland über. Von dem Fürsten Maurocordato ward er in Missolunghi auf das freundlichste aufgenommen; daß er aber als Secretair bei dem Generalstabe angestellt gewesen sey, wie man hier und da behauptet, hat sich nicht bestätigt. Nach 8tägigem Krankenlager mußte er in der Blüthe seiner Jahre, fern von seinen Freunden und von seiner Heimath, der Natur den Zoll bezahlen. — Daß M. während seines kurzen Aufenthalts in Missolunghi sich allgemeine Achtung und Theilnahme erworben habe, sprach sich auf eine ausgezeichnete Weise bei seiner öffentlichen Beerdigung aus, welche in Gegenwart der gesammten Geistlichkeit, der weltlichen Behörden und eines großen Zulaufs von Menschen, in der dasigen Kirche des heil. Spiridion erfolgte. Schriften: Beherzigungen für Weltbürger und Politiker. Friedland 1816. 8. — Frau von Krüdener. Leipz. 1818. 8. — Beiträge zur Geschichte der spanischen Revolution Nr. 1. Denkschrift über die Revolution in Madrid. Ebend. 1821. gr. 8. (Soll aus einer Handschrift von ihm übersetzt worden seyn.) — Darstellung des geschichtlichen und politischen Standpunctes der spanischen Revolution, von einem Augenzeugen. Dresd. 1821. 8. — Cours du style diplomatique, Tom. I. II. Dresde 1823.

Vater begangenes Unrecht zu vergüten bereit war, so konnte sich letzterer doch nicht überwinden, im Hause seines bisherigen Wohlthäters zu bleiben. König Friedrich der Zweite hatte so eben Schlesien in Besitz genommen. Sein Wunsch, den Helden der Zeit kennen zu lernen, führte ihn zuerst nach Breslau zur Zeit der Huldigung, im Jahr 1741; ohne Mittel und ohne Bekannte ward es ihm schwer, sein Fortkommen zu finden, bis endlich seine Kenntnisse in der Musik ihm bei mehreren angesehenen Familien Eingang verschafften. Man rieth ihm, in Berlin durch Unterricht in der polnischen, französischen Sprache und in Musik sein Glück zu versuchen, Empfehlungen begleiteten ihn und gar bald sah er sich durch den Unterricht in der Musik, welchen er auch der Gemahlin Friedrichs des Zweiten und mehreren Prinzessinnen ertheilte, in einer Lage, die sorgenlos zu nennen war. Schon früher hatte er seinen Familiennamen abgelegt und sich Andresse genannt. Im Jahr 1754 verheirathete er sich. Auf die Erziehung des einzigen Sohnes, unsers Johann Heinrich Michael, verwendeten die Aeltern alle Sorgfalt. Die liebevolle Aufnahme, welche der Vater im Preußischen gefunden hatte, verpflichtete ihn aus Dankbarkeit, den Sohn zum reformirten Glauben zu bestimmen und in dessen Gemüth schon früh das Gefühl der Liebe für das neue Vaterland zu pflegen, welches ihn bis zum letzten Lebenstage durchglühte. Dieser genoß seine Ausbildung auf dem französischen Gymnasium in Berlin und studirte von 1774 bis 1777 in Halle die Rechte unter Nettelbladt, Woltaer u. s. w. Nach vollendeten Studien wurde er zuerst Erzieher in der Familie v. Gualtieri und späterhin Führer der beiden jüngsten Söhne des Staatsministers von Schlabrendorf, der nachherigen Grafen von Schlabrendorf, von denen der ältere ebenfalls im Jahr 1824 in Paris verstorben ist. Die Muße, welche ihm in diesen Verhältnissen übrig blieb, benutzte er dazu, in Berlin Privatvorlesungen über die Institutionen und Pandecten zu halten. Obgleich es ihm nicht an Zuhörern fehlte, so fand er doch, daß ihn dies zu keinem festen Ziele führen werde, er betrat daher am 8. April 1779 die practisch-juristische Laufbahn als Advocat bei dem französischen Obergericht in Berlin, wurde am 22. April 1780 Notarius und d. 14. Sept. dess. Jahres Richter und Director der französischen Colonie in Magdeburg und Neuhaldensleben. Hier verheirathete er sich mit einer Tochter

Joseph Freiherr von Retzer,

k. k. österreichischer pensionirter Hoffecretär und Censor zu Wien,

geb. 1755 zu Krems, gest. vom 15. — 17. October 1824.

Seine literärische Wirksamkeit fällt vornehmlich in die Zeit der Blüthe jenes Dichterkreises, welchem Alxinger, Denis, Blumauer, Ratzky und Ayrenhof angehörten. Mit den vier letzteren lebte er in vertrauter Freundschaft, besonders mit dem Verfasser des bekannten „Postzugs" (oder die noblen Passionen), der auf den deutschen Bühnen eine günstige Aufnahme fand. R. gab nach seines Freundes Werke nach dessen Tode heraus und nahm seine dichterische Bedeutsamkeit nachdrücklich in Schutz. Er ließ auch ein Bändchen eigner Gedichte in den 90er Jahren drucken. Eine besondere Vorliebe besaß er für die französische Literatur; sein Lieblingsdichter, den er den großen Dichtern aller andern Nationen vorzog, war Corneille, dessen Trauerspiele er in allen möglichen Ausgaben zu besitzen suchte. Auch mit der englischen Literatur war er vertraut und eine Reihe von Werken berühmter Schriftsteller dieser Nationen ist unter seiner Leitung herausgekommen. Hinsichtlich seiner Function als Censor erwähnt ihn Kotzebue in seinen Schriften irgendwo sehr ehrenvoll. Sein Aeußeres war imposant und einnehmend. Bis in die letzten Jahre zeigte er sich ziemlich aufgeräumt und lustig; nur die Füße versagten ihm frühzeitig ihren Dienst. Seine Anhänglichkeit für das Alte verrieth sich auch in seinem Costüme. Den kleinen steifen Zopf legte er nie ab und nur wenige Jahre vor seinem Ende vertauschte er den dreikantigen Hut mit einem runden, den er immer etwas ungelenksam handhabte. In der letzten Zeit verließ ihn das Gedächtniß und er verkannte zuweilen seine nächsten Umgebungen; er soll in diesem Zustande den großen Corneille mit einem Volkstheaterdichter verwechselt haben.

Dr. Friedrich Wilhelm Hoffmann,

königl. preußischer Regimentsarzt und Hofmedicus, auch Oberarzt des Cadetteninstituts und Stadtphysicus zu Potsdam, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

geb. den 14. Mai 1759. gest. den 21. October 1824.

Von sehr armen Aeltern zu Hartliebsdorf in Schlesien geboren und im 15. Jahre schon vaterlos geworden,

machte er es sich zur Pflicht, mit aller Anstrengung seiner Kräfte für seine Mutter zu sorgen. Er widmete sich der Chirurgie und gewann durch einen glücklichen Zufall die Aufmerksamkeit eines der einsichtsvollsten Generalchirurgen, durch den er im Jahr 1778 als Compagniechirurg angestellt wurde, in welchem Verhältniß er den baierschen Erbfolgekrieg mitmachte. Nach geschlossenem Frieden bildete er sich als Compagniechirurg des ehemaligen Regiments Kronprinz in Potsdam mit großem Fleiße weiter aus und der erworbene Reichthum seiner Kenntnisse gereichte ihm zu desto größerer Ehre, als er genöthigt war, alle Schulwissenschaften nachzuholen, die er früher nicht hatte erlernen können, da er immer mit Mangel kämpfen mußte. Er zeichnete sich dessenungeachtet so aus, daß er bald Pensionär wurde, seinen Cursus in der Charité machte und im Jahr 1796 die Stelle eines Regimentsarztes beim Regiment Kronprinz erhielt. Vorher hatte er auf Kosten des Königs Friedrich Wilhelm II. 1½ Jahr die Staaten Dänemark, England, Schottland, Irrland, die Niederlande, Schweden, Norwegen u. a. m. bereis't und durch seinen Fleiß und Kenntnisse so viel Aufmerksamkeit erregt, daß ihn mehrere gelehrte Gesellschaften und namentlich die in Edinburg zu ihrem Mitglied erwählten. Auch die Gnade und Aufmerksamkeit Sr. Maj. des jetzigen Königs hatte der rastlose und thätige Mann zu erwerben das Glück; er ward im Jahr 1804 zum Hofmedicus ernannt und bekleidete später in dieser Eigenschaft die Königin Louise auf ihren Reisen als Leibarzt. Im Jahr 1806 wohnte er der Schlacht bei Jena bei, in welcher er sich bei der Rettung und Pflege mit Aufopferung und Verlust alles des Seinigen mehrmals selbst der Lebensgefahr aussetzte. Nach der Auflösung seines Regiments ward er im Jahr 1809 Regimentsarzt der Garde-Invaliden, und um diese Zeit ernannte ihn auch die Universität Erfurt zum Dr. med. et chir. Während des letzten Kriegs endlich erwarb er sich in den Jahren 1813 und 1814 durch seine Sorge für die Verwundeten in den Lazarethen von Potsdam neue Verdienste um den Staat und die Armee. Auch ward er Oberarzt des Cadetteninstituts und kurz darauf wählte ihn der Magistrat Berlins zum Stadtphysicus. In allen diesen verschiedenen wichtigen Verhältnissen bewies er immer die innigste Liebe für König und Vaterland, den ausgezeichnetsten Eifer und rastlosesten Fleiß. Noch am letzten Tage seines Lebens erfüllte er gewissen-

Joseph Freiherr von Retzer,

k. k. österreichischer pensionirter Hoffecretär und Censor zu Wien,

geb. 1755 zu Krems. gest. vom 15. — 17. October 1824.

Seine literärische Wirksamkeit fällt vornehmlich in die Zeit der Blüthe jenes Dichterkreises, welchem Alxinger, Denis, Blumauer, Ratzky und Ayrenhof angehörten. Mit den vier letzteren lebte er in vertrauter Freundschaft, besonders mit dem Verfasser des bekannten „Postzugs" (oder die noblen Passionen), der auf den deutschen Bühnen eine günstige Aufnahme fand. R. gab noch seines Freundes Werke nach dessen Tode heraus und nahm seine dichterische Bedeutsamkeit nachdrücklich in Schutz. Er ließ auch ein Bändchen eigner Gedichte in den 90er Jahren drucken. Eine besondere Vorliebe besaß er für die französische Literatur; sein Lieblingsdichter, den er den großen Dichtern aller andern Nationen vorzog, war Corneille, dessen Trauerspiele er in allen möglichen Ausgaben zu besitzen suchte. Auch mit der englischen Literatur war er vertraut und eine Reihe von Werken berühmter Schriftsteller dieser Nationen ist unter seiner Leitung herausgekommen. Hinsichtlich seiner Function als Censor erwähnt ihn Kotzebue in seinen Schriften irgendwo sehr ehrenvoll. Sein Aeußeres war imposant und einnehmend. Bis in die letzten Jahre zeigte er sich ziemlich aufgeräumt und lustig; nur die Füße versagten ihm frühzeitig ihren Dienst. Seine Anhänglichkeit für das Alte verrieth sich auch in seinem Costüme. Den kleinen steifen Zopf legte er nie ab und nur wenige Jahre vor seinem Ende vertauschte er den dreikantigen Hut mit einem runden, den er immer etwas ungelenksam handhabte. In der letzten Zeit verließ ihn das Gedächtniß und er verkannte zuweilen seine nächsten Umgebungen; er soll in diesem Zustande den großen Corneille mit einem Volkstheaterdichter verwechselt haben.

Dr. Friedrich Wilhelm Hoffmann,

königl. preußischer Regimentsarzt und Hofmedicus, auch Oberarzt des Cadetteninstituts und Stadtphysicus zu Potsdam, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

geb. den 14. Mai 1759. gest. den 21. October 1824.

Von sehr armen Aeltern zu Hartliebsdorf in Schlesien geboren und im 15. Jahre schon vaterlos geworden,

machte er es sich zur Pflicht, mit aller Anstrengung seiner Kräfte für seine Mutter zu sorgen. Er widmete sich der Chirurgie und gewann durch einen glücklichen Zufall die Aufmerksamkeit eines der einsichtsvollsten Generalchirurgen, durch den er im Jahr 1778 als Compagniechirurg angestellt wurde, in welchem Verhältniß er den baierschen Erbfolgekrieg mitmachte. Nach geschlossenem Frieden bildete er sich als Compagniechirurg des ehemaligen Regiments Kronprinz in Potsdam mit großem Fleiße weiter aus und der erworbene Reichthum seiner Kenntnisse gereichte ihm zu desto größerer Ehre, als er genöthigt war, alle Schulwissenschaften nachzuholen, die er früher nicht hatte erlernen können, da er immer mit Mangel kämpfen mußte. Er zeichnete sich dessenungeachtet so aus, daß er bald Pensionär wurde, seinen Cursus in der Charité machte und im Jahr 1796 die Stelle eines Regimentsarztes beim Regiment Kronprinz erhielt. Vorher hatte er auf Kosten des Königs Friedrich Wilhelm II. 1½ Jahr die Staaten Dänemark, England, Schottland, Irrland, die Niederlande, Schweden, Norwegen u. a. m. bereis't und durch seinen Fleiß und Kenntnisse so viel Aufmerksamkeit erregt, daß ihn mehrere gelehrte Gesellschaften und namentlich die in Edinburg zu ihrem Mitglied erwählten. Auch die Gnade und Aufmerksamkeit Sr. Maj. des jetzigen Königs hatte der rastlose und thätige Mann zu erwerben das Glück; er ward im Jahr 1804 zum Hofmedicus ernannt und bekleidete später in dieser Eigenschaft die Königin Louise auf ihren Reisen als Leibarzt. Im Jahr 1806 wohnte er der Schlacht bei Jena bei, in welcher er sich bei der Rettung und Pflege mit Aufopferung und Verlust alles des Seinigen mehrmals selbst der Lebensgefahr aussetzte. Nach der Auflösung seines Regiments ward er im Jahr 1809 Regimentsarzt der Garde-Invaliden, und um diese Zeit ernannte ihn auch die Universität Erfurt zum Dr. med. et chir. Während des letzten Kriegs endlich erwarb er sich in den Jahren 1813 und 1814 durch seine Sorge für die Verwundeten in den Lazarethen von Potsdam neue Verdienste um den Staat und die Armee. Auch ward er Oberarzt des Cadetteninstituts und kurz darauf wählte ihn der Magistrat Berlins zum Stadtphysicus. In allen diesen verschiedenen wichtigen Verhältnissen bewies er immer die innigste Liebe für König und Vaterland, den ausgezeichnetsten Eifer und rastlosesten Fleiß. Noch am letzten Tage seines Lebens erfüllte er gewissen-

haft alle seine Geschäfte und wollte den Abend in einer zahlreichen Gesellschaft in seinem ihm vom König geschenkten Landhause zubringen, als ihn ein Schlagfluß mitten unter den Freuden der Welt entriß. Der Verlust dieses würdigen Mannes ward in dem Umkreis seines Wirkens allgemein gefühlt und beklagt.

Alexander Nicolaus v. Scherer,

k. russ. Staatsrath und Academiker zu St. Petersburg, Ritter des St. Annen-Ordens zweiter, des St. Wladimir-Ordens 4. Classe, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

geb. den 30. December 1771. gest. den 28. October 1824.

Er war in St. Petersburg geboren, wo sein noch jetzt im südlichen Deutschland lebender Vater damals als Rechtsconsulent sich aufhielt. Von früher Jugend an mußte er manches Bedrängniß erfahren, doch schon in seinem 12. Jahre rief ihn ein günstigeres Schicksal nach Riga in das Haus seines mütterlichen Oheims, der mit väterlicher Liebe seine Bildung und Erziehung leitete. Nachdem er seine Schulstudien auf der dortigen Domschule mit Auszeichnung vollendet hatte, bezog er, durch Stipendien dazu in den Stand gesetzt, im 18. Jahre die Universität zu Jena, wo er sich Anfangs dem Studium der Theologie widmete, bald nachher aber dem Berufe folgte, den er in sich fühlte, sich ausschließlich mit der Erforschung der Natur und ihrer Erscheinungen zu beschäftigen. Er hörte nun in Jena Göttling, Voigt, die damals in ihrer ersten Kraft wirkten, und widmete sich selbst der Laufbahn eines academischen Lehrers. Er wurde nach einem dreijährigen academischen Aufenthalte durch Göthe, dem sein lebhafter Eifer gefiel, (er stiftete in Jena unter andern eine naturforschende Gesellschaft) und den geh. Rath Voigt, dem jetzigen Großherzoge von Weimar empfohlen, und dieser gab ihm das Reisegeld, um zur Vervollkommnung in der Chemie und Technologie eine Reise nach England und Schottland zu machen. Von dieser mit einem mannichfaltigen Apparat zum Lehrfach zurückgekehrt, eröffnete er in Weimar selbst, da sich in Jena keine Anstellung fand, öffentliche Vorlesungen in der Experimental-Chemie und machte im großen Auditorium des dortigen Gymnasiums vor einem angesehenen Zuhörerkreis allerlei Versuche, die aber nicht alle gelin-

lichkeit fehlte; er hat das höchste Ziel seiner Wissenschaft gekannt und vor Augen gehabt, aber sich ihm nie gänzlich genähert, weil ihn so vieles reizte und auch auf Abwege führte; er hat viel gearbeitet, gekämpft, mit Stürmen und Brandungen gerungen, ist aber eigentlich nie in den Hafen eingelaufen und erst mit seinem Tode zur Ruhe gekommen.

Johann Christian Ernst Müller,

Professor und Lehrer am großherzogl. sächsischen freien Zeicheninstitute zu Weimar.

geb. den 16. Mai 1766. gest. den 29. October 1824.

Er war zu Troistedt im Weimarischen geboren, wo sein Vater Pfarrer war, den er aber schon in seinem 4. Lebensjahre verlor. Unter drückenden Verhältnissen wurde er von der Mutter daselbst erzogen. Im 8. Jahre widerfuhr ihm das Mißgeschick, daß er durch den Sturz von einer Schaukel ein Bein brach. Dieser traurige Zufall ward ihm zum Glück. Der edle Landesfürst, welcher sich eben in der Nähe auf der Jagd befand, sorgte nicht nur für seine Heilung, sondern übergab ihn auch alsdann der Aufsicht des Legationsraths Bertuch zu Weimar und ließ ihm lebenslänglich eine damals ausgestellte Summe Geldes verabfolgen. Er besuchte allda das unter der Leitung Krause's errichtete freie Zeicheninstitut, wurde, durch Bertuch ermuthigt, 1788 Unterlehrer an dieser Anstalt und lieferte schon damals mehrere gelungene Zeichnungen, für deren eine er einen Ehrendegen erhielt. Damals lebte Lips aus Zürich in Weimar. Dieser wurde sein Lehrer in der Kupferstecherkunst und sein Freund, und der erste Versuch, den der dankbare Müller wagte, war das Standbild seines fürstlichen Wohlthäters in preußischer Generalsuniform; sein zweiter Kupferstich war die von der Göttin des Ruhms bekränzte Büste des Herzogs Josias von Coburg. In der bildenden Nähe der großen Geister Weimars besaß er besonders Göthes und Herders Zuneigung. Dieser ermunterte ihn, die Profilbüste Bonapartes als Consul zu stechen, ein Kupferstich, der seinen geschichtlichen Werth behält. Göthe unterstützte ihn oftmals mit Rath und That. Seit 1793 glücklich verheirathet ward ihm Jahrs

glied und Correspondent. In den letzten Jahren eröffnete er jeden Winter öffentliche Vorlesungen in der Chemie und Physik, und wurde dabei durch die liberale Unterzeichnung des gebildeten Publicums sehr unterstützt. Auch in Petersburg gab er Zeitschriften für die Chemie, nordische Blätter für die Chemie, und ein chemisches Journal heraus, dessen Werth nicht zu verkennen ist. Mit Ruhm verdient seine Theilnahme an dem Codex medicamentarius Europaeus erwähnt zu werden, wo gerade der Theil, der die Literatoren der Pharmakopöen enthält, von ihm mit großer Uebersicht und Vollständigkeit ausgearbeitet wurde. Auch gereicht ihm die durch ihn veranlaßte Stiftung der pharmaceutischen Gesellschaft zu St. Petersburg, deren unermüdet thätiger Leiter und Vorsteher er bis an sein Ende blieb, zu großem Verdienst. Bei seiner natürlichen Heftigkeit und unbiegsamen Streitsucht machte er sich jedoch so viele Feinde und Widersacher, daß er in den letzten Jahren die nachtheiligsten Folgen davon verspürte. Daher verlor er seine einträgliche Stelle bei dem kaiserl. Cadetten-Corps wieder, wobei er sich freilich auch selbst in der Erfüllung seiner Pflichten mancher Saumseligkeit schuldig gemacht hatte. Am tiefsten fühlte er sich durch folgende Zurücksetzung gekränkt. Es war seit langen Jahren ein Lieblingsplan des Kaisers Alexander, die vortrefflichen Heilquellen am Caucasus genau untersuchen zu lassen und zu ihrer Aufnahme alles beizutragen. Scherer wurde, unter sehr vortheilhaften Bedingungen und mit Beibehaltung aller seiner Stellen und Gehalte, zu einer Reise an den Caucasus bestimmt und sollte nach einer genauen chemischen Analyse derselben einen Entwurf zu ihrer Erweiterung und Ausstattung einreichen. Allein er entzweite sich mit einem der einflußreichsten Großen. Einer seiner Schüler, der Regierungsassessor Neljulin, erhielt nun diesen Auftrag, und Scherer sah sich genöthigt, unter dem Vorwande einer beständigen Kränklichkeit, seine einträgliche Stelle bei der medico-chirurgischen Academie zu resigniren, die Neljulin bei seiner vielbelobten und mit dem St. Annenorden belohnten Rückkehr vom Caucasus nun antrat. Bei seinen ganz unbemittelten Umständen drückte diese Zurücksetzung den tief gekränkten Mann, der eine Frau und drei Kinder zu versorgen hatte, ganz zu Boden. Er starb am 28. October 1824 an einer Leberentzündung in St. Petersburg. Er hat viel erlernt, weniger ergründet, weil es ihm an Stätigkeit und Behar-

lichkeit fehlte; er hat das höchste Ziel seiner Wissenschaft gekannt und vor Augen gehabt, aber sich ihm nie gänzlich genähert, weil ihn so vieles reizte und auch auf Abwege führte; er hat viel gearbeitet, gekämpft, mit Stürmen und Brandungen gerungen, ist aber eigentlich nie in den Hafen eingelaufen und erst mit seinem Tode zur Ruhe gekommen.

Johann Christian Ernst Müller,

Professor und Lehrer am großherzogl. sächsischen freien Zeicheninstitute zu Weimar.

geb. den 16. Mai 1766. gest. den 29. October 1824.

Er war zu Troistedt im Weimarischen geboren, wo sein Vater Pfarrer war, den er aber schon in seinem 4. Lebensjahre verlor. Unter drückenden Verhältnissen wurde er von der Mutter daselbst erzogen. Im 8. Jahre widerfuhr ihm das Mißgeschick, daß er durch den Sturz von einer Schaukel ein Bein brach. Dieser traurige Zufall ward ihm zum Glück. Der edle Landesfürst, welcher sich eben in der Nähe auf der Jagd befand, sorgte nicht nur für seine Heilung, sondern übergab ihn auch alsdann der Aufsicht des Legationsraths Bertuch zu Weimar und ließ ihm lebenslänglich eine damals ausgestellte Summe Geldes verabfolgen. Er besuchte allda das unter der Leitung Krause's errichtete freie Zeicheninstitut, wurde, durch Bertuch ermuthigt, 1783 Unterlehrer an dieser Anstalt und lieferte schon damals mehrere gelungene Zeichnungen, für deren eine er einen Ehrendegen erhielt. Damals lebte Lips aus Zürich in Weimar. Dieser wurde sein Lehrer in der Kupferstecherkunst und sein Freund, und der erste Versuch, den der dankbare Müller wagte, war das Standbild seines fürstlichen Wohlthäters in preußischer Generalsuniform; sein zweiter Kupferstich war die von der Göttin des Ruhms bekränzte Büste des Herzogs Josias von Coburg. In der bildenden Nähe der großen Geister Weimars besaß er besonders Göthes und Herders Zuneigung. Dieser ermunterte ihn, die Profilbüste Bonapartes als Consul zu stechen, ein Kupferstich, der seinen geschichtlichen Werth behält. Göthe unterstützte ihn oftmals mit Rath und That. Seit 1793 glücklich verheirathet ward ihm Jahrs

darauf der große Kunstgenuß, sich einige Zeit in Dresden aufhalten zu können. Der Druck der Zeiten nöthigte ihn, seinen Grabstichel Buchhändlerarbeiten zu widmen, unter welchen die berühmten Loderschen anatomischen Tafeln Erwähnung verdienen. Doch ward allmälig seine Lage sorgenfreier und er unternahm die Herausgabe von Scenen aus Schillers Trauerspielen, zu welchen die berühmtesten deutschen Künstler, Matthäi, Rahl, Kaaz, Opitz, Kraus, Jagemann, die Zeichnungen lieferten. Die Kriege von 1813 bis 1815 verhinderten, nachdem das 7. Blatt erschienen war, ihre Fortsetzung. Diese 7 Blätter in gr. Fol. enthalten Scenen aus Wallensteins Tod, Wilhelm Tell, Fiesko, der Braut von Messina und den Räubern, jedes einzeln zu 4 Rthlr. — Die gelungenste dieser Scenen ist wohl die aus der Braut von Messina entlehnte. Die Originalgemälde sind für die großherzogl. Bibliothek gekauft worden. Auch stach er des Großherzogs Porträt nach Jagemann, so wie das des Kaisers Alexander von Rußland, des jetzigen Herzogs von Coburg und Blüchers. Einige Jahre später besorgte er den Stich und die Herausgabe einer Folge von Porträts der vorzüglichsten deutschen Dichter und Gelehrten, nämlich: Göthe, Schiller, Herder, Wieland, Klopstock, Lessing, Winkelmann, Hufeland, Jean Paul, Kant, Kotzebue, Oberthür, jedes 1 Rthlr. 8 Gr., deren Fortsetzung durch eine schwere Krankheit unterbrochen wurde. Sonst hat er eine große Anzahl anderer Porträts und vieler Landschaften, besonders aus seinem Vaterlande und dem weimarischen Parke gestochen. Im J. 1820 ward sein Lehrereifer durch die Ernennung zum Professor belohnt. Die langwierige Krankheit und der darauf erfolgte Tod seiner würdigen Gattin bereiteten ihm viele häusliche Schmerzen und Sorgen; doch zählte er auch manche Familienfreuden und besonders die wackere Kunstausbildung seines ältesten Sohnes Heinrich, welcher in der Münchner Kunstschule angeleitet worden war. Er starb nach einer anhaltenden, höchst schmerzvollen Krankheit. Mit seinem Talent für Natur und Kunst verband sich ein höchst gefühlvolles Gemüth und treuherziger Biedersinn.

Dr. Johann Gottlieb Bidermann,

Stadtphysikus und practischer Arzt in Freiberg.

geb. den 17. Mai 1743. gest. den 11. November 1824.

Er ward zu Naumburg geboren, wo sein als Schulmann berühmter Vater, M. Johann Gottlieb Bidermann (welcher im J. 1772 als Rector des Freiberger Gymnasiums gestorben ist) damals als Rector der Domschule angestellt war. Da es die hauptsächliche Sorgfalt der Aeltern war, ihren Söhnen eine gute Erziehung zu geben, so wurden stets von den Gymnasiasten die geschicktesten und gebildetsten Jünglinge zu Hauslehrern erwählt; u. unter diesen war namentlich der nachherige k. preuß. Consistorialrath und Rector Dr. Funk in Magdeburg († 18. Juni 1814) derjenige, welcher mit zärtlicher Liebe an dem jungen Bidermann hing und bis an seinen Tod die innigste Freundschaft mit ihm unterhielt. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß der junge B. auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt in den Wissenschaften so zunahm, daß er schon im 19. Jahre wohl vorbereitet die Leipziger hohe Schule bezog. Und daß er hier dem Studium der Heilkunde fleißig und kräftig obgelegen habe, erhellt schon daraus, daß ihm der damalige Prof. Dr. Ludwig noch als Student mehrere medicinische Recensionen übertrug. Im J. 1765 erlangte er das medicinische Baccalaureat und im Novbr. 1768 die ärztliche Doctorwürde, worauf er sich als practischer Arzt in Freiberg niederließ und späterhin zum Stadtphysikus erwählt ward. In Freiberg hat er durch seinen richtigen Blick und durch mehrere mit Glück ausgeführte Curen, hauptsächlich aber durch seine Uneigennützigkeit und Bereitwilligkeit sich großen Beifall erworben. Zwar hatte er in früher Jugend das Unglück gehabt, von einem Beinbruche so unglücklich geheilt zu werden, daß er lahm bleiben mußte; auch war dieses Uebel durch einen in spätern Jahren erlittenen unglücklichen Fall so sehr vermehrt worden, daß er nicht aus seiner Wohnung ausgehen und sonach keine persönlichen Besuche mehr abstatten konnte. Allein dadurch ward das Zutrauen derer, die seiner Hülfe und seines freundschaftlichen Rathes bedurften, keineswegs gemindert. Ja als im J. 1804 die Pideritische Pharmacopöe in den sächs. Apotheken eingeführt werden sollte, und der Verleger dieses Werks bei dem ersten königl. Leibarzt, dem un-

längst verstorbenen Hofrath Dr. J. G. Leonhardi, anfragte, wem wohl die Revision aufgetragen werden könne? ertheilte letzterer die ehrenvolle Antwort: „doch keinem andern, als dem gründlichen und erfahrnen Dr. Bidermann,“ Und wer konnte wohl ein unbefangeneres Urtheil fällen, als eben Dr. Leonhardi, welcher, durch seine „Pharmacopoea Saxonica“ (Dresd. 1820. 8. maj.) sich als Sachkenner ausreichend bewährt hat? — Ueberdies besaß auch Dr. Bidermann ausgebreitete Kenntnisse sowohl in alten als neuen Sprachen, und er hat mehrere medicinische Schriften ohne Nennung seines Namens, in das Deutsche übertragen, auch fremde Arbeiten dieser Art revidirt und zum Druck zugerichtet. Die Anhänglichkeit, die dem wackern Arzte allenthalben zu Theil ward, sprach sich insbesondere bei der im November 1818 stattgefundenen 50jährigen Feier seines Doctorjubiläums aus; indem gegen 70 Männer ihm ein Freudenmahl an diesem festlichen Tage veranstalteten. — Seine Schriften: Diss. inaug. de causis mortis fulmine tactorum. Lips. 1768. 8. — Phil. *Iac.* Pideritii Pharmacia rationalis ad editionem tertiam, *quae* vigore edicti clarissimi pharmacopolis Saxonis *Dispensatorii* loco praescripta est, denuo recusa (a Io. Godofr. Bidermanno) accedit supplement. I. ad editionem 1797 recusum. Freibergae. Hermund. 1806. 8. (Deutsch übersetzt von Dr. B. Fr. Burdach. Leipz. 1806. 8. und ein Nachtrag dazu, ebend. 1807.)

W. L.

Daniel Berger,

Vice-Director der königlichen Academie der Künste zu Berlin.

geb. den 25. October 1744. gest. den 17. November 1824.

Sein Vater, Friedrich Gottlieb Berger, war Kupferstecher zu Berlin und wünschte, daß sein Sohn sich der Handlung widmen möchte; doch auf eines Freundes Rath gab er der Neigung des Knaben nach, der freilich ohne besondere Vorbereitung die damals unvollkommene Kunstacademie zu Berlin unter der Leitung le Sueurs besuchte und vom Vater die Kupferstecherkunst nach Wolfgangschem Geschmacke erlernte. Im 20. Jahre genoß er aber den Unterricht des berühmten Hofkupferstechers Georg Friedrich Schmidt. Da er anfänglich fast aus-

schließlich für den Buchhandel arbeiten mußte, so hinderte ihn dies, nach seinem sehnlichen Wunsche im Auslande mit fremden Künstlern näher bekannt zu werden und sich unter ihrer Leitung mehr auszubilden. In der Folge arbeitete er viel nach Zeichnungen von Daniel Chotowiecki, besonders für die Berliner und Lauenburger Calender, wodurch er sich eine eigenthümliche Manier erwarb und auf eine ehrenvolle Weise bekannt wurde; er wurde daher den 15. April 1778 als wirkliches Mitglied bei der dasigen Academie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften aufgenommen. Er suchte nun nicht nur mit der Radirnadel und dem Grabstichel Kunsterzeugnisse zu liefern, sondern er verfertigte auch Blätter in englischer punctirter Manier und war der Erste, der in Berlin Abdrücke davon in verschiedenen Farben mit glücklichen Erfolge unternahm. Am 5. Januar 1787 wurde er von der Academie der Künste einstimmig zum Rector und Lehrer der Kupferstecherkunst gewählt; er hat dies Amt stets mit Fleiß und Eifer verwaltet und wackre Schüler gebildet, z. B. Bolt und Ringk. Zu seinen vorzüglichern Werken gehören, mit dem Eiseliereisen: das Titelblatt der Zeichenbuchs der dasigen Academie; mit der Radirnadel: le Prince de Gueldre, sämmtliche Blätter zu Don Quixote (Bertuchsche Uebersetzung); ganz allein mit dem Burin: die Bildnisse von Gellert, Sack, Muzell und Schwerins Tod; in punctirter Manier: Servius Tullius, Romeo und Julie, König Lear und Cordelia; nur contourirt in Albertischer Manier zum Illuminiren: Gegend der Stadt Schmiedeberg. Unter seinen spätern Arbeiten zeichnet sich der Besuch des Königs Friedrich Wilhelm III. am Sterbebette seiner Gemahlin, der Königin Louise, aus. Auch bis in sein hohes Alter lebte und wirkte er in der Kunst und war ein sprechender Beweis, wie der rege Sinn für das Schöne den Geist jugendlich und kräftig erhält.

Dr. Caspar August Pestel,

Oberprediger zu Mühlberg.

geb. d. 15. Aug. 1767. gest. d. 18. November 1824.

Sein Vater lebte in Eilenburg, wo er Bürger war und sich hauptsächlich mit der Landwirthschaft beschäf-

tigte. Bis in das 12. Jahr genoß der junge P. theils Privatunterricht, theils wohnte er dem öffentlichen Unterricht in der Stadtschule bei. Dann ward er (1779) nach Leipzig auf die Thomasschule gebracht, die er aber nach einem halben Jahr wieder verließ, um in das väterliche Haus zurückzukehren. Da sein Vater außer ihm noch 12 Söhne hatte, und sich ihm daher keine erwünschten Aussichten eröffneten, so sehnte er sich herzlich, je eher je lieber aus seiner bisherigen, ungünstigen Lage heraus zu kommen. Dieser Wunsch ging bald in Erfüllung. In seinem 13. Jahre erhielt er in einem Dorfe bei Eilenburg, Groitzsch, die Kinderlehrerstelle, die er drei Vierteljahre verwaltete und sie dann mit einer ähnlichen zu Gotha, einem andern benachbarten Dorfe verwechselte. Nach Verlauf eines halben Jahres ward er Lehrer bei einem Verwalter in Cosse, unweit Düben; doch konnte er in dieser angenehmen Stelle nur drei Vierteljahre verbleiben, weil mit der Verpachtung des Guts auch der Dienst des Verwalters aufhörte. Ungern kehrte P. zu den Seinigen, welchen er in ihren oeconomischen Verrichtungen beistehen mußte, zurück, faßte aber bald darauf den Entschluß, das väterliche Haus wieder zu verlassen. Er wendete sich, in Hoffnung eines sichern Unterkommens, nach Dresden, erneuerte dort die Bekanntschaft einiger Jugendfreunde und kam nach wenig Wochen zu einem Advocaten als Schreiber; mußte aber, einer ihm zugestoßenen Krankheit halber, bald diese Stelle aufgeben und wiederum nach Hause zurückkehren. Von dieser Zeit an fand er die Gesinnungen seines Vaters, der durch das verzweiflungsvolle Benehmen des Sohnes und durch Vorstellungen Anderer gerührt worden war, zu seinem Vortheile geändert. Er widmete sich nun dem Unterrichte der Kinder und ging zuweilen einem Advocaten mit Schreiben an die Hand; Doch bei allem diesen konnte er sich vor den Ansprüchen des Militairs nicht sicher stellen. Er ward unter das Maas gezogen, aber wieder entlassen, da ihm an der nöthigen Länge einige Zoll fehlten, und der damalige Superintendent in Eilenburg, M. Kranold, sich seiner kräftig annahm. Auf dessen Vorschlag verwaltete er die benachbarte Schullehrerstelle in Krippehne so lange, bis dort ein neuer Schulmeister angestellt ward. Da übrigens der Sohn des dasigen Predigers im Begriff stand, auf das Hallische Waisenhaus zu gehen, so erwachte in ihm aufs Neue die Liebe zum Studiren, (das er bisher

immer fortgesetzt hatte,) und er bot alles auf, um seinen Vater dahin zu bringen, daß er mit nach Halle geschickt werden konnte. Im dasigen Waisenhause blieb er etwas über 2 Jahre, und schlug indessen eine kleine, ihm angetragene Schullehrerstelle aus; die Schulstudien vollendete er eben in dem dasigen Gymnasium. Nach einem 4jährigen Aufenthalte in Halle bezog Pestel im J. 1787 die hohe Schule zu Leipzig. Aber schon nach einem halben Jahren waren seine Aeltern unvermögend, die fernern Kosten aufzubringen, und er würde unmöglich die angefangenen Studien haben fortsetzen können, wenn ihm nicht das Glück zu Theil worden wäre, in das Haus des Spediteurs Ritter, wo die jüngern Kinder seinem Unterrichte anvertraut wurden, Zutritt zu erhalten. Die Wohlthaten, die P. in dieser Familie erhielt, und die ihm während seines Aufenthalts in Leipzig nicht entzogen wurden, ketteten ihn so sehr an dieselbe, daß er den Vorsatz faßte, dieser Familie durch eine einstige Verbindung mit der ältesten Tochter seine Dankbarkeit zu bezeigen. Im Herbst 1789 bestand Pestel das gewöhnliche Candidatenexamen, im folgenden Jahre nahm er in Wittenberg die Magisterwürde an und trat dem montägigem Prediger Collegium, welches in Leipzig statt fand, als Mitglied bei. Im J. 1791 meldete er sich zu einer erledigten Catechetenstelle an der Peterskirche, und der damalige Geh. Kriegsrath und Bürgermeister Dr. Wendler, welchem er empfohlen war, übertrug ihm an deren Statt die Erziehung seiner beiden jüngern Kinder, gestattete ihm auch eine freie Wohnung in seinem Hause, welche er bis zu seinem Abgange von Leipzig inne gehabt hat. Endlich ward P. im Februar 1793 zum Catecheten erwählt, und dieser Stelle verdankt er seine ganze Bildung im Fache der Homiletik und Catechetik, in welchem er sich nachher vorzüglich auszeichnete. Bei einer Reise nach Dresden, die er im J. 1797 unternahm, erhielt er Veranlassung, sich in Querfurt zu dem erledigten Diaconate zu melden, und es glückte ihm, dort eine feste Anstellung zu erhalten. Auch führte er im folgenden Jahre seinen Vorsatz aus, die älteste Tochter Ritters zu ehelichen, und hatte nie Veranlassung, seine Wahl zu bereuen. Nach einem 22jährigen Aufenthalte in Querfurt, wo Pestel die sprechendsten Beweise persönlicher Achtung erhalten hatte, ward er im Octbr. 1819 als Oberprediger nach Mühlberg versetzt. Sieben Monate hatte er mit einer schmerzlichen Leberkrankheit zu käm-

pfen, bis er am 18. Novbr. 1824 sanft und ruhig in eine bessere Welt hinüberschlummerte. — Von seiner literarischen Thätigkeit hat übrigens P. mehrere Proben gegeben, denn nicht allein, daß er zu der Monatsschrift: der Volksfreund, (Leipz. 1797. 1798) mehrere geograph. und politische Aufsätze, und zu einigen Bänden von W. A. Tellers, und J. F. C. Löfflers Prediger-Magazin, (in den Jahren 1796. 1797 und 1813) mehrere Predigten und Gebete beigetragen hat, und daß er bei mehrern Anläßen als Dichter auftrat; so hat er auch noch folgende Schriften in Druck gegeben: Einige Homilien und Predigten. Leipz. 1797. gr. 8. — Wie haben sich Religions-Lehrer bei dem für die Christenheit so nachtheilig gewordenen Zeitgeiste zu verhalten? Eine Synodalpredigt, am 8. Juli 1806 gehalten. Querfurt 1806. 8. — Das Bedeutungsvolle des Brodes und Weines im heiligen Male der Christen, als ein Beitrag, den erkalteten Eifer für die Feier desselben zu erwärmen. Querfurt u. Leipz. 1816. 8.

W. L.

Ritter Angelo d'Elci,

gestorben den 20. November 1824.

Ob auch ein Florentiner von Geburt gibt ihm sein 20jähriger Aufenthalt zu Wien, wo er auch gestorben ist, um so mehr ein Recht, hier aufgeführt zu werden, als seine trefflichen Leistungen auch dem deutschen Gelehrten schätzbar und von Nutzen sind. Er wurde nach dem Tode des trefflichen Hellenisten Aloys Freiherrn von Locell, für den in classischer Gelehrsamkeit, besonders in der altrömischen Literatur am besten bewanderten Edelmann in Wien gehalten. Sein Hauptwerk ist eine Ausgabe der Pharsalia des Lucan, wobei zugleich der Hofbuchdrucker v. Degen die Pracht des Drucks (in gr. 4. mit zehn Kupfern von Wächter und Leupold, Subscriptionspreis 12 Ducaten) mit den Bodoni's und Didots in die Schranken trat, Lucani Pharsalia curante Angelo Illycino, typis et impensis Degen 1811. Zwei Handschriften in der Kaiserbibliothek aus dem 12. Jahrhundert wurden von dem gelehrten Herausgeber zu Rathe gezogen, und dadurch mehrere verzweifelte Stellen hergestellt. Seine Kenntniß der griechischen und römischen Sprache beurkundete der Ritter d'Elci auch durch mehrere Gelegenheitsge-

dichte in beiden Sprachen, die ganz das Gepräge des Alterthums tragen, und mit einem Elogio des trefflichen Mannes wohl herausgegeben zu werden verdienten. Seine kostbare und mit Kennerblick veranstaltete Sammlung von Incunabeln und ältesten Ausgaben der Classiker, in welchem er weiter gekommen war, als der Graf Rzewusky, und nur den Lord Spencer über sich erkannte, hat er schon vor mehrern Jahren der großherzoglichen Bibliothek in Florenz geschenkt.

Dr. Georg Walter Vincent von Wiese,

fürstlich-reussischer Geheimerath und Canzler, Consistorialpräsident zu Gera, wie auch Commandeur des großherzogl. hessischen Verdienstordens.

geb. d. 2. April 1769. gest. d. 22. Nov. 1824.

Mit ihm starb gänzlich aus der letzte Zweig einer alten rostockſ. Bürgerfamilie, welche bis zum Großvater herab die Schneiderprofession getrieben hatte. Sein Vater aber, Walter Vincent Wiese, war Dr. u. Prof. der Rechte auf der Universität Rostock, die Mutter Franziska Elisabeth, aus der ansehnlichen Familie des dasigen Bürgermeisters, D. Johann Georg Burgmann, die viele würdige Eigenschaften besaß. Beide Aeltern wandten die größte Sorgfalt auf die Erziehung ihres nach mehrjährigem kinderlosen Ehestande sehr willkommenen Erstgebornen. Schon im 14. Jahre war der Knabe fähig, die erste Classe der gelehrten Schule seiner Vaterstadt zu besuchen und 1786 trat er den academischen Cursus an, bei welchem ihn ein unermüdeter Fleiß auszeichnete. Er widmete sich dem Studium der Philosophie und des Rechts und gab 1789 als Probe seiner gewonnenen Kenntnisse die unter dem Vorsitz seines Vaters von ihm öffentlich vertheidigte academische Schrift heraus: de concursu creditorum lites alibi pendentes non turbante. Hierauf besuchte er Göttingen, wo seine schon in Rostock ausgearbeitete Schrift: commentatio de obligatione liberorum ad praestanda facta parentum im Jahre 1790 das Accessit, die dritte aber: de differentia comitiorum Sacri Imperii Rom. Germanici vivo imperatore et durante interregno 1791 den Preis von 25 Ducaten, so wie insbesondere noch ihm die

Zuneigung des berühmten Pütter erwarb. Von Michaelis 1791 an hielt er in Göttingen Privatvorlesungen über das bürgerliche Recht; die vaterländische Universität ertheilte ihm das Doctordiplom. Im folgenden Jahre 1792 lud er zu seinem Vortrage über das Kirchenrecht durch die Schrift: „Ueber das System des canonischen Rechts", ein und fand viel Beifall unter seinen Zuhörern. Hierauf erfolgten seine: „Grundsätze des gemeinen, in Deutschland üblichen Kirchenrechts, Göttingen 1793." Im Begriff, eine Reise durch Deutschland anzutreten, ward er als zweiter Hof- und Justitienrath bei der gemeinschaftlichen Regierung und als Beisitzer des Consistoriums nach Gera berufen, wo er den 17. September 1793 feierlich eingeführt wurde; im Jahre 1800 rückte der tüchtige Geschäftsmann zur Stelle des ersten Hofraths hinauf. Damals erschien sein geschätztes Werk: „Handbuch des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts, 2 Bde. Leipz. 1799 u. 1800", wie er auch früher schon die Herausgabe eines juristischen Werks seines gelehrten und berühmten Landsmannes Quistorp: „J. C. v. Quistorp's rechtliche Bemerkungen aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit, 2 Theile, *Leipzig. 1794. 4.*" nach des Verfassers Willen aus dessen hinterlassenen Papieren emsig besorgt hatte, und an den gelehrten Zeitungen von Jena und Halle thätigen Antheil nahm. Im Jahr 1798 verband er sich mit der Tochter des damaligen Bürgermeisters, Marcus Friedrich Semmel zu Gera, Caroline Henriette Friederike, doch starb sie schon Anfang des Jahres 1806. Manchen ehrenvollen Ruf, z. B. als erster Lehrer an der Juristenfacultät zu Halle, als ordentlicher Professor des Staats- und Lehnrechts zu Rostock lehnte er ab. Dahingegen ward er 1806 zum Vice-Canzler ernannt, besonders durch die wohlwollende Gesinnung des Fürsten von Ebersdorf, Heinrich LI. In demselben Jahre erhob ihn Kaiser Franz in den Adelstand und den 31. August schloß W. einen glücklichen Bund mit Fräulein Elise von der Lancken, von der Insel Rügen gebürtig. An der damals eingeführten ausführlichen Feuerordnung hatte er den thätigsten Antheil genommen, wie überhaupt die nunmehr erfolgenden verhängnißvollen Jahre seine Klugheit wie seinen Eifer in vielfältigen Anspruch nahmen. Im Jahre 1815 wohnte er als Bevollmächtigter des gesammten fürstlichen Hauses dem Wiener Congresse bei, wie er auch als Abgeordneter des reußischen Fürstenhauses bei dem den 1. Oct.

lung (Cöln, bei Dümont-Schauberg 1824) nimmt einen eigenthümlichen Platz in der deutschen Poesie ein. Die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: „Eichenblätter" enthält vaterländische Lieder aus dem letzten deutschen Freiheitskriege, welche ihn rechtmäßig neben Gleim und Körner stellen. Im Epos versuchte er sich nicht ohne Erfolg in dem Werke: „Die Gründung Erfurts." Seine Parabeln, welche unter dem Titel: „Sonnenwenden" erschienen, haben einen dieser Dichtungsart nicht ganz gewöhnlichen Character an sich; sie unterscheiden sich von den Krummacherschen und zeigen in der Vollendung das, was den Pichlerschen abgeht. Sein erstes dramatisches Gedicht war „Johannes Huß," Sein „Raphael Mengs" wird auf mehrern Bühnen des südlichen Deutschlands mit ungetheiltem Beifalle gegeben. Die Tragödie: „Die Macht des Wahnes," welche er während seines Aufenthalts in Brühl schrieb, ist voll der musterhaftesten Bilder und inhaltreichsten Sprüche. Welch ein tiefer, zarter und religiöser Geist sich durch seinen „Palästrina," seine letzte größere Arbeit, ergossen hat, wird von Hunderten einstimmig erkannt und empfunden. Sie offenbart die geheimste Tiefe des innern Lebens dieses Dichters. Ferner haben wir von ihm noch einen Roman: „Die Fischer;" seines komischen Heldengedichts: „Der cölnische Carneval von 1823," des Singspiels: „Der Minnesänger" und vieler andern seiner Werke nicht zu gedenken. Der Plan zu einer Trilogie, „Carl V.," beschäftigte ihn in den letzten Monaten seines Lebens und er hatte bereits manches ergiebige Material dazu gesammelt. Den Freunden seiner Muse müßte eine Sammlung seines Nachlasses nebst einer ausführlichen Biographie höchst erfreulich seyn; auch sind bereits Schritte dafür geschehen. Ein unbestimmtes Greifen in die Ferne, jene Sehnsüchtigkeit nach etwas Höherm, die der Character aller christlichen Poesie ist, trieb den Dichter, das Meer zu durchschiffen und die neue Welt zu suchen. Seinem Vaterlande getreu, kämpfte er, gewissenhaft eifrig im Dienste und tapfer bei jeder Gelegenheit, wie es einhellig seine Kampfgenossen bezeugen, als Officier des Jägerdetaschements beim 16. königl. preuß. Linieninfanterieregimente in den Befreiungskriegen 1814 und 1815. Frohsinn und treffender Witz machten ihn zum unterhaltendsten Gesellschafter, und in ernstern Stunden zeigte sein scharfer, prüfender Blick, daß er den Menschen kenne und die Maske von der Wahrheit zu unterscheiden

Dr. Matthäus, Edler von Collin,

Ritter des parmesanschen St. Constantin- und Georgenordens und Erzieher des Herzogs von Reichstadt, zu Wien.

geb. d. 3. März 1779, gest. d. 23. Nov. 1824.

Sein Vater war einer der edelsten und gelehrtesten Aerzte zu Wien. Er verdankt seine Bildung seinem ältern Bruder, Heinrich von Collin, dessen Regulus, Coriolan und Mäon auf bessern deutschen Bühnen nicht verschwunden sind, und seine erste dramatische Arbeit, die von Winter componirte Oper Calthor und Colmor, war die Frucht eines 20jährigen Jünglings. Dem Wunsche seiner Verwandten gemäß, betrat er die juristische Laufbahn, um sich zu einem Reichsagenten vorzubereiten, und wurde 1804 Doctor der Rechte. Doch nach Auflösung des deutschen Reichs ging er als Professor der Aesthetik, die stets sein Lieblingsstudium gewesen war, an die Universität Krakau, von da mit der Armeeintendanz nach Warschau, und wieder zurück zum Landesgubernium nach Krakau, dann erhielt er die Stelle des Professors der Geschichte und Philosophie und eines Hofconcipisten in Wien. Doch dieses Amt verließ er, als er 1815 zum Erzieher des Herzogs von Reichstadt ernannt wurde, dessen Obersthofmeister und Gouverneur, der edle Graf Moritz von Dietrichstein, die dem ältern Bruder gewidmete Liebe auch auf den jüngern Bruder vererbte. Seine dramatischen Arbeiten, worin er mehr den Britten nacheiferte, da sein Bruder Heinrich sich mehr zur Regel der französischen Bühne hinneigte, sind bei Hartleben zu Pesth in 4 Bänden 1813 bis 1817 erschienen. Immer wird aber sein erstes Trauerspiel, Belas Krieg mit dem Vater (Tübingen, Cottasche Buchhandlung, 1808) unvergeßlich bleiben. Sein Plan war, nach Shakespear's Muster eine Folgenreihe dramatischer Dichtungen zu geben, welche das Leben der beiden letzten Babenberger umfassen sollten. Das schönste Denkmal stiftete er seinem Bruder durch die Herausgabe seiner Werke bei Strauß in Wien 1812, wozu er ein eignes Leben mit einem Abriß des Zustandes der gleichzeitigen Literatur schrieb. Großes Verdienst erwarb sich der hochsinnige, literarisches Verdienst überall schätzende Mann zuerst durch die Redaction der Wiener Literaturzeitung 1813, die aber mit Ende 1816 einging. An ihre Stelle traten, mit höchster Genehmigung und Unterstützung, die Wiener

Jahrbücher der Literatur, in welcher seine Aufsätze und Critiken stets zu den gediegensten und parteilosesten gehören. Er legte diese Redaction nieder, als er, was vom Redacteur verlangt wurde, nicht überall mit seiner eigenen Ueberzeugung vereinbar hielt, und erwarb sich dadurch die Achtung aller Edeln. Sehr zu beklagen ist es, daß er, da sein höherer Beruf als Erzieher eines Prinzen, auf den Europa sein Auge heftet, ganz und allein seiner Pflicht lebte, den schönen Plan, einen Cyclus geschichtlicher Balladen im Sylbenmaße des Niebelungenlieds zu vollenden, nie hinausführen konnte. Die in Hormayr's sachreichem und durch Mannigfaltigkeit und Gediegenheit von Aufsätzen gleich stark interessirenden historischen Taschenbuch abgedruckte hohe Taufe Rudolphs berechtigt zu ungemeinen Erwartungen, und seines Bruders berühmte drei Balladen, die Martinswand, Leopold von Solothurn und Kaiser Albrechts Hund, würden in diesem neuen Balladenkreise die würdigsten Gegenstücke erhalten haben. Möge ihm ein Sammler und Biograph werden, wie er seinem Heinrich geworden ist. Er starb nach einem achttägigen Krankenlager an einem hitzigen gastrischen und Kopffieber und hinterläßt eine Wittwe mit zwei Söhnen und einer Tochter von zartem Alter. Das letzte, was seiner kundigen Feder entfloß, war die treffende Characteristik von Fr. Schlegels sämmtlichen Werken. Mit seltenen Fähigkeiten als Dichter und Critiker verband er einen edlen festen Character, Ruhe und Mäßigung.

Georg Hieronymus Rosenmüller,

Pfarrer zu Oelzschau bei Leipzig.

geb. d. 29. Juni 1775 zu Erlangen. gest. d. 28—29 Nov. 1824.

Sohn des verstorbenen würdigen Superintendenten Dr. Rosenmüller zu Leipzig und Bruder des Jahrs vorher gestorbenen wackern Anatomen so wie des noch lebenden Lehrers der morgenländischen Sprachen. Er hat sich wegen Vermögenszerrüttung in dem Gasthofe zu Zörbig bei Leipzig mit einer erst in Leipzig gekauften seidenen Schnur um das Leben gebracht. Von ihm sind mehrere ascetische Schriften erschienen, z. B. „Mitgabe für's ganze Leben", „Hausaltar", die, minder orthodox geschrieben und mehr durch das eigene Leben des Verf. be-

kräftigt, trefflich zu nennen wären. Auch hält man ihn jetzt mit Recht für den Verfasser der angeblich von einem katholischen Geistlichen herausgegebenen anonymen Schrift: „Prüfung der Tzschirnerschen Schrift: Protestantismus und Katholicismus." Sein letztes Werk war: „Maria oder Freundschaft mit Jesu. Ein Handbuch zur täglichen Andacht. Mit 1 Kupfer, 1824 im Industriecomptoir zu Leipzig."

Klingemann,

k. k. österr. Schauspieler zu Wien.

geboren 1762. gestorben im November 1824.

Seine glänzende Laufbahn begann er unter Schröders Leitung. Als Hamlet, Albrecht, der Wittelsbacher, in Agnes Bernauerin und Don Carlos wurde er gefeiert. Als Prinz von Dänemark und Infant von Spanien in Kupfer gestochen, begegnete man damals häufig seinem Abbild. Seit längerer Zeit indessen hatte mit steigendem Alter diese Berühmtheit sich sehr vermindert. Er hatte an Gehör und Gedächtniß verloren, behielt aber bis ans Ende eine Fülle von zarter, wohlwollender Gemüthlichkeit.

Dr. Christian Samuel Schier,

Privatgelehrter.

geb. 1791. gest. den 4. December 1824.

Von diesem als Lyriker und Dramatiker rühmlich bekannten Gelehrten sagt ein Ungenannter in der cölnischen Zeitung, Jahrg. 1824 Nro. 196. folgendes: Er war zu Erfurt geboren; sein Vater gehörte der Classe der Handwerker an. Schon seine früheste Jugend verdüsterten widrige Schicksale, die seinen großen dichterischen Anlagen einen Anstrich von Schwermuth gaben, welcher sich aber ein heller, ungetrübter Geistesblick und ein fast trotzender männlicher Ernst zugesellte, was besonders seinen lyrischen Erzeugnissen einen so großen Zauber und Werth verleiht. Er stellte, so zu sagen, eine eigene Gattung derselben auf, indem sie am Ende meistens eine gleichsam epigrammatische Wendung nehmen. Sein Liedercyclus: „Das Meer" in seiner zweiten Gedichtesamm-

lung (Cöln, bei Dümont-Schauberg 1824) nimmt einen eigenthümlichen Platz in der deutschen Poesie ein. Die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: „Eichenblätter" enthält vaterländische Lieder aus dem letzten deutschen Freiheitskriege, welche ihn rechtmäßig neben Gleim und Körner stellen. Im Epos versuchte er sich nicht ohne Erfolg in dem Werke: „Die Gründung Erfurts." Seine Parabeln, welche unter dem Titel: „Sonnenwenden" erschienen, haben einen dieser Dichtungsart nicht ganz gewöhnlichen Character an sich; sie unterscheiden sich von den Krummacherschen und zeigen in der Vollendung das, was den Pichlerschen abgeht. Sein erstes dramatisches Gedicht war „Johannes Huß," Sein „Raphael Mengs" wird auf mehrern Bühnen des südlichen Deutschlands mit ungetheiltem Beifalle gegeben. Die Tragödie: „Die Macht des Wahnes," welche er während seines Aufenthalts in Brühl schrieb, ist voll der musterhaftesten Bilder und inhaltreichsten Sprüche. Welch ein tiefer, zarter und religiöser Geist sich durch seinen „Paläſtrina," seine letzte größere Arbeit, ergossen hat, wird von Hunderten einstimmig erkannt und empfunden. Sie offenbart die geheimste Tiefe des innern Lebens dieses Dichters. Ferner haben wir von ihm noch einen Roman: „Die Fischer;" seines komischen Heldengedichts: „Der cölnische Carneval von 1823," des Singspiels: „Der Minnesänger" und vieler andern seiner Werke nicht zu gedenken. Der Plan zu einer Trilogie, „Carl V.," beschäftigte ihn in den letzten Monaten seines Lebens und er hatte bereits manches ergiebige Material dazu gesammelt. Den Freunden seiner Muse müßte eine Sammlung seines Nachlasses nebst einer ausführlichen Biographie höchst erfreulich seyn; auch sind bereits Schritte dafür geschehen. Ein unbestimmtes Greifen in die Ferne, jene Sehnsüchtigkeit nach etwas Höherm, die der Character aller christlichen Poesie ist, trieb den Dichter, das Meer zu durchschiffen und die neue Welt zu suchen. Seinem Vaterlande getreu, kämpfte er, gewissenhaft eifrig im Dienste und tapfer bei jeder Gelegenheit, wie es einhellig seine Kampfgenossen bezeugen, als Officier des Jägerdetaschements beim 16. königl. preuß. Linieninfanterieregimente in den Befreiungskriegen 1814 und 1815. Frohsinn und treffender Witz machten ihn zum unterhaltendsten Gesellschafter, und in ernstern Stunden zeigte sein scharfer, prüfender Blick, daß er den Menschen kenne und die Maske von der Wahrheit zu unterscheiden

wisse. Von seinem Wenigen gab er willig, oft mit der größten Selbstaufopferung, dem Freunde, der ihm seine Noth klagte. Die Leiden, die ihm ein mehrjähriges, hartnäckiges Gichtübel zubrachte, trug er als Mann, und da er, recht in der Mitte des Lebens, in seinem 34. Jahre empfand, daß er von der schönen Gewohnheit des irdischen Daseyns scheiden müsse, machte er sich, der Erde entsagend, auf das Innigste mit dem Gedanken des Todes, als ein rechter Christ, vertraut. Mit schlichtem männlichen Frommsinne empfing er bei völligem Bewußtseyn die Sterbesacramente der christkatholischen Kirche und verschied sanft und ruhig zu Cöln, wo er die letzten Lebensjahre zugebracht hatte.

Wilhelm Schröer,

königl. preuß. Regierungsrath, zu Marienwerder in Westpreußen,
geb. 1766. gest. den 6. December 1824.

Seit dem Jahre 1811 hatte er sich durch die Leitung des öffentlichen Unterrichts in der Provinz Westpreußen ausgezeichnete Verdienste erworben. Mehrere hundert, theils neu errichtete, theils neu organisirte Schulen, so wie der seitdem in dem Schulwesen eines großen Theils von Westpreußen erwachte Geist sind redende und dauernde Denkmäler seiner öffentlichen Wirksamkeit. Eine genaue Kenntniß alles dessen, was das Schulwesen, das gelehrte sowohl als das elementarische, betrifft, war mit den zur gehörigen Leitung desselben erforderlichen Eigenschaften, so wie mit dem Sinn gewissenhafter Berufstreue auf eine seltene Art in ihm vereinigt und er war gleich achtungswerth als Mensch, als Gelehrter und als Geschäftsmann. Eine hohe Angelegenheit blieb es ihm stets, den Sinn der Ehrfurcht und der Treue gegen den König und der Liebe gegen das Vaterland durch seine öffentliche Wirksamkeit zu erwecken und zu beleben, so wie er durch Wort und That darin selbst überall das Beispiel gab. Dieser Sinn war es, der im Jahr 1813, als das königliche Wort die Söhne des Vaterlands in den Kampf zu dessen Befreiung rief, ihn, den damals bereits 47 Jahr alten Mann, bewog, diesem Rufe zu folgen und als freiwilliger Jäger sich in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu stellen, worauf er nach dem glücklich beendigten Kriege wieder in seinen friedlichen Geschäftskreis

eintrat, in welchem er seitdem mit angestrengter Thätigkeit und mit segensreichem Erfolge fortgewirkt hat.

M. Ephraim Johann Gotthelf Schmidt,

zweiter Professor an der königl. preußischen Landesschule Pforta,

geb. den 24. Juni 1762. gest. den 7. December 1824.

Er war zu Stößen, zwei Stunden von Naumburg, geboren, wo er seine Jugend bis zum dreizehnten Jahre verlebte. Dann kam er auf die Rathsschule nach Naumburg, die er 1782 verließ, um sich nach Leipzig zu begeben und sich der Theologie zu widmen. Besonders aber zog ihn hier Friedrich Wolfgang Reiz an und dieser ausgezeichnete Kenner der griechischen und römischen Literatur belebte auch in ihm von neuem die Liebe zur Alterthumswissenschaft. So war auch Schmidt unter den ersten Mitgliedern des vom jetzigen Hofrathe C. D. Beck gegründeten philologischen Seminars. Nach Verlauf seiner Universitätsjahre nahm Schmidt die Magisterwürde an und ward Hauslehrer in der Familie des Leipziger Kaufmanns Groß, wo er sieben bis acht Jahre blieb. Dann empfing er im Jahr 1794 das Conrectorat am Lyceum zu Luckau in der Niederlausitz, das er bis zum Jahre 1805 verwaltet hat. In dieser Zeit erhielt er auch einen Ruf zum Rectorate nach Bautzen, den er auch geneigt war anzunehmen, als sich die Sache plötzlich wieder zerschlug. Ein halbes Jahr vor seinem Abgange von Luckau ward er Rector des Lyceums; Mißhelligkeiten mit dem Magistrate aber, der sich über die Besetzung des Conrectorats mit Schmidt nicht vereinigen konnte oder wollte, veranlaßten ihn eine andre Stelle zu suchen. Gern nahm er im Jahr 1805 den Ruf zum Conrector in Schulpforta an, wo er am 1. April anlangte. Der in Luckau verlebten Zeit gedachte Schmidt stets mit großer Liebe. Die Verbindung mit den geachtetsten Männern der Provinz, die Achtung seiner Mitbürger und die Anhänglichkeit seiner Schüler erfüllten ihn stets mit angenehmen Erinnerungen, wenn er dieser Zeit gedachte. Schmidt's Leben in Schulpforta ist still und geräuschlos im Kreise seiner Familie, seiner Freunde und Schüler verflossen. An der ersten hing er mit großer Zärtlichkeit und die Hinterlassenen beklagen in ihm einen sehr liebevollen Gatten und Vater. Seine Freunde fanden ihn stets bei-

ter und gern sah er bei sich fröhliche Gesellschaft, erlaubten Scherzen war er nie abhold. Sein Lehramt beauftragte ihn mit dem Unterrichte in der lateinischen und griechischen Sprache, einige Zeit auch mit dem in der Geschichte. Die Lebendigkeit seines Vortrags, die gute Methode seiner Lehrstunden und die theilnehmende Sorge für seine Schüler hat ihm in den Herzen Vieler ein dauerndes Denkmal gestiftet. Er besaß namentlich eine große Fertigkeit im Lateinsprechen und Lateinschreiben, wie dies alle seine Schüler bezeugen müssen, und es war besonders die letztere Fertigkeit, die er vermittelst einer guten Methode seinen Schülern mitzutheilen wußte. Der Ruhm der Pforte, diese Kunst treu bewahrt zu haben, den die marktschreierische Beredsamkeit eines Fr. Jarik oder G. M. Pauli *) ihr so gern streitig gemacht hätte, gebührt also einem großen Theile nach auch dem verewigten Schmidt. Im Jahr 1819 ward ihm, wie den übrigen Lehrern an der Landesschule, von der kön. sächs. Regierung der Professortitel ertheilt: einen an ihn ergangenen Ruf nach Eisenach hatte Schmidt ausgeschlagen. Ein großes Hinderniß für die stäte Thätigkeit Schmidt's in seinem Berufe war ein oftmaliges Uebelbefinden. Kurz nach seiner Ankunft in Pforte brachte ihn eine heftige Krankheit an den Rand des Grabes, schmerzensfreier verflossen ihm einige Jahre, bis ihn seit dem Jahre 1821 die Vorboten der Brustwassersucht heimzusuchen anfingen. In den Bädern zu Carlsbad und Lauchstädt suchte er in den Jahren 1822 und 1824 Hülfe, kehrte auch einigermaßen gestärkt aus dem erstern zurück und konnte sein Amt wieder antreten. Aber bald überfiel ihn von neuem die Gewalt der Krankheit, er litt seit dem August des Jahres 1824 unaussprechlich und erst am 7. December desselben Jahres machte der Tod seinen Leiden ein Ende. Sein Hinscheiden ehrte die Pforte nach alter schöner Sitte durch eine ihm gewidmete Todtenfeier in Beiseyn der Lehrer und Schüler, und der feierliche Gesang: ecce quomodo moritur iustus, der in Pforte jedes-

---

*) Man sehe über den ersten die treffliche Abfertigung, die er von A. G. Lange in seiner durch Form und Inhalt ausgezeichneten Rede: de severitate disciplinae Portensis (Martisburg. 1821.), p. 18. u. p. 39. erhalten hat, und über den zweiten Eichstädt's Worte in seinem mit gewohnter Classicität abgefaßten Programme: de novo Mich. Olmonis consilio civitatem latinam fundandi (Ien. 1822. 4.) p. 6.

mal angestimmt wird, so oft der Tod eines gewesenen Pfortensers verlautet, ertönte auch diesem Entschlafenen. — Im Druck ist von dem verewigten Schmidt nichts als ein im Jahr 1821 geschriebenes Programm: de notione fati in Sophoclis carminibus expressa. P. 1. 24. S. 4., erschienen. vgl. Hildesh. crit. Bibl. 1822. VI. S. 591 ff. Sein Amt ließ ihm wenig Zeit zum Schreiben übrig, wie denn überhaupt Amtsarbeiten und insonderheit die mit dem Amte verbundenen öconomischen Besorgungen für die Schüler die Pfortaischen Lehrer oft um die zum Schriftstellern nöthige Zeit und Muße bringen.

J.

Juliane von Krüdener,

geboren 1766. gestorben den 13. December 1824.

Sie war eine Tochter des Freiherrn v. Vietinghoff zu Riga, eines der reichsten Gutsbesitzer Kurlands, der aus einer alten deutschen Familie abstammend, Künste und Wissenschaften liebte und seinen Kindern eine vortreffliche Erziehung geben ließ. Ihr Bruder, in dessen Hause noch eine zweite Schwester lebt, ist k. russ. Staatsrath und Präsident der Wohlthätigkeitsgesellschaft, ein durch seine auf weiten Reisen durch Taurien, Georgien und den Caucasus gesammelten Kenntnisse und seinen liebenswürdigen Character interessanter Mann. Schon in den ersten Jahren ihrer Kindheit verrieth Juliane ungewöhnliche Anlagen, sprach schon als ein Mädchen von 3 Jahren die deutsche und franz. Sprache mit gleicher Fertigkeit, nahm aus Wißbegierde an den Lehrstunden ihrer Brüder Theil, machte auch in der lateinischen Sprache überraschende Fortschritte und war in ihrem 9. Jahre eine seltene Erscheinung, die durch Kenntnisse Bewunderung, durch kindliche Liebenswürdigkeit Aller Herzen gewann. In diesem zarten Alter ging sie mit ihren Aeltern nach Frankreich. In Paris wurde das Haus ihres Vaters bald der Sammelplatz der schönen Geister jener Zeit, Buffon, Marmontel, d'Alembert u. s. f., und des Mädchens Witz und Kenntnisse wurden zur Schau dargestellt und bewundert. Dieser öffentliche laute Beifall machte auf ihr Gemüth einen tiefen Eindruck. Sie fing an sich ihrer Kenntnisse zu schämen. In ihrem Herzen war eine tiefe Quelle religiöser Gefühle, die eine religiöse Erziehung entwickelt hatte. Die Aeußerungen der

franz. Encyclopädisten, die jedes frommen Gefühls als Schwärmerei spotteten, verwundeten ihr kindlich frommes Herz tief, vermochten aber nicht jene religiösen Empfindungen wegzuspotten. Als sie in Straßburg eines Abends, durch Tanz ermüdet und zerstreut, ohne Gebet, wider ihre sonst stäte Gewohnheit, eingeschlummert war, konnte sich ihr zartes Gewissen über solchen Undank gegen den Himmel, dem sie für Freude und Schmerz gern dankte, lange nicht beruhigen. Ein lieblicher Wuchs, zarte Züge, ein heiteres aber tiefes Gemüth, ein durch mannichfache Kenntnisse gebildeter Geist, in jeder Kunst, die das Leben verschönert, geübt, zeichneten sie aus, und sie war in ihrem 14. Jahre das liebenswürdigste Geschöpf, um so mehr, da ihr Herz voll religiöser Gefühle war, und sie jedem mit holdem Vertrauen entgegen kam. In diesem Alter, ums Jahr 1780, gab sie Burkhard Alexius Constantin Freiherrn v. Krüdener, einem Manne, der aus Liefland gebürtig, damals ungefähr 35 Jahr alt, gründliche Gelehrsamkeit und ausgebreitete Kenntnisse mit einem vortrefflichen Character verband und als kaiserl. russ. Geheimerath und außerordentlicher Gesandter am königl. preuß. und kurf. sächs. Hofe am 14. Juni 1802 im 58. Jahre starb, ihre Hand. In den ersten Jahren nach ihrer Vermählung ging ihr Gemahl als russ. Gesandter nach Venedig, wohin sie ihn begleitete. Tief war der Eindruck, den Italien, das schöne Land, wo das classische Alterthum sich mit Religion und Kunst vermählte, auf sie machte. Ihr Aufenthalt in Venedig dauerte mehrere Jahre; sie lebte in den angesehensten Cirkeln, überall verehrt. Doch ein geheimer Zug ihrer Seele lenkte schon damals ihr Herz zum Volke und dies hing mit einer besondern Neigung an ihr. Ungeachtet sie ihrem Gemahl zwei Kinder geboren, einen Sohn (jetzt kaiserl. russ. Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft, auch durch den Zweikampf bekannt, in welchem er den jungen Mursinna in Berlin erschoß), und eine Tochter (an den Cammerherrn v. Bergheim, Bruder des großh. badenschen Ministers, ehemaligen Polizeidirector in Mainz, vermählt), fand sie sich in ihrer Ehe doch nicht glücklich; ihre häuslichen Verhältnisse verwirrten sich bei den Verirrungen, zu denen sie sich durch ihre natürliche Lebhaftigkeit und die Lockungen der großen Welt hinreißen ließ, wie öffentliche Blätter erzählen und sie selbst in einem Briefe an ihren Schwiegersohn es andeutet, immer mehr und mehr, bis Trennung von ihrem

Gemahl endlich gar das Unglück vollendete. Sie kehrte 1791 nach Riga zurück und lebte wieder einige Zeit im Hause ihrer Aeltern. Ihr lebhafter Geist, die Macht der Gefühle und ihr leicht bewegtes Herz verleiteten sie zu neuen Verirrungen. Sie ging nach Paris, um durch Vergnügungen die Leere auszufüllen, die sie im häuslichen Leben empfunden hatte. Statt Ruhe zu finden, gerieth sie im Rausch des Genusses der großen Welt und durch manche geknüpfte und wieder aufgelös'te Verbindungen in mannichfache schmerzliche Verlegenheiten. Von manchem Unglück verfolgt, kehrte sie wieder nach Deutschland zurück und lebte 1798 einige Zeit still und eingezogen in Leipzig, in Gesellschaft eines Franzosen, der ihr aus Paris gefolgt war. Dann ging sie nach Rußland und, nach einem kurzen Aufenthalt daselbst, 1801, wieder nach Paris. Hier besuchte sie die glänzendsten Cirkel, vereinigte um sich die ersten Gelehrten und Dichter und lebte so recht der feinen Welt und ihren rauschenden Freuden. Der einnehmende und leichtsinnige Sänger Garat beherrschte besonders ihr Herz. Das Beispiel anderer Frauen und der Schatz ihrer eigenen Erfahrungen bestimmten sie, Schriftstellerin zu werden, und sie gab schon 1798 den berühmten Roman Valerie ou Lettres u. s. w. heraus, in dem sie, außer andern Scenen aus ihrem Leben, Bemerkungen auf ihren Reisen u. s. w., ein Verhältniß schilderte, welches ihr selbst einst theuer gewesen war. Dieser Roman, den sie 1804 wieder herausgab, wurde von ihr in Dänemark geschrieben, wo sie mit ihrem Manne, als damaligem russ. Gesandten, in Copenhagen lebte. Man schreibt dem bekannten Philosophen St. Martin einigen Einfluß auf dies Werk zu, durch welches die Verf. eine vollkommene Verbesserung der Sitten der französischen feinen Welt zu bewirken hoffte. Sie hatte die Idee, diesen eben vollendeten Roman zu einem recht classischen Werke zu machen, und suchte, durch den ihr vielleicht über denselben zuströmenden Beifall geschmeichelt, ihn überall zu verbreiten, und ersuchte daher Dorothea Schlegel und Helmine von Chezy, die sich damals in Paris aufhielten, das Manuscript zu übersetzen. Schon in diesem Roman spricht sich die Schwärmerei eines tiefen Gemüths aus, das von einem stillen Aufschauen zum Himmel, der nur in Liebe sich verkündet, von einer großen Verehrung der Geheimnisse der christlichen Religion und einem großen Hang zu einem beschaulichen Leben zeugt. Beim Sturz der preuß.

Monarchie befand sie sich im J. 1806 wieder im Norden und tröstete schon da die Königin Louise mit Hinweisung auf eine höhere waltende Macht; doch hatte vielleicht der hohe sanfte Character dieser zu früh der Welt entrissenen edlen, liebenswürdigen Fürstin auf die empfängliche Natur der Frau v. Krüdener tiefer eingewirkt, als ihre tröstenden Gespräche auf jene. Sie fühlte sich damals auch sehr zu dem Pietismus der Brüdergemeinde hingezogen und kehrte nach einem kurzen Aufenthalte in Dresden wieder nach Paris zurück. Bei dem Ausbruch des Krieges mit Rußland im Jahre 1812 verkündigte sie ihren Verwandten mit prophetischem Geiste die großen Ereignisse und zog sich dann nach Genf zurück, wo sie, bei Gebet und Werken der Wohlthätigkeit, die erstaunlichen Entwickelungen der Dinge mit ansah; hier lernte sie den jungen regsamen Empeytas, einen reformirten Geistlichen, kennen. Im Winter 1813 begab sie sich in die Rheingegenden. Im Umgang mit Jung Stilling wurde sie besonders von der Idee des tausendjährigen Reichs und andern Ansichten desselben ergriffen und glaubte schon damals, sich selbst berufen zu sehn, den Armen das Evangelium zu predigen; daher besuchte sie in Heidelberg die in einem Thurm gefangen sitzenden Straßenräuber und Mörder mit einem Erbauungsbuche, um sie noch vor ihrem Tode mit geistlichem Trost zu erquicken; (1814) im Herbst ging sie noch einmal nach Paris. Jetzt machten die religiösen Versammlungen, die sie dort in einem großen gemietheten Hause hielt, um so mehr Aufsehen, je größer ihre frühere Bekanntschaft dort war. Durch 4 — 5 leere Gemächer, des Abends nicht einmal erleuchtet, ging der Weg in das Allerheiligste, in welchem die neue Priesterin auf ihrem Ruhebette oder in dem Costume einer Priesterin betend, auf den Knieen lag. Daß sie damals einigen Einfluß auf die Errichtung des heiligen Bundes gehabt habe, wie andre behaupten, wird sehr bezweifelt. Merkwürdig aber ist besonders die unter dem Titel Le Camp de Vertus von ihr verfaßte, in Deutschland weniger bekannt gewordene Beschreibung des religiösen Festes, das die russ. Heere in den Ebenen von Chalons feierten, da sie darin ihre Ansichten über die Zeitgeschichte aussprach, nach denen ihr alles Andeutung und Anfang des wahren Reichs Christi schien. Im Herbst 1815 begab sie sich in die Schweiz; gleich bei ihrer Ankunft in Basel sammelte sich bald ein Kreis von Menschen um sie herum, auf deren für mystische Rei-

gionsansichten empfängliches Gemüth die frommen Reden, die mit blumiger Ausschmückung auf beschauliche Anbetung des ewigen Vaters und auf den das sündige Geschlecht versöhnenden Sohn in vertraulicher Nähe hinwiesen, tiefen Eindruck machten. Das weibliche Geschlecht wurde besonders hingerissen. Empeytas, der sich jetzt bei ihr befand, hielt alle Abende religiöse Vorträge; lange achtete man nicht darauf; aber da der Zulauf immer größer wurde, Frauen und Jungfrauen, gläubig ergriffen, reichere Opfer spendeten, als die Ordnung des Haushalts gestattete, und mehrere Unordnungen und Mißhelligkeiten in Familien und häuslichen Kreisen entstanden, und der Prediger Fäsch vergebens durch seine Vorträge gegen das Einwirken der unberufenen Lehrerin aufgetreten war, wurde Frau v. Krüdener von der Obrigkeit angedeutet, sich zu entfernen. Sie ging nach Lörrach und bald darauf nach Aarau, von da nach einem kurzen Aufenthalte nach Liebegg, einem Schlosse im Thale von Culm. Sie setzte hier ihre geistlichen Erbauungsstunden unter einem ungemeinen Zufluß von Menschen fort; so zählte man z. B. am Himmelfahrtstage gegen 2000 Menschen, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der frommen Rednerin zuhörten. Von hier ging sie nach Bern, verweilte aber nicht lange dort, sondern kam in der Mitte Juni 1816 auf das eine Stunde von Basel entfernte, im badenschen Gebiet gelegene grenzacher Horn. Ihre Begleiter waren, außer ihrer Tochter, Frau v. Bergheim, Empeytas, der Prof. Lachenal aus Basel und Kellner, ein geborner Braunschweiger, der unter der westphälischen Regierung Postbeamter war, als politisch verdächtig ins Gefängniß kam und hier, wo er weder Schreibmaterialien noch andere Bücher erhielt, durch das Lesen der Bibel, die man allein ihm gestattete, vom System des Materialismus zu einer christlichen Gesinnung bekehrt wurde. Die mit dem Herbste dieses Jahres einbrechende Hungersnoth führte ihr eine Menge Hülfsbedürftiger zu, denen sie gern, so viel in ihren Kräften stand, Zuflucht, Obdach und Speise reichte. Ihre Lehre, die dem hartherzigen Reichthum alle Schuld des Unglücks beimaß, fand ungemein viel Anhang und störte, da alles herbeiströmte und seine Pflichten vergaß, die Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse. Die Obrigkeit ließ am 23. Januar 1817. bei Einbruch der Nacht, den Ort umringen und die Menge nach Lörrach abführen. Frau von Krüdener schrieb un-

term 14. Februar an den badenschen Minister, Herrn v. Bergheim, worin sie die Lage des armen Volks schilderte und ihre Absichten und Bestrebungen mittheilte, die neben Erleichterung des Elends nur darauf gerichtet seyen, Liebe zu Gott und Nachfolge des Erlösers in den Herzen der Menschen zu verbreiten, innige Liebe selbst unter einander zu lehren und das Reich des Herrn immer mehr zu gründen, dessen Zukunft nahe sey und die Menschen mahne, sich zu entsündigen. Diesem höhern Gebot Gottes, sich der Hülflosen anzunehmen, müsse sie, durch die Wüste der Civilisation wandernd, bereit seyn, ihr Leben zu opfern. In der Mitte Mai's begann Frau v. Krüdener ihre Wanderung; sie ließ ein Schreiben an die Armen kurz vor ihrer Abreise durch die benachbarten Cantone verbreiten, „Arbeiten ohne göttlichen Segen helfe nichts — man solle sich bessern und unverzagt bleiben in aller Noth der Heimsuchung." — Außerdem wollte sie durch eine eigne Zeitung die Armen retten und trösten, die Reichen erwecken und große Wirkungen in den Gemüthern erzeugen. — Sie erschien unter dem Titel: „Zeitung für die Armen" mit der Bemerkung: „die Armen erhalten diese Zeitung umsonst, theilen sie gegen Speise den Reichen mit und beten für diese." Es ist aber nur ein Blatt erschienen, vom 5. Mai 1817; als Motto ist die Stelle aus Jesai. C. 61. v. 1—3 vorgesetzt. In einer Einleitung machte sie, die Armen tröstend, auf das Reich Gottes und Christi aufmerksam und kündigte die Strafgerichte, die demselben vorhergehen würden, an. Nun zog sie in Begleitung ihrer Gehülfen durch Stadt und Land, unter dem größten Zuströmen der gemeinen Volksclasse besonders, wo sie oft mehr als 3000 Menschen umgaben. Sie ging nach Warmbach gegen Aargau. Die Polizeibehörden verstatteten ihr nirgends Aufenthalt. Von dem auf solothurnschen Gebiet gelegenen Dorfe Erlesbach, das sie ebenfalls verlassen mußte, begab sie sich in der Mitte des Juni nach Lucern in eine abgelegene ländliche Villa des Weinhändlers Büllinger, wo ebenfalls von Morgen bis Abend auf allen Seiten Schwärmer und Schaaren von Jung und Alt sich einfanden, ihren begeisterten Reden zuzuhören. Aber auch hier wurde sie zu Ende Juni von der Polizei mit Gewalt vertrieben, das Landhaus um Mitternacht mit Soldaten und Landjägern umstellt, alle Männer, Weiber und Kinder, die sich gerade im Hause befanden, im Schlaf aufgegriffen und weggeführt, Frau v.

Krüdener geweckt, ihr der Befehl zur Abreise vorgelesen und sie sogleich auf der Straße nach Zürich abgeführt, wo sie vom 3—6. Juli unter polizeilicher Aufsicht blieb. Von da nach dem badenschen Dorfe Lottstetten bei Schafhausen gebracht, wendete sie sich dem letzten Orte zu, den sie aber, nach obrigkeitlichem Befehl, nach 3 Tagen wieder verlassen mußte, ebenso Dissenhofen. Sie ging wieder am 28. Juli Abends nach Randeck im badenschen Gebiet. Der Oberamtmann in Radolphszell ließ ihr, sobald er ihre Ankunft erfahren, sogleich melden, daß sie dort nicht bleiben könne; auch in Petershausen bei Constanz wurde ihr nur ein Aufenthalt von 24 Stunden gestattet. Am 1. Aug. wurde sie, als sie sich von Hub im Canton Thurgau nach St. Gallen und Appenzell wenden wollte, bedeutet, daß sie nur den Weg nach Deutschland frei habe. Nach einem kurzen Aufenthalte in Arbon sollte sie ein sanct-gallischer Polizeiofficiant über den Rhein nach Deutschland bringen. Als er am 18. August mit ihr an der Rheinfähre zu St. Margarethe ankam, erschien der kaiserl. österreich. Oberbeamte von Höchst und zeigte einen strengen Befehl der Landesverwaltung von Inspruck vor, daß weder der Frau v. Krüdener selbst noch irgend jemandem ihres Gefolges gestattet sey, den österreich. Boden zu betreten. Sie wurde nun wieder nach Arbon und Constanz gebracht. Den 22. August erschien sie wieder in der Nähe von Schafhausen und wurde von dem Oberamtmann in Andelfingen, durch 6 Landjäger bei Rheinau über den Rhein gebracht, über den sie nun nicht wieder zurückkam. Sie zog sich jetzt auf die Höhe des Schwarzwaldes zurück und ging durch denselben nach dem Oberrhein; aber auch hier wurde sie von den franz. Behörden des Elsaß zurückgewiesen. Die badenschen Beamten sendeten sie wieder nach Freiburg, während von Seiten der Regierung beschlossen wurde, sie nach Norden zu schicken. Man beschleunigte ihre Abreise und trennte Empeytas und Lachenal von ihr, so wie einen Theil der sie begleitenden Dienerschaft. Sie wurde von der Polizei von Stadt zu Stadt begleitet. Aus den Händen der badenschen Polizei übernahm sie die würtembergische und übergab sie dann der bairischen, die sie durch Franken nach Sachsen begleitete. Einige Tage verweilte sie bei der Brüdergemeinde in Neudietendorf. Oft war sie wegen Mangel an Reisegeld in sehr großer Verlegenheit, da sie die Wechsel nicht erwarten konnte. So kam sie in der Mitte Dec. (1817) nach

Leipzig; man erlaubte ihr hier, einige Tage auszuruhen, theils wegen ihrer Gesundheit, theils um Wechsel und die Zurückkunft ihres Schwiegersohnes, des Cammerherrn v. Bergheim, von Moskau zu erwarten. In Leipzig wurde sie anfangs von Bekannten und Freunden oft besucht, aber bald Wache vor ihre Thür gestellt, und der Eintritt nur denen gestattet, die mit einer Polizeikarte versehen waren, endlich aber auch dies beschränkt. In der Mitte Januar 1818 wurde sie nach Eilenburg begleitet und einem königl. preuß. Polizei-Commissär übergeben, der sie über Frankfurt a. d. Oder nach Königsberg brachte. Ihr Wunsch, nach Dessau oder Berlin zu gehen, wurde nicht erfüllt. An allen Orten, wo sie durchging oder verweilte, war der Zudrang des Volks außerordentlich. Bei ihrer Ankunft an der russ. Grenze wurde ihr angedeutet, daß sie weder nach Moskau noch nach Petersburg kommen dürfte. Ihre Tochter durfte bei ihr bleiben, ihr Secretair Kellner und 9 andere Personen ihrer Begleitung wurden von ihr getrennt und auf die preuß. Grenze zurückgebracht; doch soll letzter Befehl bald darauf wieder zurückgenommen worden seyn. Sie lebte mit jenen Personen auf dem Gute ihres Bruders, des Geheimen-Raths v. Vietinghoff zu Jungfernhof in der Nähe von Riga. Nach öffentlichen Blättern, setzte sie in Rußland ihre geistlichen Predigten und Reden fort — und verkündigte schwere und leidensvolle Zeiten. Besonders soll sie vor dem 14. Januar 1819, als einem sehr bedeutungsvollen Tage, gewarnet und die Idee gehabt haben, ein Kloster für reuige Sünderinnen (filles repenties) zu stiften, auch mit der Idee umgegangen seyn, eine Gemeinde nach ihren religiösen Grundsätzen am Caucasus zu gründen. Auch wollte sie in einem neuen Roman le solitaire converti ihre Bekehrungsgeschichte und das ganze System der von ihre beabsichtigten Reformen enthüllen. In neuerer Zeit soll sie sich in Petersburg aufgehalten haben. Die Betstunden der Frau v. Krüdener, die im Hause der Fürstin Gallizin gehalten wurden, hatte bei einem Auditorium aus den niedern Ständen das Gepräge von Einfachheit und Religiosität, doch soll Frau v. Krüdener nie selbst Theil genommen haben. Mademoiselle Maurer, eine junge, an Bildung und Religiosität reiche Schweizerin, und, während ihrer Krankheit, der Schwiegersohn der Frau v. Krüdener, verrichteten, nach vorhergegangenem Gesang der Versammlung, im Geist der römischen Kirche

das Gebet, an dem alle Anwesenden knieend Theil nahmen, und dessen Tendenz die Selbsterkenntniß des Sünders, die Bitte um Vergebung der Sünden, die Fürbitte für den Kaiser und sein Haus, für die von den Türken sich freimachenden Griechen u. s. w. war, dann folgte ein Gebet zu der Jungfrau Maria, und ein kurzer Gesang beschloß die Betstunde. Personen vornehmen Standes unterhielten sich gewöhnlich selbst mit Frau v. Krüdener in den hintern Zimmern über religiöse Gegenstände; in den Vorzimmern wurden Arme, deren sich immer eine reichliche Zahl einfand, gespeist, Leidende getröstet und unterstützt. Allein es wurde bald darauf ihr auf Befehl des Kaisers ihre nothwendige Entfernung angekündigt. Im Juni 1824 begab sie sich, deren Tochter, Schwiegersohn, jene Fürstin Gallizin und die Gräfin Jakschin mit zahlreichem Gefolge, meistens aus Deutschen, vorzüglich Schweizern bestehend, worunter Handwerker aller Gattungen waren, zu Schiffe nach Feodasia in der Krimm und wendeten sich kurz darauf nach Karasubasar, einer in anmuthiger Gegend der Krimm liegenden beträchtlichen Stadt, wo die Fürstin ein ½ Werst davon entlegenes Gut zu kaufen gedachte, wegen des hohen Preises aber sich einstweilen in das herrschaftliche Wohngebäude daselbst einmiethete. Die genannte Gesellschaft ritt täglich auf Eseln aus, wobei die Damen in Mannsüberröcken gekleidet waren. Sie vermieden allen Verkehr mit der Stadt; auch eröffnete Frau v. K. ihre gewohnten Versammlungen nicht, wahrscheinlich durch ihre zu Anfang des Herbstes eintretende Krankheit verhindert. Sie litt schon früh am innern Krebs, der sie jetzt mit den heftigsten Schmerzen peinigte. Zwar ließ die Fürstin G. einst den dasigen Stadtarzt zur Hülfe rufen, verbot aber nachher dessen Besuche mit der Erklärung: es habe ihre Freundin in einer ihrer täglichen Unterhaltungen mit Gott erfahren, daß Menschenhülfe jetzt vergebens sey. Frau v. K. ward täglich schwächer und soll mit großer Fassung einen schmerzvollen Tod bestanden haben. Während dieser Zeit hatte die Fürstin G. 30 Werste von Karasubasar, auf den südlichen Bergen ein Gut gekauft, wo sie ein Wohnhaus erbauen und ihrer verstorbenen Freundin, — deren Leichnam, mit Bewilligung der dasigen catholischen Geistlichkeit, einstweilen in der Capelle des verstorbenen General Schütz beigesetzt worden war — ein Begräbniß und Denkmal errichten will. Das Gefolge hat sich indeß, aus Mangel an Wohnun-

gen, die in tatarischen Bauernhütten bestanden, deren Fenster nur mit Papier bezogen sind, an Lebensmitteln und sonstiger Bequemlichkeit, allmälig zerstreut. So endete Leben und Wirken einer Frau, die als gutmüthige Schwärmerin betrachtet — dahin die so große Reizbarkeit ihrer Gefühle und frühern Lebensweise und Schicksale leicht führen konnten — ein warnendes Beispiel gibt, wie auch die besten Absichten nicht vor Verirrungen schützen und das wärmste Gefühl für die erhabensten Gegenstände, die Religion und die Sache der Menschheit, ohne Leitung des Verstandes und der Vernunft, in Mysticismus ausarten, und auf die Ordnung des bürgerlichen Lebens störend einwirken kann. Ihre Schriften: Valerie ou Lettres de Gustave de Linar à Erneste de G. — Paris 1804, 2 V. in 12. 2. Aufl. 1804. 12. 3. Aufl. Paris 1804. 12. — Uebersetz. davon: Valerie od. Briefe Gustav's v. Linar an Ernst v. G., ein Seitenstück zur Delphine. A. d. Franz. übers. m. Kpf. u. Vign. Leipz. 1804. 8. 2 Bd. (v. Dorothea Schlegel und Helm v. Chezy, die d. 2. Bd. übers.) Eine andere Uebersetz. v. G. F. Müller. Hamb. 1804. 8. — Le Camp de Vertus, à Paris chez le Normant. 1814. — Lettre de Mad. la B. de K. à Mr. de Bergheim, Ministre de l'Inter. à Carlsruhe. 1817. — Zeitung für die Armen. Nr. 1. 5. Mai 1817. — Erster Posaunenschall an das Volk Gottes, Schafhausen, 1817. 8. — Der lebendige Glaube des Evangeliums, 1818. 8. — Auff. in d. Zeitschwingen J. 1818. Nr. 2. Briefe an einen jungen Gelehrten, von jüdischer Geburt, aber zur catholisch. Kirche übergetreten, der sich mit Uebers. der heil. Schrift beschäftigte. — Eine Menge Schriften über sie, wovon als die vorzüglichsten hier nur, außer den Journalen, erwähnt werden: Fr. v. Krüdener in der Schweiz, Helvetien, 1817. — Die Zeitschwingen 1818. Nr. 16. u. 19. — Ihre Biographie in d. Zeitgenossen X. S. 105 - 176. — Fr. v. Krüdener geschildt. v. Meisel. — Erinnerungsbll. — Conversations-Lex. Supl. I. 416 f. — Brescius u. Seiler, Beiträge zu einer Characteristik d. Fr. v. Krüdener, Berlin 1818. ꝛc. — Gespräch unter vier Augen, mit Fr. v. Krüdener gehalten, als Neujahrsgeschenk für gläubige und ungläubige Seelen, v. Prof. Krug, Leipz. 1818. 8. — Auff. — über den Mysticismus u. d. Fr. v. Krüdener, im Anz. d. Deutſ. 1821. Nr. 324. — Auff. Meusel XVIII. 443. — Schindels Schriftstellerinnen-Lexicon, daraus das hier Mitgetheilte, meist Auszug aus den Zeit-

genossen, mit wenigen Zusätzen entlehnt worden ist. — Ihr Bildniß in Bergs Mode-Zeit. — Nach Bardun von Junge und Meyer in der Zeit. für die eleg. Welt. 1818. — Von Rosmäler d. J. in d. Bildn. berühmter Menschen u. s. w. Nr. 78. (Zwickau).

Dr. Georg Friedrich Kummer,

practischer Arzt zu Leipzig.

geb. den 14. Juli 1791. gest. den 16. December 1824.

Er war ein Sohn des rühmlich bekannten Buchhändlers zu Leipzig, Paul Gotthelf Kummer. Die Mutter verlor er frühzeitig; er besuchte vom 12. Jahre an, nachdem er häuslichen Unterricht genossen hatte, die Thomasschule, womit er den Privatunterricht bei Weigel verband. Bei dem Apotheker Fischer, einem Verwandten zu Colditz, erlernte er die Pharmacie und studirte dann, seit 1808 inscribirt, in Leipzig die Medicin in ihrem weitesten Umfange mit dem emsigsten Fleiße. Zur Zeit der Lazarethfieber 1813 war er ein thätiger Gehülfe und ward selbst kaum von dieser Krankheit wieder errettet. Unter Knoblauchs Anleitung bekräftigte sich seine Praxis und im J. 1819, nachdem er die Inauguraldissertation De pteri steatomati annotationes nonnullae hatte drucken lassen, und nach gehaltener Disputation nahm er die Doctorwürde an und versprach der Welt in vorzüglichem Grade nützlich zu werden, wofern er ihr nicht so früh entzogen worden wäre. Mit ihm ist viel Gelehrsamkeit zu Grabe gegangen. Er verstand vollkommen Latein, Griechisch, Französisch und Englisch, und außer seinen Kenntnissen in der Medicin, Botanik und Chemie, war er in der Mathematik, Astronomie, Geschichte, Geographie und Mythologie so bewandert, daß er füglich darin hätte Unterricht ertheilen können. Es kostete ihm diese Fülle von Kenntnissen auch sein Leben, denn dies bestand nur im Studiren; Erholungen und Ergötzlichkeiten kannte er gar nicht. Er hat geschrieben: Georget über die Physiologie des Nervensystems und besonders des Gehirns rc. aus dem Französischen übersetzt. — Uebersetzung und Bearbeitung von Reichards medicinischer Botanik, mit An-

merkungen von ihm und Dr. Kunze, (mit dem er auch das Register zu der vom Prof. Dr. Puchelt bearbeiteten neuen fortgesetzten Literatur der Medicin von Ersch gefertigt hat) davon 1824 der 1. Band erschien, während des Drucks vom 2. Bande starb er. — Er war das 4. erwachsene Kind, dessen frühen Tod der Vater betrauert.

Carl Friedrich Roch,

Kaufmann zu Dresden.

geb. den 25. December 1761. gest. den 16. December 1824.

Er hatte mehrere Jahre in Dresden, seiner Geburtsstadt, den Ausschnitthandel betrieben, stand nachher einige Jahre einer Glashütte zu Heidelberg bei Freiberg als Inspector vor und privatisirte zuletzt wieder in Dresden, wo er am gedachten Tage starb. Im Drucke sind von ihm, ohne Nennung seines Namens, folgende Schriften erschienen: Compendiöse Chronik unserer Zeit, oder Auswahl denkwürdiger Weltbegebenheiten der Gegenwart, nebst Miscellen. 1. Jahrgang. 1.—4. Bändchen. Leipzig 1821. gr. 8. mit Kupfern. 2. Jahrg. 1. Bdchn. ebend. 1823. m. Kpfrn. — Hand- oder Taschenbuch für den Kauf- und Geschäftsmann und für den mit Posten Reisenden und Correspondirenden, als ein Bedürfniß der Zeit nützlich und bequem, oder: Kurze und deutliche Uebersicht der Postverfassung im Königreiche Sachsen, nach der neuesten Bestimmung, nebst andern zur Nachweisung auf Reisen und im Geschäftsgang nöthigen und nützlichen Gegenständen, aus zuverlässigen Quellen, von C. F. R***. Meißen 1824. gr. 8. 2. verb. und verm. Aufl. Dresd. 1824.

Johann Arnold Kanne,

Professor der orientalischen Literatur zu Erlangen.

geb. im Mai 1773. gest. den 17. December 1824.

Zu Detmold, seinem Geburtsorte, lebte der Vater bei einem guten Auskommen, frommen Sinnes. Der leb-

hafte Knabe durchwanderte mehrere Schulen und ward, da er einem strengen Lehrer entlaufen war, in die Dorfschule zu Heidenoldendorf geschickt, deren wackerer Schulmeister Wilhelm Begemann von dem Knaben sehr verehrt wurde. Dessen Bruder Philipp Begemann gab ihm Unterricht in lateinischer Sprache und veranlaßte den von Vater und Sohn rasch gebilligten Entschluß zu studiren, nachdem er das Gymnasium mehrmals und zwar unter dem Conrector Dreves und dem gelehrten Rector Köler mit Nutzen besucht hatte. Besonders rühmte er, daß der Prediger Ludwig Passavant den heilsamsten Eindruck in seinem nun sich zu christlicher Frömmigkeit hinneigenden Herzen hinterlassen habe, zumal sich dieser oft seiner wieder angenommen, wenn er manche religiöse innere Kämpfe zu bestehen gehabt hätte. Schon damals ermunterte ihn Köler zu schriftstellerischer Arbeit, nämlich den äußerst verdorbenen Text von Varro's Buche de lingua latina wieder herzustellen; und einige von ihm versuchte Verbesserungen wurden, zu Anregung seines Ehrgeizes, selbst dem berühmten Heyne zugesendet. Aber diese Bestrebungen hielt er bald darauf für sündlich und sehnte sich nach höheren Erleuchtungen; denn Christi Nachfolger seyn und den Wissenschaften leben hieß mehrmals bei ihm, zween Herren dienen; mit dem Eifer für Wissenschaften erkalte auch die Liebe zu Christo. In Göttingen, wo er Theologie studiren wollte, hörte er Eichhorns Erläuterungen über das erste Buch Moses und dies verleidete ihm das Studium der Theologie und er meinte rücksichtlich seines academischen Aufenthaltes, daß das wissenschaftliche Leben alle Religiosität in ihm erstickt habe. Damals arbeitete er auch an einer Ausgabe von Conons Erzählungen und an einer Mythologie ꝛc. Die Promotion gab er hier, so wie auf Anrathen Heynes wegen seiner Jugend und mit ihr auch den Vorsatz auf, hier Vorlesungen zu halten. Er eilte nach Leipzig, bald darauf nach Halle, wo er als Lehrer angestellt wurde, und endlich nach Berlin. Die Aeltern waren gestorben, das väterliche Vermögen, bei welchem er bevortheilt worden, war aufgezehrt und nichts wollte ihm gelingen. Manch' fertiges Manuscript hatte er liegen, aber kaum Salz zum Brot; doch merkte man dem Verfasser der „Blätter von Aleph bis Cuph, der kleinen Handreise, der Geschichte des Zwillings a Pede oder meines Stiefels Ehrlichs" bei Witz und Scherz die Noth

nicht an, welche der Jammer= und Kreuzritter erlitt. In drückenden Lagen fühlte er sich wieder zu Gott hingezogen, doch sey es nicht von langer Dauer gewesen. Auch in Jena hielt er sich eine kurze Zeit als privatisirender Gelehrter auf. Anfangs 1805 kam er mit zwei Manuscripten (Gianetta oder das Wundermädchen Roms, ein Roman, und der Zwilling a Pede), losgekauft aus österreichischen Kriegsdiensten, nach Würzburg und schrieb daselbst: „Mythologie der Griechen," bei Breitkopf und Härtel in Leipzig verlegt und gut bezahlt. Bei Anfang des zweiten Theils dieses Buchs aber versicherte er, daß ihm beim Lesen des alten Testaments ein neues Licht mit einem Schlage aufgegangen sey, und er schrieb mit glühendem Eifer: „erste Urkunden der Geschichte;" aber die Leipziger Censur ließ ein Buch nicht durch, welches die Geschichte des ersten Buchs Moses als bloße Idee aufstellte und das Christenthum angriff. Mit Schulden, ohne Aussicht, entzweit mit dem äußern Leben, wanderte er nach Leipzig und bot dort dem Herzog August von Gotha mit Berufung auf Jean Paul diesen seinen neuen Fund zu fürstlicher Unterstützung an; dieser ließ ihm jedoch wortspielend antworten: „der Richter soll hier Richter seyn." In Jena traf er den von ihm sehr verehrten Professor J. J. Wagner aus Würzburg, konnte aber seine „Urkunden" nicht, und endlich nur durch Jean Paul bei dem Buchhändler Lübeck in Baireuth für das geringe Honorar von 120 Rthlr. zum Druck befördern. Für den Roman Gianetta erhielt er kaum ein paar Laubthaler in Baireuth und konnte seine Schulden noch nicht tilgen. Statt sich um einen ihm angemessenen Posten zu bemühen, nahm er in Berlin preußische Kriegsdienste im Sommer 1806, ward französischer Kriegsgefangener und erlitt das bitterste Elend. Endlich entrann er bei Wach, da der Marsch durch ein Holz ging, hatte aber mit Blöße des Körpers und bitterer Kälte zu kämpfen, half sich durch Erdichtungen aus den Händen der Darmstädter und kam als Bettler nach Meiningen, wo er einige Jahre vorher mit dem Herzoge spaziren gefahren war. Endlich nahm er mit mehreren Preußen in Hildburghausen österreichische Kriegsdienste, ward aber auf dem Marsche nach Eger so angreifend von Krankheit heimgesucht und dabei gehöhnt, daß er fast erlegen wäre. Dazu kam noch endlich das kalte Fieber, das ihn viermal in das Spital zu Linz brachte,

dabei er sich als trotzig und von Gott abgewendet darstellt, der selbst eines Traumes nicht geachtet habe, den er vor 3 Jahren gehabt hätte und welchem zu Folge er in diesem Jahr, gerade zu dieser Zeit hätte sterben müssen. Auch die Bücher, die ihm ein mährischer Bruder brachte, darunter eins von Eckartshausen war, wollten ihn nicht erweichen; doch ward er durch seines Freundes, Adolph Wagner zu Leipzig, edelmüthige Verwendung an Jean Paul und von diesem an den Präsidenten Jacobi in München, für 160 fl. losgekauft. Mit gutem Reisegelde versehen kam er nach Baireuth, wo ihm sein Buchhändler theilnehmend noch 100 fl. auszahlte, und eilte zu Jean Paul. Hier sollte er Henriette Herold aus Hof, die er in Rudolstadt gekannt und geliebt hatte, wieder sehen und war in Kurzem ihr Bräutigam; doch noch fehlte es an einer Anstellung. In Göttingen war das Bemühen darnach vergeblich und schon hatte er Hoffnung, als Professor nach Moskau zu kommen, da berief ihn 1809 Jacobi als Professor der Geschichte am Realinstitut zu Nürnberg. Damals hatte er: „Pantheum, oder die Religion aller Völker," bald darauf: „Chronik, oder die Geschichte des Gottmenschen," geschrieben, erklärte diese Schriften aber selbst späterhin für antichristlich. Zu jener Zeit verehelichte er sich, in der Ueberzeugung, dies sey nöthig gewesen, um etwas besseres aus ihm zu machen. Es bemächtigte sich seiner eine große Unruhe, die ihn selbst mit den gutmüthigen Collegen Schubert, Pfaff und Schweigger in keiner Harmonie leben ließ. Zu dieser Zeit beendigte er sein „Panglossum, oder ein System aller Sprachen," nach welchem alle Sprachen von einer einzigen ausgegangen seyn sollen; indeß seine Bitte an Kaiser Alexander, sein Vorhaben zu begünstigen, blieb ohne Erwiederung. Von dieser Zeit an schildert er seinen Zustand immer kläglicher und finsterer, bis denn endlich die reine gläubige Erkenntniß den Durchbruch gewonnen habe, bei welcher neuen Erweckung ihm ein eifriger Christ, der sogenannte Rosenbeck, Burger zu Nürnberg, ein Schüler des berühmten Mechanikus und Predigers Hahn, durch religiöse Schriften und mündliche Erbauungen behülflich gewesen sey. (Wen nach dem Einzelnen dieser Erzählung verlangt, der lese sie in dem Bruchstück aus seinem Leben, welches er als Anhang dem ersten Bande seines Buchs: Leben und aus dem Leben rc. beigefügt hat und wovon dies ein kurzer

Auszug ist). — Im J. 1817 erhielt er die Professur der Philologie am Gymnasium zu Nürnberg und seit 1818 ward er Professor der orientalischen Literatur zu Erlangen. Dort lebte er in den spätern Jahren bis zu seinem Ende sehr eingezogen und abgeschieden und hat, nach dem Zeugnisse seiner Befreundeten, durch Vertilgung mehrerer Papiere die Lieferung einer vollständigen Biographie dieses Sonderlings unmöglich gemacht. Schließlich folge ein Verzeichniß seiner Schriften: Cononis narrationes quinquaginta ex Photii Bibliotheca edidit et adnotationibus illustravit. Praefixa est epistola ad Heynium. Adjectum Chr. G. Heynii spicilegium observationum. Goettingae ap. Dietrich. 1798. 8. — Anthologia minor sive florilegium epigrammatum Graecorum ex anthologia Planudea et Brunckii analectis selectorum etc. Halae ap. Gebauer 1800. adjectis versionibus Latinis Hugonis Grotii. Halae 1799. 8. maj. — Analecta philologica. Lipsiae ap. Richter. 1803. — Blätter von Aleph bis Kuph, von Walther Bergius. Leipzig bei Rabenhorst 1803. — Kleine Handreise von Walther Bergius. Penig bei Dienemann 1803. 8. — Blepsidemus oder Nicolai's literärischer Liebesbrief. Ein Drama in 5 Aufzügen. Leipzig bei Rabenhorst 1803. 8. — Ueber die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache. Leipzig bei Rein 1804. 8. Neue Darstellung der Mythologie der Griechen und Römer. Leipzig 1805. 8. — Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie. Mit einer Vorrede von Jean Paul. Baireuth bei Lübeck 1808. 2 Bde. 8. 2. Aufl. Hof 1815. — Gianetta, das Wundermädchen Roms. ebend. 1809. 8. — Comoedia humana oder Blepsidemus Hochzeit und Kindtaufe. Ein Lustspiel in 2 Acten. ebd. 1811. 8. — Geschichte des Zwillings a pede von Johannes Author. Nürnberg bei Schrag 1811. 8. — Pantheum der ältesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker. Tübingen bei Cotta 1811. gr. 8. — System der indischen Mythe, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen. Nebst einer Uebersicht des mythischen Systems, als Beilage an den Verfasser, von Adolph Wagner. Leipz. b. Weygand 1813. 8. — Zwanzig kritische Paragraphen und historische Noten zum Text der Zeit, von Anton von Preußen. ebend. 1814. 8. — Germanische Trümmern in de la Motte Fouque's und W. Neumanns Musen 1813 oder 1814. — Lappalien oder gekrönte

Preißschriften. Leipz. b. Weygand 1814. 8. — Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Christi und für dasselbe. 2 Thle. Nürnberg b. Monath und Kußler 1815 u. 17. 8. 3. Th. 1822. — Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen. 2 Thle. Bamberg und Leipzig b. Kunz 1816 u. 17. — Sämundis Führungen. Ein Roman aus der Geschichte der freien Männer. Nürnberg bei Riegel und Wießner 1816. 8. — Matthes Weyers geistreiche mündliche Sprüche, das inwendige Christenthum betreffend. Neu bearbeitet. ebend. 1817. 8. — Worte der Warnung, nebst gelegenheitlichen Schriftauslegungen, veranlaßt durch die irrlehrenden Anmerkungen des Hrn. Nic. Funk zur privilegirten neuen Altonaer Bibel. 2. Aufl. ebend. 1817. — Romane aus der Christenwelt aller Zeiten. 1. Th. ebend. 1817. 8. — Laß dir nicht Eyer für Münze geben. — Ueber den Stammbaum der fränkischen Könige. Beide, wie noch einige, im deutschen Unterhaltungsblatte. Nürnb. b. Campe 1817. — Christus im alten Testament. Untersuchungen über die Vorbilder und Messianischen Stellen. 2 Thle. ebend. 1818. 8. — Prolusio academica de vocabulorum enantiosemia sive observationum de confusione in linguis babylonicis specimen I. Norimbergae 1819. 8. — Biblische Untersuchungen oder Auslegungen mit und ohne Polemik. 2 Thle. Erlangen 1819 u. 20. 8. — Ein Recensent und noch einer. Nürnb. 1820. 8. — Die goldnen Aerse der Philister. Eine antiquarische Untersuchung. Nürnberg 1821. gr. 8. — Zwei Beiträge zur Geschichte der Finsterniß in der Reformationszeit, oder Phil. Camerarius Schicksale in Italien, nach dessen eigener Handschrift und Ad. Clarenbachs Märtyrerthum. Frankf. a. M. 1822. 8. — Fortsetzung der Schriften: Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen ꝛc. und Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten ꝛc. Viel noch Ungedrucktes enthaltend. ebend. 1824. gr. 8. — Herausgeber von: Auserlesenen christlichen Liedern verschiedener Verfasser der ältern und neuern Zeit, nebst einem Anhang, enthaltend Lieder von Dr. M. Luther. Beide gesammelt von einer Freundin (der Frau Pfarrer Menke in Bremen). Erlangen in der Bibelanstalt 1818. 8. — Weissagungen und Verheißungen der Kirche Christi auf die letzten Zeiten der Heiden. Nach dem Werk des P. Lambert auszugsweise für Christen aller Confessionen bearbeitet und mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet von Jaschem (J. Fr. v. Meyer,

Senator in Frankfurt). Nürnberg bei Schrag 1818. — (Dieser Jaschem, nicht, wie eine Literaturzeitung sagt, Kanne, ist Herausgeber von Hamanns Golgatha und Scheblimini).

Freiherr Christoph Friedrich von Aretin,

königlich baierischer Cämmerer, Präsident des königlichen Appellationsgerichts für den Regenkreis, Abgeordneter zur Ständeversammlung des Königreichs, Ritter des Civil-Verdienstordens der baierischen Krone, so wie der philologisch-historischen Classe der Academie der Wissenschaften zu München und der königlichen Societät der Wissenschaften in Göttingen Mitglied.

geb. den 2. December 1773. gest. den 24. December 1824.

Ingolstadt ist sein Geburtsort, wo er sich, wie seine beiden ältern Brüder Adam und Georg, zwei ausgezeichnete Staatsmänner, von früher Jugend an durch Fleiß und Talente über seine Mitschüler erhob. Der Vater war Carl Albrecht Freiherr von Aretin, kurfürstlicher Oberlehncommissär. Christoph Aretin studirte zu Ingolstadt, wo er in die Illuminatengeschichte verflochten gewesen seyn soll, und zu Heidelberg, hörte bei dem jetzigen Geheimenrath v. Zentner privatissima und practicirte dann zu Wetzlar auf der Schreibstube bei dem damaligen Cammergerichtsassessor Freiherrn von Steigentesch. Im J. 1793 wurde er als kurfürstlicher Hofrath in München angestellt und im J. 1795 nach Wetzlar als Commissär zur Betreibung des Rechtsstreites gegen die Reichsstadt Nürnberg abgeordnet. Im J. 1799 wurde er zum Generallandesdirectionsrath der ersten Deputation in Landeshoheits- und fiscalischen Gegenständen ernannt. Unter seine literärischen Reisen gehört vorzüglich jene im J. 1801 nach Paris, wo er mit den besten Gelehrten des französischen Nationalinstituts in Bekanntschaft und Verbindung trat. Im J. 1802 wurde er, bei Verbindung der kurfürstlichen Hofbibliothek mit der Academie der Wissenschaften, Aufseher der historischen Fächer an derselben. Mit dem J. 1803 wurde er Oberhofbibliothekar und erhielt den Character eines Directors zu München, auch gelangte er 1804 zur Stelle eines Vice-

präsidenten der Academie der Wissenschaften, 1807 das Secretariat der 1. Classe der dortigen Academie der Wiss. und 1809 das Ritterkreuz, verließ aber jene Aemter 1811, wo er dem Rufe als erster Director des Appellationsgerichts zu Neuburg an der Donau folgte, zu dessen Vicepräsidenten er 1813 befördert wurde. Im J. 1819 war er Landstand bei der baier. Stände-Versammlung zu München und Redacteur der Landtagszeitung. Sein Eifer, seine Thätigkeit auch in den nachfolgenden Aemtern waren unermüdlich. In Angelegenheiten des baierischen Creditvereins nach München berufen, opferte er sich auf, da er ihn, den er zuerst angeregt, auch möglichst zu fördern suchte und zahllose Schwierigkeiten und Anfeindungen von selbst talentvollen Widersachern glücklich überwand. Die Leidenschaftlichkeit aber, mit welcher er 1809 und 1810 gegen die protestantischen Gelehrten kämpfte, welche sein König nach München berufen und 1815 und 1816 in der Allemannia Norddeutschland mit der Feder bekriegte, konnte bei Freunden des Rechten und Wahren keine Billigung finden, mißfiel auch seinem Hofe, daher er von München nach Neuburg versetzt wurde. Merkwürdig ist die Ruhe und Besonnenheit, mit welcher er starb. Um Mitternacht war er noch mit testamentarischen Verfügungen beschäftigt. Als ihn der Arzt auf sein nahes Ende aufmerksam machte, ließ er einen Priester zu sich bitten und empfing die heiligen Sacramente mit der vollen Ergebung eines Christen in den Willen der göttlichen Vorsehung. Dann nahm er Abschied von allen seinen Kindern, bat sie um die Erfüllung seines letzten Wunsches, über seinen Tod sich nicht zu betrüben, verlangte hierauf ein Glas Wein, trank auf das Wohlseyn seines Königs und verschied bald hernach, an Verhärtungen des Unterleibs, die selbst der aus Berufspflicht zu früh aufgegebene Gebrauch des Marienbades nicht mehr heben konnte. Das Vaterland verlor an ihm viel. — Seine zahlreichen Schriften findet man in v. Baaders gelehrten Baiern, in Meusels gelehrten Deutschland so wie im Conversationslexicon genau verzeichnet.

Register.

Seite

Berichtigung.

Daß der verdienstvolle Herr Dr. A. W. Rehberg, k. hannöv. geh. Cabinetsrath ꝛc. zu Hannover nicht, wie öffentliche Blätter damals angekündigt hatten, und aus ihnen in den I. Jahrgang des N. Nekrologs d. D. aufgenommen worden, im J. 1823 gestorben sey, sondern sich wahrscheinlich annoch am Leben befinde, wird hierdurch gern berichtigt und die frühere Anzeige hiemit widerrufen.

Druckfehler:

Pag. 1173 und 1174 steht mehrmals, so wie auch im Titel, von Lange statt von Langer.







	DATE DUE		

